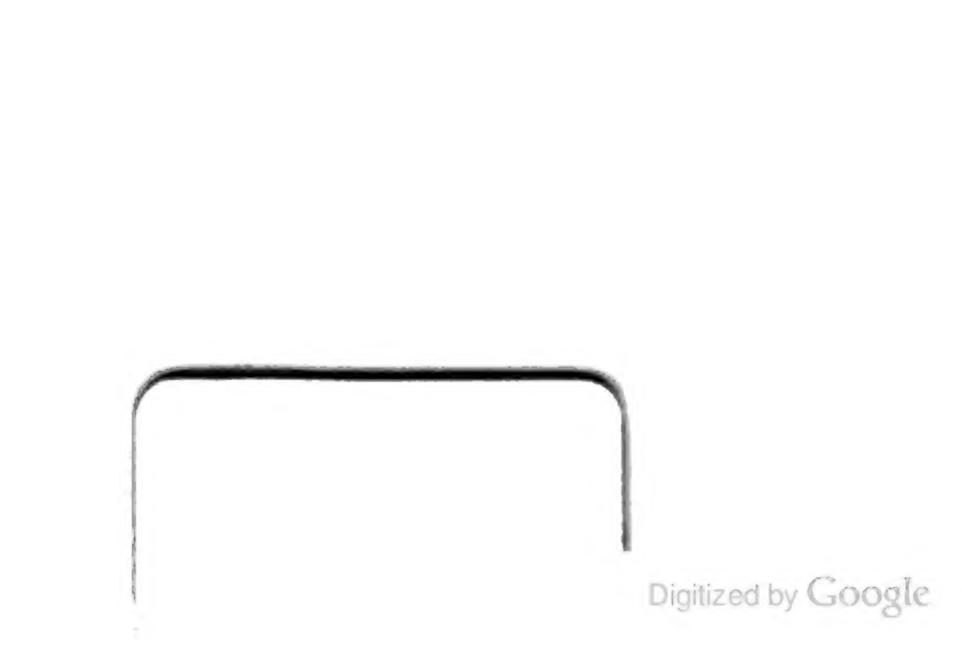
DIE ZEUGEN DER WAHRHEIT: BD. DAS LEBEN JESU UND DER ALTEN ZEUGEN BIS ZUM FRIEDEN...




ANNEX





Die

Zeugen der Wahrheit

Lebensbilder
zum evangelischen Kalender
auf alle Tage des Jahres.

Herausgegeben
von
Dr. Ferdinand Piper.

Erster Band.

Das Leben Jesu und der alten Zeugen bis zum Frieden
der Kirchen im römischen Reich.

Verlag von Bernhard Tauchnitz
Leipzig 1874.

Vorrede.

Dieses Werk umfaßt die Lebensbilder insgesammt, in revidirter Gestalt und geschichtlicher Folge, zu deren Herstellung und Einführung das Evangelische Jahrbuch in 21 Jahrgängen von 1850 bis 1870 erschienen ist [1]).

Um den Standpunkt und den Gang des Unternehmens näher zu bezeichnen, folgen hier, abgekürzt, die Vorreden des ersten und letzten Jahrgangs.

Vorrede des ersten Jahrgangs des Evang. Kalenders, für 1850.

Das vorliegende Jahrbuch bietet den evangelischen Gemeinden einen „Kalender" im altkirchlichen Sinn und zwar ein Verzeichniß christlicher „Wahrheitszeugen" [2]) in der reformatorischen Bedeutung des Worts, nebst einer Anzahl Lebensbilder dieser Zeugen dar.

Es wird dadurch beabsichtigt, die lebenvollen Erinnerungen der kirchlichen Vergangenheit in die Gegenwart zu verpflanzen: es sollen nächst dem Worte Gottes, wie es seit der Reformation Eigenthum des christlichen Volks evangelischen Bekenntnisses geworden ist, demselben auch die Thaten des Herrn in der Geschichte der Kirche, die Erweisungen seines Geistes in den von ihm gesendeten und erleuchteten Zeugen durch die ganze Reihenfolge seit dem ersten Pfingstfeste angeeignet werden. Diese Aneignung erscheint als eine alte Schuld, welche die protestantische Wissenschaft abzutragen hat, — die freilich zu Zeiten mehr mit sich, als mit den Bedürfnissen und Ansprüchen der Gemeinde beschäftigt gewesen ist, obwohl sie keine höhere Aufgabe hat, als ihre Früchte für das Volk reifen zu lassen.

Vielleicht geben diese und die noch folgenden Mittheilungen auch den Dienern am göttlichen Wort Veranlassung, jene Erinnerungen, welche auf dem Grunde des Evangeliums ruhend, dasselbe bis an die Gegenwart fortsetzen, mehr als gewöhnlich geschieht, in den Unterricht und die Predigt zu verweben, — nicht als Ziel der Andacht, aber als

---

1) Der erste Jahrgang, in erster Auflage, und der 21. Jahrgang bei dem Verleger dieser Gesammtausgabe. Die ersten Jahrgänge sind vergriffen.

2) Von diesem Wort, als Grundbegriff für den evangelischen Kalender, nach biblischem, altkirchlichem und reformatorischem Gebrauch, s. jetzt den Aufsatz: über die Construction des verb. evang. Kalenders, Evang. Kalender für 1870. S. 31 f. 36. (Zusatz von 1873).

Mittel der Erbauung. Offenbar kann die Anschaulichkeit wie die Eindringlichkeit der Verkündigung nur gewinnen, wenn sie für die Entwickelung des biblischen Gehalts nicht bloß auf psychologische Erklärung und individuelle Erfahrung sich beschränkt, sondern die Geschichte zu Hülfe nimmt: wenn sie die Thatsachen reden und die Personen Zeugniß ablegen läßt. Die personbildende Kraft des göttlichen Wortes erweiset sich ja da am mächtigsten, wo es von durchgebildeter christlicher Persönlichkeit getragen und in derselben angeschaut wird.

Indem aber der Kalender sammt den Lebensbildern der evangelischen Kirche dienen will, macht er natürlich nicht den Anspruch, auch andern christlichen Religionsparteien, namentlich dem katholischen Bekenntniß genug zu thun. Im Gegentheil, wir halten an dem Grundsatz, daß eine Frömmigkeit, welche gegen den Unterschied dieser Bekenntnisse sich gleichgültig verhält, keinen evangelischen Grund hat, und daß die Geschichte am wenigsten sich dazu hergiebt, einer solchen Denkweise Vorschub zu thun. Wir vertrauen aber auch, daß der wahre Friede zwischen den Confessionen um so mehr gesichert ist, je mehr jede in ihrer eigenthümlichen Auffassung der göttlichen Dinge sich vertieft. In diesem Sinn ist die Aufstellung eines eigenthümlich evangelischen Kalenders der katholischen Kirche gegenüber ein Friedenswerk. Denn es sind nicht wenige Personen in demselben verzeichnet, welche beiden Kirchen für Säulen gelten: ihre Betrachtung kann nur dazu dienen, die Verwandtschaft, den gemeinsamen Ursprung derselben in's Bewußtsein zu rufen[1]). Wenn aber die Namen anderer Zeugen den Unterschied beider Kirchen, auch früheren Zwiespalt vergegenwärtigen, wie das Evangelium hat zu Felde gelegen und seine Bekenner haben leiden müssen: so können doch selbst die Erinnerungen der letztern Art nicht etwa ein Gegenbild jenes blutigen Hasses erwecken; sondern auf unserer Seite nur darin bestärken, wie den eigenen Glauben in gutem Gewissen zu bewahren, so auch die Gewissensfreiheit der Andersglaubenden zu ehren, auf beiden Seiten aber als eine starke Warnung ertönen. Oder sollte die evangelische Kirche, um in zarter Schonung den Zeitgenossen diese Warnung und ihren eigenen Gliedern die Mahnung zur Nachfolge ihrer Glaubenshelden und Blutzeugen zu ersparen, das Gedächtniß dieser ihrer treuesten Zeugen treulos verleugnen?

Die Meinung überdies, als ob die Reihe der Kalendernamen beiden Kirchen bisher gemeinsam gewesen, so daß diese Gemeinschaft erst durch den Versuch, einen eigenthümlich evangelischen Kalender aufzustellen, gestört würde, ist durchaus irrthümlich. Es besteht seit Jahrhunderten ein Unterschied in den Namenreihen der protestantischen und katholischen Kalender: weshalb in den meisten Gebieten von Deutschland und der Schweiz die Kalender zwei Rubriken für die Namen,

[1]) Wenn gleichwohl die hier mitgetheilte Schilderung von Pauli Bekehrung (S. 427 ff.) eine eigenthümlich protestantische Färbung hat, so rechtfertigt sich dies dadurch, daß Paulus vorzugsweise der Apostel der evangelischen Kirche ist, wie die katholische vorzugsweise auf Petrus sich stützt.

eine protestantische und eine katholische haben [1]). Mithin wird das katholische Interesse gar nicht berührt, wenn in der protestantischen Rubrik an die Stelle der bisherigen eine verbesserte Namenreihe tritt.

Unter Bewahrung dessen aber, was wirklich gemeinsam ist zwischen beiden Kirchen, hat dieser verbesserte Kalender die Ursprünglichkeit und Allgemeinheit der evangelischen Kirche vor Augen zu stellen, — wie sie von den Aposteln her sich ausgebreitet hat durch alle Zeiten und Länder.

Nächst diesem kirchlichen Zweck ist aber auch ein nationales Interesse leitend gewesen sowohl in der Auswahl der Namen für den Kalender, indem vorzugsweise die Länder deutscher Zunge berücksichtigt sind, als in der Abfassung der Lebensbilder. Denn es ist für diese Länder als Regel angenommen, daß die Lebensbilder möglichst aus den Landeskirchen hervorgehn, denen die geschilderten Wahrheitszeugen selbst angehört haben, — während alle übrigen Biographien zu angemessener Vertheilung kommen. Dies auszuführen wird durch das Einverständniß und Zusammenwirken vieler trefflichen Männer in den deutschen und schweizerischen Landeskirchen möglich gemacht. . . . So läßt sich die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß die Sammlung von Lebensbildern zum evangelischen Kalender in wenig Jahren vollendet sein wird durch das Zusammenwirken von Männern des öffentlichen Vertrauens in den verschiedenen deutschen Landeskirchen, als ein Werk deutscher Eintracht. Und dies Zusammenwirken im Dienst der Kirche, wie es unter den mannichfachen kirchlichen Zerwürfnissen dieser Zeiten einen hellen Punkt darbietet, läßt vielleicht einen Gewinn hoffen auch in politischer Hinsicht für unser zerrissenes deutsches Vaterland. Möge die Gemeinschaft des Schaffens in freudiger Hingebung an das deutsche Volk ein Unterpfand sein für die Einigung seiner Stämme, und die Frucht dieses Schaffens, die Erweckung des Bewußtseins einer gemeinsamen heiligen Geschichte, diese nationale Einigung auf unwandelbarer Grundlage befestigen!

Berlin, den 20. December 1849.

Vorrede des letzten Jahrgangs des Evang. Kalenders, für 1870.

Mit dem vorliegenden Jahrgang gelangt das Unternehmen zum Abschluß, welches vor zwanzig Jahren begonnen ist. Ich übergebe ihn der Oeffentlichkeit mit Dank gegen Gott, der bis so weit geholfen, und mit Dank gegen alle, welche Theilnahme und Mitwirkung gewährt haben.

---

[1]) Nur die östlichen Provinzen Preußens machen eine Ausnahme, da ihre Kalender meist nur Eine Rubrik für die Namen enthalten. Das ist aber für die Provinzen Brandenburg, Sachsen und Pommern ausschließlich die protestantische Namenreihe, mit einigen katholischen Zusätzen versehen: womit keiner von beiden Religionsparteien gedient sein kann, — wenn man überhaupt auf die Namen achtet.

Da von Anbeginn der Gesichtspunkt genommen war, daß die Lebensbilder, so weit es Deutschland und die angrenzenden Länder betrifft, möglichst dort ausgeführt würden, wo die zu schildernden Zeugen Christi gelebt haben; so hat, außer in den deutschen Ländern, der Kreis der Mitarbeiter sich ausgedehnt auf die Schweiz, Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Dänemark, Norwegen. Neben dem volksthümlichen und wissenschaftlichen Ertrag darf es in einem Zeitalter politischer und confessioneller Spannung, welche in den letzten Decennien, seit Anfang dieses Unternehmens, noch zugenommen hat, für ein erfreuliches Zeichen gelten, daß so viele, auch leitende Männer, sowohl aus den getrennten Confessionen als aus den getrennten Gebieten unsers Vaterlandes, auch aus Ländern, deren Heere sich eben noch feindlich gegenüberstanden (in den Kriegen von 1864 und 1866), die Hand haben reichen mögen zu einem gemeinsamen Werk, das von Anbeginn als ein Friedenswerk bezeichnet worden. Denn wenn irgend unter zwiespältigen und zerklüfteten Zuständen eine Verständigung über die höchsten Angelegenheiten möglich ist; so muß es auf Grund der Geschichte sein, welche durch die beiden Testamente und die ganze Kirche reicht und eine unbestechliche Lehrmeisterin der Gegenwart ist.

— — — — —

Der Namen-Kalender hat allerdings neben dem kirchlichen einen nationalen Zweck, sofern er auf die im deutschen Volk erstandenen Zeugen Christi besondere Rücksicht nimmt, — wie das nach Ländern geordnete Verzeichniß im ersten Jahrgang ersehen läßt. Aber, wie eben daraus hervorgeht, sind auch die übrigen christlichen und evangelischen Länder durch ihre großen Namen vertreten, und zwar in der ganzen Folge der Zeiten: so daß in diesen Zeugen die ökumenische Geltung und Bestimmung unserer Kirche, das was ist, als Unterpfand dessen was sein wird, sich ausprägt. Dieser Auffassung kommen verwandte Bestrebungen im Ausland entgegen. In den Niederlanden ist unter Leitung von Professor Moll in Amsterdam durch einen Verein junger Theologen seit 1856 ein Kalender in einer Reihe von Jahrgängen erschienen, der mit Rücksicht auf den hier vorliegenden Entwurf eine Erneuerung der Kalendernamen vom Standpunkt der niederländischen Kirche bezweckt, welche durch biographische Aufsätze in's Leben eingeführt werden. In Dänemark, wo ich zu Kopenhagen in der Pfingstwoche des vorigen Jahres in einem Kreise von Geistlichen und Theologen die Motive der Kalendersache, wie sie bei uns in Bewegung ist, darlegen durfte, hat Propst Rothe daselbst die Sache in die Hand genommen und dem Predigerconvent zu Ringsted im Herbst vorigen Jahres vorgelegt[1]), der den Zweck gebilligt und eine Commission ernannt hat, die Sache weiter zu ver-

---

[1]) Rothe, Om en Forbedring af den evang. Kal., in Dansk Kirketidende 1869. Nr. 4. Die Commission besteht aus dem genannten nebst Prof. Hammerich, Dr. Rördam und Pastor Holck.

folgen [1]). Solche Vorgänge lassen hoffen, es könnten die protestantischen Kirchen, auch verschiedener Zungen, ohne auf besondere heimische Gedächtnißtage zu verzichten, sich die Hand reichen zur Anerkennung und zum Austausch ihrer kirchlichen Erinnerungen in der Person solcher Gründer und Führer, die, von ihrem Lande und Stamme aus, der ganzen Gemeinde der Gläubigen vorleuchten.

Jedenfalls hat die Sache, wie eine große Vergangenheit seit der Zeit der ersten Kirche, so eine Zukunft. Denn wenn der bloße Namen-Kalender auch ein geringes Werkzeug, so ist er doch die allgemeinste Handhabe, dem christlichen Volk das Gedächtniß der Väter im Glauben nahe zu bringen; und der Kalender selbst der Ort dies weiter auszuführen. Der Zweck aber, das geschichtliche Bewußtsein im Volk zu pflanzen und zu nähren, ist, nächst der Pflanzung des Evangeliums selbst, so groß, daß kein anderer ihm vorangeht. Daß dies aber Sache des Volks werde, dem der betreffende Theil des Kalenders so lange fremd geworden, ist erst dann zu erwarten, wenn die Jugend dafür gewonnen ist, also wenn die Schule hierin ihre Schuldigkeit thut [2]) und inne wird, was sie, neben dem Katechismus und Gesangbuch, mit einem erneuerten Kalender, als Inbegriff der heiligen Geschichte, anzufangen hat. Dann folgt, daß die Hausväter den Schatz des Alten und Neuen, der darin liegt, in ihrem Kreise zu Rathe halten. Bis dahin mögen auch die kirchlichen Behörden ihre pflichtmäßige Sorge jener Aufgabe, was etwa bis jetzt daran versäumt ist, zuwenden.

Indem ich hiemit von den Lesern des Kalenders Abschied nehme, so weit es die bisherige Form der Mittheilung betrifft, hoffe ich denen, die dem Inhalt sich befreundet haben, ferner zu begegnen, da an diesen Abschluß neue Arbeiten sich knüpfen. Einestheils diejenigen, die seit lange für dieses Jahrbuch und diesen Jahrgang bestimmt waren, aber nicht mehr Raum gefunden haben: das Tauf- und Namenbuch, das auch passender als besondere Schrift erscheinen mag. — — — — — Vornehmlich soll die eine Hauptaufgabe dieses Kalenders, die Mittheilung der Lebensbilder zum evangelischen Namen-Kalender, dadurch zum Ziel geführt werden, daß eine Gesammtausgabe derselben, nach einer Revision durch die Verfasser, zu gelegener Zeit erscheint, — wie dies gleich zu Anfang (Vorr. vom 1. Jahrg.) in Aussicht genommen ist. Denn nachdem diese Sammlung nach einheitlichem Plan durch Zusammenwirken vieler Zeitgenossen zu Stande gekommen ist,

---

[1]) Demnach ist die Herausgabe volksthümlicher Kalender-Biographien begonnen in dem Kristelig Kalender for 1870, udgiven af Stein og Paulli. Kjobenhavn 1869. Der Jahrgang 1871 bringt das Kalendarium, im Anschluß an das diesseitige Verzeichniß mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der dänischen Kirche.

[2]) Darauf hat Ranke, Gymnasialdirector in Berlin, treffend hingewiesen in seiner Rec. der zehn ersten Jahrgänge des Evang. Kalenders, Zeitschr. für das Gymnasialwesen, herausgeg. von Mützell, 1859. Apr. S. 302. 311.

darf sie nicht der Zerstückelung überlassen werden; sondern wird als ein Ganzes und geordnet, in der berechtigten Umbildung neu sich darstellen.

Berlin, den 22. August 1869.

Diese Revision der Lebensbilder ist seither zum größern Theil durchgeführt (s. S. 9). Doch sind in den verflossenen 24 Jahren schon viele theure Mitarbeiter heimgegangen. Bei mehreren ist der Tod unmittelbar dazwischen getreten, wie bei Fr. W. Krummacher, von dem dieselbe zu Mitte Januar 1869 erbeten war († 22. Dec. 1868). In einigen Fällen ist die von den Verfassern selbst beabsichtigte Umarbeitung nicht zur Ausführung gelangt [1]). Hingegen sind einigemal andere Bearbeiter an die Stelle getreten. Die Lebensbilder, deren Verfasser verstorben sind, bleiben unberührt nach der Pietät, die ihrem Andenken gebührt: dieser Grundsatz ist schon bei der zweiten Auflage des ersten Jahrgangs (1853) geltend gemacht; er ist in der Vorrede des letzten Jahrgangs (1870) bestätigt worden.

Nur hat dem Herausgeber obgelegen, diejenigen Kürzungen vorzunehmen, welche durch die neue Ordnung der Lebensbilder bedingt waren. Wenn in der ersten Ausgabe wegen der zerstreuten, also isolirten Stellung der Lebensbilder öfter zur Einleitung in das Einzelleben die allgemeine Lage geschildert ist, so sind solche Zugaben jetzt nicht allein entbehrlich geworden, sondern würden auch den Zusammenhang gestört haben, während die allgemeinere Schilderung zu Anfang einer neuen Reihe ihre Stelle hat: worauf einige Themata ausdrücklich lauten (wie No. 66—78. 88). — Jedoch ist darauf Rücksicht genommen, daß die Lebensbilder lesbar und verständlich bleiben sollten außer der Reihe, im Anschluß an die kalendarischen Gedächtnißtage. Zum Behuf einer solchen Lesung ist auch das Kalendarium mit dem Nachweis der Seitenzahlen am Schluß des Bandes beigefügt.

Für diese Anordnung also ist nicht die kalendarische Folge der Gedächtnißtage, auch nicht die annalistische nach den Todesjahren (wonach das Verzeichniß im Evang. Kalender für 1870 S. 19 ff. angelegt ist); sondern die historische Folge nach Perioden und deren Abschnitten gewählt: so daß gruppenweise nach innerem und äußerem, namentlich auch geographischem Zusammenhang die Personen sich aneinander reihen, — wie das Inhaltsverzeichniß vor Augen stellt. Der Zweck ist, auf diese Weise, nächst der Darstellung des Lebens Jesu, ein Bild der Kirchengeschichte hervorzubringen, so weit es auf biographischem Wege und durch die Geschichte bloß der Wahrheitszeugen erreichbar ist. Doch fehlt auch dieser nicht die Kehrseite

---

[1]) Von Oberhofprediger Liebner (gestorben am 24. Juni 1871) die des Hugo von St. Victor; von dem noch lebenden Professor Semisch die des Justinus Martyr.

der heiligen Geschichte: sowohl durchgängig nach innen, da die Wahrheit diesseits nicht ohne Schatten und die Kirche nicht ohne die Welt ist, — als nach außen besonders in der Geschichte der Glaubensboten und Blutzeugen, sofern die einen den Zustand der unbekehrten Völker, die andern den Charakter der Verfolger bekunden. In dieser Rücksicht ist der Name des Areopagiten vorangestellt, um auf das heidnische Athen zur apostolischen Zeit hinzuweisen (S. 480 ff.); und am Schluß, bei der letzten Verfolgung im römischen Reich durch Julian den Abtrünnigen, ist es geradezu auf eine Charakteristik eben dieses Kaisers abgesehn (S. 793 ff.). Ueberdies treten ergänzend etliche historische Personen ein, welche im Kalender selbst ihre Stelle erhalten haben nicht sowohl als Zeugen der Wahrheit, sondern als Träger weltgeschichtlicher Epochen, die auch in die Geschichte des Reiches Gottes eingreifen: wie Constantin der Große und Karl der Große. Und einige epochemachende Ereignisse, die gleichfalls in den Kalender aufgenommen sind, wie die Eroberung Jerusalems durch Titus.

Von der Aufstellung dieses Kalenders giebt die Einleitung Rechenschaft im ersten Abschnitt, welcher aus dem ersten Jahrgang des Evangelischen Jahrbuchs wiederholt ist. Zu weiterer Motivirung können die Verhandlungen dienen, welche in dieser Frage seit 1847 stattgefunden haben: auf der Rheinischen Provinzialsynode vom Jahre 1847 zu Neuwied, auf der Predigerconferenz zu Stralsund im Jahre 1849, auf dem Kirchentage zu Stuttgart im J. 1850[1]). Die Begründung im Einzelnen giebt der schon erwähnte Aufsatz: über die Construction des verbesserten evangelischen Kalenders, im letzten Jahrgang des Evangelischen Jahrbuchs, für 1870[2]).

Bei Aufstellung des Entwurfs von 1850 (der selbst aus Revision der Vorarbeiten von 1847 und 1849 hervorgegangen ist) war der Vorbehalt und die Hoffnung ausgesprochen: es sei nicht die Meinung, damit eine endgültige Feststellung in Vorschlag zu bringen. „Eine solche wird erst gewonnen werden können nach längerem Gebrauch, durch gemeinsame Arbeit. Wenn die öffentliche Aufmerksamkeit dem Gegenstande sich zuwenden wird; so läßt sich nach einer Reihe von Jahren auf eine Revision durch die aufsehenden Organe der Kirchen, so Gott will durch eine evangelische Generalsynode Deutschlands hoffen, wodurch die Angelegenheit für die Gegenwart zum Abschluß kommen könnte.“ So Großes nun auch dem deutschen Volke seitdem in der

---

[1]) Mein Antrag an die Rheinische Synode, vorgelegt von Prof. Kling, und das Gutachten ihrer Liturgischen Commission, erstattet von Bessel, s. in den Verhandl. der fünften Rhein. Prov.-Synode. Neuwied 1848. S. 19. 61—64. Die zu Stralsund und Stuttgart von mir gehaltenen Vorträge in meiner Schrift: Die Verbesserung des evang. Kalenders. Berlin 1850.

[2]) Die Verhandlungen der sog. Eisenacher Kirchenconferenz von 1870 in Sachen des Kalenders gehören nicht hierher. Zur Kritik der dortigen Vorgänge s. vorläufig meinen Artikel: Die Verbesserung des evang. Kalenders und die Verhandlungen der Eisenacher Conferenz, in d. Neuen Evang. Kirchenzeitung 1871. No. 24. 25.

Einigung seiner Stämme und der Aufrichtung des Reichs widerfahren ist, so daß die damals erhobene Klage über unser zerrissenes deutsches Vaterland in Preis und Dank sich verwandeln muß: so ist doch die Zwietracht in den protestantischen Kirchen, auch unter solchen Parteien, die auf dem Boden der reformatorischen Bekenntnisse stehen, noch nicht gebannt; weshalb ein lebenvolles und geisterfülltes Organ der Gemeinschaft, die erhoffte deutsche Generalsynode derzeit nicht in Aussicht steht. Es konnte also auf diesem Wege die Revision nicht bewirkt werden. Nachdem aber jener Entwurf durch 19 Jahre, im Evangelischen Jahrbuch für 1850—1868, unverändert der öffentlichen Beurtheilung vorgelegen hat, insbesondere bei der Bearbeitung der Lebensbilder jeder Name für sich die Prüfung zu bestehen hatte, ob er dem Zwecke angemessen einen Stoff biete oder nicht; ist aus den unterdessen gesammelten Erfahrungen die Revision hervorgegangen, welche in den beiden letzten Jahrgängen des Jahrbuchs näher angezeigt ist.

Eine der Thesen, welche auf dem Kirchentage zu Stuttgart (1850) von mir aufgestellt sind:

> Der gesammten evangelischen Kirche der Länder deutscher Zunge gebührt eine übereinstimmende Reihe der Kalendernamen, bestimmt durch Hinweisung auf die gemeinsame, grundlegende Geschichte und als Ausdruck derselben ein Band der einzelnen Landeskirchen zu bilden.

hat neuerdings eine Bekräftigung durch den zustimmenden Beschluß der Rheinischen Provinzialsynode von 1871 erhalten. Eine praktische Folge ist diesem Grundsatz dadurch gegeben, daß die vorliegende Namenreihe in nicht wenigen Kalendern Eingang gefunden hat; auch an amtlicher Stelle [1]). Also mögen diese Zeugen der Wahrheit, in dem Bilde, welches vereinte Kräfte hier vorführen, ungestört ferner Zeugniß ablegen im Hause und in der Gemeinde, an den Herzen der Gläubigen und derer, die es werden sollen.

---

[1]) Nachdem die Namen von der Reformation an in den K. Preußischen Staats-Kalender seit 1851, auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm IV., aufgenommen sind; ist jüngst 1873 der ganzen Reihe eine Stelle angewiesen in den Unveränderlichen Tafeln des astronomischen und chronologischen Theils des K. preußischen Normalkalenders, welche (als Materialien für die Kalenderverleger) Professor Förster, Director der Berliner Sternwarte, Namens des Königl. statistischen Büreaus herausgegeben hat.

Berlin, am Tage Aller Heiligen 1873.

F. Piper.

Inhalt.

Einleitung.

Die Lebensbilder, welche dieses Werk umfaßt, schließen sich an den voranstehenden evangelischen Kalender an, auf Grund und als Summe der Arbeiten, welche von 1847—1870 an die Oeffentlichkeit getreten sind. Ueber beides werden einige Erläuterungen hier an der Stelle sein.

1. Der verbesserte evangelische Kalender.

Dieses Kalendarium, im altkirchlichen Sinne des Worts, enthält die Namen derer, welche als Zeugen der Wahrheit aus der heiligen allgemeinen christlichen Kirche aller Zeiten den evangelischen Christen vor allem theuer sein müssen und ihrem Gedächtniß empfohlen werden.

1. Schon in ältester Zeit ist in der christlichen Kirche neben den Festen zu Ehren des Herrn das Gedächtniß seiner treuen Zeugen gefeiert, besonders derer, welche den Glauben mit ihrem Blute besiegelt hatten, — nicht um diesen eine Verehrung zu erweisen, die ihnen nicht gebührt: „wir können weder Christum jemals verlassen, der für das Heil der ganzen Welt gelitten hat, noch einen andern verehren," schreibt die Gemeinde zu Smyrna in Beziehung auf das Gedächtniß ihres auf dem Scheiterhaufen gestorbenen Bischofs Polycarp um das Jahr 167. Sondern sie will den Geburtstag seines Märtyrerthums, das Gedächtniß derer, die ausgelitten haben, begehen „zur Stärkung und Bereitung derer, die folgen werden", und läßt die Geschichte seines Märtyrerthums den auswärtigen Brüdern kund werden, „damit auch sie den Herrn preisen, der von seinen Knechten solche Zeugen sich auserwählt." Diese doppelte Bedeutung der Gedächtnißfeier zeigt auch Basilius der Große an in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, zu einer Zeit, als an eine unmittelbare Nachfolge der Blutzeugen kaum noch zu denken war, im Eingang seiner Rede auf die 40 Märtyrer: „die Ehrenbezeigung gegen die guten Mitknechte giebt einen Beweis der Liebe gegen den gemein=

samen Herrn. Denn offenbar, wer die hochherzigen Männer lobt, wird es in ähnlichen Zeiten an der Nachahmung nicht fehlen lassen. Preise auf ächte Art selig den vollendeten Märtyrer, auf daß du selbst ein Märtyrer werdest durch den Vorsatz und du hervorgehest ohne Verfolgung, ohne Scheiterhaufen, ohne Geißeln, desselben Lohnes wie jene gewürdigt."

Man beging das Gedächtniß derselben in der Regel an ihrem Todestage als an dem Tage ihrer Geburt in's ewige Leben.

Aus den Verzeichnissen dieser Fest- und Gedächtnißtage ist der Kalender entstanden. Ursprünglich hatte jede Gemeinde ihren eigenen Kalender: es enthielt derselbe nur einheimische Namen, weshalb auch nur wenige Tage besetzt waren; denn die Gemeinden feierten außer den Festtagen des Herrn nur die Gedächtnißtage ihrer eigenen Märtyrer. Die ältesten noch vorhandenen Kalender dieser Art, aus Rom und Carthago, gehören in's 4. und 5. Jahrhundert. Bald verbreitete sich aber das Gedächtniß ausgezeichneter Märtyrer und Heiligen in weiteren Kreisen theils durch ihr eigenes Ansehn, theils durch das Ansehn ihrer Kirchen: so hat insbesondere das römische Verzeichniß, wie es bis zu Ende des 6. Jahrhunderts festgestellt worden, überall Eingang gefunden. Doch hat die Besetzung nur der Minderheit aller Tage als Regel gedauert bis in's 15. Jahrhundert, — und eine Verschiedenheit der Kalender, je nach den Ländern und Diöcesen, ist (ungeachtet des vielfachen Austausches der Namen) geblieben bis auf den heutigen Tag.

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde es Sitte, jedem Datum einen Namen beizusetzen. Und damals erst sind die Namenreihen gebildet, wie sie im Wesentlichen noch in den Kalendern sich vorfinden. Es sind dieselben auch auf die evangelische Kirche übergegangen, ohne daß die Reformation oder später die Organe der Kirche den geringsten Einfluß auf die Auswahl der Namen gehabt hätten. Zwar hat es nicht an Aenderungen derselben gefehlt, aber ohne alles evangelisch-kirchliche Interesse. Nur die Willkür ist darin geschäftig gewesen, da der Kalender Jahrhunderte lang ohne kirchliche, auch ohne staatliche Aufsicht war. Demzufolge sind nicht allein viele Namen aus älterer Zeit stehen geblieben, die keinen evangelischen Werth haben, während aus der evangelischen Kirche überall kein Name (mit Einer Ausnahme) aufgenommen ist; sondern es sind auch nicht wenig Namen in neuerer

Zeit, zum Theil aus Privatinteresse, eingeschwärzt, denen gar keine kirchliche oder geschichtliche Bedeutung zusteht. In diesem Zustand der Fremdheit und Verwilderung konnte der Kalender unserer Kirche wenig nutzbar werden.

2. Auch wird in der evangelischen Kirche von den Namen der herkömmlichen Kalender kaum noch in kirchlichem Sinn Gebrauch gemacht. Wenn noch manche Namen im Munde des Volks sind, so haben sie doch nur eine chronologische Bedeutung: sie dienen zur Datirung, nach der im Mittelalter herrschenden Sitte ausschließlich vermittelst der Heiligennamen das Datum anzusetzen. Nehmlich ein Rest dieser Sitte hat sich bei manchen Tagen erhalten, an welche sich Epochen der Witterung, der landwirthschaftlichen Arbeiten knüpfen (wie solche durch sogenannte Bauernregeln im Gedächtniß festgehalten werden), oder worauf Termine und Messen fallen[1]). Natürlich haben in den verb. evangelischen Kalender von solchen Namen nur diejenigen aufgenommen werden können, deren Träger einen evangelisch-kirchlichen Gehalt darbieten. Es ist dies aber bei weitem die Mehrzahl. Um jedoch der Volkssitte die herkömmlichen Namen nicht zu entziehen, sind die gebräuchlichern sämmtlich in eine Tafel zusammengefaßt, gleich anfangs im Evangelischen Jahrbuch für 1850 (S. 12) aufgestellt, welche im Folgenden (S. 26) wieder abgedruckt ist.

3. Hierin liegt also kein Hinderniß, die kirchliche Bedeutung des Kalenders wieder aufzunehmen. Die Aufforderung dazu aber gab nicht bloß der Ursprung der Kalendernamen im christlichen Alterthum, sondern auch der Vorgang der evangelischen Kirche in ihrer ersten Zeit und der Reformatoren persönlich.

Denn nicht allein ist anfänglich die Feier mancher Heiligentage in der evangelischen Kirche dem Herkommen nach beibehalten, wie auch manche Predigten von Luther an solchen Tagen gehalten sind; sondern die meisten evangelischen Kirchen-Ordnungen enthalten für eine Anzahl dieser Tage ausdrücklich die Anordnung, daß sie ferner (an dem eigentlichen Tage oder auch am nächsten Sonntag) gefeiert werden sollen, — doch so, daß der wesentliche Unterschied geltend gemacht wird zwischen den Festtagen Christi und den Gedächtniß- (oder außerordentlichen Fest-) Tagen der Heiligen. So sagt die zweite Hamburger Kirchen-Ordnung vom

---

[1]) Vergl. Evang. Kalender für 1850. S. 3.

J. 1539: „Auf daß das Gedächtniß der Heiligen, Apostel und Märtyrer erhalten und die Exempel ihres Glaubens, Lehre und Leidens den Einfältigen zum Vorbild christlicher Nachahmung vorgestellt werden, sollen die Pastoren, auf welchen Tag der Heiligen Feste (Stephanus, Unschuldige Kinder, Apostel, Maria Magdalena, Laurentius) nach Vermeldung des Kalenders kommen, das gewöhnliche Evangelium predigen." Hiernach hat denn auch die Feier solcher Tage in der evangelischen Kirche Bestand gehabt, bis sie in den meisten Ländern im Laufe des 18. Jahrhunderts abgeschafft sind [1]). Doch hat die Feier der Aposteltage in manchen evangelischen Landeskirchen, wie in Württemberg, Sachsen, auch in den vormals sächsischen Landestheilen von Preußen bis auf diesen Tag sich erhalten.

Viel weiter, als die öffentliche Gedächtnißfeier, reicht die persönliche Theilnahme in unserer Kirche für die Lehrer und Glaubenshelden der Vorzeit. Insbesondere forderte Melanchthon seine Zuhörer auf, „immer des Morgens, wenn sie ein Gebet gesprochen und ein Kapitel der Bibel gelesen, in den Kalender zu sehen, nicht nur um an den Wechsel der Zeiten zu denken, sondern um Erinnerung zu haben an irgend einen Theil der Kirchengeschichte." Und in einer Gedächtnißrede auf den Basilius vom J. 1545 sagt er: „Der heutige Tag hat mich daran erinnert, die Geschichte des Basilius zu erzählen. An sich schon ist es angenehm, die Tugend großer Männer zu betrachten; aber wir in der Kirche haben nicht bloß zum Vergnügen das Alterthum zu erkennen, sondern das Urtheil und Zeugniß aller Zeiten zu erforschen, um die übereinstimmende Lehre festzuhalten." Das ist der große reformatorische Gedanke, welcher dem Unternehmen zum Grunde lag, ein Verzeichniß evangelischer Zeugen der Wahrheit aufzustellen, wie Flacius es ausgeführt hat: zum Beweise nehmlich, daß die Reformation nicht eine Neuerung, ihre Lehre nicht von gestern sei. Sondern es ward dadurch offenbar, daß sie durch eine Reihe von Wahrheitszeugen mit der apostolischen Kirche in Zusammenhang steht, da nehmlich die reine Lehre des Evangeliums zu allen Zeiten in der Kirche gehört, wenn auch nicht überall angenommen ist. — An diese Reihe altchristlicher und mittelalterlicher Wahrheitszeugen

---

[1]) In den preußischen Staaten durch Edict vom 12. März 1754.

schließen sich dann die Reformatoren selber an und so viele durch ihr Wort geweckte Glaubenshelden und Blutzeugen der evangelischen Kirche, die unerschrocken Zeugniß abgelegt und freudig um des Glaubens willen in den Tod gegangen sind, vom J. 1523 an, in welchem die ersten evangelischen Märtyrer zu Brüssel verbrannt sind bis zum J. 1839, in welchem zuletzt ein Apostel der Südsee auf der Insel Erromanga die Märtyrerkrone erlangte.

Was die letztern betrifft, so wurde im Jahrhundert der Reformation das Gedächtniß der evangelischen Märtyrer besonders in Ehren gehalten und die Kunde von ihrem Bekenntniß und Leiden vielfach verbreitet. Die Reformatoren selbst gingen damit voran. So ließ Luther eine Nachricht ausgehn über jene zu Brüssel verbrannten Augustinermönche (1523), so wie über Heinrich von Zütphen zu Heide im Dithmarschen (1525) und Leonhard Käser zu Passau (1527). Und Melanchthon machte die Historie kund von der Ermordung des Joh. Diaz zu Neuburg a. d. Donau (1546). Ergreifend sind die Aeußerungen, welche darthun, wie die Reformatoren vor diesen treuen Zeugen oder vielmehr vor dem, der in ihnen mächtig war, sich beugen. In der erstgedachten Nachricht sagt Luther: „Gott gelobt und gebenedeiet, daß wir erlebt haben rechte Heilige und wahrhaftige Heilige sehen und hören, die wir bisher so viel falscher Heiligen erhebt und angebetet haben. Wir hier oben sind noch bisher nicht würdig gewesen, Christo ein solches theueres und werthes Opfer zu werden; wiewohl unser Glieder viel nicht ohne Verfolgung gewesen und noch sind.“ Und von den fünf Studenten aus Lausanne, welche 1553 zu Lyon verbrannt wurden, sagt Calvin: „Ich bin wohl zum öfternmal von unsern frommen Brüdern, die nun vorlängst mit ihrem Blut die göttliche Wahrheit besiegelt haben, gebeten worden, daß ich ihre gethanen Bekenntnisse durchlesen und etwas darin ändern und bessern sollte; ich hab aber solches nicht allein nicht thun wollen, sondern ich hab aus solchen ihren Bekenntnissen noch dazu einen besondern Trost und Stärkung meines Glaubens bekommen.“

Also wurden die evangelischen Märtyrergeschichten theils einzeln verbreitet; aber bald war ihre Zahl so angewachsen, daß größere Sammlungen, ganze Martyrologien angelegt werden konnten, welche die Reihe dieser Märtyrer meist ein Jahrhundert vor der Reformation mit Johann Huß beginnen. Solche evangelische Martyrologien sind sowohl von der Schweiz, England

und Frankreich ausgegangen, als auch in Deutschland erschienen: namentlich die Historien der auserwählten Gotteszeugen von Rabus (zuerst 1557), und das Groß Martyrbuch aus dem Französischen im Auszuge, dann in vollständiger Uebersetzung (zuerst 1606).

Alles dies geschah im Wege der Literatur und privatim. Eine kirchliche Anordnung hat in Beziehung auf das Gedächtniß der Wahrheitszeugen aus der evangelischen Kirche nicht statt gefunden, mit Einer Ausnahme. Die Pommersche Kirchen-Agende von 1568 nehmlich ordnet für den Tag Martini (11. Nov.) die Epistel Apoc. 14: „ich sahe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel," und das Evangelium Luc. 10, 35—38: „lasset eure Lenden umgürtet sein ꝛc.;" und fügt hinzu: „An diesem Tage soll man alle Jahre die ganze Gemeinde ermahnen, Gott Dank zu sagen, daß er in diesen letzten Tagen seinen Diener Doctorem Martinum Lutherum erwecket hat, der der rechte Engel gewesen ist, der mit dem ewigen Evangelio mitten durch den Himmel geflogen; derselbe ist um St. Martinstag geboren Anno 1483 und um St. Martinstag am Vorabend Allerheiligen (31. Oct.) Anno 1517 hat er angefangen öffentlich wider das Papstthum zu lehren, bis daß er Anno 1546 im Februar, am Tage Concordiä christlich entschlafen ist. Dafür soll die ganze Christenheit Gott ewiglich Dank sagen und an diesem Tage von dem Artikel, was eines christlichen Bischofs oder Pastoris Amt sei, aus Gottes Wort unterrichtet werden."

Dieselbe Ausnahme gilt für den evangelischen Kalender, in welchem auch von den Wahrheitszeugen aus der evangelischen Kirche Niemand Aufnahme gefunden hat, außer Martin Luther. Dieser Name hat an Luthers Geburtstage, den 10. November, seine Stelle bekommen und findet sich fast allgemein in den protestantischen Kalendern [1]).

Sonst hat dies Gebiet für die evangelischen Gemeinden fast drei Jahrhunderte brach gelegen. Bis in unsern Tagen das Gedächtniß evangelischer Märtyrer und anderer hervorragender Zeugen vielfach und zwar in volksthümlicher Weise erneuert ist. Auch ist hin

[1]) Nur in den meisten preußischen Kalendern wird er vermißt. Auch diese haben ihn früher bis zum J. 1700 enthalten; aber die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der bei ihrer Errichtung im J. 1700 das Kalenderwesen übertragen wurde, hat gleich anfangs ganz willkürlich und unbefugt den Namen entfernt.

und wieder der Versuch gemacht, solche Namen in den Kalender aufzunehmen, sowohl in mehreren deutschen, als auch in einigen nordamerikanischen Kalendern, die theils in englischer, theils in deutscher Sprache erscheinend, übrigens ganz dasselbe Namenverzeichniß befolgen, welches im nordwestlichen Deutschland in Gebrauch ist.

Diese Bestrebungen und ihr Hervortreten an verschiedenen Punkten ließen darauf schließen, daß auch der Versuch einer durchgreifenden Umgestaltung des Kalenders im Sinne der evangelischen Kirche gegenwärtig nicht zur Unzeit komme.

4. Allerdings bedurfte das herkömmliche vielfach variirende Namenverzeichniß von Grund aus einer Erneuerung, um eben so lauter und kräftig der evangelischen Erbauung dienen zu können, wie der Kalender vor Alters der christlichen Erbauung gedient hat.

Dazu führten zwei Wege. Man hatte erstens, um nicht Herkömmliches ohne Grund zu beseitigen, im Anschluß an die bisher unter den Protestanten gebräuchlichen Kalender zu prüfen, welche Namen derselben zur Aufnahme in einen wirklich evangelischen Kalender sich eignen. Wobei die verschiedenen Bestandtheile des bisherigen Kalenders zu unterscheiden, die ursprünglichen vorzugsweise zu berücksichtigen, die Mehrzahl der Namen, die erst spät, kurz vor der Reformation hinzugefügt sind, weniger in Betracht zu ziehen, die unächten Namen ganz auszuscheiden waren. Man hatte zweitens, um über ein zufälliges, selbst mißbräuchliches Herkommen das Interesse der evangelischen Kirche nicht zu versäumen, das gesammte Gebiet der Kirchengeschichte mit evangelischem Maaßstabe durchzugehen und die Namen der anerkannten Wahrheitszeugen aufzuzeichnen, und zwar nicht bloß mit Rücksicht auf die Lehre (wie dieser Gesichtspunkt bei Aufstellung des Catalogus testium veritatis in der Reformationszeit maaßgebend war), sondern so, daß alle Seiten des christlichen Lebens vertreten sind und die reiche Mannichfaltigkeit göttlicher Gnadenerweisungen in der Kirche daraus hervorleuchte. — Faßt man die Ergebnisse dieses zwiefachen Verfahrens zusammen, so geht auf Grund des bisherigen Kalenders ein neuer hervor mit einem System von Namen, welches die wichtigern evangelischen Erinnerungen aller Zeiten und Länder wie in einem Brennpunkt sammelt und ein Bild der Kirchengeschichte giebt.

In dieser Weise ist der evangelische Kalender entworfen, der im ersten Jahrgang des Evangelischen Jahrbuchs, für 1850, zuerst

vorgelegt und schließlich in den Jahrgängen 1869, 1870 festgestellt worden ist, so wie er hier (S. 14—25) erscheint.

Es sind darin also aus dem bisherigen Kalender alle die Namen des christlichen Alterthums wie des Mittelalters beibehalten, deren Inhaber als Glieder der allgemeinen christlichen Kirche in Leben und Lehre für den Herrn ein Zeugniß abgelegt haben, das auch unsere Kirche dankbar anerkennt. Das sind die Namen, welche der evangelischen Kirche mit der römisch-katholischen gemeinsam angehören und das christliche Band beider Religionsparteien knüpfen.

Dazu kommt eine Anzahl Namen aus der Zeit vor der Reformation, die früher nicht im Kalender gestanden, aber von eigenthümlich protestantischer Bedeutung sind, — insbesondere die Namen der Männer, die der Reformation den Weg gebahnt haben und als „Reformatoren vor der Reformation" in unserer Kirche geehrt sind.

Anderestheils sind aufgenommen die Namen derer, die uns das lautere Wort Gottes gewiesen haben, die Lehrer unserer Kirche, — so wie ihre Blutzeugen, von denen zumal das Wort gilt, daß der Tod seiner Heiligen köstlich ist vor dem Herrn, deren Blut eine Aussaat des evangelischen Glaubens geworden ist.

Alle diese Namen, die zwar von der römisch-katholischen Kirche uns trennen, bezeichnen das Band, welches die evangelischen Kirchen unter einander verknüpft.

Bei der Auswahl der beiderseitigen Namen, — sowohl derer, welche unsere Kirche mit der römisch-katholischen gemeinsam, als welche sie eigenthümlich hat, — ist vorzugsweise Rücksicht genommen auf die Gründung und Entwicklung erst der christlichen, dann der evangelischen Kirche in den Ländern deutscher Zunge, welche uns zunächst angehen, in denen auch das Evangelium eine eigenthümliche Gestalt gewonnen hat. Das Gedächtniß der Zeugen der Wahrheit, die ihnen gemeinsam sind, ist ein wichtiges liturgisches Band, das die deutschen Völker evangelischen Bekenntnisses verknüpft. Ihnen vorzugsweise ist der nachstehende Kalender zu diesem Dienste geweiht.

Von den Grundsätzen seiner Construction wie von der Auswahl der Namen im Einzelnen ist in einer Denkschrift Rechenschaft gegeben, wie sie der Hauptsache nach im J. 1847 aus amtlicher Veranlassung verfaßt ist, — welche der letzte Jahrgang des Evangelischen Kalenders, für 1870, gebracht hat.

Der alte evangelische Kalender.

Eine zweite Rubrik enthält zur Vergleichung den alten evangelischen Kalender, dessen Namen nicht aus einem einzelnen protestantischen Kalender genommen, sondern aus protestantischen Kalendern von ganz Deutschland im Durchschnitt abgeleitet sind.

Es haben dazu vorgelegen Kalender aus allen Provinzen der preußischen Monarchie, sowohl aus den alten als aus Holstein, Hannover, Hessen-Nassau, Frankfurt a. M.; ferner aus Mecklenburg-Schwerin, Hamburg, Braunschweig, Kön. Sachsen, Großh. Sachsen, Großh. Hessen, Baden, Württemberg, Baiern und Wien. Aus ihnen geht hervor, daß zwar die verschiedenen Kalender für dieselben Tage eine Mannichfaltigkeit von Namen darbieten, — daß jedoch in dieser Vielheit eine gewisse Uebereinstimmung und Einheit zu erkennen ist. Es sind also von allen Namen jedes Tages aus der protestantischen Rubrik einer oder zwei entnommen, welche die Mehrzahl der Kalender für sich haben, folglich als die herrschenden Namen des Tages erscheinen. In den selteneren Fällen, wo ein solches Uebergewicht nicht stattfindet, sind die zwei oder drei Namen, welche noch am öftersten wiederkehren, zugleich mit Rücksicht darauf, daß sowohl der norddeutsche als der süddeutsche Gebrauch vertreten sei, ausgewählt worden.

Diese Namenreihe ist hier aufgenommen, nachdem sie zuerst im Evangelischen Kalender, Jahrg. 1851, wo weitere Erläuterungen sich finden (S. 33 ff.), sodann in den Jahrgängen 1852—56 und 1870 mitgetheilt worden ist.

2. Die Lebensbilder.

Diese Lebensbilder, zu denen die Namen des verb. evangelischen Kalenders gewissermaaßen die Ueberschrift bilden, sind zuerst erschienen in den 21 Jahrgängen des Evangelischen Jahrbuchs (1850—1870), welches (abgesehn von seinem archäologischen Inhalt) zu dem Zweck herausgegeben ist, um der Reform des evangelischen Kalenders Eingang zu verschaffen und die dazu gehörenden Lebensbilder allmählig an's Licht zu stellen, als Vorbereitung auf ihre Gesammtausgabe. Daher die Herausgabe bis dahin fortgeführt ist, daß jeder Tag und jeder Name seine Biographie erhalten hatte. Sie erscheinen jetzt, gemäß der Ankündigung von 1850 [1]), revidirt durch die Verfasser, so weit es erreichbar

---

[1]) Evang. Kalender für 1850. Vorr. S. VI.

war: und zwar theils unverändert, theils berichtigt, einige umgearbeitet, einige neu, — die der abgeschiedenen Verfasser sind unberührt geblieben.

Es sind ihrer 399; sie überschreiten also die Zahl der Tage des Jahres, einschließlich des Schalttags, um 33. Dies hat theils in dem Namen-Kalender selbst seinen Grund, in welchem 19 Tage doppelt besetzt sind, z. B. 20. Januar Fabian, Sebastian; theils darin, daß außerdem der Fest-Kalender berücksichtigt ist, um das Leben Jesu zu vervollständigen. Denn zu den 7 Ereignissen desselben, von der Verkündigung bis zur Verklärung, welche in unsern Kalendern an einem festen Datum stehen, und noch zweien, welche auch ein solches beanspruchen (Taufe und erste Predigt), kommen 6 andere von der Einsetzung des Abendmahls bis zur Himmelfahrt, welche dem beweglichen Kirchenjahr angehören, und 4, welche aus dem sonntäglichen Pericopenkreise entlehnt sind (Jesus 12 J. alt im T., Versuchung, das erste Wunder, Einzug in Jerusalem); zusammen 19. Diese Folge schließt ab mit dem Gegenstande der beiden Sonntage nach Himmelfahrt (Ausgießung des h. Geistes und h. Dreieinigkeit). — Die Person Jesu aber steht voran unter den Zeugen der Wahrheit, wie er selbst der treue Zeuge genannt wird (Offenb. 1, 5. 3, 14). An ihn reihen sich aus beiden Testamenten hauptsächlich die Vorboten und die Jünger. Und es folgt die Heiligenschaar aus der Kirche. Das sind zusammen 366 + 19 + 12 + 2 = 399.

Während die biblischen Lebensbilder die Erinnerungen aus der heiligen Geschichte zusammenfassen, welche die Grundlage und den Stamm des Kirchenjahres bilden, das überall in dem christlichen Hause wie in der Gemeinde durchlebt wird; sind die Lebensbilder aus der Kirche bestimmt, nun auch die kirchlichen Erinnerungen, eingefügt in das Kirchenjahr, zu einem Eigenthum des Volks zu machen (während sie vollständig bisher nur der wissenschaftlichen Forschung zugänglich waren), — nach dem Zweck, welcher beim Erscheinen der ersten 28 Lebensbilder angezeigt und ferner erläutert worden ist[1]). Unter dem Volk aber, dem sie zugeeignet werden, sind weder die schlechthin Ungebildeten noch die Ueberbildeten verstanden, sondern die Stufen,

[1]) Evang. Kalender für 1850. S. 10 f. u. Vorr. der 2. Aufl. 1853. S. VIII f. Evang. Kalender für 1860. S. IV f.

die zwischen diesen Grenzen liegen, — jedenfalls die Seelen (wie hoch oder niedrig ihre sonstige Culturstufe sei), welche heimisch sind in der heiligen Geschichte und durch den Umgang mit dem Worte Gottes sowohl das Verlangen und die Fähigkeit erworben haben, dem Entwicklungsgang der Kirche zu folgen, als auch den Maaßstab, christliche Charaktere zu würdigen. Solchen Lesern gegenüber findet jetzt nach Vollendung des Ganzeu seine Bestätigung, was damals von dem Anfang erklärt werden durfte, daß die Lebensbilder in populärer, oder lieber zu sagen in der Volkssprache abgefaßt seien: nehmlich in der Hingebung an das Verständniß des Volks, — ohne daß sie deshalb den Ursprung aus geschichtlicher Forschung und einer zusammenhängenden Ueberzeugung zu verleugnen hätten. Im Gegentheil, indem sie den Gliedern der christlichen Gemeinde, zu welcher die Gelehrten wie die Ungelehrten gehören, genug thun wollen, haben sie die höchste Aufgabe sich gestellt: daher auch der Strenge wissenschaftlicher Anforderungen nichts hat vergeben werden sollen, sowohl was das gewissenhafte Schöpfen aus den ersten Quellen als das sorgfältige Sichten des Stoffs betrifft.

Im übrigen kommt von Seiten der Verfasser in der Behandlung, sonderlich in der Darstellung die Mannichfaltigkeit der Gaben zur Wirkung: wie dies insbesondere für das Leben Jesu beabsichtigt ist, dessen Abschnitte sämmtlich von verschiedenen Verfassern ausgeführt worden sind. Auch dient es der Volksthümlichkeit der Darstellung wie der Ursprünglichkeit der Auffassung, daß, nach dem von Anbeginn durchgeführten Gesichtspunkt[1]), die Lebensbilder aus der Kirche (wenn nicht besondere Umstände es anders fügten) möglichst da gearbeitet wurden, wo die zu schildernden Wahrheitszeugen gelebt haben, so weit es die Länder deutscher Zunge, das Reich einschließlich des seitdem wiedergewonnenen Elsaß, Deutsch-Oesterreich und die Schweiz betrifft, und theilweise die angrenzenden Länder Italien, Frankreich, Belgien, die Niederlande, Großbritannien, Dänemark und Norwegen. Eine Uebersicht über die Verfasser, wie sie nach den Ländern sich vertheilen, ist im letzten Jahrgang des Evang. Kalenders, für 1870 (S. 3 f.) gegeben.

[1]) Evang. Kalender für 1850. S. 11, für 1852. S. IV.

Ueberſicht der evangeliſchen Feſtordnung
von 1873—1900.

Das Kirchenjahr, im Weſentlichen ſich ſtets gleich, nimmt doch eine verſchiedene Geſtalt an, je nachdem die Feſte und Feſtkreiſe an dieſem oder jenem Tage eintreffen. Es ſind dieſelben aber dreifach verſchieden.

1) Einige haben ein feſtes Datum, deshalb aber einen veränderlichen Wochentag, wie Weihnachten und Neujahr.

2) Andere haben einen feſten Wochentag vor oder nach einem beſtimmten Monatstage, deshalb aber ein veränderliches Datum innerhalb einer Woche, wie der 1. Advent (vom 27. Nov. bis 3. Dec.) und 1. Epiphanias (vom 7. bis 13. Jan.).

3) Andere haben zwar auch einen feſten Wochentag, richten ſich aber nicht bloß nach einem beſtimmten Tage des Sonnenjahres, ſondern auch des Mondmonats (nehmlich nach dem 21. März und dem nächſten Vollmond), und haben daher ein veränderliches Datum innerhalb 5 Wochen, wie Oſtern und die davon abhängigen Feſte. Darnach richtet ſich auch die Zahl der Epiphanias- und Trinitatis-Sonntage.

In dieſer dreifachen Beziehung enthält die Tafel der folgenden Seite eine Ueberſicht der evangeliſchen Feſtordnung für die nächſten 28 Jahre, bis zu Ende des Jahrhunderts.

Der frühеſte Termin, auf welchen Oſtern treffen kann, iſt der 22. März; der ſpäteſte Termin der 25. April. Im erſtern Fall enthält das Kirchenjahr die kleinſte Zahl von Epiphaniasſonntagen (1), aber die größtmögliche Zahl von Trinitatisſonntagen (27); im andern Fall iſt das Verhältniß umgekehrt, die Zahl der Epiphaniasſonntage iſt die größtmögliche (6), die der Trinitatisſonntage ſo klein als möglich (22).

In dem noch übrigen Zeitraum dieſes Jahrhunderts tritt der ſpäteſte Termin nur einmal im Jahre 1886 (wie auch im folgenden Jahrhundert nur einmal, im Jahre 1943) ein; während der früheſte Termin, auf welchen Oſtern zuletzt im Jahre 1818 traf, nicht mehr in dieſem (wie auch nicht im folgenden) Jahrhundert eintrifft. Sonſt ſind in demſelben Zeitraum das früheſte Oſterdatum der 25. März in den Jahren 1883 und 1894, und das ſpäteſte Oſterdatum der 21. April in den Jahren 1878 und 1889.

Jahr.	1. Epiphan.	Zahl d. Epiph.-Sonnt.	Septuagesimä.	Ostersonntag.	Pfingstsonntag.	Zahl d. Trin.-Sonnt.	1. Advent.	Weihnacht.
1873	12. Jan.	4	9. Febr.	13. April	1. Juni	24	30. Nov.	Donn.
1874	11. Jan.	3	1. Febr.	5. April	24. Mai	25	29. Nov.	Freit.
1875	10. Jan.	2	24. Jan.	28. März	16. Mai	26	28. Nov.	Sonn.
1876	9. Jan.	5	13. Febr.	16. April	4. Juni	24	3. Dec.	Mont.
1877	7. Jan.	3	28. Jan.	1. April	20. Mai	26	2. Dec.	Dienst.
1878	13. Jan.	5	17. Febr.	21. April	9. Juni	23	1. Dec.	Mittw.
1879	12. Jan.	4	9. Febr.	13. April	1. Juni	24	30. Nov.	Donn.
1880	11. Jan.	2	25. Jan.	28. März	16. Mai	26	28. Nov.	Sonn.
1881	9. Jan.	5	13. Febr.	17. April	5. Juni	23	27. Nov.	Sonnt.
1882	8. Jan.	4	5. Febr.	9. April	28. Mai	25	3. Dec.	Mont.
1883	7. Jan.	2	21. Jan.	25. März	13. Mai	27	2. Dec.	Dienst.
1884	13. Jan.	4	10. Febr.	13. April	1. Juni	24	30. Nov.	Donn.
1885	11. Jan.	3	1. Febr.	5. April	24. Mai	25	29. Nov.	Freit.
1886	10. Jan.	6	21. Febr.	25. April	13. Juni	22	28. Nov.	Sonn.
1887	9. Jan.	4	6. Febr.	10. April	29. Mai	24	27. Nov.	Sonnt.
1888	8. Jan.	3	29. Jan.	1. April	20. Mai	26	2. Dec.	Dienst.
1889	13. Jan.	5	17. Febr.	21. April	9. Juni	23	1. Dec.	Mittw.
1890	12. Jan.	3	2. Febr.	6. April	25. Mai	25	30. Nov.	Donn.
1891	11. Jan.	2	25. Jan.	29. März	17. Mai	26	29. Nov.	Freit.
1892	10. Jan.	5	14. Febr.	17. April	5. Juni	23	27. Nov.	Sonnt.
1893	8. Jan.	3	29. Jan.	2. April	21. Mai	26	3. Dec.	Mont.
1894	7. Jan.	2	21. Jan.	25. März	13. Mai	27	2. Dec.	Dienst.
1895	13. Jan.	4	10. Febr.	14. April	2. Juni	24	1. Dec.	Mittw.
1896	12. Jan.	3	2. Febr.	5. April	24. Mai	25	29. Nov.	Freit.
1897	10. Jan.	5	14. Febr.	18. April	6. Juni	23	28. Nov.	Sonn.
1898	9. Jan.	4	6. Febr.	10. April	29. Mai	24	27. Nov.	Sonnt.
1899	8. Jan.	3	29. Jan.	2. April	21. Mai	26	3. Dec.	Mont.
1900	7. Jan.	5	11. Febr.	15. April	3. Juni	24	2. Dec.	Dienst.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Neuj. Immanuel, Matth. 1,23.	Neujahr.
2.	Märt. d. h. Büch. in der diocl. Verfolg. 303.	Abel. Seth.
3.	Gordius, Hauptmann, Märt. 303.	Enoch.
4.	Titus, Apost.=Schüler.	Methusalem. Isabella.
5.	Simeon, Luc. 2,25—35.	Simeon.
6.	Erschein. Christi, Matth. 2,11.	Ersch. Chr. H. 3 K.
7.	Widukind, Herz. v. Sachsen, getauft 785.	Julian. Raimund.
8.	Severinus, Apostel der Noriker 482.	Erhard.
9.	Catharina Zell in Straßburg † nach 1562.	Beatus. Martial.
10.	Paulus Eins. 340.	Paulus Eins.
11.	Fructuosus, B. von Tarragona 259.	Hygin. Mathilde.
12.	Joh. Chastellain, Märt. zu Metz 1525.	Reinhold.
13.	Hilarius, Bisch. von Poitiers 368.	Hilarius.
14.	Felix, Presb. zu Nola um 256.	Felix.
15.	Johann von Laski, Reform. Polens 1560.	Maurus.
16.	Georg Spalatin, Hofpred. zu Altenburg 1545.	Marcellus.
17	Antonius, Abt 356.	Antonius.
18.	Joh. Blackader, schott. Pred., Bek. 1686.	Prisca.
19.	Babylas, B. v. Antiochien, Märt. 250. Isab. od. Elisab., Kön. v. Dänemark 1526.	Sara. Ferdinand.
20.	Fabian, B. v. Rom, Märt. 250. Sebastian, Hauptm., Märt. 304.	Fab. u. Sebast.
21.	Agnes, Jgfr., Märt. zu Rom 304.	Agnes.
22.	Vincentius, Diac. zu Saragossa, Märt. 304.	Vincentius.
23.	Jesaias, Prophet.	Emerentia.
24.	Timotheus, Ap.=Schüler.	Timotheus.
25.	Pauli Bekehrung, Apostelgesch. 9.	Pauli Bekehr.
26.	Polycarpus, B. von Smyrna, Märt. 167.	Polycarp.
27.	Joh. Chrysostom., B. v. Constantinop. 407.	J. Chrysostom.
28.	Karl der Große, Kaiser 814.	Karl.
29.	Juvent. u. Max., Soldaten, Märt. 363.	Samuel. Valerius.
30.	Heinrich Müller, Prof. in Rostock 1675.	Adelgunde.
31.	Hans Sachs, Schuhm. u. Poet in Nürnb. 1576.	Virgilius.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	**Ignatius,** apost. Vater, Märt. 107 od. 108.	Brigitta.
2.	**Mariä Reinig.,** Luc. 2,22.	Mariä Reinig.
3.	**Anschar,** Erzbisch. v. Hamb. u. Bremen 865.	Blasius.
4.	**Rabanus Maurus,** Erzbisch. v. Mainz 856.	Veronica.
5.	**Ph. Jac. Spener,** Propst in Berlin 1705.	Agatha.
6.	**Amandus,** Bisch. von Tongern 679.	Dorothea.
7.	**Georg Wagner,** Geistl., M. zu München 1527.	Richard.
8.	**Maria Andreä,** Mutter des Val. Andreä 1632.	Salomon.
9.	**Johann Hooper,** B. zu Worcester, M. 1555.	Apollonia.
10.	**Frdr. Chr. Oetinger,** Prälat zu Murrhard 1782.	Scholastica.
11.	**Hugo von St. Victor,** Kirchenlehrer 1141.	Euphrosyna.
12.	**Johanna Grey,** Großnichte Heinrichs VIII. 1554.	Eulalia.
13.	**Chr. Fdr. Schwartz,** Gl. bote in Ostindien 1798.	Benignus. Jordan.
14.	**Brun v. Querfurt,** Apost. der Preußen 1008.	Valentinus.
15.	**Jac. vom Loh,** Handwerker in Flandern, M. 1561.	Faustinus.
16.	**Matth. Desubas,** Pred. d. Wüste, M. 1746.	Juliana.
17.	**Patric. Hamilton,** 1. ev. Märt. in Schottl. 1528.	Constantia.
18.	**Simeon,** Bisch. v. Jerus., M. 107.	Concordia.
19.	**Mesrob,** Lehrer d. armen. Kirche 441.	Susanna.
20.	**Sadoth,** B. v. Seleucia-Ktesiphon, M. um 346.	Eucharius.
21.	**Meinrad,** Einsiedl. in der Schweiz 863.	Eleonora.
22.	**Didymus,** K. lehrer in Alexandr. 395.	Petri Stuhlf.
23.	**Barth. Ziegenbalg,** Gl. bote in Ostindien 1719.	Seren. Reinhard.
24.	**Matthias,** Apost.*)	Matthias.
25.	**Casp. Olevianus,** Prof. zu Heidelb. 1587.	Victorinus.
26.	**Berthold Haller,** Pred. zu Bern 1536.	Nestor.
27.	**M. Butzer,** Prof. in Straßb., zul. i. Cambr. 1551.	Leander.
28.	**J. de Monte Corv.,** Apost. d. Tartaren um 1306.	Justus. Romanus.

*) Im Schaltjahr:
Ethelbert, König von Kent 616.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Suidbert, Stifter des Kl. Kaiserswerth 713.	Albinus.
2.	Johann Wesley, Stifter der Methodisten 1791.	Simplicius.
3.	Balthilde, Kön., Gemahl. Klodwigs II. 680.	Kunigunde.
4.	Georg Wishart, Märt. in Schottland 1546.	Adrianus.
5.	Thomas v. Aquino doctor angelicus 1274.	Friedrich.
6.	Fridolin, Apost. der Alemannen um 514.	Fridolin.
7.	Perpet. u. Felic., Märt. zu Carthago 202.	Perpet. Felicitas.
8.	Zachar. Ursinus, Prof. zu Heidelb. 1583.	Philemon.
9.	Cyrill. u. Method., Apost. der Slaven 869 u. 885.	Prudent. 40 Ritter.
10.	40 Märtyrer zu Sebaste in Armen. um 320.	Alexander.
11.	Wilhelm Hoseus, Märt. zu Brüssel 1566.	Rosina.
12.	Gregor d. Große, Bisch. von Rom 604.	Gregor.
13.	Rudericus, Priester zu Cordova, Märt. 857.	Ernst.
14.	Mathilde, Kön., Gemahlin Heinrichs I. 968.	Zacharias.
15.	Thom. Cranmer, Erzbisch. v. Canterb., M. 1556.	Longin. Christoph.
16.	Heribert, Erzbisch. v. Köln 1022.	Cyriac. Henriette.
17.	Patricius, Apost. v. Irland um 460.	Gertrud.
18.	Alexander, Bisch. v. Jerusalem, Bek. 251.	Anselmus.
19.	Maria u. Martha, Schwestern des Lazarus.	Joseph.
20.	Ambr. v. Siena v. Pred.-Ord., Lehrer d. Th. 1287.	Hubert.
21.	Benedictus v. Nursia, Ordensstifter 543.	Benedictus.
22.	Nicol. v. d. Flüe, Eins. in Unterwalden 1488.	Casimir.
23.	Wolfg. F. zu Anhalt 1566.	Eberhard.
24.	Florentius zu Deventer 1400.	Gabriel.
25.	Mariä Verkündig. Luc. 1.	Mariä Verk.
26.	Liudger, B. v. Münster, Ap. d. Sachsen 809.	Emanuel.
27.	Rupertus, B. v. Worms, Ap. der Baiern 718.	Rupertus.
28.	Joh. v. Goch, Abt zu Mecheln 1475.	Gideon. Malchus.
29.	Eustasius, Abt v. Luxeuil 625.	Eustachius.
30.	Joh. Heermann, Pred. in Köben 1647.	Guido.
31.	Ernst der Fromme, Herz. v. S.-Gotha 1675.	Detlaus. Amos.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Fritigil, Kön. der Markomann. Ende d. 4 Jhrd.	Theodora.
2.	Theodosia, Jgf. zu Cäsarea, M. 307.	Theodosia.
3.	Gerh. Tersteegen zu Mühlheim a. R. 1769.	Christian. Darius.
4.	Ambrosius, Bisch. v. Mailand 397.	Ambrosius.
5.	Christ. Scriver, Hofpred. zu Quedlinb. 1693.	Maximus.
6.	Albrecht Dürer, Maler zu Nürnberg 1528.	Sixtus. Irenäus.
7.	Olaus Peterson, Reform. Schwedens 1552.	Cölestin. Hegesipp.
8.	Martin Chemnitz, Superint. in Braunschw. 1586.	Apollonius.
9.	Thomas v. Westen, Apost. d. Lappländer 1727.	Bogislaus.
10.	Fulbert, Bisch. v. Chartres 1028.	Daniel.
11.	Leo der Große, Bisch. v. Rom 461.	Julius. Ezechiel.
12.	Sabas, Gothe, M. unter Athanarich 372.	Eustorgius.
13.	Justin der Märtyrer zu Rom 161.	Justin. Patricius.
14.	Johann Eccart, Kapellm. zu Berlin 1611.	Tiburtius.
15.	Simon Dach, Prof. zu Königsb. 1659.	Olympiades.
16.	Petrus Waldus, Stift. d. Waldens. z. Lyon 1197.	Carisius. Aaron.
17.	Mappalicus, Märt. zu Carthago 250.	Rudolph.
18.	Luther zu Worms 1521.	Valerian.
19.	Ph. Melanchthon, Prof. zu Wittenb. 1560.	Timon. Hermog.
20.	Joh. Bugenhagen, Gen.-Sup. zu Wittenb. 1558.	Sulpitius.
21.	Ans. v. Canterbury, Erzbisch. 1109.	Adolarius.
22.	Origenes, Presb. zu Alex. † zu Tyrus 254.	Soter u. Cajus.
23.	Georg, der Drachentödter, M. unter Dioclet. Adalbert von Prag, Ap. der Preußen, M. 997.	Georg.
24.	Wilfrid, Erzbisch. v. York, Apost. d. Friesen 709.	Albert.
25.	Marcus, Evang.	Marcus Ev.
26.	Trudpert, Klosterstifter im Breisgau 643.	Cletus.
27.	Otto Catelin, Märt. zu Gent 1554.	Anastasius.
28.	Fried. Myconius, Superint. zu Gotha 1546.	Vitalis.
29.	Ludw. v. Berquin, kön. Rath z. Paris, M. 1529.	Sibylla.
30.	Georg Calixt, Prof. zu Helmstädt 1656.	Erast. Eutropius.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Philippus, Apostel. Jacobus, Apostel.	Phil. u. Jac., Walp.
2.	Athanas. d. Gr., Bisch. v. Alexandrien 373.	Sigismund.
3.	Monica, Mutter des Augustinus 388.	† Erfindung.
4.	Florian, M. zu Lorch unter Diocletian.	Florian.
5.	Friedr. der Weise, Churf. von Sachsen 1525.	Gotthard.
6.	Joh. von Damasc., Kirchenlehrer um 754.	Joh. v. d. Pf. Dietr.
7.	Flavia Domitilla, Märt. unter Domitian. Otto I. der Große, Kaiser 973.	Gottfried.
8.	Stanislaus, Bisch. von Krakau, M. 1079.	Stanislaus.
9.	Gregor von Nazianz, Kirchenlehrer 390.	Hiob. Hermes.
10.	Johann Heuglin, Geistl., Märt. 1527.	Gordian.
11.	Johann Arndt, zul. Gen.-Sup. in Celle 1621.	Mamertus.
12.	Meletius der Gr., Bisch. v. Antiochien 381.	Pancratius.
13.	Servatius, Bisch. v. Tongern 383.	Servatius.
14.	Pachomius, Abt zu Tabennä 348.	Christian.
15.	Moses, Prophet.	Sophia.
16.	5 Märt. v. Lausanne zu Lyon 1553.	Peregrinus.
17.	Joachim v. Floris, Abt 1202.	Jodocus.
18.	80 Märt. unter Valens.	Liborius.
19.	Alcuinus, Abt zu Tours u. Ferrières 804.	Potentiana.
20.	Val. Herberger, Pf. in Fraustadt 1627.	Athanasius.
21.	Constantin, Kaiser 337, u. Helena, s. Mutter.	Prudens.
22.	Castus u. Aemil., M. im röm. Nordafrica 3. Jhd.	Helena.
23.	Hieron. Savonarola, M. zu Florenz 1498.	Desiderius.
24.	Ag. Cazalla u. G., M. zu Valladolid 1559.	Esther.
25.	Augustinus, Erzb. von Canterb. 608.	Urbanus.
26.	Beda d. Ehrwürd., Presb. im Kl. Jarrow 735.	Beda. Eduard.
27.	Joh. Calvin, Pred. u. Prof. zu Genf 1564.	Lucian.
28.	Lanfranc, Erzbisch. von Canterb. 1089.	Wilhelm.
29.	Dv. Zeisberger, Gl.bote in Nordamerica 1808.	Maxim. Christiane.
30.	Hieron. v. Prag. M. zu Costnitz 1416.	Wigand.
31.	Joachim Neander, Pred. in Bremen 1780.	Petronella.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	J. Frdr. Oberlin, Pf. im Steinthal 1826.	Nicomedes.
2.	Pothinus u. Bland., M. in Lyon 177.	Marquard.
3.	Klotilde, Gem. Klodwigs I. † um 540.	Erasmus. Klotilde.
4.	Quirinus, B. v. Siscia, M. unter Diocles.	Carpasius.
5.	Bonifacius, Erzb. v. Mainz, M. 755.	Bonifacius.
6.	Norbert, Erzbisch. v. Magdeburg 1134.	Benignus.
7.	Paul Gerhardt, Pred. zu Berlin u. Lübben 1676.	Lucretia.
8.	A. H. Francke, Prof. zu Halle 1727.	Medardus.
9.	Columba, Abt auf der schott. J. Hy 597.	Primus u. Felic.
10.	Frdr. I. Barbarossa, Kaiser 1190.	Onuphrius.
11.	Barnabas, Apost.	Barnabas.
12.	Renata v. Ferrara, Herzogin 1575.	Basilides.
13.	Isaac le Febvre, Parl.-Adv. zu Paris, M. 1702.	Tobias.
14.	Basilius d. Gr., B. v. Cäsarea 379.	Elisäus.
15.	Wilh. Wilberforce, Mtgld. d. engl. Parl. 1833.	Vitus.
16.	Richard Baxter, Pf. in Kidderminster 1691.	Justina.
17.	Joh. Tauler, Dominik.-Pred. zu Straßb. 1361.	Volkmar.
18.	Pamphilus, Presb. zu Cäsarea 309.	Arnolph.
19.	Nic. Concil 325. Paphnutius, Bisch., Bekenner 1. Viertel d. 4. Jhd.	Gervas. u. Protas.
20.	21 Märt. in Prag 1621.	Silverius.
21.	Matth. Claudius, der Wandsbecker Bote 1815.	Jacobine. Alban.
22.	Gottschalk, Fürst der Wenden, M. 1066.	Achatius.
23.	Gottfr. Arnold, Past. in Werben u. Perleb. 1714.	Basilius.
24.	Johannes der Täufer.	Johannes d. T.
25.	Augsb. Conf. Uebg. 1530.	Elogius.
26.	Joh. Val. Andreä, Gen.-Sup. in Stuttg. 1654.	Jeremias.
27.	Sieben Schläfer zu Ephes., M. unt. Decius.	7 Schläfer.
28.	Irenäus, Bisch. von Lyon 202.	Leo u. Josua.
29.	Petrus, Apost. Paulus, Apost.	Petrus u. Paul.
30.	Raymd. Lullus, Gl.bote unt. d. Saraz., M. 1315.	Pauli Gedächtn.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	H. Voes u. J. Esch, Aug. mön., M. z. Brüssel 1523.	Theobald.
2.	Mariä Heims., Luc. 1.	Mariä Heims.
3.	Otto Bisch. v. Bamb., Apost. der Pommern 1139. Aonius Palearius, Märt. in Rom 1570.	Cornelius.
4.	Ulrich, Bisch. von Augsburg 973.	Ulrich.
5.	J. Oldc. L. Cobham, Märt. zu London 1418.	Anselm. Charlotte.
6.	Johann Huß, Märt. zu Kostnitz 1415.	Esaias.
7.	Willibald, Bisch. von Eichstädt 786.	Wilibald.
8.	Kilian, Bisch. von Würzburg M. 689.	Kilian.
9.	Ephr. d. Syrer, Kirchenlehrer 378.	Cyrillus.
10.	Knud d. Gr., Kön. von Dänemark 1036. Wilh. von Oranien, Statthalt. d. Niederl. 1584.	7 Brüder.
11.	Placidus, M. in Graubünden 630.	Pius.
12.	Heinrich II., Kaiser 1024.	Heinrich.
13.	Eugenius, B. v. Carthago, Bekenner 505.	Margarethe.
14.	Bonaventura, doctor seraphicus 1274.	Bonaventura.
15.	Answer, Abt zu Ratzeburg, Märt. 1066. Jerusal. Erob. (1099) durch Gottfr. v. Bouillon.	Apost.-Theilung.
16.	Anna Askew, Märt. zu London 1546.	Ruth.
17.	Sper. u. s. 11 Ges., die Scillitan. Märt. 200.	Alexius.
18.	Arnulf, Bisch. von Metz † um 640.	Rosina. Maternus.
19.	Luise Henriette, Gem. d. großen Churf. 1667.	Rufina.
20.	Joh. Marteilhe, Bek. auf d. Galeeren † n. 1723.	Elias.
21.	Ebh. von Württemb., Herzog 1496.	Praxedes.
22.	Maria Magdalena.	Maria Magdalena.
23.	Gottfr. v. Hamelle, M. zu Torneck 1552.	Apollinaris.
24.	Thom. v. Kempen, Priester im Kl. b. Zwoll 1471.	Christian.
25.	Jacobus, Apost.	Jacobus.
26.	Christophorus in Lycien M. unt. Decius.	Anna.
27.	Raym. Palmarius, Hdwerk. zu Piacenza 1200.	Berthold. (Martha.)
28.	Joh. Seb. Bach, Musikdirect. in Leipzig 1750.	Pantaleon.
29.	Olaus d. Heilige, Kön. v. Norwegen 1030.	Martha. Beatrix.
30.	Johann Wessel aus Gröningen 1489.	Abdon.
31.	Joh. Casp. Schade, Pred. zu Berlin 1698.	German. Trasibul.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Maccabäer, 2. Maccab. 7.	Petri Kettenf.
2.	Märt. unter Nero zu Rom 64.	Gustav.
3.	Wilhelm Thorp, Schüler Wiclifs, M. 1407.	August.
4.	Leonhard Käser, Geistl., M. zu Passau 1527.	Dominicus.
5.	Evg. Salzburger, Bekenner 1731.	Oswald.
6.	Verklärung Christi.	Verklär. Christi.
7.	Nonna, Mutter des Gregor Naz. 374.	Donatus.
8.	Hormisdas, Bekenner in Persien um 421.	Cyriacus.
9.	Numidicus, Presb. z. Carthago, Bek. unt. Decius.	Romanus. Erich.
10.	Jerusalems Eroberung (70). Laurentius, Diac. zu Rom, M. 258.	Laurentius.
11.	Greg. v. Utrecht, Abt u. Pred. der Friesen 775.	Hermann.
12.	Anselm v. Havelb., Bisch. 1158.	Clara.
13.	N. L. Gr. v. Zinzendorf 1760.	Hildeb. Hippolyt.
14.	Jacob Guthrie, schott. Pred., M. 1661.	Eusebius.
15.	Maria, Mutter des Herrn.	Mariä Himmelf.
16.	Joh. d. Beständige, Churf. v. Sachsen 1532.	Isaak. Rochus.
17.	Johann Gerhard, Prof. zu Jena 1637.	Bertram. Wilibald.
18.	Hugo Grotius aus Delft, Staatsm. u. Theol. 1645.	Agapetus.
19.	Sebaldus, Einsiedl. in Nürnberg.	Sebaldus.
20.	Bernhard, Abt von Clairvaux 1153.	Bernhard.
21.	Miss. d. ev. Brüderunit. 1732.	Anastas. Hartwig.
22.	Symphorianus, M. zu Autun um 180.	Philib. Symphor.
23.	Casp. v. Coligny u. d. Hugenotten, M. 1572.	Zachäus.
24.	Bartholomäus, Apost.	Bartholomäus.
25.	Ludwig der Heilige, Kön. v. Frankr. 1270.	Ludwig.
26.	Ulphila, Apost. der Gothen 388.	Samuel.
27.	Jovinianus zu Rom † vor 406.	Gebhard.
28.	Augustinus, Bisch. v. Hipporegius 430.	Augustinus.
29.	Johann. d. T. Enth.	Johann. Enth.
30.	Claud. v. Turin, Bisch. 839.	Benjam. (Rebecca.)
31.	Aidan, Bisch. v. Nordhumbrien 651.	Rebecca. Paulin.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Hanna, Prophetin, Luc. 2.	Aegidius.
2.	Mamas, Märt. zu Cäsar. in Capp. um 274.	Absalon.
3.	Hildegard, Aebtissin zu Bingen 1197.	Mansuetus.
4.	Ida von Herzfeld, Gem. Ekberts † nach 820.	Moses.
5.	Johann Mollio, Märt. zu Rom 1553.	Nathan. Herkul.
6.	Matthias Weibel, Pf. bei Kempten, M. 1525.	Magnus.
7.	Lazar. Spengler, Rathsschreib. zu Nürnb. 1534.	Regina.
8.	Corbinian, Bisch. von Freising 730.	Mariä Geb.
9.	Ludw. Paschali, Märt. zu Rom 1560.	Bruno. Gorgon.
10.	Paul Speratus, Bisch. v. Pomesanien 1551.	Sosthen. Jobocus.
11.	Johann Brenz, Propst zu Stuttgart 1570.	Protus.
12.	Dion. Peloquin, Märt. zu Lyon 1553.	Syrus. Tobias.
13.	Wilh. Farel, Reformat. der westl. Schweiz 1565.	Amatus. Matern.
14.	Cyprianus, Bisch. v. Carthago 258. Dante, Dichter u. Bek. 1321.	† Erhöhung.
15.	Arg. v. Grumbach, Bekennerin 1554.	Nicomedes.
16.	Euphemia, Jungfr. zu Chalcedon, M. 311.	Euphemia.
17.	Lambert, Bisch. von Tongern 709.	Lambert.
18.	A. G. Spangenberg, Bisch. zu Herrnhut 1792.	Titus.
19.	Thom. v. St. Paul, Märt. zu Paris 1551.	Januar. Mikleta.
20.	Magdal. Luther, Tochter des Reform. 1542.	Fausta.
21.	Matthäus, Apost.	Matthäus.
22.	Mauritius, Hptm. d. theb. Leg., M. 302.	Moriz.
23.	5 Märt. von Genf zu Chambery 1555.	Hoseas. Thekla.
24.	Joh. Jac. Moser, württ. Landsch.=Cons. 1785.	Joh. Empf. Gerh.
25.	Augsb. Rel.=Friede 1555. Paul Rabaut, Pred. der Wüste 1795.	Cleophas.
26.	Lioba, Aebtiss. zu Bischofsheim 779.	Cyprian.
27.	Philippina Graveron, Märt. zu Paris 1557.	Cosm. u. Dam.
28.	P. Flyst. u. A. Clar., Märt. zu Köln 1529.	Wenzel.
29.	Michaelis, Engelfest.	Michaelis.
30.	Hieronymus, Kirchenl. zu Bethleh. 420.	Hieronymus.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	**Remigius**, Bisch. v. Reims, Ap. d. Franken 545.	Remigius.
2.	**Chr. Schmid**, Pred. u. Prof. z. Antwerp., M. 1564.	Vollrad. Leodegar.
3.	**Die beiden Ewalde**, M. bei Dortmund 695.	Ewald. Jairus.
4.	**Franciscus** v. Assisi, Ordensstifter 1226.	Franz.
5.	**Petr. Carnesecchi**, M. zu Rom 1567.	Aurelia. Placidus.
6.	**Heinrich Albert**, Organist zu Königsb. 1651.	Fides.
7.	**Theodor Beza**, Pred. u. Prof. zu Genf 1605.	Amalia.
8.	**Robert Grosthead**, Bisch. v. Lincoln 1253.	Pelagia.
9.	**Dionysius Areop.**, B. v. Athen, Apgesch. 17,34.	Dionysius.
10.	**Justus Jonas**, Propst u. Prof. zu Wittenb. 1555.	Gideon.
11.	**Ulrich Zwingli**, Pred. zu Zürich 1531.	Burchard.
12.	**Heinr. Bullinger**, Pred. zu Zürich 1575.	Maximilian.
13.	**Elisabeth Fry** zu London 1845.	Colomann.
14.	**Nicolaus Ridley**, Bisch. zu London, M. 1555.	Calixtus.
15.	**Aurelia** zu Bregenz, Ende d. 5. Jhd.	Hedwig. Therese.
16.	**Gallus**, Gl.bote, Stift. v. St. Gallen † um 635.	Gallus.
17.	**Aufh. d. Ed. v. Nantes** 1685.	Florentin.
18.	**Lucas**, Evang.	Lucas Ev.
19.	**Bruno**, Erzbisch. v. Köln 965.	Ptolemäus. Ferd.
20.	**F. L. v. Avignon**, Prof. in Marburg 1530.	Wendelin.
21.	**Hilarion**, Abt in der Wüste bei Gaza 372.	Ursula.
22.	**Hedwig**, Herz. v. Schlesien und Polen 1243.	Cordula.
23.	**Heinr. Martyn**, Gl.bote in Ostind. 1812.	Severinus.
24.	**Arethas**, Märt. zu Negran um 522. **Westfäl. Friede** 1648.	Salome.
25.	**Johann Heß**, Pred. in Breslau 1547.	Crisp. Wilhelmine.
26.	**Fr. III. v. d. Pfalz**, Churf., Bekenner 1576.	Amandus.
27.	**Frumentius**, Apost. der Abessynier, nach 356.	Sabina.
28.	**Simon, Juda**, Apost.	Simon u. Juda.
29.	**Alfred d. Große**, König von Engl. 900.	Engelh. Narcissus.
30.	**Jacob Sturm**, Stättmeister zu Straßb. 1553.	Hartmann.
31.	**Reformationsfest**, Luthers Thesen 1517.	Wolfg. Ref.fest.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Aller Heiligen.	Aller Heiligen.
2.	Victorinus, B. v. Petovio in Steierm., M. 304.	Aller Seelen.
3.	Pirmin, Apost. der Alemannen 753.	Gottlieb. Hubert.
4.	Joh. Albr. Bengel, Prälat in Stuttgart 1752.	Charlotte. Emmerich.
5.	Hans Egede, Apost. der Lappländer 1751.	Blandina.
6.	Gustav Adolf, Kön. von Schweden 1632.	Leonhard.
7.	Willibrord, Apost. der Niederlande 739.	Engelb. Erdmann.
8.	Willehad, erster B. von Bremen 789.	Gottfried. 4 Gekr.
9.	Joh. v. Staupitz in Wittenb. u. Salzb. 1524.	Theodor.
10.	Martin Luther, Pred. u. Prof. zu Wittenb. 1546.	Probus. M. Luther.
11.	Martin, Bisch. von Tours 400.	Martin Bisch.
12.	Phil. v. Mornay, Staatsm. u. Theolog 1623.	Jonas.
13.	Arcadius, Märt. unter d. Vandal. 437.	Briccius.
14.	Pet. Mrt. Vermili, zul. Prof. in Zürich 1562.	Levinus.
15.	Johann Keppler, Mathem. u. Astron. 1630.	Leopold.
16.	Casp. Creuziger, Pred. u. Prof. z. Wittenb. 1548.	Ottomar.
17.	Bernward, Bisch. von Hildesheim 1022.	Hugo.
18.	Greg. d. Erleucht., Apost. v. Armenien 331.	Otto u. Eug. Gelas.
19.	Elisabeth, Landgräfin v. Hessen 1231.	Elisabeth.
20.	Johann Williams, Apost. der Südsee 1839.	Edm. Amos. Emilie.
21.	Columbanus, Gl.bote, Abt zu Bobbio 615.	Mariä Opfer.
22.	Joh. Oecolampad, Pred. u. Prof. z. Basel 1531.	Cäcilie.
23.	Clemens v. Rom, apostol. Vater.	Clemens.
24.	Johann Knox, Reformator Schottl. 1572.	Chrysogon.
25.	Catharina, Jungfr. zu Alexandr., M. 306.	Catharina.
26.	Conrad, Bisch. von Constanz 976.	Conrad.
27.	Margar. Blaarer, Jungfr. zu Constanz 1541.	Loth. Busso.
28.	Alexand. Roussel, Pred. der Wüste, M. 1728.	Günther.
29.	Saturninus, Bisch. v. Toulouse 250.	Noah. Eberhard.
30.	Andreas, Apost.	Andreas.

Datum	Verbesserter evangelischer Kalender.	Alter evangel. Kalender.
1.	Eligius, Bisch. von Noyon 659.	Arnold. Longin.
2.	Joh. Ruysbroek, Prior im Kl. b. Brüssel 1381.	Candidus. Aurelia.
3.	Gerhard Groot zu Deventer 1384.	Cassian.
4.	Gerh. von Zütphen zu Deventer 1398.	Barbara.
5.	Crispina, M. zu Thebeste in Numid. 304.	Abigail.
6.	Nicolaus, Bisch. von Myra i. 4. Jahrh.	Nicolaus.
7.	Paulus Odontius, Pred. bei Graz, Bek. 1605. Ph. Fr. Hiller, Pf. zu Steinheim in Württ. 1769.	Agathon.
8.	Martin Rinkard, Pred. zu Eilenburg 1649.	Mariä Empf.
9.	Benj. Schmolck, Pred. zu Schweidnitz 1737.	Joachim.
10.	Paul Eber, Gen.-Sup. zu Wittenberg 1569.	Judith.
11.	Heinr. v. Zütphen, Märt. zu Heide 1524.	Damasus.
12.	Spiridion, Bisch. auf Cypern, Bek. † n. 325. Vicelin, Apost. der Wenden 1154.	Epimachus.
13.	Odilia, Aebtissin v. Hohenburg um 720. Berthold, Francisk., Pred. zu Regensburg 1272.	Lucia u. Ottilia.
14.	Dioscorus in Alexandr., Bek. 250.	Nicasius.
15.	Christiana, eine Magd in Georgien um 330.	Johanna. Ignat.
16.	Adelheid, Kais., Gem. Otto's I. 999.	Ananias.
17.	Sturm, Abt zu Fulda 779.	Lazarus.
18.	Veit L. v. Seckend., Kanzler zu Halle 1692.	Christoph. Wunib.
19.	Clemens v. Alex., Kirchenl. † um 220.	Loth. Manass. Nem.
20.	Abraham, Patriarch.	Abraham. Ammon.
21.	Thomas, Apost.	Thomas.
22.	Hugo M'Kail, schott. Pred., M. 1666.	Beata.
23.	Anna dü Bourg, k. Parl.rath z. Paris, M. 1559.	Victoria. Dagob.
24.	Adam, Eva, die ersten Eltern.	Adam, Eva.
25.	Christtag.	Christtag.
26.	Stephanus, Diac., der erste Märt.	Stephanus.
27.	Johannes, Evang.	Johann. Evang.
28.	Unschuld. Kinder, Matth. 2,16.	Unschuld. Kinder.
29.	David, König u. Prophet.	Jonathan.
30.	Christ. von Württb., Herzog 1568.	David.
31.	Joh. Wiclif zu Lutterworth 1384.	Sylvester.

Die Kalendernamen von bürgerlichem Gebrauch.

Dem kirchlichen Kalender lassen wir das vorhin (S. 3) angekündigte allgemeine Verzeichniß derjenigen Kalendernamen folgen, welche noch im bürgerlichen Leben zur Bezeichnung der Epochen der Feldarbeit, von Jahrmärkten und Terminen in Gebrauch sind. Dazu kommen die vier Quatember: da sie aber nicht Personennamen sind, sondern Jahrpunkte anzeigen, auch ihr Datum mit jedem Jahr wechselt; so haben sie hierin nicht aufgenommen werden können.

Januar.
1 Neujahr
6 Heil. 3 Kön.
20 Fabian, Sebastian
22 Vincentius

Februar.
2 Mariä Lichtmeß
3 Blasius†
22 Petri Stuhlfeier†
24 Matthias

März.
1 Suidbert
12 Gregor
16 Heribert
17 Gertrud†
21 Benedictus
25 Mariä Verkünd.

April.
14 Tiburtius†
23 Georg
24 Albert††
25 Marcus
30 Catharina†

Mai.
1 Phil., Jacobus
Walpurgis†
3 †Erfindung†
11 Pancratius†
12 Liberatus†
13 Servatius
25 Urban†

Juni.
15 Vitus†
24 Johannes
27 7 Schläfer
29 Peter Paul

Juli.
8 Kilian
10 7 Brüder†
13 Margaretha†
22 Maria Magdal.
23 Liborius†
25 Jacobus

August.
10 Laurentius
24 Bartholomäus

September.
1 Aegidius†
8 Mariä Geburt†
14 †Erhöhung†
17 Lambert
29 Michaelis

October.
1 Remigius
16 Gallus
28 Simon, Juda

November.
1 Allerheiligen
3 Hubert†
11 Martinus
30 Andreas

December.
6 Nicolaus
13 Lucia†
21 Thomas
25 Weihnachten
26 Stephanus
31 Sylvester†

Dies sind 56 Namen (darunter viermal doppelte), welche 55 Tagen angehören, da Ein Tag (1. Mai) zwiefach besetzt ist. — Das Kreuz neben einer Anzahl Namen zeigt an, daß dieselben in dem verbesserten evangelischen Kalender nicht vorkommen. Es sind deren also nicht mehr als 21, von denen noch einer, Albert (Adalbert), nur an einem andern Datum daselbst steht, nehmlich am 23. April.

Lebensbilder

der

evangelischen Wahrheitszeugen.

Evangelische Zeugen
aus dem
Alten Testament.

---

1. Adam, Eva.

24. December.

Wenn der Name der ersten Eltern hier an der Spitze der Lebensbilder erscheint, so läßt sich freilich nicht ein Bild von ihrem Leben entwerfen. Denn wenn auch die Erzählung der heil. Schrift nicht angetastet oder umgedeutet wird, als ob nicht wirkliche Personen, sondern nur Schatten von ihnen gemeint wären; so fehlt doch alles, um als geschichtliche Personen sie vorzustellen. Von ihnen selbst, ihrem äußern Lebensgange wie ihrer innern Führung, ist kaum die Spur überliefert, bis auf die Katastrophe: diese aber würde man nicht grade in dem Fest- und Heiligenjahr verzeichnen. Nichtsdestoweniger werden an ihnen Gedanken und Thaten der ursprünglichen Weisheit offenbar, die aller Geschichte zuvorkommen, aber überall fortwirken, also auch dem frommen Gedächtniß gegenwärtig bleiben sollen. Ueberdies steht mit dieser Urgeschichte im Mittelpunkt der Zeiten das Evangelium in Zusammenhang, um dessentwillen allein jene Namen (nebst einigen andern A.T.lichen) dem christlichen Kalender angeeignet sind.

Dies ist an zwei Punkten desselben geschehn. In früherer Zeit, da man gern die Epoche der Schöpfung, sei es des Lichtes oder der Himmelskörper, am Tage der Frühlingsnachtgleiche, 25. März oder 21. März, im Kalender bemerkte (nach der herrschenden Annahme, daß die Welt zu dieser Zeit erschaffen sei), erscheint auch die Erschaffung Adams in dieser Gegend (Adam plasmatus), der jedoch zuweilen selbst am 25. März angesetzt ist. Denn dieser galt von Alters her auch für den Todestag Christi: und in dem Ansatz für den Jahrestag lag dieselbe Absicht, in

der man frühzeitig auf die Uebereinstimmung des Wochentages hinwies, daß an einem Freitag der erste Mensch geschaffen und Christus gestorben ist. Hingegen in neuerer Zeit findet sich in allen deutschen, protestantischen wie katholischen, Kalendern der Name Adam, Eva am 24. Dec. angesetzt, d. h. der erste Mensch am Vorabend der Geburt des andern Adam. Durch beides ist die Zusammenfassung der ersten und der zweiten Schöpfung so wie der Schöpfung und Erlösung im Kirchenjahr angedeutet.

Den Grund dafür giebt das Evangelium selbst, welches diesen Zusammenhang voranstellt. Denn das Geschlechtsregister Jesu (welches bei Matthäus von Abraham anhebt), führt Lucas, der umgekehrt von Jesus anfangend, vom Sohn zum Vater aufsteigt, über Abraham hinaus bis zum ersten Menschen; und von diesem heißt es: „der war Gottes" (Luc. 3, 38).

Und das ist das erste, was auch die Bücher Mosis berichten: daß Gott den Menschen geschaffen hat. Wenn alle übrigen Glieder jenes Registers und alle übrigen Menschen Söhne ihrer Väter sind, so hatte der erste Mensch keinen Vater auf Erden. Noch weniger war die Erde seine Mutter, welche allerdings auf das schöpferische Wort Gottes Pflanzen und Thiere hervorgebracht hatte. Am wenigsten ist daran gedacht, daß aus einem Thiergeschlecht der erste Mensch könne entsprossen sein: denn was ihn zum Menschen macht, ist nicht eine Steigerung thierischen Wesens und natürlicher Eigenschaften; sondern eine freie Gabe und neue Offenbarung Gottes. Auf der obersten Stufe dieser Creaturen, von ihnen wesentlich verschieden und nicht aus vorhandenem begreiflich, erscheint hier der Mensch durch einen Schöpfungsakt: Gott bildete ihn aus Erde und hauchte ihm den Odem des Lebens ein, und so ward er ein lebendiges Wesen. Darin ist die doppelte Abkunft des Menschen angezeigt: der Leib von Erde, der Odem von Gott. Wenn aber Gott in der Sprache der Menschen vorgestellt wird von menschlicher Gestalt, als athmend und hauchend, so ist doch sein Hauch nicht gemeint als ein Theil seines Wesens. Denn alles Fleisch, worin Odem des Lebens (1 Mos. 6, 17. 7, 15. 22), hat ihn von Gott nach dem Wort des Psalmensängers: „er lässet seinen Odem aus, so werden sie geschaffen; er nimmt ihn weg, so vergehen sie" (Ps. 104, 30. 29). Das ist also nur das allgemeine Mittel und Kennzeichen des Lebens, wiewohl der

Odem auch unterschieden wird bei der thierisch beseelten und bei der vernünftigen Creatur (Pred. 3, 19. 21; und dagegen 12, 7). Aber die höhere Abkunft, der Vorzug vor allen übrigen Geschöpfen, ist dadurch ausgesprochen (wie es im ersten Berichte heißt), daß Gott den Menschen schuf, Mann und Weib, nach seinem Bilde und seiner Aehnlichkeit. Den nächsten Sinn dieses Schöpfungs-Wortes giebt die Folge der Erzählung: daß der Mensch herrschen solle über die ganze Erde und über alles, was sich reget auf Erden. Also ist dadurch ein Abbild der Herrlichkeit Gottes dem Menschen verliehen. Aber zur Herrschaft über die Erde ist er nicht durch körperliche Kraft ausgerüstet, worin viele Thiere ihm überlegen sind; sondern durch ein höheres Vermögen. Und das wird im Verhältniß zu den Thieren bestätigt, wenn Gott sie zu ihm führt, zu sehen, wie er sie benennt. Denn die Sprache ist ein Erzeugniß des Geistes und die Namengebung eine Sache der Unterscheidung und Erkenntniß. Auch die andere Seite des göttlichen Ebenbildes bekundet der Fortgang der Erzählung, da Gott dem Menschen ein Gebot giebt; also hatte er ihm die Kraft verliehen, sein gebietendes Wort zu verstehen und zu erfüllen, aber auch die Kraft des Widerstandes: das heißt die Freiheit des Willens, seiner Herrlichkeit sich zu unterwerfen, oder sie selbst sich anzumaßen. Ueberdies einen Zeugen des göttlichen Willens im Gewissen, welches unabhängig über sein Thun und Lassen richtet und den Ungehorsam straft, — wie nachgehends sich zeigt, da Scham und Furcht auf die Uebertretung sich einstellen.

Gott also, wie die heilige Urkunde sagt, hatte einen Garten in Eden gepflanzt, in welchem er sprossen ließ allerlei Bäume, lieblich zu schauen und gut zu essen, und von welchem ein Strom ausging, den Garten zu tränken: dahin setzte er den Menschen, ihn zu bebauen und zu bewahren. Und gebot: von allen Bäumen im Garten möge er essen, ausgenommen vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. — Das Weib aber, von der Schlange überredet, nahm von der verbotenen Frucht und aß und gab auch dem Manne, und er aß. Worauf die Strafrede Gottes und die Vertreibung aus dem Paradiese folgt. Alles dies ist offenkundig und doch verhüllt. Jeder empfindet, wie viel innere Wahrheit darin liegt; aber niemand kann das Außerordentliche des Vorgangs sich erklären; und man ahnet verborgene Tiefen. Ohne jedoch vorerst mit Fragen den Kreis zu überschreiten, den das

einfache Bibelwort selbst zieht, werden wir in der Hauptsache den Sinn desselben nicht verfehlen, wenn wir von diesem Anfang aus auf den Fortgang der Offenbarungsgeschichte achten, insbesondere den Gebrauch zu Rathe ziehen, den Evangelium und Briefe der Apostel von den Worten und Thaten der Urgeschichte machen.

Zuerst das Gebot im Paradiese ist gegeben wie später das Gesetz vom Sinai, das viele Bestimmungen enthält, die nicht um ihrer selbst willen bestanden und ein Ende nehmen konnten: so ist der Genuß der Frucht nicht untersagt, als wäre sie an sich schädlich, aber auch nicht aus göttlicher Willkür, sondern, nach dem Worte des Apostels (Gal. 3, 24) zur Erziehung, — wie auch der Name Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen ersehen läßt. Das Gebot war eine Schranke für den menschlichen Willen, daran Gehorsam zu lernen, ohne zu grübeln; eine Uebung seiner Freiheit, sich für das Gute, das heißt den Willen Gottes, zu entscheiden und darin zu befestigen.

Die Versuchung hebt von dem Zweifel an dem Worte Gottes an, sucht zu täuschen über die Folge des Ungehorsams und kehrt sie in das Gegentheil um, indem sie die Eigenliebe in's Spiel bringt und zur Ueberhebung lockt.

Die Uebertretung dringt von innen nach außen, nachdem der Glaube, d. h. die Unmittelbarkeit des Verhältnisses zu Gott und die kindliche Hingebung an seinen Willen, erschüttert war. Erst Augenschein und Augenlust, das Weib sah, daß der Baum gut zu essen und lieblich anzuschauen war; dann folgt aus dem sinnlichen Wohlgefallen die That: „wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde" (Jac. 1, 15).

Und auf die Sünde folgt die Strafe: nicht ein körperliches Uebel, als wie vom Genuß einer schädlichen Frucht; sondern das strenge Antlitz des Richters und der Vollzug der Drohung: die Mühsal dieses Lebens, bis der Leib zum Staube zurückkehrt. Und, was der Stachel in dem Elend ist, das Bewußtsein der Schuld mit der Erinnerung an das verlorene Paradies. Aber die Strafe selbst ist nicht ohne Erquickung und Hoffnung. Denn es ist dem Menschen gegeben fröhlich zu sein im Schweiß seines Angesichts und süße Ruhe zu haben nach der Arbeit (Pred. 5, 18. 11), und der treue Arbeiter empfängt seinen Lohn. Auch ist die Segnung aus dem Paradiese geblieben, daß das Weib dem Mann zur

Hülfe sein und er an ihm hangen und sie die Erde erfüllen sollten. Und wiewohl Sünde und Uebel fortwucherten, also daß durch Einen Mord zwei Söhne den ersten Eltern verloren gingen; so ragt doch weit hinaus die Verheißung von dem endlichen Siege: daß der Weibessaame der Schlange den Kopf zertreten wird.

Uebrigens meldet das „Buch der Geschichte Adams" (1 Mos. 5, 1) nichts weiter von ihm als die Fortpflanzung seines Stammes und die Tage seines Lebens, das er auf 930 Jahre brachte.

Die Erinnerung an diese Geschichte lebt fort durch die ganze Offenbarung. Insbesondere von Anfang und Ende des ersten Menschen zeugt das Alte Testament, in Psalmodie und Prophetie: und es sind allemal mächtige Stimmen, sei es zur Erhebung und Tröstung oder zur Demüthigung und Entsagung. Zuerst aber bei der Neugründung des Menschengeschlechts nach der Sündfluth, in der Segnung Noahs und seiner Söhne wiederholt der Herr den Segen aus dem Paradiese: seid fruchtbar und mehret euch, bestätigt die Herrschaft über die Thiere und gedenkt, daß er den Menschen nach seinem Bilde gemacht. Letzteres als Maaß der Strafe dessen, der Menschenblut vergießt; das andere dadurch erweitert, daß die Thiere dem Menschen zur Speise überwiesen werden (1 Mos. 9, 1 ff.). Jener Segensspruch aber kehrt in der Patriarchengeschichte noch einmal wieder in dem besondern Segen, den Jakob empfängt als Stammvater des jüdischen Volks (1 Mos. 35, 11). — Hiernächst wird das Werk Gottes, das an dem ersten Menschen geschehen ist, dem ganzen Geschlecht zugeeignet. So führt David zum Preise der Güte Gottes aus, wie er den Menschen mit Herrlichkeit krönt: „Du machest ihn zum Herrscher über die Werke deiner Hände, alles legest du unter seine Füße, . . die Thiere des Feldes, Vögel des Himmels, Fische des Meeres" (Ps. 8, 6—9). Und Hiob wendet die Schöpfungsgeschichte des Menschen auf sich selbst an, wenn er vor dem Herrn, der ihn gerufen, als das Werk seiner Hände sich bezeichnet; und von dem Hauche Gottes redet, der noch in seiner Nase sei (Hiob 14, 15. 27, 3). Beide Momente des Schaffens, das Bilden aus Erde und das Anhauchen, und zwar in Verbindung mit der Weltschöpfung, heben auch die Propheten hervor, als ein Siegel göttlicher Macht und Hülfe, wenn sie dem Volk Trost zusprechen und Wiederaufrichtung verheißen. Es kommt die Hülfe von Jehova, „der den Himmel ausgespannt und die Erde gegründet und des Menschen

Odem in ihm geschaffen hat", nach einer Weissagung im zweiten Theil des Sacharja (12, 1); und darnach im zweiten Theil des Jesaias (42, 5), wo gleich darauf in derselben Absicht der Herr sein Volk das Werk seiner Hände nennt gleich der Erde und den Himmeln, die seine Hände ausbreiteten (45, 11. 12). Diese Vorstellung von der Hervorbringung des Menschen gleichsam durch Gottes Hände wird weiter ausgeführt durch das Bild von dem Thon und dem Töpfer; sowohl in der Rüge Gottes: „spricht wohl der Thon zu seinem Bildner: was machst du" (45, 9), als in dem Hülferuf seines Volks: „du bist unser Vater, wir der Thon und du unser Bildner, und deiner Hände Werk wir alle" (64, 8). — Das betrifft das besondere Schicksal des jüdischen Volks und seine theokratische Hoffnung. Hingegen von dem allgemeinen Loose des Menschen, als Klage über seine Hinfälligkeit, kehrt schon früher der Spruch wieder, der an der Schwelle des Paradieses steht: Staub bist du und zum Staube sollst du zurückkehren (Ps. 103, 14. 146, 4. Pred. 3, 20. 12, 7). Darauf bezieht auch Hiob sich (34, 15), der überdies diese Ruhe im Staube schildernd, das Grab seinen Vater, seine Mutter und Schwester die Würmer nennt (17, 14). — Endlich sehn auch die apokryphischen Bücher gern auf den Anfang zurück: das Buch der Weisheit (9, 2) erinnert wie an die Schöpfung der Welt, so an die Bereitung des Menschen durch die Weisheit Gottes und seine Bestimmung, über die Geschöpfe zu herrschen und die Welt zu regieren. Jesus Sirach verweiset öfter darauf, daß der Herr den Menschen aus Erde geschaffen, in die er ihn wieder zurückkehren ließ, und alle Menschen Erde und Asche sind, wobei auch das Gleichniß vom Thon und Töpfer (17, 1. 2. 31. 33, 10. 13. 14), und hebt daneben hervor, daß er nach dem Bilde Gottes geschaffen und ihm Gewalt über alles auf Erden gegeben ist (17, 3—4). Er erläutert die Stellung des Menschen zu dem göttlichen Gebot, nach dem ursprünglichen Zustand (als ob er auch nachmals bestände): „Gott hat von Anfang den Menschen geschaffen und ihn seiner Willkür überlassen; willst du, so kannst du die Gebote halten; er hat dir Feuer und Wasser vorgelegt, — der Mensch hat vor sich Leben und Tod: und was er will, wird ihm gegeben werden" (15, 14—17). Und nach dem Buch Tobiä (8, 6) beruft der junge Tobias sich auf die Einsetzung der Ehe im Paradiese, wie er für seinen eigenen Ehebund den Segen des Herrn erfleht.

Auch das **Neue Testament** schließt sich an die Thatsachen der ersten Menschheit an, doch mehr nach ihrem Lehrgehalt: wodurch sie nicht allein bestätigt, sondern auch in eigenthümlicher Anwendung zu Grundlagen christlicher Sitte und Erkenntniß erhoben werden. Der **Erlöser** weiset zweimal darauf hin. Als die Pharisäer mit der Frage ihn versuchten über die Scheidung des Mannes und Weibes, die allerdings im mosaischen Gesetz zugelassen war, corrigirt er die spätere Satzung durch die ursprüngliche Ordnung, das Werk und das Wort des Schöpfers; worauf er das Gesetz des Evangeliums gründet: „was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden" (Matth. 19, 6. Marc. 10, 9). Und wie er den ungläubigen Juden vorhält, daß sie die Wahrheit aus seinem Munde nicht annähmen, vielmehr ihn zu tödten suchten, nennt er als Urheber dessen den Teufel, den Menschenmörder von Anfang und Vater der Lüge (Joh. 8, 44). Beides zielt auf die Geschichte des Paradieses und das Verhalten der Schlange: denn eine Lüge, eine Mischung von Falschheit und Wahrheit, war die Lockung zur Sünde, als ob die Gottähnlichkeit und das Wissen um das Gute und Böse der Preis der Uebertretung sei; und ein Mord die Verführung zum Abfall, der mit dem Tode bedroht war.

Unter den Aposteln hat vornehmlich **Paulus**, wie er die Gedanken der Offenbarung zu einem System ausbildete, die Entwicklung an den Anfang geknüpft und den Zusammenhang des ersten Menschen mit dem ganzen Geschlecht in die Glaubenslehre eingeführt. Das erste ist, daß er in seiner Predigt zu Athen (wo er also nur Grundwahrheiten vorträgt), um von den stummen Götzen abzuleiten, den göttlichen und menschlichen Ursprung des Geschlechts erklärt, die Abstammung von Einem Blute durch den lebendigen Gott, von dem alle das Leben haben, wie der erste Mensch seinen Odem (Apostelgesch. 17, 25. 26). Zweitens weiset er auf den Ursprung der Sünde und des Todes: nicht allein daß durch den ersten Menschen die Sünde und durch diese der Tod in die Welt gekommen, sondern daß dieselben von ihm aus zu allen Menschen durchgedrungen sind; wo er beides erklärt, sowohl daß sie sterben, **dieweil** sie gesündigt haben, als daß durch ihn und **in ihm** alle sterben (Röm. 5, 12. 16. 1 Cor. 15, 21). Endlich begründet er aus der Geschichte des ersten Paares das christliche Verhältniß von Mann und Weib: der Mann liebt sein Weib als sein eigen Fleisch (Ephes. 5, 28) und das Weib ist dem Manne als

dem Ersterschaffenen unterthan, waltet im Hause, aber schweigt in der Gemeinde (1 Tim. 2, 13). Noch mehr, er nimmt die Einsetzung der Ehe im Paradiese, das Wort, daß ein Mensch seinem Weibe anhangen werde u. s. w. als Unterlage, um die Verbindung Christi und der Gemeinde zu bezeichnen (Ephes. 5, 32). — Das gehört zu der andern Seite, welche der Spruch zusammenfaßt: daß Adam ein Vorbild dessen ist, der kommen soll (Röm. 5, 14). Der Apostel führt dasselbe aus mit Bezug auf das Werk wie auf die Person Christi. Ein Vorbild ist der erste Mensch, da in Christo der Anfang einer neuen Reihe erschienen ist; aber er setzt der Sünde des Einen gegenüber den Gehorsam des Andern, und demzufolge der Verdammniß im Tode die Rechtfertigung zum ewigen Leben (Röm. 5, 18. 19). Das ist das ewige Leben, welches schon diesseits beginnt. Aber ein andermal, zur Begründung der Lehre von der Auferstehung, stellt er den Gegensatz: wie sie in Adam alle sterben, so werden sie in Christo alle lebendig gemacht (1 Cor. 15, 21. 22), und erläutert die Frage, wie die Todten auferstehen werden, durch Unterscheidung des irdischen und himmlischen Leibes und Vergleichung des ersten Menschen und des letzten Adam (wie er nur hier genannt wird): jener ist von der Erde und zu einer lebendigen Seele gemacht, dieser ist der Herr vom Himmel und der lebendig machende Geist (V. 45. 47).

Das ist auch ein weihnachtlicher Gedanke: zusammen zu schauen den Ersterschaffenen und den Erstgeborenen, der vor aller Creatur gewesen, aber nach ihm gekommen, aus seinem Stamm entsprossen ist. Im übrigen leitet jener Typus mehr auf Tod und Auferstehung Christi und die entsprechende Zeit des Kirchenjahres.

Und dessen ist die Kirche auch eingedenk gewesen, welche in vielen Gebieten: in Geschichte und Lehre, in Cultus und Kunstvorstellung, auf die Urgeschichte der Menschheit zurückkommt. Freilich da die mosaische Erzählung so schweigsam ist und der Wißbegierde ein großes Feld offen läßt, so haben Dichtung und Forschung sich beschäftigt, die Lücke auszufüllen. Schon die spätere Zeit des Judenthums noch vor Chr. Geb. und um dieselbe hat erfindungsreiche Schriften hervorgebracht in prophetischer und geschichtlicher Form, welche das Leben Adams zum Gegenstand haben oder mit umfassen. Und das Christenthum, welches solche Legenden gern zuließ, hat die Erfindung fortgesetzt und gestaltet. Daneben galt es für eine wissenschaftliche Aufgabe, den Urzustand

zu erforschen, sei es mehr äußerlich, indem man an die mosaische Erzählung anknüpfte und Schlüsse darauf baute, wie jenen über Jahreszeit und Monatstag der Schöpfung, oder innerlicher, indem man auf das Wesen des Menschen und die Veränderung durch den Sündenfall einging. Aus allem dem berühren wir hier nur zwei Sagen (welche in früheren Jahrgängen des Evangelischen Kalenders behandelt sind)[1]) von der messianischen Hoffnung des ersten Menschen und seiner Erlösung; wobei in gewisser Weise das Wort des Herrn von Abraham: er ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte (Joh. 8, 56), auf Adam übertragen ist.

Es ist zuvörderst eine alte Sage, welche (nach dem Evangelium des Nicodemus) Seth den Vätern in der Hölle berichtet: Adam, in tödtliche Krankheit gefallen, sandte ihn zum Paradiese, um daselbst Oel vom Baum der Barmherzigkeit zur Heilung seiner Schmerzen zu erlangen. Jedoch der Erzengel Michael erklärte: jetzt sei es nicht zu haben; aber nach 5500 Jahren werde der Sohn Gottes zur Erde herabsteigen und Mensch werden: der werde ihn salben mit diesem Oel und dann werde er von aller Krankheit genesen. — Dazu kommt seit dem 12. Jahrhundert die Sage: Adam in schwerer Krankheit verlangte Erquickung von dem Baum im Paradiese, an dem er Gott beleidigt hatte; sein Sohn Seth, dahin gesendet, brachte einen Zweig von diesem Baum zurück. Der Zweig, von ihm gepflanzt, erwuchs zu einem schönen Baum, der bis auf die Zeit Salomo's stand; dann hatte er verschiedene Schicksale, bis endlich aus ihm das Kreuz Christi verfertigt worden.

Die andere Sage betrifft das Grab Adams, daß er auf Golgatha liege: welche sogar aus dem Judenthum stammt, von den Kirchenvätern berücksichtigt und bezweifelt (weil nach einer andern Annahme Adam in Hebron sollte begraben sein), aber besonders in der griechischen Kirche zur Geltung gekommen ist. Wenn sich dies so verhält, sagt Athanasius, so bewundere ich die Schicklichkeit des Orts: denn es mußte der Herr, der den ersten Menschen erneuen wollte, an jenem Orte leiden, daß er dessen Sünde lösend sie von dem ganzen menschlichen Geschlecht hinwegnähme; ferner daß er den Adam dort findend, zu dem gesagt ist: du bist Erde und sollst zu Erde werden, den Fluch löse und statt

[1]) Evang. Kalender für 1863. S. 44 ff., für 1861. S. 19 ff.

dessen zu ihm spreche: erwache der du schläfst und stehe auf vom Tode, und Christus wird dich erleuchten (Ephes. 5, 14).

Beide Sagen, so weit sie auf die heilige Passion zielen, sind durch die Kunst des Mittelalters verherrlicht, die nicht selten das Kreuz, an welchem der Erlöser hängt, als einen lebendigen Baumstamm gebildet hat; unter dem Kreuze aber Adam sehen läßt, der aus seinem Grabe sich erhebt und, als der Erstling, der Erlösung durch Christi Blut theilhaftig wird. Sie können deshalb nicht untergehn; und verdienen auch als Dichtung erhalten zu werden, weil sie der Wahrheit zum Spiegel dienen. — Derselben Wahrheit dient, einfach und ohne Zusatz, die kalendarische Verzeichnung der Namen Adam, Eva in der Nähe der heiligen Geburt, wo sie die Epochen der Menschheit und des Reiches Gottes in Erinnerung bringen. F. Piper.

---

2. Abraham.

20. December.

Längst sind die rauschenden Wogenschläge der Sündfluth verhallt. Sie sind nicht mehr der letzte große Eindruck, der die Gemüther des neuen Geschlechts erfüllt. Das waren sie, zum feindlichen Trotz aufreizend oder finstere Stumpfheit gegen die Naturgewalten als Göttermächte erzeugend, in Hams Geschlechte lange gewesen. Dagegen hatten Sems Nachkommen ihre sittliche Bedeutung als gerichtlicher That Gottes, als Folge der Verschließung des Paradieses im Gedächtnisse des Herzens lange behalten und Japhets bewegliches Geschlecht hatte an dieser ernsten Erinnerung seinen Antheil mehr oder weniger gehabt. Aber allmählich hatte das üppige Aufwuchern des Menschenlebens nach der Fluth, die Ruhe vom Kampfe mit den wilden Thieren, die in den Landen der Fluth weithin vertilgt waren, die Fülle der Erzeugungen in Pflanzenwelt, Thierleben und Menschendasein das irdische Kraftgefühl so gehoben, die auftauchende Mannichfaltigkeit aber ein Bedürfniß des festen Mittelpunktes so herausgefördert, daß an dem Versuche, die eigene Kraft und ihr Werk und Denkmal zum höchsten Sammelpunkte zu machen (Thurmbau zu Babel) erst die Unmöglichkeit, das Viele räumlich zusammen zu fassen, recht zum Bewußtsein kam. Eine nicht näher geschilderte Gottes-

that hatte das unheilige Werk als den Versuch geoffenbart, eine Menschheits-Religion, an ein sichtbares Denkmal eigener trotziger Kraft geknüpft, also eine rein irdische, den allerhöchsten Gott verhüllende und beseitigende im Leben zu halten und ließ gerade an dem falschen Versuch der Vereinigung den Drang zur Ausbildung der Verschiedenheit und Eigenheit, die Hast und Angst der Selbstrettung vor Gott, das wilde Auseinanderjagen der verschiedenen in der Masse vorgebildeten Gruppen, der Nationenstämme, hervortreten. Jetzt begegneten die Völkerzüge auch den Mächten der Thierwelt und die gewaltigen Jäger und Völkertreiber erschienen. Während ein solcher in Mesopotamien seine Reichsgewalt übte, lebten da auch noch Semiten in stiller Ruhe des Hirtenlebens. Jahrhunderte waren auch wieder seit der Völkertheilung verflossen und der reine Dienst des welterschaffenden Gottes, der segnete und Träger des Segens in den Tagen der Urväter erwählte, war durch keine neue die Gemüther beherrschende Kundmachung seiner unendlichen Macht und Güte aufgefrischt worden. Heidnisches Hinsinken in die Naturmacht überwältigte allmählich das sittlich fromme Grundgefühl und nur die im hinsterbenden Greisenalter noch vorhandenen Reste der geweihten Urväterzeit hielten den Faden der heiligen Erinnerung fest. In Therachs Hause war von solcher Anregung ein edles Erbgut geblieben, und da und dort vereinzelt unter den heidnischen Völkergruppen leuchtete noch ein Priester des Allerhöchsten wie ein vereinzelter Stern zwischen dunklen Wolkenschichten hervor. Aber eine Gemeinschaft der Lebendigen gab es nicht. Einsam stand in seines Vaters Hause und zwischen seinen Brüdern Nahor und Haran der älteste Sohn Therachs da, Abram, der hohe Vater, genannt. Ihm schlossen sich in Gott suchendem Drange sein Weib Sarai und Lot, der Sohn seines Bruders Haran, am nächsten an. — Die Heimath des Geschlechts war Ur Chasdim, d. h. Ur in Chaldäa, aber schon Therach war gen Westen gezogen nach Charan. Ob dies geschah, weil mit dem Heidenthum, das in sein Haus den Weg gefunden, (Josua 24, 2. Judith 5, 6. 7.), auch ihm der Drang zur Wanderung sich eingeimpft, oder weil der reinere Gottessinn mit dem nimrodischen Chaldäerreiche sich nicht vertrug, oder weil ostwärts herkommende Völkermassen gegen Westen drängten, muß dahin gestellt bleiben. Hier nun trifft den Abram, seinem tiefsten Sehnen begegnend, an alle heiligen

Erinnerungen des Sem-Geschlechts anschließend, auf sie alle zurückleuchtend, die Erscheinung Gottes, die erste seit Noahs Zeit. Es war wohl nicht ein inneres Wort nur, das mit: „und der Herr sprach zu Abram" bezeichnet wird, sondern eine Gotteserscheinung in Gestalt, denn erst nachdem solche vorgegangen, konnte hernach Gesicht, Traum und inneres Wort als göttliche Offenbarung von jedem bloß menschlichen Ahnen unterschieden werden. Hier liegt ein großer Wendepunkt, ein neuer Anfang der Geschichte des Reichs Gottes. Der letzte Faden reineren Gottessinnes, der in Abram zu enden drohte, wird von der göttlichen Hand gefaßt, Abram wird der Erwählten Gottes einer, wie es Adam, Seth, Enos, Henoch, Noah, Sem gewesen, in ihm sammelt sich die gesammte heilige Ueberlieferung von der Urzeit und bildet einen klaren See der menschlichen Kunde von göttlicher Offenbarung, worin die bisherigen Quellen und Bäche mündeten und in welchem alles Menschliche, das der Strom mit sich geführt, zu Boden sinkt, aus welchem zuletzt ein neuer Strom hervorbricht und durch Isaak, Jakob, die 12 Erzväter, Mose, Aaron und das Volk Israel durch die Zeiten der Geschichte sich ergießt. — Das war die Antwort auf Abrams tiefstes Verlangen, die Besiegelung aller bisherigen Offenbarung. Die Paradiesesruhe, die Besiegung der Sünde, des Kampfes mit der Noth und dem Tode, die Wiederkehr des Friedens und der Gemeinschaft mit Gott, die Fortgeltung des nach der Schöpfung dem Menschen von dem ewigen Schöpfer geschenkten, im Fluche selbst wiederholten und erhaltenen, durch den neuen Anfang nach der Fluth in Wort, Zeichen und That bestätigten Segens trat ein.

Abram erhielt vor Allem den göttlichen Befehl der Wanderung und nun war mit einem Male das Wandern nicht mehr Folge des Trotzes und der Angst menschlicher Empörung, sondern es war die That des Gehorsams.

Der Berufene Gottes stand nicht mehr allein, sondern war in die Gemeinschaft der vor ihm Erwählten, der hohen, leuchtenden Vorbilder des Glaubens in der Urzeit getreten; er war der Erbe ihres geistigen Gutes, sie waren seine Unterlage, der Grundbau seines jetzt zur Geburt gekommenen geistlichen Lebens. Der Ausgang aus der alten, natürlichen Heimath, aus Vaterland, Geschlecht und Vaterhaus verstand sich nun eben so sehr von selbst, wie er Gottes Befehl war; denn geistlich war er durch die Gottes-

erscheinung schon aus diesem Kreise herausgehoben und zu einem neuen Anfänger gemacht. Und doch geschah mit dieser Wahl das Unwahrscheinlichste. Alle göttlichen Neu-Anfänge waren Zeugungen; sie sprachen thatsächlich von Fortdauer und Erneuerung des Lebens trotz des mit der Sünde eingedrungenen Todes. Abram aber war 75jährig und kinderlos, konnte nur in der Familie des Vaters durch die Brüder am Fortwuchern des Lebens Theil haben. Ob er darum Lot mit sich führte? ob er durch ihn, der als Brudersohn ihm ein Sohn war, ein Geschlecht hoffte? — Aber er glaubte dem Wort, denn es war das Wort des Lebenschaffenden, der aber ihm auch der Heilsgott war. Der Glaube Abrams steht hier schon dem Befehle gegenüber als Heldenthum des Geistes da. Nicht allein der Ausgang zu neuer Gründung, auch der Eingang in die sonst der Sündenfurcht und Gottesscheu angehörige Völkerzerstreuung war seine Glaubensaufgabe, in deren Lösung das innere Durchschauen in die ewige Gnadenabsicht, das wonnevolle Ergreifen der göttlichen Mittheilung, lediglich weil sie göttlich war, und der demüthige und kühne Gehorsam in Eins verschmolzen.

An den Befehl knüpfte sich die Verheißung: „in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Ein gottgezeigtes Land konnte nur Paradieses-Gedanken wecken. Es war ja wieder wie bei Adam, den Gott selbst in den Garten Eden gesetzt hatte. Nur die tiefe Paradieses-Sehnsucht in Abram erklärt das augenblickliche Verständniß dieses Gotteswortes. Ein Gottesland mußte es ja sein, worin der Sieg über alle Mächte der Sünde und des Todes geoffenbart werden sollte. — Wohin es lag, das mochte schon der seit der Paradiesesflucht vorwaltende Drang nach dem Abend andeuten. Dahin war aus dem edleren Geschlechte Sems der Zug gegangen, während der Osten andern Völkern gehörte. Es bleibt aber Geheimniß, worin die göttliche Bestätigung dieses Dranges bestand und wie Abram das Land seiner Bestimmung fand. Vor ihm lag die offene Wüste. Jenseits derselben reichte schwerlich seine Kunde. Dahin also, in die ungewisse Ferne ging der Zug.

Noch aber steigt die Verheißung höher empor. Zum „großen Volke“ soll der Kinderlose werden und zwar losgetrennt von seines Vaters Hause. Nicht Sems Verheißung nur, sondern auch der Ursegen vor dem Falle ist hiermit wieder aufgenommen:

„mehret euch, füllet die Erde.“ Und wie dieser im Fluche forttönt: „du sollst (mit Schmerzen) Kinder gebären“, so auch hier in der gnadenvollen Strafe der Völkertheilung: „zum Volke will ich dich machen.“ Es war das Siegen des Lebens über den Tod, oder doch das Standhalten gegen ihn dem Abram zugesprochen und damit sein erster Name: „hoher Vater“ göttlich gedeutet. Eine Nation muß Trägerin des Heils sein, nicht mehr das Geschlecht (Sems), weil ja Nationen aus diesem Stamme schon das Siegel des Sündenfluches mit angenommen hatten, in der Babelflucht vor Gott. — Aber der rechte Inhalt der Verheißung ist erst der „Segen“. Erst: „ich will dich segnen“, dann: „du sollst ein Segen sein“, hierauf: „ich will segnen, die dich segnen“, endlich: „in dir sollen gesegnet werden (sich segnen) alle Geschlechter der Erde.“ Diese vierstufige Verheißung stellt Abram auf seinen Ort in der Weltgeschichte des Heils. Nachdem er den Segen wunderbar und doch als Erbe der Urväter empfangen, ist sein wahrer Lebensbestand dieser Segen, sein ganzes Dasein von ihm erfüllt, durch ihn bestimmt und erhöht; was aber er hat und ist, das wird zum Gemeingut erst derer, die den Träger des Segens erkennen und als solchen behandeln, dann aller. — Schon in dieser ersten Verheißung an Abram wird der Blick des Glaubens erweitert und der ganze Umfang der jetzt schon so vielgliedrigen Menschheit, eben so wie im Paradiese, in den Sonnenkreis des verheißenen Segens hineingezogen. Es ist Lebensmittheilung, Schöpfung höheren Daseins, was in dem Segen auf Inneres und Aeußeres fließt. Daß aber „Fluch“ neben den Segen gestellt wird, ist ganz der bisherigen Heilsoffenbarung gemäß. Denn auch der muß bleiben an denen, die nicht segensfähig sind, ja den Gesegneten des Herrn nicht erkennen. An ihm und seinem Saamen entsteht die neue Scheidung der Menschen in Feinde und Freunde Gottes, wie zuvor im Urmenschen beides vereinigt war, in seinen Söhnen schon aus einander ging und in deren Geschlechtern als „Menschentöchter“ und „Gottessöhne“ den Gipfel erstieg, wieder in Noahs Söhnen, aber mit einem Vermittler (Japhet), sich darstellte, endlich in der Völkertrennung zu verschwinden drohte, weil der Fluch allein zu walten schien. Jetzt tritt der lichte Punkt in der Völkerwüste mit Abram wieder hervor.

Der Einzug in das gezeigte Gottesland beut wieder einen merkwürdigen Gegensatz dar. Von allen Ländern der Erde war

es das gerade, welches am meisten ein Land des Fluches scheinen konnte. Denn die Kanaaniter, die Nachkommen Hams, die Verfluchten, wohnen darin. „Kanaan sei Sems Knecht", hatte das Gotteswort nach der Fluth gesprochen. Nun tritt Sem in Abrams Person als Gast zu Kanaan. Erkannten die Kanaaniter den wahren, lebendigen Gott durch Abram, so wurden sie in Sems Verheißung aufgenommen. Der Gast war ihr Prediger. Ließen sie ihn in stumpfer Gleichgültigkeit neben sich stehen oder waren ihm gar feindlich, so waltete der Fluch bis zum Untergang ihrer Stämme fort. Der Gast war dann ihr Richter. Bis Sichem und zum Terebinthen-Hain More war er gelangt und hatte das üppige Gartenthal vor dem entzückten Auge, die Frage: wo ist die Ruhe von meiner Wanderung? in der Seele; da blitzte in sein Leben hinein die zweite Gotteserscheinung. Sie gab die Antwort auf die Frage der Sehnsucht: „deinem Saamen will ich dies Land geben." Jetzt war das Unglaubliche gewiß. Das Land der Verfluchten sollte es sein. Aber nicht Abram selbst, sein Saame erst soll sich des Besitzes freuen. Das nächste Ziel der Heilshoffnung war durch die Hand der Allmacht aufgestellt und Niemand konnte es wegrücken. Das „gelobte Land" war gefunden. Wenn auch die Ruhe noch in der Zukunft lag, sie hatte doch ihren Ort. „Abram baut dem Herrn einen Altar" und zieht weiter. Das Sabbathgefühl der Ruhe in Gott war Abram geworden und der sichtbare Zeuge derselben war dem Erzvater unentbehrlich. Dieser Altar mußte der Sammelpunkt einst werden für seinen Saamen. Noch mehr, zwischen Bethel und Ai erhob sich ein zweiter Altar und der Name des lebendigen und in Erscheinung ihm geoffenbarten Schöpfergottes wurde nun über das Land genannt (er predigte von dem Namen des Herrn, d. h. der Segen wird von Abram priesterlich auf das Land übergetragen durch Anrufung). In solcher Hut und mit ihrem Zeugniß und Unterpfand konnte Abram das Land zurücklassen, um zu ermessen, wie weit sein künftiges Land reiche. So ging er nach Süden, von wo der Mißwachs ihn weiter nach Aegypten trieb. Es konnte ja auch dieses Hamiten-Land zum verheißenen Gebiete gehören. Abrams Aufenthalt in Aegypten nimmt eine eigenthümliche Stelle in seiner Geschichte ein. Er zeigt uns Abram, der bisher zwischen kleinen Heidenstämmen friedlich und fast schüchtern durchzog, dem mächtigen Herrscher eines festgefügten Heidenreichs gegenüber. An die Stelle

der hoffenden Zuversicht, daß wohl auch das Nilland zu seinem Friedensbesitze gehören möge, tritt hier die Furcht. Dieser Furcht bringt er die volle Wahrheit, das heilige Band der Ehe, selbst die Möglichkeit seines Saamens durch Sarai zum Opfer. Er heftet sich an die Thatsache, daß diese seine nahe Verwandte war und giebt sie bloß für seine Schwester aus. Daß er hier der Gefahr ausweichen will, verräth nicht feige Furcht für sein Leben, sondern die Angst vor Vernichtung des an seine Person und ihr Fortleben geknüpften Verheißungszieles. Sein Saame sollte das Land besitzen und noch hatte auch Lot keinen Sohn. Abram mußte leben, bis ein solcher geboren war. Ob auch ein Gedanke an die Möglichkeit, durch Sarai, wenn sie zu des Pharao Frauen gezählt wurde, in den Besitz Aegyptens zu kommen, in seiner Seele mitspielte, muß dahin gestellt bleiben. Seine Lage zwischen den schwersten Uebeln, dem Durchschneiden des Verheißungsfadens in seinem Tode und der Rettung durch Hingabe seines Weibes an den Heiden war furchtbar. Aber der Glaube war nicht in ihm, welcher ihn aus Charan fortgetrieben und durch Kanaan begleitet hatte. Und eben diese Glaubensschwäche war seine Sünde, aus welcher die andere, die Zweideutigkeit seiner Rede, hervorging. Es mußte ihm in der Seele aufdämmern, daß es ungöttliche Ungeduld war, den Umfang des verheißenen Besitzes wissen zu wollen, was ihm den Zug nach Aegypten als zulässig vorgespiegelt; hier wagt er nicht, einen Altar aufzubauen. Ja er kann als ein Gesegneter Gottes hier nicht erkannt werden, weil er selbst durch Sünde eine Mauer zwischen sich und den Aegyptern aufbaut. Und dennoch ist Gott ihm gnädig und rettet sein Leben nicht allein, auch die Reinheit seiner Ehe. Sarai wird heilig durch die Wunderthat Gottes, die selbst den Aegyptern die Augen öffnet und Schauer vor dem unheimlichen Fremdling weckt. Vielleicht schimmerte da der erste Gedanke an Sarai's Erwählung zur Geburt des Saamens. Gott fand nicht so schwere Sünde an Abram, um ihn zu verwerfen, wohl aber um ihn durch den Mund und die Gaben des Heiden zu beschämen. Zugleich aber sind damit die Gränzen des gelobten Landes für immer nach Süden zu gezogen. Abram ruht auch nicht, bis er an dem geweihten Altarorte, dem sichern Ruhepunkt der Verheißung wieder angelangt war. In Bethel aber geschieht ein weiterer Schritt.

Die Unmöglichkeit der Einen Familie, die doch aus Zweien

bestand, wurde klar. Zwischen den Heidenstädten und ihren Gefilden konnte wohl eine Hirtenfamilie sich bewegen, aber nicht noch eine. Zwietracht wurde die Folge des Versuchs. Vernichtung durch die Heiden hätte das Ende werden müssen, denn „sie wohnten im Lande“ (1 Mos. 13, 7). Um die Erfüllung möglich zu erhalten, war Trennung geboten. Abrams Erklärung (v. 9) läßt den Schwerpunkt seiner Wünsche erkennen, friedlichen Fortbestand im verheißenen Lande, die Wahl Lots (v. 10. 11), seine Unfähigkeit wahrnehmen, der untergeordnete Träger und Stammvater des Heils zu sein, und nun stand Abram wieder, wie einst am Ostrande der Wüste, vor der verhüllten Zukunft. Zum drittenmale trat auf dieser neuen Stufe der Ewige aus dem Dunkel hervor und die Zusage lautet mit Hinweisung auf das Land: „dir will ich es geben und deinem Saamen auf ewig.“ — Noch aber kein Wort von Sarai und in Abrams Herzen noch nicht der Muth, solches Lebenswunder zu hoffen. Die Verheißung war nun enger beschränkt und als eine durch keine Macht zu brechende bezeichnet. Elieser, sein Knecht, war jetzt der natürliche Erbe. Ein neuer Altar bezeichnet einen neuen Theil des Besitzes unter der Mamre-Eiche bei Hebron. Die Hoffnung lebt nun auf, aber sie ist mit Wehmuth gemischt beim Blicke auf die eigene Kinderlosigkeit. Aber noch verschließt die Ehrfurcht Abrams Mund und er tröstet sich am geistigen Anblick des zahllosen Saamens, der seinen Namen nennen sollte.

Abrams Haus tritt auch sogleich in seiner Kraft hervor. Er geräth durch Lots Wahl und das derselben folgende Ungemach in die Berührung mit den vorderasiatischen Heidenmächten. Ein Königsbund unter elamitischer Hoheit, der von Abram nichts ahnt, verfolgt seine Rachepläne gegen kananäische Fürsten und reißt Lot als Siegesbeute fort. Hier erhebt sich in Abram das große Bewußtsein seiner göttlichen Herrscherweihe. Hat Gott die Aegypter geschlagen um seines Weibes willen, so wird er Sieg geben über die Heiden, welche unwissend in den Bestand der geweihten Familie hineingegriffen, zu der Lot auch jetzt noch, wenngleich minder innig, gehörte. Die Heldenkraft Abrams, die seinem Glauben entspringt, tritt uns als Vorbild dessen, was sein Saame den Heidenmächten gegenüber sein sollte, sieghaft entgegen. Er steht einzig da in dem Kreise der Völker, die ihn umwohnen und weckt in ihnen das ahnende Gefühl, daß er sei, wie jetzt noch die Muhamedaner ihn

nennen, el Khalil (der Freund) Gottes. Die Unmacht Lots läßt den Rest des Gedankens vergehen, daß er der Vermittler des gesegneten Saamens sein könnte. In Abrams eigenem Hause ruht die Kraft und ihn umleuchtet der Siegesglanz. — So kehrt er wieder, entläßt Lot, giebt alle Siegesbeute edel zurück und steht, der kleine Nomadenfürst, neben den Königen allen der Größeste da. Diese Kriegsgeschichte ist nicht fremd zwischen den stillen Scenen seines Wanderlebens, sie läßt in die Vorstufen der Erfüllung hinausblicken, ja sie ist selbst eine Erfüllung. — Seine geweihete Stellung fand ein unerwartetes Verständniß, das über die dunkle Ahnung der Heiden hinausging.

Melchizedek erscheint. Er war der zerstreuten Lichtpunkte einer, die in der heidnischen Völkernacht als Zeugniß tragende Sterne leuchteten, indem sie der uralten heiligen Erinnerung treu blieben, ohne jedoch, wie Abram, neuer Bürgschaften des Heils sich zu erfreuen. Sie waren — und wie viele ihrer und wo sie gelebt, hat nur Gottes Auge gesehen — die Letzten ihres Geschlechts und entschliefen im Frieden der Hoffnung, aber auch in der Wehmuth, die Welt hinter sich in Götzendienst versinken zu sehen. Darum waren sie die Richter des Heidenthums, das an ihnen seine Ueberwinder haben konnte, aber sie unverstanden ins Grab sinken ließ. Melchizedek war „Priester Gottes des Höchsten", und war, was die Urväter alle gewesen, Herrscher und Priester. Daß er die heilige Erinnerung hielt, zeigen seine sinnbildlichen Segensgaben, Brot und Wein. In ihnen liegt der Anklang an den Ursegen der Herrschaft über die Erde, an seine Erneuerung nach der Fluth und an den Sieg dieser Segnung über den Sündenfluch, der an diese Schöpfungsgaben sich auch knüpfte und zwar in Gottes Wort: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" und in der Verfluchung Hams, die mit dem ersten Weingenusse zusammenhing. Es war ja des Priesters Thun, Sünde und Fluch durch den Segen der Gottesgemeinschaft tröstend zu übertönen. Aber wegräumen konnte ihn erst der „Priester in Ewigkeit", der „nach der Weise Melchizedeks" erschien. Vor ihm, der in Abram den innerlichst Verwandten erkannte, dem Semiten aus der Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Kananäer, beugte sich der hohe Vater. Denn er erkannte in dem Priester des Höchsten die Darstellung der Wurzel und des Stammes, worauf sein Glaube, seine Gemeinschaft mit Gott, erwachsen war.

Darum huldigt er ihm mit dem Zehenten der Beute, wie der Sohn dem Vater huldigte. Es war die Urväterzeit, welche den Erzvater anhauchte. Er aber segnet den Abram, denn nur die Beerbung des Ursegens machte diesen fähig, der Träger der Heilshoffnung für die fernere Weltzeit zu sein. Es war der Sterbesegen der Väter, den Abram von seinem leiblichen Vater Therach nicht hatte voll und ganz empfangen können, weil diesem der Priesterglanz des alleinigen Glaubens an den höchsten Gott fehlte. — Merkwürdig aber ist der Segen ganz ohne Ahnung der großen Zukunft Abrams. Sie war dem geweihten Priesterkönige verschlossen, wohl aber war ihm Abrams Erscheinung zum Trost, sofern nun der Faden der Paradieses-Hoffnung nicht mit ihm am Grabe brach. Es mag wohl Melchizedeks Schluß auf Erden gewesen sein, wie auch in Abrams Leben mit dieser wunderbaren Begegnung die Väterzeit abschließt.

Denn jetzt tritt für ihn die Zeit der schmerzlichen Einsamkeit, das Ringen des Glaubens ein. Melchizedek stand, wie ein einsamer Berggipfel, den noch die Abendgluth der sinkenden Sonne beleuchtet; auch der versank und kein zweiter trat in Abrams Gesichtskreis. Jahre der Stille und des Harrens verflossen, Lot war Abram fremder geworden, die Hoffnungsaussichten wurden dunkel, der letzte kaum gewagte Gedanke an Sarai's Gewährung des Saamens mußte im Gang der Jahre schwinden. Da — wieder ein strahlendes Gesicht und das Gotteswort: „Fürchte dich nicht!" Das war Lösung langer, banger Schmerzgefühle, durch die der Glaube an das menschlich Unmögliche sich gerungen. Aber weiter als bis zu Eliesers Vermittlung des Saamens erhob sich dieser mühsam festgehaltene Glaube nicht. Nun aber bricht in dem neuen Verheißungsworte das Leben durch alle beengenden Bande. „Er soll nicht dein Erbe sein, sondern der von deinem Leibe kommen wird, der soll dein Erbe sein". Zum erstenmal erscholl ein Allmachtswort in Abrams Seele, wonach sie schmachtete, ohne daß sie es zu erbitten wagte. Hier schon war es der Glaube, daß Gott auch könne „von den Todten lebendig machen", der ihn nicht ansehen ließ seinen erstorbenen Leib und den der Sarai (Röm. 4, 17 ff.), wie derselbe ihn später am Opferaltar aufrecht hielt. Jetzt hatte der zahllose Saame eine ganz andere Bedeutung. Es war ein Geheimniß voll ahnender Wonne, was von diesem Augenblicke in Abrams Seele ruhte. Nun erst war der Schöpfungssegen auf

ihn ganz und voll ausgeströmt und mit dem Segen der Hoffnung nach dem Falle einer und derselbe geworden. Darum an dieser Stelle das Wort: „Abram glaubte dem Herrn und das ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet" (1 Mos. 16, 6). Er wird in viel höherem Sinne, was sein Name sagt: „Vater." Erst das Neue Testament, die Erfüllung, konnte das aufschließen. Er ist seitdem der „Vater der Gläubigen" und alle, die da glauben, sind seine Kinder. — Denn die „Gerechtigkeit" ist sein, wie sie Noahs war, Henochs und Adams, doch in viel bestimmterer Weise als dieser, so wie sie noch keiner seit dem Falle gehabt. Sein Glaube ist seine Gerechtigkeit nach Gottes Willen (ihm gerechnet zur Gerechtigkeit). Denn er steht in und auf Gott allein, er ist nur Organ und aus Gnaden erwähltes Mittel zum Heil der sündigen Menschen. Er will auch nichts mehr sein, als der, an dem sich Gottes Wunder offenbaren. In solchem Glaubens-Augenblick versank die menschliche Eigenheit und die Füllung seines Selbst mit göttlicher Verheißungsliebe war Alles. Der Glaube unterwirft sich nicht nur im Gehorsam, wie Jakobus von Abram lehrt, er einigt sich frei und freudig mit Gott, wie Paulus verkündet, und ihm giebt es keine Gerechtigkeit, kein Rechtsein vor Gott, als diese freie Einigung. — Einen Augenblick ist er als der Glaubens-Gerechte von der Wonne der Erlösung durchzückt.

Der kühne Glaube Abrams wagt sich bald hervor. Er bittet den Herrn um ein sichtbares Zeichen und es wird ihm. Aber welch' ein Zeichen! Gott weist den Abram zu der unter den Völkern des Alterthums wohlbekannten Bundesschließung an. Thiere werden geschlachtet und halbirt; die beiden Hälften gehören Einem Wesen an, so sind in Bunde Zwei eins geworden und jeder Eine kann den Andern nicht entbehren. Zwischen diesen Hälften mußten die Bundschließenden mit Feuerfackeln hindurch gehen, um das Leben (die Lebenswärme) in der Flamme darzustellen, vermöge dessen die todten Hälften eins sind. Abram wartet auf Gottes Offenbarung. Aber der Tag schwindet hin und Abram wird von einem Schlafe außergewöhnlicher Art überwältigt, wie ihn Adam schlief, als durch die Theilung seines Wesens eine höhere Einheit, die der Familie, in der Schöpfung des Weibes entstehen sollte. — Aber im Schlafe war ein Gesicht, „Schrecken und Finsterniß" der Inhalt desselben. Dem Abram wurde auf das kühne Hinausgreifen in die Zukunft eine schreckende Antwort. Er

mußte fühlen, daß der Herr gnädig die Mittelstufen verhüllt, die zum verheißenen Ziele führen. Er trug ein Vorgefühl von Israels Noth und Angst in Aegypten und das Wort Gottes gab ihm den Aufschluß, den er begehrte. Was war nun das Zeichen? es war sein eigenes Fremdlingsleben, sein Alter, sein Tod (1 Mos. 15, 15), es war für die Nachkommen die Knechtschaft in Aegypten und der Auszug von da. Geschah dies Alles, so lag darin, bei aller Sehnsucht und allem Schmerze, doch die göttliche Bürgschaft für das verheißene Land. Aber auch schauen sollte Abram etwas, das er sein Leben lang nicht vergaß. Gott selbst in furchtbar-majestätischer Erscheinung, Feuer, Rauch und Glanz in dunkler Nacht schritt zwischen den Thierstücken hindurch. Abram durfte nicht folgen. Das war der Bundesschluß, den Abram wohl verstand. Gott selbst wollte mit sich selbst vor seinen Augen den Bund schließen. Seine That sollte Alles ganz allein sein. Denn Abram hatte nichts zuzusetzen, nur zu empfangen. Wie er sich hingegeben im Glauben, so sollte er nun in aller ferneren Geschichte nur Bürgschaften göttlicher Verheißungstreue genießen. Die Verheißung selbst aber, in Hinsicht auf ihr nächstes Ziel, das Land, wird nicht nur wiederholt, sondern begränzt und über alle bisherige Anschauung Abrams hinaus erweitert. —

Am Eingange eines neuen Lebensabschnittes stand der hohe Vater der Gläubigen durch dieses Gesicht und das göttliche Zeichen. Nach Jahren bestimmt, über seine nächsten Nachkommen hinweg, war der Landbesitz göttlich bestätigt und damit der Sehnsucht Raum, wie der festen Hoffnung Anhalt gegeben. Allein alles beruhte auf der Geburt des Sohnes, selbst das Zeichen setzte diese voraus. Sarai, die nicht Theilnehmerin der Gotteserscheinungen, nur Hörerin Abrams gewesen, tritt jetzt selbst handelnd in den Kreis der Geschichte. Die Erzeugung Ismaels mit der Sclavin Hagar, nebst allem, was daraus zunächst folgt, Hagars Flucht, Gesicht und Rückkehr, tritt zwischen das menschliche Harren und die göttliche That hinein. Und was ist für Abram das Ergebniß davon? Er hat einen Sohn und hat ihn doch nicht, auch als Hagar zurückkehrt. Denn diesem Sohn ist eine Signatur der Weissagung gegeben, die ihn klar von dem Verheißenen scheidet. Es ist der Wilde, der unstete Abenteurer, nicht der nach innen gekehrte Träger göttlicher Heilshoffnung. So wird Abrams Eingehen in Sarai's Veranstalten und leidenschaftliches Zurückstoßen

dessen, was sie in falscher Theilnahme an den Wünschen Abrams herbeigeführt, bestraft. Und doch ist Bestätigung für diese liebsten Wünsche darin. Denn aus göttlichem Munde war jene Signatur mit dem Namen Ismaels gekommen. Und war er schon ein Stammvater, ein Völkerfürst, was mußte auf dem Haupte des rechten Verheißungssohnes ruhen! — Noch dreizehn lange Jahre galt es die empfangenen Bürgschaften für das Unmögliche festzuhalten. An Sarai's Fruchtbarkeit war natürlicherweise nicht mehr zu denken. Abram näherte sich dem Jahrhundert seines Alters. Die Gottesstimme schwieg, keine Spur neuer himmlischer Erscheinung nah und weit. Von der Vergangenheit galt es zu leben und jenen gerechtmachenden Glauben auch in dürrer Zeit festzuhalten.

Da trat unverhofft die fünfte Erscheinung des Ewigen hervor.

Sie beginnt mit der majestätischen Selbstankündigung als „der allmächtige Gott." Der Gott des Lebens, der Vätergott der alten Zeit tritt mit der Erinnerung an seine unendliche Macht an Abram heran. Warum dieß? weil jetzt alle menschliche Wahrscheinlichkeit der Erzeugung eines Sohnes dem 99jährigen Erzvater geschwunden ist und nur ein göttliches Allmachtswunder hier noch thun kann, was auf dem Wege der Natur unmöglich ist. Aber auch die Heiligkeit Gottes wird in der Forderung gleich ausgesprochen: „wandle vor mir und sei fromm"; und so ist diese doppelte Bezeichnung ein Vorschritt zu der dem Mose vorbehaltenen Jehovah-Offenbarung. — Der Bund, den Gott (1 Mos. 15) mit sich selbst geschlossen, sein Bund, soll hinfort zwischen Gott und Abram bestehen. Darin liegt ein Heraustreten Gottes aus sich selbst und ein Sicheinlassen mit dem Menschen, wie es nur bei Adam und Noah, also nur in den schöpferischen Anfängen des Menschengeschlechts Vorgänge hatte. Ein solcher schöpferischer Neuanfang durch den „allmächtigen Gott" soll jetzt auch stattfinden. Bei solcher Höhe, in die Abram gehoben wird, ergreift ihn der Schauer des Geschöpfs vor dem Schöpfer, des Sünders vor dem Heiligen. Er sinkt auf sein Angesicht und die zahllose Vermehrung seines Geschlechts erschallt wieder aus Gottes Munde in bestätigender Wiederholung des längst Verheißenen. Ein Fortschritt ist nicht in der Verheißung selbst auf dieser physischen Stufe, wohl aber in der Namensänderung aus Gottes Munde. Abraham heißt er

von nun an, was nur seinen ersten Namen auslegt. — Aber die Rede Gottes geht (1 Mos. 17, 7) über diese unterste Stufe der Verheißung hinaus. Die Gemeinschaft im Bunde soll nicht des Vaters alleiniges Gut sein, sondern das „ewige" Erbe der Kinder und Enkel. Das übersteigt alles Bisherige und hebt Abraham selbst über die Höhe der Anfänger Adam und Noah. Auch hiefür tritt göttliche Bürgschaft ein im ewigen Besitze des Landes. So lange sie dieses nach der 400jährigen Zwischenzeit unter den Füßen hatten, mußte ihnen die bundesmäßige Gottesnähe sicher sein.

Aber auch dabei ruht die Verheißung nicht. Sie nimmt Abrahams zukünftiges Geschlecht aus den Völkern heraus und zwar durch das verordnete Bundeszeichen der Beschneidung. Es hat keinen andern Sinn als die Weihe der Nachkommen schon durch ihre physische Entstehung. Schon das natürliche Dasein muß von der höheren Erwählung getragen, Israel als Volk von Gott selbst gegründet sein und daher sein „erstgeborner Sohn" heißen. Ein Priestervolk soll es sein. Denn in Aegypten wurden nur die Söhne der Priesterkaste beschnitten. Hier tritt das andere Moment, die göttliche Heiligkeit, in das Leben der Nachkommenschaft Abrahams hinein. Nicht bloß die natürliche Zeugung und Fruchtbarkeit (der zahllose Saame) ist Inhalt der göttlichen Verheißung. War doch auch den Urvätern nicht bloß der Sieg des physischen Lebens über den Tod, sondern der Sieg über die Sünde, der Segen verheißen. Dieß fand seine nächste Erfüllung, die aber selbst wieder vorbildliche Verheißung war, in der Herstellung einer vergleichungsweise neuen Menschheit, eines geweihten, ein göttliches Bundeszeichen an sich tragenden und in demselben seine besondere Volkseigenthümlichkeit habenden Volkes. An seinem Leibe (17, 13) sollte der Abrahams-Sohn die Bürgschaft der Segensverheißung haben, so daß auch selbst der Landbesitz dadurch wieder verbürgt war und Israel das Gottesvolk auch in der Zerstreuung bleibt.

Noch ist Abraham nicht fest auf dem neugegebenen Glaubensboden. An Ismael hängt mit der Vaterliebe trotz seiner Wildheit noch der Gedanke fest. Aber auch diese Unklarheit wird beseitigt. Ein eigener Sohn von Sarah, die deshalb auch den Namen der Fürstin, den sie trug, aus Gottes Munde neu erhielt, wird auf das Bestimmteste vorhergesagt und selbst die Zeit, ein Jahr, genannt. Ja es tritt gerade an Ismael der Unterschied des

Bundes von der bloßen physischen Lebensfülle (17, 21) hervor, indem Gott ihm den Isaak mit dem Namen, der das dem bloßen Menschensinne lächerlich Unglaubliche seiner Geburt bezeichnet, als den Bundesträger gegenüber stellt. Ismael Stammvater von Völkern, Isaak Erbe des Gottesbundes.

Als der Bundespflicht der Beschneidung genügt war, wurde dem Abraham die erste Frucht des Bundes zur Erfahrung gebracht. Es war ein anderes Verhältniß zu Gott. Was auch immer die Art der bisherigen Theophanieen gewesen sein mag, immer waren sie Gesichte oder majestätisch anschauernde Erscheinungen, die den Erzvater aufs Angesicht niederwarfen. Es „sprach der Herr zu Abram", er „fuhr auf von Abraham", er war „wie ein rauchender Ofen und Flammen", das sind die Bezeichnungen dieser Stufe. Jetzt aber anders. (1 Mos. 18, 1 ff.)

Drei Männer erschienen bei ihm unter der Eiche Mamre und einer derselben war der ewige Gott in Menschengestalt. Woher wußte das Abraham? Ohne Zweifel sprach es die Hoheit der Gestalten aus und daß er nur Einen anredet, das war sein Bekenntniß zu dem Einen lebendigen Gott. Wenn er es nicht gewußt hätte, so mußte der Name seines Weibes in ihrem Munde das Geheimniß ihm kund machen. Denn Sarah war sie bis jetzt nur von Gott genannt worden. Aber auch die Rede des Herrn ließ keinen Zweifel. — Aber noch hat Abraham sein Weib nicht zu sich heraufgehoben. Auch sie mußte glauben und durch die Berührung ewiger Lebenskräfte verjüngt werden, wenn das Wunder geschehen sollte.

Abrahams Fürbitte für die vom Gerichte bedrohten Städte offenbart seine neue Stellung zu Gott. Er ist schon priesterlicher Vermittler selbst für die Heiden, weil er der göttlichen Bundesgnade sicher ist. Ganz der Herablassung Gottes zu ihm gemäß wagt er fortzubitten, bis das Mögliche gethan ist. Gerade auf dem Hintergrunde der Donnerwolken, die über Sodom und Gomorrha hängen, tritt die göttliche Gnade und Langmuth und die Innigkeit der Bundesgemeinschaft Abrahams mit Gott desto lichter hervor, wie andererseits das Gericht über die gottlosen Städte und die Furchtbarkeit, mit der es auch in Lots Schicksal eingreift, den wichtigen Eindruck hervorbringen muß, daß der Bundesgott auch derselbe ist, der Leben schafft und Leben zerstört, der an die Sünde den Tod gekettet hat. In Abrahams Leben vereinigt sich

der Umgang mit Gott, wie ihn Adam im Paradiese erlebt, das Fremdlingsgefühl, wie dieser es nach dem Fluche getragen und die Beugung vor Gottes richterlicher Majestät, wie Noah sie in der Fluth erfuhr. Der Glaube, der zur Gerechtigkeit gerechnet war, entwickelte sich an diesen gewaltigen Gegensätzen und war nun stark genug, neue schwere Prüfungen zu tragen.

Die erste war die Abtrennung Lots von dem geheiligten Familienkreis durch heidnischen Sündenfall. Die zweite war das Begegniß mit Abimelech, die dritte die Vertreibung Ismaels und dann tritt die höchste und letzte in Isaaks Opfer ein.

Die erste Prüfung brach den letzten Faden mit der Verwandtschaft, von der Abraham ausging, schmerzlich ab. Die zweite besteht darin, daß Abraham, der über die Sünde der Verläugnung seiner Ehe schon einmal in Aegypten von Gott und Menschen beschämt worden und der nun als Bundesfreund des Ewigen über feige Furcht, wie über die Preisgebung des Theuersten, zumal da Sarah jetzt eine heilig hohe Bedeutung gewonnen hatte, sich erhoben denken mochte, derselben demüthigenden Sünde nochmals schuldig wurde. Vielleicht war auch Vermessenheit darin, daß er von der mit Gottes Gericht bezeichneten Gegend wich und in das Land noch unbekannter Heidenstämme, der Philistäer, zog. Jedenfalls mußte ihm, was er that, hernach seine Unfähigkeit, sich selbst in den Wegen Gottes zu erhalten, klar vor Augen stellen. Die gnädige Bewahrung Gottes und der Gewinn, den Abraham sogar aus seinem Falle durch die Freundschaft Abimelechs zog, heftete ihn fester an den Herrn. Diese Prüfung war als Erweis der neuen, durch das Gnadenwunder Gottes erblühenden Jugend der betagten Sarah sogar eine Bürgschaft für die Geburt des verheißenen Sohnes. Aber noch empfindlicher sollte Abraham erfahren, nachdem der Sohn wirklich geboren war und nun Wonne des Besitzes und fröhliche Hoffnung für alle Zukunft sein Leben reich und voll machte, daß es, um der Verheißung froh zu sein, Scheidung von dem galt, worauf außerhalb derselben die Hoffnung geruht hatte. — Die beiden Söhne Ismael und Isaak wuchsen neben einander heran. Wie dieser des Wunders Kind, so hatte jener den Stolz der Erstgeburt, den Trotz der überlegenen Kraft. Das ging nicht zusammen und das Vaterherz mußte den Schmerz tragen, den Einen zu verlieren oder den andern verkümmern zu sehen. Ismael mußte weichen. Auch diesen trüben Schatten in

seinem natürlichen Leben mußte Abraham behalten und seinen einzigen Trost in der Verheißung und dem Sohne derselben finden.

Da ging aber die Prüfung an die Gränze des menschlich Ertragbaren. Isaak sollte geopfert werden. Der Hergang ist zu bekannt um ihn zu schildern. Abraham war mit der Stimme Gottes zu vertraut geworden, um sie noch zu verkennen. Der Befehl stand fest und lautete unzweideutig. Was in Abrahams Gemüthe vorging beim Hören derselben, beim Aufbruch und Abschied von Sarah, auf der Reise mit dem Sohne, im Besteigen des Opferberges, unter den Fragen desselben nach dem Opferthier, beim Bauen des Altars und in dem furchtbaren Augenblicke des Handelns, — das beschreibt keine menschliche Rede. Die Schrift selbst schweigt davon und hüllt diese inneren Vorgänge in einen heiligen Schleier. Aber sie verhüllt nicht die Krone, die auf Abrahams Haupt gesetzt ward für den Glaubensgehorsam, den er geleistet. Da war sein Wunderglaube zu seinem höchsten Siege gedrungen. An die „Auferweckung von den Todten" glaubte er, dem von solchen nichts verkündet war, weil Gottes unverbrüchliches Wort beides geredet hatte, die Verheißung des bleibenden Saamens und den Opferbefehl. Und wie ist diese Krone gestaltet? seltsam genug ist sie fast dasselbe, was Abraham schon mehr als einmal von Gott vernommen. Ist es bloße Wiederholung?

Die Gewißheit des Saamens, die Größe und der Sieg und Segen desselben sind nichts Neues. Aber — „weil du solches „gethan und deines eigenen Sohnes nicht verschonet hast, so will „ich dich segnen u. s. w." Abraham hatte nicht bloß gethan, was vor Augen war, stummen, stumpfen, verzweifelten Gehorsam etwa geleistet. Er hatte nicht dem Sohne, dem Erben der Verheißung entsagt. Sondern an Gott hatte er das geliebte Kind, die Zusammenfassung und sichtbare Erscheinung all seines Sehnens und Hoffens, die Bürgschaft seiner Zukunft hingegeben und er war schon in Gottes Wegen erfahren genug, um zu wissen, daß, was an Gott hingegeben wird, der Gläubige erhöhet wieder empfängt. Ja selbst in Isaaks kindlichem Herzen war von solchem Glauben ein Abglanz, daß er stille seinen von Gott gesegneten Vater mit sich machen ließ, was ihm unbegreiflich war. Das Wiederempfangen lag in den göttlichen Worten: „weil du solches gethan u. s. w." Jetzt war Isaak Gottes Geschenk an Abrahams

Glauben und Gehorsam, jetzt war er sein und doch Gottes zugleich in noch anderer Weise als zuvor. Er selbst war erhöht und Gott selbst erkannte das aus Abraham ihm entgegentretende höhere Leben, welches zuvor mit der Glaubens-Gerechtigkeit und durch alle Führung in ihr in den Vater der Gläubigen von Gott her gekommen war, als ächt, als göttlich und vollwichtig an. Abraham war nicht mehr bloß gläubig, sondern zeugungsfähig im Glaubensleben geworden, der Vater der Gläubigen. Und Isaak! war er nicht auch erhöhet, geweihet durch Gottes gnadenvolle Rückgabe? War er nicht jetzt selbst schon als Knabe der Erwählte Gottes? Leuchtete nicht um sein Kindeshaupt das Licht der ewigen Gnade? Hatte er nicht die ein ganzes Leben voll Noth und Kampf aufwiegende Gottesanschauung schon als Jüngling hinter und in sich? — Und der Saame Abrahams und Isaaks! Läßt sich derselbe noch denken, ohne daß Opfer und Tod, Sieg und Leben aus ihnen mitgedacht wurde? War jetzt nicht seit jenem Worte vom Schlangenbisse zum erstenmal wieder ein Blick hinaus gethan in die Herrlichkeit, die auf Erden durch Leiden kommt? So dunkel es gewesen sein mag, etwas von dem Leidenantlitz des Knechtes Jehovahs, des Gesalbten Gottes, des Eingebornen vom Vater, welcher der Menschensohn war, trat hier vor Abrahams tiefstes, gläubiges Ahnen hin.

Die höchste Höhe ist erstiegen, der Kampf hat im Siege geendet. Nun mag die irdische Pilgerschaft schließen, das Gefäß der Gnade für diese Erdenzeit zerbrechen. Sarahs letztes mütterliches Aufblühen hatte dem wirklichen Alter Platz gemacht. Aber noch 37 Jahre war sie selige Zeugin vom Heranwachsen des Erben; dann ging sie zur Ruhe in der Doppelhöhle zu Hebron.

Abraham aber, um seine Vaterschaft über Völker noch weiter auszudehnen, lebte noch einen blüthenreichen Altersfrühling. Er zeugte Kinder und erlebte sein Geschlecht. Auch Isaaks Nachkommen sah er. Still zog er sich zurück, weil nun Isaak in den Vordergrund der Offenbarungsgeschichte trat und entschlief 75 Jahre nach dessen Geburt, um auch in der Doppelhöhle zu ruhen.

Seitdem haben Jahrtausende zu seiner Glaubenshöhe staunend und liebend emporgeschaut, das zahllose Geschlecht der Kinder Abrahams ist über die Erde gegangen und geht noch über sie. Japhet wohnt in den Hütten Sems. Gott hat Abraham auch aus

den Steinen Kinder erweckt. Der Glaube Abrahams lebt noch frisch und jugendkräftig in der Kirche Christi, er selbst aber sah den Tag des wahrhaftigen Saamens Jesu Christi und freuete sich, er wohnt in der zukünftigen Stadt, die Gott zum Baumeister hat. Seine hehre und liebliche Gestalt aber ist und bleibt Vorbild des Glaubens und Urbild aller geheiligten Vaterschaft auf Erden. W. Hoffmann in Berlin.

---

3. Mose.

15. Mai.

Mose, welch' ein Begnadigter des Herrn, mit dem Er redete von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet, und der von Ihm selbst das Zeugniß empfing, daß er treu gewesen in seinem ganzen Hause! Doch nur als ein Knecht und Vorbild dessen, der als der Sohn ein Herr ist über Gottes Haus: ihm war gegeben, des Hauses Gesetz und Ordnung aufzurichten und mit des Buchstabens Schärfe der falschen Freiheit den Tod zu bereiten; Gottes ewige Gnade und Wahrheit aber konnte sich allein über Gottes Haus ergießen in dem, in welchem alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet und nur der Sohn, dessen Worte Geist und Leben sind, konnte lebendig und frei machen.

Von keinem unter allen Männern Gottes im alten Bunde wird uns so viel berichtet, als von Mose; doch gilt es hier nicht sowohl, sein Amt und Werk zu betrachten, als vielmehr seine eigene wunderbare Führung und Vollbereitung in kurzen Zügen darzulegen. Der zum Führer Israels ersehen war, wurde selbst auf jedem Schritte seines Lebens von Gottes Hand geführt, von da an, wo ihn der Herr aus dem Wasser zog bis dahin, wo er ihm selbst sein Grab grub.

Aus Levi's Geschlecht, ein Sohn Amrams und Jochebeds, wurde Mose zu jener Zeit geboren, wo der Pharaonen Druck hart auf den Schultern der in Egypten als Fremdlinge lebenden Kinder Abrahams lastete, und wo der König namentlich durch die befohlene Aussetzung aller neugebornen männlichen Kinder es unmöglich zu machen suchte, daß sich Israel als ein unvermischtes Gottesvolk in den Grenzen seines Landes erhielte. Der Glaube gab der erfinderischen Mutterliebe den Muth, den schönen Knaben

drei Monate lang zu verbergen und auch dann noch ein wunderliches Mittel zu seiner Erhaltung zu ergreifen, und der solchen Glauben gewirkt hatte, ließ ihn auch nicht zu Schanden werden: er fügte es, daß des Drängers eigene Tochter das Kind aus dem Wasser des Nils ziehen und ihm den Namen beilegen mußte, den er als ein Denkzeichen der göttlichen Erwählung Zeitlebens führte. Er fügte es auch, daß das in Pharao's Haus aufgenommene Kind doch von der Mutter Brust die erste Nahrung empfing und sicherlich auch durch der Mutter Wort der Glaube in ihm geweckt wurde, durch welchen er, obwohl an Pharao's Hof in aller Weisheit der Egypter erzogen, gleichwohl da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen wollte der Tochter Pharao, sondern viel lieber erwählete mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, als die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, wodurch er ein Vorgänger geworden ist aller Derer, welche die Schmach Christi allen Schätzen der Welt vorziehen. Ueber der ersten That, in welcher sich Mose's brennender Eifer für sein und Gottes Volk kund that, liegt ein gewisses Dunkel, welches durch kein unzweifelhaftes Urtheil des göttlichen Worts gelichtet wird: wohl mag sie als ein Werk der Nothwehr, vielleicht selbst der damals als Gebot geltenden Blutrache zu entschuldigen sein, schwerlich aber war sie eine reine Glaubensthat; vielmehr läßt uns dieselbe damals in Mose noch ein trübes Gemisch von Natur und Gnade erkennen, welches erst noch einen ferneren Läuterungsproceß nöthig macht. Wohl mochte es an dem glaubensarmen Knechtssinn seiner Volksgenossen liegen, wenn sie nicht, wie er gemeint hatte, vernehmen wollten, daß Gott durch seine Hand ihnen Heil gäbe, sondern die Frage aufwarfen: „Wer hat dich zum Obersten und Richter über uns gesetzt?“ Aber Mose hatte ja auch wirklich damals noch keinen mündlichen Befehl und äußerlichen Beruf, und gewiß ist, daß Gottes Stunde noch nicht gekommen war und daß Israel nicht durch Fleisches Arm, sondern durch Gottes ausgereckten Arm und starke Gerichte aus der Knechtschaft Egyptens sollte erlöst werden. Darum achten wir, es sei nicht bloß Pharao's Zorn, sondern Gottes erziehende Liebe gewesen, welche Mose (im 40. Jahre seines Lebens) aus Egypten nach Midian trieb, wo in der Abgeschiedenheit eines einsamen Hirtenlebens der eigene Wille in ihm erstarb und der Prüfungsstunden kostbarste Frucht, der Sinn glaubensvoller und willenloser Hingebung reifte, durch welchen er zu dem

geschickt wurde, was Gott noch weiter mit ihm vorhatte. Doch wußte ihm Gott auch in der Fremde eine Bergungsstätte zu bereiten, ja selbst einen Heerd zu gründen. Ein Liebesdienst, den Töchtern des Priesters Jethro in Midian erwiesen, führt ihn bei diesem ein, Jethro's Tochter Zipora wird sein Weib und zwei Söhne werden ihm daselbst geboren. Die Namen, die ihnen der Vater beilegt (2 Mos. 2, 22), sprechen seine Klage aus, daß er ein Fremdling geworden sei im fremden Lande, und seinen Dank gegen Gott, der ihn aus Pharao's Hand errettet hatte; aber sie zeigen uns eben, daß er nur in Erinnerungen lebte, nicht in kühnen Hoffnungen. Aber gerade indem er die eigenen Gedanken aufgeben lernte, erfüllten sich Gottes Gedanken über ihm und in der Schule der Entsagung, in die er geführt war, empfing er die innere Weihe zu seinem Amte, nachdem er in Egypten und an Pharao's Hof die äußere Befähigung sich erworben hat. Mit einem zerstoßenen Rohre wollte Gott Egypten schlagen und eben jetzt, wo Mose's eigene Wege im Sande der Sinaitischen Halbinsel sich spurlos verliefen, wurden ihm Gottes herrliche Wege hell und klar vorgezeichnet. Vierzig Jahre lebte er in der Verborgenheit.

Am Berge Horeb, wohin Mose seines Schwiegervaters Heerden getrieben hatte, offenbarte sich ihm Gott im Gesicht und Wort als Jehovah, den ewig treuen Bundesgott, verhieß ihm seines Volkes Erlösung und sandte ihn selbst zur Ausrichtung solches Werkes nach Egypten. Aber das letztere war jetzt nicht nach Moses Sinn: war er früher gelaufen, ehe ihn noch der Herr gesandt hatte, so wollte er jetzt nicht gehen, als der Herr rief. Das Gefühl seiner eignen Untüchtigkeit, welches sich aussprach in den demüthigen Worten: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe?“ steigerte sich bis zu dem Grade der Verzagtheit, daß er dem Herrn den Gehorsam absagte, indem er sprach: „Mein Herr, sende welchen du willst.“ So mußte Mose, was er nachher so lange und schwer an seinem Volke zu tragen hate, zuerst an sich selbst erfahren, den Trotz nämlich und die Verzagtheit des in seinen eigenwilligen Irrgängen unergründlichen Menschenherzens. Er lernte tragen, nachdem Gott ihn zuvor getragen hatte. Geduldig beantwortet der leutselige Herr alle Einwürfe und Bedenklichkeiten seines kleinmüthigen Knechtes, aber er läßt ihn auch seinen Zorn empfinden, als der Kleinmuth zum Unglauben und Eigensinn zu

werden droht. Und nun zieht Mose hin nach Egypten, muß aber unterwegs bereits zu seinem Schrecken erfahren, wie jedes Gericht zuerst am Hause Gottes anfangen muß, indem Gott wegen der unterlassenen Vollziehung des Bundeszeichens der Beschneidung an seinem Sohne ihn tödten will; empfängt aber auch jetzt bereits ein tröstliches Angeld für die Erfüllung der göttlichen Zusagen, indem der ihm als Beistand und Wortführer von Gott zugeordnete ältere Bruder Aaron auf göttliches Geheiß ihm entgegenzieht und am Berge Gottes die Brüder sich begegnen.

Mose kommt nach Egypten und dort alsbald in heißen Kampf, aber im Kampfe wächst ihm auch des Glaubens Kraft. Das hartgedrückte Volk Israel zwar nimmt anfangs die Kunde von der verheißenen Befreiung mit Freuden auf; aber Pharao antwortet auf den an ihn von Mose und Aaron gebrachten Befehl, Israel ziehen zu lassen, mit dem schneidenden Hohne: „Wer ist der Herr, deß Stimme ich hören müsse?“ und mit Verdoppelung der schweren Frohnen, und bei dem Seufzen über den neuen Druck hat Israel keine Ohren mehr für das Evangelium in Mose's Munde und ruft noch Wehe über den Befreier. Auch der erste Versuch, durch Aufzeigung der empfangenen Wunderzeichen die göttliche Sendung zu beglaubigen, wird durch den Widerstand der herbeigerufenen egyptischen Zauberer vereitelt, und so scheinen alle Erfolge Mose's Bedenken zu rechtfertigen und des Herrn Verheißungen Lügen zu strafen. Doch der Glaube läßt Mose nicht irre werden an Gott, noch sich fürchten vor des Königs Zorn: er wirft den Stab Gottes aus seiner Hand nicht weg, aber er muß ihn als Zuchtruthe ausstrecken über Pharao und sein Volk und jene Reihe schwerer Landplagen über Egypten herauf rufen, die selbst die arglistigen Zauberer bald nöthigen, den Finger Gottes anzuerkennen, aber an Pharao's verstocktem Herzen nichts wirken als eine flüchtige Heuchelbuße. Da wird er denn hin und her geschickt zwischen Gottes und Pharao's Thron, muß bald auf Pharao's Bitten den gnädigen Gott um Verschonung anrufen, bald in Gottes Namen dem falschen Könige neue Gerichte ankündigen; da muß er in Gottes Dienste lernen Geduld und Langmuth üben und doch hinwiederum unnachsichtlichen Eifer für des Herrn Ehre und Gebot beweisen. Sein Herz erstarkt zusehens, seine Rede wird immer glaubenskühner, er steht als ein sehr großer Mann in Egyptenland da, vor den Knechten Pharao und vor dem

Volk, und der König selbst wagt es nicht, ihm ein Haar zu krümmen. Im Glauben hält er endlich auch noch die Ostern und das Blutvergießen und führt das Volk aus, und als den Pharao seine Reue bald wieder gereut und er mit seinem Heere Israel nachjagt, und als dieses, an einer Stelle eingeholt, wo kein Entrinnen war, bittre Klage wider Mose erhebt; da kann er sie heißen stille sein, denn er weiß bereits, daß der Herr für sie streiten wird. Auf Gottes Befehl zertheilt seine Hand die Wasser des rothen Meeres, daß Israel trocken hindurchzieht, und läßt sie wieder zusammenfallen, daß Pharao mit seiner ganzen Macht darin ertrinkt. Mose aber lehrt mit seiner Schwester Mirjam das Volk ein Siegeslied singen, das von den Ufern des rothen Meeres hinüberschallt bis zum krystallnen Meer vor Gottes Thron (Offenb. 15, 3).

Die Kinder Israel waren in dem Meer, aus dem sie gerettet emporstiegen, und unter der Wolke, welche sie leitete, alle auf Mose getauft (1 Kor. 10, 1. 2); aber es war kein leichtes Amt, diese Heerde zu führen. Harte Kämpfe hatte Mose mit seines Volkes Unglauben und Wankelmuth, Ungeduld und Fleischessinn in Mara, in Massa und Meriba und in Raphidim zu bestehen, aber sie dienten nur dazu, ihn durch neue Proben aus der Wunderhand seines Gottes zu stärken, der durch ihn dem Volke das Himmelsbrot reichen ließ und es tränkete aus dem Felsen, welcher mitfolgte, Christus. Wie schnell es auch das Volk vergaß, Mose wenigstens lernte immer mehr leben von dem Worte aus Gottes Munde (5 Mos. 8, 3). In Raphidim lernte er auch das Anhalten im Gebet und den Segen der Gebetsgemeinschaft, denn seine von Aaron und seinem Schwager Hur unterstützten betenden Hände waren es, die Amalek schlugen, nicht Josua und sein Heer. Als sie bei dem Berge Gottes sich gelagert hatten, wo sie das große Fest des Herrn, das erste Pfingsten feiern sollten, dazu der Herr sie aus Egyptenland aus und in die Wüste geführt hatte, bereitete er erst seinem Knechte noch ein schönes Familienfest: Jethro führt dem Mose seine einstweilen zurückgesandte Frau und Kinder zu, und dieser hat Gelegenheit, dem Schwiegervater alle Ehre zu erweisen, ihm Gottes große Thaten zu verkünden und durch Befolgung eines verständigen Rathes, den ihm Jethro ertheilt, die Weisheit von oben zu bethätigen, die sich sagen läßt.

Jetzt aber ertönen die Donner Gottes vom Sinai herab und Mose muß in das innerste Heiligthum seines Amtes ein-

treten: als **Mittler** des alten **Bundes** muß er das Gesetz Gottes dem Volke bringen und das Gelöbniß des Volkes zum Herrn zurücktragen. Er bringt das erste Versöhnopfer, steigt mit den erwählten Priestern und den 70 Aeltesten Israels auf den Berg, den Gott Israels zu schauen, und geht dann noch weiter in das den Berg umhüllende Dunkel, wo er 40 Tage und Nächte bleibt, weitere Unterweisung von Gott erhält, das Urbild der heiligen Wohnung Gottes schaut, die als Stiftshütte nach seiner Angabe in Israel aufgerichtet wird, und die Tafeln des Zeugnisses, geschrieben mit dem Finger Gottes, empfängt. Aber aus Gottes heiliger Nähe muß er zurück zu seinem unheiligen Volk, das schnell seinen Weg verderbt und unfähig, sich zu halten an den, den es nicht sahe, sich selbst einen Gott gemacht hatte nach seines Herzenssinn: jetzt muß Mose lernen, sein heiliges Mittleramt üben, er verschmäht es, sich selbst an Israels Statt zum großen Volk machen zu lassen und schützt Israel mit seiner auf Gottes Gnadenverheißungen gegründeten **Fürbitte** vor dem gerechten Gericht der Verwerfung. Darum kann er nun auch, zu dem Volke zurückgekehrt, seinen Eifer um des Herrn Namen hell brennen lassen, strenges Gericht halten unter den Abtrünnigen, und sie so zur Buße leiten. Bei dem Herrn aber fährt Mose fort, für das Volk in den Riß zu treten und erlangt durch seine unablässige Bitte nicht allein für sich die tröstlichste Gnadenverheißung, sondern auch die erbetene Zusicherung, daß der Herr selbst mit seinem **Angesichte** das Volk führen wolle, und wenn der Herr auch nicht die letzte Hülle wegthun nnd ihn in das Angesicht seiner Herrlichkeit schauen lassen kann, so läßt Er doch seine Herrlichkeit an ihm vorübergehn und vergönnt ihm **nachzuschauen**. Diese Tage in der Nähe Gottes waren der Gipfelpunkt seines Lebens, und der Wiederschein von dem, was er geschaut hatte, blieb wie ein Alpenglühn auf seinem Angesichte gelagert, so daß, wenn er mit seinem unheiligen Volke redete, er eine Hülle über sein Angesicht werfen mußte, ein Bild und Gleichniß des ganzen durch ihn hergestellten Gottesdienstes, durch welchen die in Christo offenbar gewordene Gnade und Wahrheit Gottes verhüllt wurde. (2 Kor. 3.)

Als Mose, nachdem am Sinai Alles vollendet war, nach Jahresfrist auf Gottes Geheiß mit dem Volke aufbrach, gingen auch (in Tabeera und bei „den Lustgräbern") alsbald seine Plagen aufs Neue los: mit kindlicher, fast stürmischer Bitte sich an

den Herrn wendend, erhielt er, daß er die Last, die ihm allein zu schwer werden wollte, auf die Schultern von 70 Aeltesten vertheilen durfte, und so wenig suchte Mose sein Eigenes, daß, als außer den von ihm erwählten Aeltesten auch noch zwei andere Männer, vom Geiste Gottes ergriffen, weissagten, er es nicht zuließ, daß der Geist gedämpft wurde, sondern den Wunsch aussprach: „Wollte Gott, daß all das Volk des Herrn weissagete und der Herr seinen Geist über sie gäbe.“ Darum übernahm Gott auch, als ihm (in Hazeroth) nun auch das noch widerfuhr, daß sogar Aaron und Mirjam wider ihn murrten, für den geplagten und sanftmüthigen Mann selbst die Rechtfertigung und stellte ihm das ehrenvolle Zeugniß aus, dessen wir im Eingang gedachten. Doch war das Maaß seiner Prüfungen noch lange nicht erfüllt. Schon hatten sie sich den Grenzen des verheißenen Landes genähert, als der Unglaube des Volkes jenes bekannte Strafgericht herbeiführte, durch welches sie zu vierzigjährigem Herumirren in der Wüste verdammt wurden, nachdem Mose durch seine Fürbitte das Gericht der gänzlichen Verwerfung abermal abgewendet hatte. Hatte Mose in diesem schwersten Falle, wie in andren vorhergegangenen, mit Empörungen des Volkes zu kämpfen gehabt, welche aus dem rohen, fleischlichen Sinne desselben entsprangen; so mußte er in dem Aufstand, den die Secte Korah, Männer seines eignen Stamms, erregte, auch noch die Bitterkeit des Hochmuths und der Uebergeistlichkeit an einem schrecklichen Exempel erfahren.

Ueber die 38 Jahre, wo die Leiber derer, welche nicht eingehen sollten zu der Ruhe des Volkes Gottes, in der Wüste verfielen, beobachtet die Geschichte ein heiliges und barmherziges Schweigen, und es wird von den Propheten Ezechiel (Kap. 20) und Amos (Kap. 5, 25. 26) nur angedeutet, wie Israel damals Irrwege gegangen sei in doppeltem Sinne. Wie es in Mose's Herzen aber aussah, davon kann uns der 90. Psalm Zeugniß geben, der wohl in jener dunklen Zeit von ihm gedichtet ward. Ließ sich auch das Volk nicht von ihm führen, wie er es gern geführt hätte, so trug er es doch auf seinem Herzen, trug des Volkes Sünde als seine eigene, warf aber auch, auf seines Gottes Gnade bauend, seine Hoffnung nicht weg. Endlich waren die Straf- und Wartejahre zu Ende, Mose's Gebet: „Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagest!“ begann erfüllt

zu werden, und er näherte sich mit dem Volke zum zweitenmal dem Lande der Verheißung. Freilich trat auch das neu aufgewachsene Geschlecht in die Fußtapfen der Väter. Die alten Widerwärtigkeiten wiederholten sich auch auf diesem Zuge und in einer bösen Stunde bei dem „Haderwasser“ schien selbst von Mose der frühere felsenfeste Glaube gewichen zu sein, so daß der Herr über ihn und Aaron das Urtheil aussprach, sie sollten die Gemeine nicht in das verheißene Land bringen, weil sie ihn nicht geheiliget hätten vor dem Volk. Wirklich starb auch Aaron bald darauf. Mose aber ward seines Amtes noch nicht enthoben: er mußte erst noch seinem Volke den rechten Weg bahnen in das Land der Verheißung, mußte ihm noch in neuen schweren Sündenfällen richtend und rettend zur Seite stehn, mußte noch die ersten Schlachten für Israel schlagen. Da klopft der Herr mit der Todesbotschaft zum andernmal bei ihm an, Mose ordnet Josua zu seinem Nachfolger, theilt das bereits eroberte Ostjordanland aus und schickt sich zum Sterben an: besonders läßt er es sich angelegen sein, die Erinnerung an die großen Thaten Gottes unter dem in der Wüste herangewachsenen jüngern Geschlecht zu erhalten, ihnen das gute Wort zu schärfen, das Gott zu ihren Vätern geredet hatte, und so den am Sinai geschlossenen Bund zu erneuern. Er legt ihnen noch einmal vor, beides Fluch und Segen, legt sein Amt in Josua's Hände nieder, stimmt dann seinen Schwanengesang an und segnet Israels Stämme zum Abschied, denn der Herr ruft zum drittenmale. Das Scheiden wurde Mose nicht leicht, das Land der Verheißung war auch das Land seiner Sehnsucht, so gern hätte er sein Volk *selbst* in das „gute Land“ eingeführt! Aber seinen liebsten Kindern ist Gott am strengsten: immer aufs Neue hält er seinem belobten treuen Knechte den einzigen Fehl vor, den er in seinem Dienste begangen; und der so oft sein Volk bei Gott erbeten und seine eigne Erhöhung abgelehnt hat, empfängt, als er um Wendung seines Strafurtels bittet, den kurzen, strengen Bescheid: „Sage mir nichts mehr davon.“ Er muß sich an Gottes Gnade genügen lassen, läßt sich genügen und preist ihn noch in seinen Gerichten: „Gebt unserm Gott die Ehre. Er ist ein Fels. Seine Werke sind unsträflich; denn Alles, was er thut, das ist recht. Treu ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und fromm ist er.“

Von der höchsten Spitze des Gebirges Pisga, dem Berge

Nebo, herab läßt ihn der Herr noch mit seinen Augen das Land schauen, das sein Fuß nicht betreten soll. Hier stirbt er nach dem Wort Gottes, und die Hand des Herrn selbst bereitet ihm das Grab. Hundert und zwanzig Jahr alt war er, da er starb; seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen. Und es stand hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Mose, bis auf den großen Propheten, von dem er selbst geweissagt, welchem zu gehorchen er im Voraus sein Volk verpflichtet hatte, und den er endlich mit Elias selbst noch schauen durfte auf dem Berge der Verklärung. — Nicht wahr, lieber Leser, wenn wir in solcher heiliger Gottesmänner Gemeinschaft eingeführt werden, möchten wir auch mit Petrus sprechen: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!"

M. Meurer in Callenberg.

---

4. David.

29. December.

David's Name ist mit dem unsers Herrn so eng verbunden, wie nicht leicht ein anderer. Kaum hatte der Engel in jenem wundervollen Gespräch mit der heiligen Jungfrau den Namen Jesus genannt, so nannte er auch David's Namen. „Gott, der Herr, wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben, und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein." Auch in den Worten, mit welchen der Engel des Herrn den Hirten die Geburt des Heilandes verkündigte und mit welchen sie der Christenheit an jedem Weihnachtsfest verkündigt wird, ist David's Name nicht übergangen. „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt David's." Später, da der Herr als ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten, das Land durchzog, finden wir, daß Leidende ihn als den „Sohn David's" anriefen; und als er jenen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt, da rief ihm die Schaar seiner Jünger frohlockend zu: Hosianna dem Sohne David's! Als er darauf im Tempel die Blinden, die zu ihm kamen, sehend und die Lahmen gehend machte und seine Herrlichkeit in großen Wundern der Errettung offenbarte, da riefen ihm die Kinder, die das sahen, mit lauter Stimme zum Schrecken seiner Feinde zu: Hosianna

dem Sohne David's! Da man ihm zumuthete, die Kinder darüber zu strafen, vertheidigte er sie. Er ließ sich als den Sohn David's anrufen, und wer es that, empfing den erbetenen Segen. So eng ist der Name David's mit dem Namen unsers Herrn verbunden; und wie sollte er der Gemeinde des Herrn nicht ein theurer, werther Name sein? Auch sehr bedeutungsvolle Worte, die der Herr ausgesprochen hat, sind ursprünglich David's Worte gewesen. Der geheimnißvolle Ruf des Gekreuzigten: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? — ein Ruf, in dessen Tiefe wir nicht hinabschauen können, ist aus einem Davidischen Psalm genommen; und eben so verhält es sich mit den Worten des Sterbenden: In deine Hände befehle ich meinen Geist (Psalm 22, 2. 31, 6). Welch' ein Mensch ist das, als dessen Sohn der Sohn Gottes sich anrufen läßt und dessen Worte er im Leiden und Sterben sich noch aneignen mag! Doch noch weiter reicht der Einfluß dieses Mannes; denn in seine Worte brechen wir aus, wenn wir die segnende Hand Gottes über uns sehen. „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit" (Ps. 103). Seine Worte gebrauchen wir, wenn wir uns, den Feinden gegenüber, mit starker Zuversicht in die Treue Gottes einschließen. „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquickt meine Seele und führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich" (Ps. 23). Mit David's Worten flehen wir um Vergebung der Sünde: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!" und mit seinen Worten bitten wir um ein reines Herz: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gieb mir einen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir" (Ps. 51). Auch unsere heiligen Lieder, diese Kleinodien der Kirche Gottes, sind zu einem großen Theile aus David's Liedern geflossen, und so steht die Gemeinde des Herrn zu ihm in einem viel näheren Verhältniß, als zu irgend einem Heiligen des alten Bundes. Wie ist dieß möglich geworden?

Wie ist David zu dieser so außerordentlich gesegneten Stellung gekommen?

Er hätte nicht zu ihr gelangen können, hätte er nicht dem Volke angehört, das der Herr von allen Völkern der Welt abgesondert hatte, um es zur Stätte seiner Offenbarungen zu machen, von wo zu seiner Zeit der Strom des Segens in alle Welt ausgehen sollte. Er gehörte dem Volke an, dessen Ursprung und dessen Geschichte ein augenscheinliches Werk Gottes war; dem Volke, dem der Herr sich in Gnade und Gericht offenbart hatte, wie keinem andern; dessen Vergangenheit von den größten Wundern voll war, und von dessen Zukunft sich das Allergrößte erwarten ließ. Diese Erinnerungen und diese Hoffnungen hatte er mit seinem ganzen Volke gemein; das war, daß wir so sagen, der fruchtbare Boden, auf dem er erwuchs, das Licht, das ihn umgab, die Luft, die er athmete, gleich jedem Andern in jenem gesegneten Volke. Aber er hatte sich auch besonderer Vorzüge zu erfreuen. Es war ein Stamm in Israel, dem der sterbende Vater eine Zukunft voll Sieg und Herrlichkeit verkündigt hatte (1 Mos. 49, 8); der sich bei dem Aufenthalt in der Wüste, als die Stämme Israel's sich rings um das Heiligthum ordneten, gleich einem Löwen vor den Eingang zum Heiligthum lagerte und bei den Zügen allen andern Stämmen unter seinem Fürsten Nahesson, dem Sohn Amminadab's, voranging. Diesem, dem Stamme Juda, gehörte er an, und jener Fürst Juda's war sein Ahnherr (Ruth 4, 20. 22). So war auch die Zeit, in die sein Leben fiel, eine sehr bedeutende. Mit Samuel, dem Propheten des Herrn, hatte eine neue Zeit begonnen, in welcher das Volk, indem es sich nach langem Schwanken zwischen dem Herrn und den Göttern der Heiden mit Entschiedenheit zum Dienst des Herrn wendete, große Offenbarungen der Macht und Treue seines Gottes erfuhr. Die Feinde, deren man sich so viele Jahrhunderte lang immer nur auf kurze Zeit hatte erwehren können, wurden mächtig zurückgeschlagen, und Viele im Volk wurden vom Geiste der Weissagung ergriffen. König Saul erfüllte die Hoffnungen des Volkes nicht; aber dieses ahnete doch, was es unter der Führung eines weisen, gottgefälligen Königs vermögen werde. Diese hoffnungsreiche Zeit, in welcher sich das Prophetenthum und mit ihm das Königthum im Volke Gottes erhob, war es, in welche das Leben David's fiel.

Er war auf der Weide und hütete die Schafe seines Vaters

Isai, als der Prophet Samuel bei diesem in Bethlehem einkehrte, um einen von seinen Söhnen, den der Herr ihm bezeichnen würde, zum König zu salben. Isai ließ seine Söhne, einen nach dem andern, vor dem Propheten vorübergehen; aber von ihnen hatte der Herr keinen erwählt. Da sprach Samuel zu Isai: Sind das die Knaben alle? Er aber sprach: Es ist noch übrig der Kleinste, und siehe, er hütet der Schafe. Da sprach Samuel zu Isai: Sende hin und laß ihn holen. David folgte dem Rufe und als er eintrat, vernahm Samuel die Stimme des Herrn: Auf, und salbe ihn, denn der ist es. Da nahm Samuel sein Oelhorn und salbte ihn mitten unter seinen Brüdern, und der Geist des Herrn gerieth über David von dem Tage an und fürder (1 Sam. 16).

In seinem äußeren Leben trat hiemit zunächst keine Veränderung ein; er hütete, wie er bis dahin gethan, die Schafe seines Vaters. Aber innerlich erlebte er eine große Umwandlung. Die Salbung, die er empfangen, war ihm Weissagung und Weihe zugleich; Weissagung wunderbarer Führungen, die ihn auf den Königsthron Israel's bringen sollten, und Weihe zum Königthum, wozu der Gott seiner Väter ihn erkoren hatte. Der Geist des Herrn, der mit dem Salböl über ihn kam, schloß ihm seine Erwählung und seine Zukunft und in ihr die Zukunft seines Volkes auf. Indem er dann die Schafe seines Vaters auf gute Weide führte, konnte er nicht umhin, des Volkes zu gedenken, das er künftig mit seinem Hirtenstabe weiden sollte; wenn er die Raubthiere, die in seine Heerde einfielen, abwehrte und erschlug, so mußte ihm sein Beruf vor die Seele treten, die Heerde des Herrn wider die andringenden Feinde zu schützen. In der Stille des Hirtenlebens bildete sich bei ihm die Gabe des Gesanges und Saitenspiels, durch die er für die Gemeinde des Herrn ein so großer Segen werden sollte, und zugleich die Fähigkeit aus, ein Hirt des Volkes zu sein. Aber er drängte sich nicht vor; er blieb in stiller Erwartung, wie der Herr das begonnene Werk hinausführen werde.

Es war die Kunst des Saitenspiels, die ihn zum ersten Mal in die Nähe des Königs führte, um diesen, den ein böser Geist sehr unruhig machte, zu erquicken. Dann, als er den Riesen aus dem Philisterlande, im Eifer für den lebendigen Gott, den jener lästerte, mit seiner Schleuder niedergestreckt und seinem Volke den Sieg über die Feinde bereitet hatte, nahm der König ihn zu sich

und machte ihn zum Haupt einer Kriegerschaar. Es zeigte sich bei jeder Gelegenheit, daß David ein rüstiger Mann, streitbar und verständig und daß der Herr mit ihm war. Jonathan, Sauls Sohn, gewann ihn lieb, wie sein eigen Herz, und das Volk ehrte ihn hoch. Aber eben darüber ergrimmte Saul, und nun begann eine Reihe von Mordanschlägen und Verfolgungen gegen den jungen Helden, die ihn öfter, als einmal, an den Rand des Verderbens brachten. Aber in dieser Leidenszeit bewährte er sich; er ließ nicht von dem Herrn, der ihn berufen hatte, und er hütete sich, seine Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen, obwohl ihm die Versuchung dazu oft sehr nahe lag. In derselben Zeit bewährte sich aber noch viel herrlicher die Gnade und Treue, mit welcher der Herr über ihm waltete; zuweilen kam die Rettung in demselben Augenblick, da das Verderben unvermeidlich schien. Viele seiner Lieder sind die edle Frucht dieser Leidenszeit. „Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und hörte mein Schreien. Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn.“ Das klingt in diesen Liedern in immer neuer Kraft so mächtig wieder, daß wir uns noch heute davon ergriffen und zum Harren auf den Herrn erweckt fühlen.

Doch die Zeit dieser Prüfung ging zu Ende. Als Saul nach der Niederlage auf dem Gebirge Gilboa, in welcher auch Jonathan fiel, sich selbst den Tod gegeben hatte, wurde David, dreißig Jahre alt, in der Stadt Hebron zum König über den Stamm Juda gesalbt. Nach sieben Jahren und sechs Monaten kamen alle Stämme Israel's zu ihm gen Hebron und sprachen: Siehe wir sind deines Gebeins und deines Fleisches. Dazu auch vorhin, da Saul über uns König war, führtest du Israel aus und ein. So hat der Herr dir gesagt: Du sollst meines Volkes Israel hüten und sollst ein Herzog sein über Israel. Und der König David machte mit ihnen einen Bund zu Hebron vor dem Herrn und sie salbten ihn zum Könige über Israel (2 Sam. 5). — So war an dem Manne erfüllt, was der Prophet einst über den Jüngling ausgesprochen hatte. Das göttliche Wort hatte sich bewährt; die Feinde David's und dessen, der ihn erwählt hatte, waren überwältigt, er selbst aber saß auf dem Throne, dem kein anderer auf Erden glich. In dieser Führung von den Schafen seines Vaters bis zum Königsthrone im Volke Gottes lag eine Offenbarung des Herrn, die er nicht verkannte. Was er damals empfand, sprach er in den

Worten aus: Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke; Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue (Ps. 18).

Seine erste bedeutende That war, daß er mit der Heldenschaar, die sich um ihn gesammelt hatte, die Burg Zion nahm, wo er sich ein Haus bauen ließ; die zweite, daß er eben dahin die Lade Gottes brachte, für die er daselbst ein Zelt bereitet hatte. Ganz Israel nahm an der Einführung der Lade des Herrn in die Stadt David's Theil; „und David opferte Brandopfer und Dankopfer vor dem Herrn" und da er die Opfer gebracht hatte, „segnete er das Volk im Namen des Herrn." So tritt der Name Zion in die Geschichte Israel's ein; und so hat David seine königliche Herrschaft begonnen. Zion mit dem Königshause und mit der Lade des Bundes sollte der Mittelpunkt des Volkes werden. Indem der König die Lade des Herrn in seine Nähe brachte, bekannte er, daß der Herr ihm das Reich verliehen und daß er sich verpflichtet fühle, die Gebote des Herrn zu erfüllen. Indem das ganze Volk an der feierlichen Einholung der Lade so freudigen Antheil nahm, gab es zu erkennen, daß es sein wolle, wozu es bestimmt war, das Volk des Herrn. Der König erkannte bald, daß es sich nun nicht mehr gezieme, die Lade des Herrn in einem Zelte wohnen zu lassen, nachdem der Herr seinem Volke Ruhe gegeben, und er schickte sich an, dem Herrn ein Haus zu bauen. Doch der Herr nahm dieß nicht an und ließ ihm durch den Propheten Nathan sagen, er selbst werde ihm ein Haus bauen und den Stuhl seines Königreichs auf ewig bestätigen. „Dein Haus und dein Königreich soll beständig sein ewiglich vor dir und dein Stuhl soll ewiglich bestehen" (2 Sam. 7). Es war einer der größten Momente in der Geschichte Israel's, als David diese Verheißung empfing und mit einem Dankgebet voll Demuth und Glauben erwiderte. Es folgte eine Reihe von Siegen; nicht bloß die Philister, die Moabiter und Ammoniter, es wurden auch die Edomiter, die Syrer von Damaskus und Zoba überwunden; und so hatte sich erfüllt, was der Herr etwa tausend Jahre zuvor Abraham verheißen und was so viele Jahrhunderte hindurch ganz unausführbar geschienen hatte: Deinem Samen will ich dies Land geben von dem Wasser Aegyptens an bis an das große Wasser Phrath (1 Mos. 15, 18). So hatte das Volk Israel in der Mitte der Völker eine Stellung erlangt, die es vielleicht nie gehofft

hatte; und David, den Gott „von den Schafhürden genommen und zum Fürsten über sein Volk gemacht", war der Auserwählte, der gewürdigt war, das Volk Gottes zu dieser Macht zu erheben, die Verheißungen Gottes, die dem Volke und die ihm selbst gegeben waren, in einer Weise erfüllt zu sehen, die ihm als eine göttliche Bürgschaft erscheinen mußte, daß auch die wunderbar hohe Verheißung von der Zukunft seines Hauses und seines Thrones ihre Erfüllung finden werde. Kein anderer König Israel's hat etwas Aehnliches erlebt; kein anderer Mensch hat etwas Aehnliches erlebt, als dieser König. Er stand auf einer Höhe ohne Gleichen.

Doch auf diese Erhöhung folgte ein tiefer Fall. Er, der König Israel's, der sich so feierlich zu dem Herrn und zu seinem Gesetz bekannt und in so unvergleichlicher Weise erfahren hatte, wie gut es sei, sich zu dem Herrn zu halten, derselbe, durch den die Verehrung des Gottes Israel's neu geordnet war, dessen Lieder zum Preise des Herrn vor dem Heiligthum gesungen wurden, dieser Auserwählte, an dem der Herr Wunder der Errettung ohne Zahl vollbracht hatte, fiel in die Sünde des Ehebruchs, die er aus dem Gesetze Mose's als eine Sünde zum Tode kannte, und um diese Sünde zu bedecken, ließ er den Mann, dem er sein bestes Gut geraubt, auch um das Leben bringen; und dieser von ihm so schrecklich behandelte Mann, Uria, der Hethiter, war einer von den auserwählten Helden, die ihm immer treu zur Seite gestanden und ihr Leben für ihn gewagt hatten. Aber er fiel noch tiefer; denn er ging längere Zeit ohne Bekenntniß seiner Schandthat hin und scheute sich nicht, Bathseba, nach dem Tode Uria's, zum Weibe zu nehmen. So tief war er gefallen; so weit war er von dem Wege des Herrn abgewichen.

Der Fall David's ist ohne Zweifel eins der schlimmsten Ereignisse in der Geschichte Israel's; ein Aergerniß, das von Zion, von derselben Stätte ausging, von der nur Segen ausgehen sollte; ein Aergerniß, das derselbe Mann gab, der seine Bestimmung darin gesehen hatte, den Namen des Herrn zu verherrlichen, und dessen Leben die augenscheinlichsten Spuren göttlicher Erwählung und Führung an sich trug; ein Aergerniß für das Volk, an dessen Spitze Gott ihn gestellt, ein Aergerniß für die heidnischen Völker, in deren Mitte gerade damals das Volk glänzender dastand, als je zuvor; ein Aergerniß für jene Zeit und — verkennen

wir es nicht! — für alle Zeiten, denn das Wort: du hast die Feinde des Herrn lästern gemacht, erfüllt sich noch jetzt.

Als David zur Erkenntniß seiner Sünde kam, war er wie vernichtet, und schwerer, als alles Andere, empfand er, daß er dieß dem Herrn, seinem Gott, gethan hatte (Ps. 51, 6). Wenn irgend ein Mensch, so hätte er, dieser so hoch Begnadigte, so wunderbar Erhöhete, dieß dem Herrn nicht anthun sollen. Das empfand er auf das Schmerzlichste, und dieser Schmerz hätte ihn getödtet, wenn der Herr ihn nicht aufgerichtet hätte. Aber wenn der Herr ihm vergab und das Gericht der Ausrottung, das er verdient hatte, nicht über ihn kommen ließ; so konnte seine Sünde doch nicht ungestraft bleiben, und nun begann für David eine ganz andere Leidenszeit, als seine erste gewesen war. Wie der Herr ihm durch Nathan verkündigt hatte: Nun soll von deinem Hause das Schwert nicht lassen ewiglich, darum daß du mich verachtet hast und das Weib Uria, des Hethiters, genommen hast, daß sie dein Weib sei (2 Sam. 12, 10), so mußte er nun erleben, daß eine Heimsuchung nach der andern über ihn kam. Wie er früher die Erfüllung der göttlichen Verheißungen gesehen hatte, so erfüllten sich nun die Worte der Drohung an ihm. Die Gerechtigkeit Gottes, die er sonst für sich gehabt, war nun verdienter Maßen wider ihn. Es ist sehr merkwürdig, wie das geschah. Seine eigenen Söhne waren es, die ihm tödtlichen Schmerz bereiteten; Amnon zuerst, der seine Schwester Thamar schändete und dafür von Absalom's Dienern erschlagen ward; dann Absalom, der sich gegen den Vater empörte und fast das ganze Volk für sich gewann. Es war, als sollte David an dem, was er von seinen eigenen Kindern erlitt, ermessen lernen, welches Leid er seinem Gott bereitet hatte.

Doch diese zweite Leidenszeit hat noch edlere Früchte gebracht, als jene erste. Früher finden wir wohl, wie David seine eigene Gerechtigkeit und den Schutz des gerechten Gottes rühmt; und wir können ihn deßhalb nicht tadeln. Saul und ähnlichen Feinden gegenüber hatte David eine gerechte Sache und Gott half ihm zu seinem Rechte. In seinen spätern Psalmen versäumt er auch nicht, die Gerechtigkeit seines Gottes zu rühmen und anzurufen; aber es findet sich in ihnen etwas viel Tieferes. Wenn er früher nur sein Recht zu kennen schien, so kannte er nun auch das tiefe Verderben seines Herzens, er flehete um Vergebung seiner Schuld, um Reinigung von seiner Sünde, um ein reines Herz, um einen neuen

gewissen Geist, um Erquickung seines zerschlagenen Herzens, damit er im Stande sei, die Uebertreter die Wege Gottes zu lehren und den Sündern zur Bekehrung zu helfen. Wenn er früher einen glänzenden Gottesdienst hergestellt hatte, so sagte er nun: Du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir es sonst wohl geben, und Brandopfer gefallen dir nicht. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten; — und was er nun für Zion erflehete, das war vor Allem Barmherzigkeit und Gnade (Ps. 51). Auf diesem Wege der Demuth erfuhr er dann auch die Gnade des Herrn, wie nie zuvor, und er lernte sie in einer Weise verherrlichen, in die auch wir in den Tagen des neuen Testaments fröhlich einstimmen können. Wer hat die vergebende und aus tiefem Verderben errettende Gnade herrlicher gepriesen, als David im 103ten Psalm? Wir wissen, wie schwer die Hand Gottes auf ihm lag; und doch rühmt er dort nur, daß der Herr gnädig und barmherzig sei, geduldig und von großer Güte, daß er nicht mit uns handle nach unsern Sünden und uns nicht vergelte nach unserer Missethat. Dort hat er auch das hohe Wort des Trostes ausgesprochen: Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. So war dieser merkwürdige Mensch nach seinem tiefen Fall ein viel reineres Werkzeug der göttlichen Gnade, als zuvor, und wenn er auch früher schon Blicke in die Zeit gethan hat, wo die größten Verheißungen Israel's und seines eigenen Hauses sich erfüllen sollten, so mußten diese Blicke viel tiefer gehen, nachdem er das Bedürfniß seines eigenen Herzens und die Größe der Gnade Gottes so tief empfunden hatte. So ist er gewürdigt worden, von dem Leiden des Herrn und von seiner Herrlichkeit darnach zu weissagen (Ps. 22 und 16) und das große Wort auszusprechen: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege; und: Du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedek's (Ps. 110). Vielleicht aber war von Allem, was er je gesprochen hat, dem Herrn nichts so wohlgefällig, als erstens die Klage über das Ende seines aufrührerischen Sohnes: Mein Sohn Absalom, mein Sohn, mein Sohn Absalom! Wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn, mein Sohn! — und zweitens jenes Flehen zu dem Herrn, als er den Engel sah, der bei der Tenne Arafna, des Jebusiters, seine Hand gegen Jerusalem ausstreckte,

um sie zu verderben: Siehe, ich habe gesündigt, ich habe die Missethat gethan; was haben diese Schafe gethan? Laß deine Hand wider mich und meines Vaters Haus sein (2 Sam. 18, 33. 24, 18). Denn es ist nicht allein die tiefste Demuth, die aus diesen Worten spricht; es ist zugleich eine Liebe, die wir nur als den Abglanz einer göttlichen, sich selbst aufopfernden Liebe verstehen können.

An der Stelle, wo er den Engel des Herrn mit dem ausgereckten Schwerte gesehen hatte, baute David dem Herrn einen Altar und opferte Brandopfer und Dankopfer; und der Herr erhörte sein Flehen und gab ihm ein Zeichen seiner Gnade, indem er Feuer vom Himmel auf das Opfer fallen ließ. Da sprach David: Hier soll das Haus Gottes, des Herrn, sein, und dieß der Altar zum Brandopfer Israel's (1 Chron. 23, 1). Er war nicht berufen gewesen, den Tempel des Herrn zu bauen; aber er bestimmte den Ort, auf dem er sich einst erheben sollte, und es war die letzte bedeutungsvolle That vor seinem Ende, daß er seinen Sohn Salomo in feierlicher Versammlung ermahnte, den Tempel des Herrn zu bauen, wozu er während einer vierzigjährigen siegreichen Regierung unermeßliche Schätze gesammelt hatte. Er war 70 Jahre alt, als sein Ende kam. In seinen letzten Worten (2 Sam. 23, 1—7) rühmte er die Gnade, die ihm widerfahren war, und blickte mit freudiger Zuversicht auf die Zeit hinaus, in welcher sich die großen Verheißungen an seinem Hause erfüllen sollten. Mehr als tausend Jahre gingen dahin; zuweilen schien es, als sei es aus mit jenen Verheißungen. Aber sie haben sich doch erfüllt; ja, ihre Erfüllung breitet sich immer herrlicher aus. Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn (Ps. 40, 5). Ja, wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist. Wohl dem, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in deß Geiste kein Falsch ist (Ps. 32, 1. 2).

Fr. Heinrich Ranke in Ansbach, jetzt in München.

---

5. Jesaja.

23. Januar.

Die Bewegung der Geister geht weissagend den Bewegungen der Völker und Staaten voran und bereitet oft Jahrhunderte vorher die belebenden Gedanken, welche zur bestimmten Zeit heil-

samen Stiftungen zur Grundlage dienen. Hierin giebt sich Gottes Weisheit und Vorsehung wunderbar kund. Die Spuren dieser göttlichen Fürsorge liegen nicht bloß in der Geschichte Eines Volkes zu Tage, aber allerdings ohne Vergleichung klarer und reichlicher als sonst irgendwo bei demjenigen Volke, in welchem der Geist Gottes die Propheten erweckte, bei dem Volke Israel, dessen Stammvater Abraham die Verheißung empfangen hatte: „In deinem Namen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde." Schon durch diese Verheißung wurde das Herz der Frommen auf das Ziel der Menschheit hingewiesen, auf die vollkommene und allgemeine Verklärung des menschlichen Geschlechts, die in Israel vorbereitet wurde. „Denn das Heil kommt von den Juden." Einer der größten Seher der Zukunft unter diesem Volke ist der Prophet Jesaja, der Sohn Amoz, der unter den Königen Juda Usia, Jotham, Ahas und Hiskia geweissagt hat. Wir würden aber sehr irren, wenn wir meinten, als Seher der Zukunft sei er seiner eigenen Zeit und seiner Umgebung fremd gewesen. Er lebte vielmehr in ihr mit Leib und Seele, verstand sie gründlich, wie kein Andrer, war der Rathgeber der Könige und hat selbst die Geschichte seiner Zeit, die Geschichte der Könige Usia und Hiskia, geschrieben, von welcher uns freilich nur wenige kaum erkennbare Trümmer übrig geblieben sind [1]).

Das Leben des Jesaja fiel in eine Zeit, wo große Gottesgerichte für das Volk Israel und die benachbarten Völker sich entschieden, größere für das Reich Juda, ja für Morgen- und Abendland von Ferne vorbereitet wurden. Die Geburt dieses Propheten trifft ohngefähr mit dem Anfang der Zeitrechnung nach Olympiaden [2]), also mit dem Ende des mythischen Zeitalters in Griechenland, seine Weihe und sein erstes öffentliches Auftreten mit der Gründung der Stadt Rom [3]) zusammen. Einige Jahre später beginnt die Aera des Nabonassar [4]), mithin die erste Erhebung der Chaldäer, als weltgeschichtliches Volk. Zu seiner Zeit stand das assyrische Reich auf der Höhe seiner Macht und in Aegypten gelangte die äthiopische Dynastie zu kurzer, aber mächtiger Herrschaft. Gottes züchtigende und rettende Hand offenbarte sich über den Königen von Juda, Ahas und Hiskia, und Jesaja selbst

---

[1]) Jes. Cap. 36—39. [2]) 776 v. Ch. G.
[3]) 754 aer. Dion. [4]) 747 v. Ch. G.

griff durch die Verkündigung des drohenden und verheißenden Gotteswortes warnend und rettend in die Ereignisse ein. Dabei verlor er nie aus dem Auge, wie Gott, der Heilige in Israel, durch Abraham, Moses, David den Beruf und die Geschicke seines Volkes vorausbestimmt hatte, und sein von Gott erleuchteter Blick maß sicher an Gottes Gesetz das sittliche Verderben seiner Zeitgenossen: wie kein Anderer, wußte er die unerschütterliche Gewißheit der Verheißungen, die dem ächten Samen Abrahams gegeben waren, aufrecht zu erhalten und ins hellste Licht zu setzen, während er den Abtrünnigen die unvermeidlichen härtesten Strafgerichte in donnernden prophetischen Gesängen weissagte.

Die Zeiten, wo Elias dem Hause Ahabs, Elisa dem Hause Jehu im Reiche Israel vergebens die Rückkehr zu dem lebendigen Gott gepredigt hatten, lagen noch nicht zu fern und der Schimmer der Größe, welche jenes Reich unter Jerobeams II. Regierung umgab, konnte die Propheten nicht täuschen. Hosea und Amos hatten demselben schon den Untergang um seines Abfalls willen geweissagt: Joel und Micha hatten im Reiche Juda die Hoffnung auf die ererbten Verheißungen des Hauses Davids belebt und zur Buße ermahnt. Jesaja war zum Theil noch Zeitgenosse dieser vier Propheten, der ersten, von denen wir noch schriftlich aufgezeichnete Weissagungen besitzen, namentlich des Hosea und Micha. Aber er war der Erste, dem in voller Klarheit die Augen des Geistes über einen erweiterten Kreis der Völker und der großen Weltreiche aufgethan waren. Ueber Assurs Reich blickte er schon nach Babel hin, dem eigentlichen Sitz der vorderasiatischen Weltmacht: ja, er schaute über Babels Aufsteigen und Verfall, über Alles, was unter der Herrschaft des Bergvolks der Chaldäer sich entwickeln sollte, bis zu dem Perserreiche hin, das unter Cores, dem Kyrus der griechischen Geschichtschreiber, durch Gottes Gnadenwahl erhoben werden und zur neuen Gründung Jerusalems und des Tempels dienen sollte.

In dem Jahre, da der König Usia[1]) starb, empfing Jesaja die Prophetenweihe durch ein Gesicht, das er mit heiliger Scheu in menschlicher Sprache abbildet. Er sah den Herrn[2]) in seiner himmlischen Wohnung sitzen auf einem hohen und erhabenen

---

[1]) 759 v. Ch. G. nach Usher, 747 nach Bunsen.

[2]) Jes. 6, 1.

Thronsessel und der Saum seines Lichtgewandes füllete den Tempel. Seraphim, feurige Geister, die der Herr wie Winde und Gluthflammen aussendet, standen als seine Diener anbetend um ihn: ein Jeglicher hatte sechs Flügel; mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füße, mit zweien flogen sie. Und Einer rief zum Andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerschaaren: alle Lande sind seiner Ehre voll! daß der Schwellen Gründe bebten von der Stimme ihres Rufens, und der Tempel ward voll Rauchs. Da sprach Jesaja: Wehe mir, daß ich mit meinen Augen den König, den Herrn der Heerschaaren, gesehen habe! ich muß vergehen! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volke von unreinen Lippen! Aber da flog der feurigen Diener Einer zu ihm und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar genommen, und rührte mit der Gluth der Kohle seinen Mund und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen gerührt, daß deine Schuld von dir genommen und deine Sünde versöhnet sei. Und nun hört er die Stimme des Herrn, der da sprach: Wen soll ich senden? wer will mein Bote seyn? Er aber sprach als der Gottgeweihete: Hier bin ich, sende mich. Das war ein Vorgang, den man in unsern Tagen erklärt zu haben meint, wenn man ihn einen Vorgang des innern Lebens nennt: wichtiger ist es anzuerkennen, daß diese sinnbildliche Darstellung einer geheimnißvollen Geschichte nicht eine Einbildung des Propheten, sondern eine Einwirkung Gottes zur Ursache und zum Gegenstande hatte. Die Weihe und Sendung Jesaja's beruht auf der Wahrheit dieses Ereignisses: verleugnet wird sie durch jede bloß psychologisirende Erklärung.

Aber wie groß und schwer war seine Aufgabe! Er sollte sich an seine Zeitgenossen wenden und sie mit scharfem Gotteswort vor dem Abgrund des Verderbens warnen, dem sie entgegen gingen. Zugleich aber gab ihm der Herr im Voraus die klare Gewißheit, daß er im Gegentheil nur die allgemeine Verstockung beschleunigen und daß diese Verstockung so lange anhalten werde, bis Gottes Gericht den schuldigen Volksstamm vernichtet haben würde und nur ein geringer Same übrigbliebe. Sein einziger Trost aber war, daß dieser Same ein heiliger Same seyn sollte. „Gehe hin!“ rief Gott, „und sprich zu diesem Volke: Hörets, und verstehets nicht; sehet, und merkets nicht. Verstocke das Herz dieses Volkes, und laß ihre Ohren dicke seyn, und blende ihre

Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihren Herzen, und sich bekehren und genesen." Der Prophet fragt: „Herr, wie lange wird solche Verstockung währen?" Die Antwort ist: „Bis daß die Städte wüste werden — und das Feld ganz wüste liege. Und der Herr wird die Leute ferne wegthun, daß das Land sehr verlassen seyn wird, und ob nur noch ein Zehntheil darinnen übrig bleibt, so soll es dennoch abermal verheeret werden, aber wie eine Terebinthe oder Eiche, an denen beim Abtrieb der Stamm stehen bleibt: ein heiliger Same wird solcher Stamm seyn." Diese strenge Verkündigung bestimmte den Propheten, daß er auch in scheinbar noch glücklichen Zeiten den unvermeidlichen Untergang weissagte, zugleich aber auch an den alten Verheißungen einer künftigen Wiederkehr und Weltherrschaft des Volkes Israel festhielt, aber diese Verheißungen nur auf einen Ueberrest, auf einen heiligen Samen, beschränkte. Auch lag es ihm um so mehr nahe, eine kleine Schaar von treuen Jüngern um sich zu versammeln und diesen Vertrauten schriftlich das Gotteswort zu übergeben, das er tauben Ohren predigte[1]). Den Inbegriff seiner heilverkündenden Weissagungen faßte er in zwei Namen zusammen, Schear-Jaschub (7, 3) und Immanuel (7, 14), von denen der erstere bedeutet: Ein Rest wird wiederkehren! der letztere: Gott mit uns! Die drohenden Weissagungen vereinigte er in den Namen Raubebald, Eilebeute (7, 26—28). Und diese Namen legte er zum Zeichen für Israel seinen Söhnen bei, von denen der erste Schear-Jaschub, der zweite Immanuel, der dritte Raubebald Eilebeute von ihm benannt wurde: sein Zeugniß darüber so wie eine Deutung der Namen schloß er in eine Rede ein, die an den König Ahas gerichtet ist.

Ahas, der König von Juda, war in den ersten Jahren seiner Regierung in großer Bedrängniß durch einen Bund, den der König von Israel, Pekah, mit dem König von Damaskus Rezin geschlossen, um das schon durch viele verheerende Einfälle erschütterte Reich Juda zu bekriegen, Jerusalem zu erobern und einen Fremden, Namens Tabeal, als zinspflichtigen Statthalter daselbst einzusetzen. „Da bebte das Herz des Königs Ahas und das Herz seines Volkes, wie die Bäume im Walde beben vom

---

[1]) Vgl. Jes. 8, 16.

Winde.“ Ahas suchte nicht den Grund dieser Trübsal da, wo er wirklich lag, in seinem Abfall vom lebendigen Gott und seinem Buhlen mit der syrischen Abgötterei, in dem Gelüsten nach Prunk und Pracht, das bei den Reichen, bei Männern und Frauen herrschte, in der Unterdrückung der Armen und in der verdorbenen Rechtspflege, in der Treulosigkeit gegen den Buchstaben und den Geist des göttlichen Gesetzes. Er zählte nur die Heerschaaren seiner Feinde und erwog nicht ihre Schwäche, die auf ihrem bodenlosen innern Verderben beruhte: er sah sich nach mächtigeren auswärtigen Bundesgenossen um und schwankte, ob er sich Aegypten oder Assyrien in die Arme werfen sollte: auf des Herrn Hülfe vertraute er nicht. Da stellte sich ihm, wie er ängstlich die unzureichende Befestigung der Stadt besah, der Prophet in den Weg, warnte ihn vor Bündnissen mit fremden Mächten, weissagte die künftigen Verheerungen durch Assur und verwies ihn auf den Bund mit Gott. „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht!“ sprach er und deutete auf den rechten Immanuel hin, von dem er dann in vertrauterem Jüngerkreise mehr verkündigte. Hier redet er von einem Sproß aus Davids königlichem Stamme, von einem König, der Wunderrath, starker Gott, Ewig-Vater, Friedefürst zu heißen verdient, der wie ein Schößling aus dürrem Erdreich hervorsprießt, auf dem der Geist Gottes ruht, der Gerechtigkeit schaffet und vollen Frieden bringet, der von Zion aus die Völker regieren wird, die zur Anbetung Gottes sich vereinigen werden.

Ahas gehorchte nicht, rief die Assyrer zu Hülfe, die zwar das Reich Israel und die Macht von Damaskus demüthigten, aber zugleich das Reich Juda sich zinsbar machten. Die Folge davon war, daß der fromme König Hiskia, Ahas' Sohn, als er dem König von Assyrien später die üblichen Huldigungen und Geschenke verweigerte, von einem großen feindlichen Heere unter dem übermüthigen König Sanherib überfallen und in Jerusalem belagert wurde. Die Gesandten Sanheribs suchten die Einwohner der Stadt durch Vorspiegelungen zum Abfall zu verleiten, verhöhnten den König Hiskia und Gott den Herrn, auf den er vertraute. Jesaja aber stärkte durch Gottes Verheißungen den zagenden König, und Gott erwies sich, wie in vorigen Zeiten, durch wunderbare Rettung als den Hirten und Heiland seiner Gläubigen. Zugleich wurde Hiskia nicht minder wunderbar von einer tödtlichen Krankheit errettet und Jesaja, der ihm vorher auf des Herrn Befehl

gesagt hatte: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben!“ verkündigte ihm auf sein flehendes Gebet das Gnadenwort: „So spricht der Herr, der Gott deines Vaters David: Ich habe dein Gebet gehört und deine Thränen gesehen: siehe, ich will deinen Tagen noch funfzehn Jahre zulegen; Ich will dich sammt dieser Stadt erretten von der Hand des Königs zu Assyrien: denn ich will diese Stadt wohl vertheidigen. Und habe du dieß zum Zeichen, daß der Herr solches thun wird, was er geredet hat: Siehe, ich will den Schatten am Sonnenzeiger Ahas' zehn Grade zurückziehn, über welche er gelaufen ist.“ Und die Sonne kehrte an dem Zeiger zehn Grade zurück, über welche sie gelaufen war, ohne daß bis jetzt unsere Gelehrten genügend haben erklären können, wie der Herr dieß bewerkstelligt hat, was auch nicht zu verlangen ist.

Der König von Babel stand damals unter assyrischer Oberherrschaft, hatte sich aber empört und suchte Verbindungen, durch die er sich stärken und behaupten könnte. Unter dem Vorwande dem König Hiskia zu seiner Genesung glückzuwünschen, schickte er eine Gesandtschaft nach Jerusalem und Hiskia, der sich dadurch geschmeichelt fühlen mochte, zeigte den babylonischen Gesandten alle seine Schätze. Jesaja verwies ihm diese Thorheit, wodurch das Gelüsten der Chaldäer nach dem Besitz dieser Güter erweckt wurde, und sprach zu ihm: „Höre das Wort des Herrn der Heerschaaren: Siehe, es kommt die Zeit, daß Alles, was in deinem Hause ist, und was deine Väter gesammelt haben bis diesen Tag, wird gen Babel gebracht werden, daß nichts bleiben wird, spricht der Herr: dazu werden sie deine Kinder, so von dir kommen werden, nehmen und sie müssen Kämmerer seyn im Hofe des Königs zu Babel.“

Babel stand vor dem Geiste des Jesaja als die alte große Weltstadt, die schon seit ihrem Entstehen sich durch den versuchten Thurmbau in Widerspruch gegen Gott gesetzt hatte, und er sah die aufsteigende Macht der Chaldäer als die künftige Erbin der sinkenden Macht Assyriens. Babel war ihm von Gott gezeigt als Mittelpunkt des Heidenthums, als Widersacherin Zions, als Bollwerk einer künftigen Zwingherrschaft. Er schaute im Gesicht, wie das Volk Gottes, das einst nach Gottes Rathschluß in der Knechtschaft Aegyptens geschmachtet hatte, nach Babel gefangen geführt seyn würde; er schaute aber auch Babels Untergang und Israels Rück-

kehr und an diesen letzten Punkt der Zukunfts-Geschichte, den er im Geiste erblicken konnte, knüpfte der Herr ihm alle die Weissagungen an, welche am Ende der Zeiten in Erfüllung gehen sollten. Darum eröffnet er die Aussprüche von den Gerichten über alle Heiden seiner Zeit und seines Gesichtskreises mit einer majestätischen Verkündigung von dem dereinstigen Fall Babels und seines Königs[1]): darum stellt sich ihm die Zeit der künftigen Erlösung des heiligen Volks unter dem Bilde einer Rückkehr aus der Gefangenschaft dar, worin verklärt jene alte Erlösung Israels aus Aegypten sich erneuert[2]). „Die Erlöseten des Herrn werden wiederkehren, und gen Zion kommen mit Jauchzen: ewige Freude wird über ihrem Haupte seyn, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird wegfliehen."

Der letzte Theil der jesajanischen Weissagungen[3]) ist ein aus prophetischen Reden zusammengefügtes Trostgedicht von der Erlösung aus Babel und der Wiederkehr Israels gen Zion, nach Inhalt und Sprache das herrlichste wundervollste Gewebe, das uns von Prophetenhand hinterlassen ist, innig zusammenhängend mit dem ersten Theile und doch auch ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Die Wegführung Israels nach Assyrien mochte das Herz des Propheten vorbereitet haben, die einst bevorstehende Gefangenschaft der Bürger Juda's und Jerusalems im Lichte der alten Weissagungen vorauszuschauen: aber die Verheißung gewinnt bei ihm hier eine Fülle und Breite, eine Höhe und Tiefe, welche den Schatz der Erkenntniß und Hoffnung Zions unendlich bereicherte. Der heilige Same, der in dem gezüchtigten Volke erhalten ist, verdichtet sich ihm zu einer bestimmten Person, dem Knechte Gottes, welcher in der frommen Gemeinde der Gedemüthigten als sühnender Mittler erscheint, der alle Schuld büßend auf sich nimmt und nach seinem Tode zum Lohne seiner Schmerzen erhöhet wird, so daß durch seine Hand die göttlichen Gnadenrathschlüsse bis zu ihrem letzten Ziele fortgehen. „Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben und durch sein Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden." Er soll der Herr der Heiden, der König der Könige werden und die Starken zur Beute haben, „darum daß er sein Leben in den Tod gegeben hat, und den

---

[1]) Jes. Cap. 13. 14. [2]) Jes. Cap. 35. [3]) Jes. Cap. 40—66.

Uebelthätern gleich gerechnet ist, und er Vieler Sünde getragen hat, und für die Uebelthäter gebeten."

Der Hauptschlüssel zu Jesaja's Gesichten liegt in den Verheißungen, die der Herr dem König David durch Nathan verkündigt hatte, und in der prophetischen Erkenntniß, die David selbst in Folge derselben empfangen. David hatte gesungen: „Es hat der Gott Israels angesagt, mir hat der Hort Israels verheißen einen gerechten Herrscher unter den Menschen, einen Herrscher in der Furcht Gottes. Und wie das Licht des Morgens, wird die Sonne aufgehn, ein Morgen ohne Wolken, da vom Lichtglanz nach dem Regen das Gras auf der Erde wächst. Ist denn mein Haus nicht fest bei Gott! Denn er hat mir einen ewigen Bund gesetzt, wohl geordnet in Allem und gehalten. Das all mein Heil und Wunsch ist, sollte er's nicht lassen blühen [1])!" Das sind die gewissen Gnaden Davids, auf welche Jesaja zurückweist [2]), und deren weitere prophetische Auslegung schon in den Psalmen Davids [3]) und seiner Getreuen [4]) entwickelt war. Aber Jesaja unterscheidet schon genau den heiligen Samen, dem die Verheißungen Gottes erfüllt werden, von der ungehorsamen und verstockten Menge, das unvergängliche Zion und Jerusalem von der treulosen Stadt und ihre Bevölkerung, ja den wahrhaften Tempel Gottes von dessen irdischem Abbild und verkündigt eine Verneuerung, die zugleich eine Umwandlung und Verklärung ist. „Die Sonne soll nicht mehr des Tages dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten, sondern der Herr wird dein ewiges Licht, und dein Gott wird dein Preis seyn. Deine Sonne wird nicht mehr untergehn, noch dein Mond den Schein verlieren: denn der Herr wird dein ewiges Licht seyn und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben. Und dein Volk sollen eitel Gerechte seyn, und werden das Erdreich ewiglich besitzen, als die der Zweig meiner Pflanzung und ein Werk meiner Hände sind, zum Preise. Aus dem Kleinsten sollen Tausend werden und aus dem Geringsten ein mächtiges Volk. Ich der Herr will solches zu seiner Zeit eilend ausrichten [5])." Alle Heiden sollen kommen und anbeten zu Jerusalem und der Berg Zion soll

---

[1]) 2 Sam. 23, 3—5. [2]) Jes. 55, 3. [3]) Ps. 2. 16. 22. 110.
[4]) Ps. 89, 1—38. [5]) Jes. 60, 19—22.

erhaben seyn über alle Berge, als die Stätte, wo der Herr, der Richter der Völker, in seinem Eigenthume und unter seinem priesterlichen Volke wohnet. „Und sie werden hinausgehen und schauen die Leichname der Leute, die an mir gemißhandelt haben (spricht der Herr): denn ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer wird nicht verlöschen, und sie werden allem Fleisch ein Gräuel seyn[1].“ Mit diesen Worten schließt das prophetische Trostgedicht von der Erlösung und Wiederkehr Israels ab.

Die Sammlung dieser köstlichen Weissagungen enthält zwar verschiedene Stücke aus verschiedenen Zeiten, bildet aber doch so sehr ein wohlgefügtes Ganzes, daß nur Jesaja selbst als der Sammler angesehen werden kann. In der letzten Zeit des Königs Hiskia oder unter dessen gottlosem Sohn Manasse mag der Prophet dafür gesorgt haben, daß dieser Schriftschatz für die künftigen Zeiten aufbewahrt würde. In den heiligen Schriften des Neuen Bundes wird häufig mit klaren Worten oder in verständlichen Andeutungen auf ihn zurückgewiesen, und die Erfüllung seiner Weissagungen aufgedeckt. Denn er ist's, der von der Stimme des Predigers in der Wüste, der dem Herrn den Weg bereitet, von dem Auserwählten, an welchem Gott Wohlgefallen hat, von Immanuel, der als der Heilige Israels selbst zum Knechte Gottes wird, von dem stellvertretenden Leiden Christi und der Herrlichkeit des Auferstandenen, von der Verstockung des fleischlichen Israel und von dem Heiland aller Völker vorausverkündigt hat, was in der Fülle der Zeiten geschehen sollte. Seine Weissagungen enthalten aber auch Vieles, was bis zur Vollendung des Reiches Gottes erst noch geschehen muß: sein Herz lebt ganz in der Hoffnung und dieß giebt seiner Rede einen so erhabenen Schwung, einen so kühnen Flug, eine so klangreiche Fülle, daß man ihn einen großen Dichter der Zukunft nennen könnte, wenn er nicht mehr wäre als ein bloßer Dichter, ein Dichter der Wahrheit, ein Seher und Bote Gottes. Hieronymus hat ihn den Evangelisten des alten Bundes genannt, weil er schon so ganz im Geiste des neuen Bundes lebt.

Die jüdische Ueberlieferung berichtet, daß Jesaja unter König Manasse, der viel unschuldig Blut vergoß, zersägt worden und so

---

[1] Jes. 66, 24.

den Blutzeugen zuzuzählen sey, worauf auch ein Wort im Briefe an die Hebräer[1]) hinzudeuten scheint.

E. H. Schmieder in Wittenberg.

---

6. Die Maccabäer.

1. August.

„Israels Zeit", sagt Sirach, „hat keine Zahl." Ein wahres Wort, möge es von der nationalen Lebensdauer des genannten Volks, oder von der Spannkraft seines Geistes und seiner geistigen Entwicklungsfähigkeit verstanden werden! Wie manchmal treffen wir's während der zwei Jahrtausende von Abraham bis Christus in Zuständen sittlichen und bürgerlichen Verfalls, welche alle Merkmale der Hoffnungslosigkeit an sich zu tragen scheinen; und doch bleibt ihm die Stunde phönixartiger Wiedererhebung und Verjüngung nimmer aus. Wird man auch versucht, es in der tiefen Verhüllung, in der es gegenwärtig einhergeht, mehr zu den Verblichenen zu zählen, als zu den Lebendigen, so muß man doch zugestehn, daß es immer noch einem Todten Gottes gleicht, dem schon der Morgenglanz eines über ihm heraufziehenden herrlichen Auferstehungstages um die Stirne spielt. Einen kümmerlicheren Anblick gewährte Israel nie, als gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christi Erscheinung; und nichtsdestoweniger sehen wir's auch da wieder, obwohl seinem Volksthum schon das Grab gegraben schien, zum Erweise der unverwüstlichen Elasticität seines nationalen Geistes urplötzlich einen Aufschwung nehmen, in welchem die Herrlichkeit der schönsten und gepriesensten Perioden seiner früheren, allwärts von den Fußtapfen Gottes durchleuchteten, Geschichte sich erneuerte. Die Maccabäer liehen dieser Zeit den Namen. Apokryphische Bücher melden uns von den Thaten dieser Helden; die Helden selber aber sind kanonisch. Die alte Kirche hielt sie hoch. Was dieselbe aber aus jenen schönen Tagen vorzugsweise zum Gegenstande begeisterter Feier sich ersah, war das Blutzeugenthum einer israelitischen

---

[1]) Hebr. 11, 37 (wo Luther übersetzt hat: „zerhackt"). Die jüdische Ueberlieferung erzählt, Jesaja habe vor seinen Verfolgern sich in den hohlen Stamm einer Cypresse oder Ceder geflüchtet, Manasse aber habe diesen Stamm und so zugleich den darin verborgenen Propheten zersägen lassen.

Mutter und ihrer sieben Söhne. Nach Hieronymus weihte man dem Gedächtniß dieser Märtyrerfamilie im vierten Jahrhunderte schon, und zwar zu Antiochien, ein christliches Gotteshaus. Auch im Kalender der Christen wurde ihnen ihr Tag, — der erste August, — und ihre Ehrenstelle angewiesen. Die Väter Cyprian, Ambrosius, Augustinus priesen in hohem Chore die Kraft Gottes, wie sie an ihr sich mächtig erwiesen; und des Chrysostomus geheiligte Beredtsamkeit setzte ihr in feurigen Homilien ein unvergängliches Denkmal.

Es war im Jahre 175 vor Christi Geburt, als Antiochus IV. mit dem Zunamen „Epiphanes", d. i. „der Edle", von seinen Unterthanen aber „Epimanes", d. i. „der Wahnwitzige", genannt, den Thron des syrischen Königreichs bestieg, und auch das heilige Land als seiner Erblande eins in Besitz nahm. Dieser Regent, in welchem Weichling und Despot sich verpaarten, gedachte, sämmtliche seinem Scepter unterworfene Völkerstämme sittlich und bürgerlich zu nivelliren, d. h. jede angestammte Eigenthümlichkeit in Religion, Verfassung und Sitte ihnen abzustreifen, und ihnen Einen Stempel, den griechischen, gewaltsam aufzuprägen. Der Olympische Jupiter sollte Aller gemeinsamer Gott, sein Dienst überall der einzige Kultus sein. Selbst Israel, dieses vor andern volksthümlich scharf ausgeprägte Geschlecht, sollte jenem Umwandlungsprozesse nicht entgehen; und leider! fanden sich unter den Angehörigen dieses Volkes selbst nicht wenige, die als heimlich Verbündete dem heillosen Gleichmachungsprojekt des Fremdlings willfährig entgegen kamen. Ja, länger schon gab sich unter den Juden eine starke Hinneigung zu heidnischen Sitten kund. Was sie lockte, war sowohl die Fleischesfreiheit, in der sie die Heidenvölker sich bewegen sahen, als die Aussicht, durch eine nähere Vereinigung mit denselben endlich der Drangsale sich überhoben zu sehn, die sie unausgesetzt von ihnen zu erleiden hatten. Den nächsten Anstoß zur Ausführung seines Paganisirungsplanes in Israel gab dem Antiochus der Bruder des trefflichen Hohenpriesters Onias III., Josua, der sich aber, seinen Namen gräcisirend, „Jason" nannte. Dieser erbot sich, ihm eine viel reichere Steuer in Judäa beitreiben zu wollen, falls ihm gestattet würde, in Jerusalem gymnastische Schulen und Kampfplätze nach griechischer Weise einzurichten, und das mit mancherlei Privilegien versehene syrische Bürgerrecht nach Gutdünken

Gliedern seines Stammes zu verleihen. Antiochus entsprach seinen Wünschen und ernannte ihn, nachdem er den Onias in's Exil geschickt, zum Hohenpriester. Der letzte Damm, der Israel noch beschirmte, war nun hinweg gerissen; und mit hohen Wogen brach das heidnische Verderben von allen Seiten und in allen Gestalten in's Land herein. Die ersehnten Fecht- und Rennbahnen wurden angelegt. Selbst Priester Jehovahs erschienen, des Tempels vergessend, bei den öffentlichen Spielen. Die väterlichen Sitten wurden mit Füßen getreten, und Lastern Thür und Thor geöffnet, die Gottes Wort mit Fluch und Bann belegte. Drei Jahre hindurch hatte Jason sein verwüstendes Wesen getrieben, als er seinen jüngeren Bruder Onias Menelaus mit Aufträgen nach Antiochien, der syrischen Hauptstadt, sandte. Dieser aber, als hätte er mit Gleichem ihm vergelten wollen, was Jason am älteren Bruder einst verbrach, bewog durch Verheißung eines noch größeren Steuerquantums den Antiochus dazu, die hohepriesterliche Würde seinem bisherigen Günstlinge wieder zu entziehen und sie ihm, dem Menelaus, zu verleihen. Dieser, nachdem er den Bruder gewaltsam vertrieben, setzte jetzt in verstärktem Maaße das volksverderbende Werk des Verbannten fort. Im Frühling des Jahres 169 vor Chr., da Antiochus in einem siegreichen Feldzuge gegen Egypten begriffen war, kehrte, veranlaßt durch ein Gerücht, daß der König von Syrien gestorben sei, der vertriebene Jason an der Spitze einer bewaffneten Schaar nach Jerusalem zurück; wurde aber auf's Haupt geschlagen und abermals zur Flucht genöthigt. Antiochus, der von diesen Unruhen hörte und eine allgemeine Empörung in Israel dahinter witterte, eilte mit einer starken Heeresmacht nach Jerusalem, erstürmte die Stadt, richtete, um dem Volke für immer die Lust zum Aufruhr vergehen zu machen, ein unerhörtes Blutbad an, schlug 80,000 Juden nieder, verkaufte eine gleiche Zahl als Sclaven, plünderte den Tempel und verunreinigte unter den gräßlichsten Lästerungen das Haus des Herrn durch Schweineopfer. Dies ging aber Vielen, selbst der Leichtfertigeren in Israel, durch's Herz. „Im ganzen Lande", meldet die Geschichte, „war großes Herzeleid. Die Fürsten und Aeltesten trauerten, die Jünglinge und Jungfrauen krankten, die Frauen sahen jämmerlich, der Bräutigam weinte, die Braut saß im Leid, und das ganze Haus Jakob war voller Schmach."

Zwei unheilvolle Jahre strichen hin, da sandte Antiochus

seinen Obersten Apollonius mit 22,000 Mann und dem Auftrage nach Judäa, daß er die erwachsene Mannschaft des ihm verhaßten Volks erwürgete; die Weiber aber und das jüngere Geschlecht als Sclaven verkaufte und den Erlös dafür ihm übermachte. Da floß denn in Jerusalem abermals das Blut in Strömen; ganze Häuserreihen wurden in Asche gelegt, Mauern und Wälle eingerissen; die Burg Davids aber neu befestigt und mit einer zahlreichen Besatzung bemannt, welche von dort her das Heiligthum bewachen und jeden Juden niederschlagen sollte, der es wagen würde, den Gott seiner Väter anzubeten. Da ergriffen viele der Kinder Israel die Flucht und enteilten in die Gebirge. Unter diesen waren auch die Männer, die man bald nachher als hell leuchtende Hoffnungssterne über dem grausigen Nachtstück der Verwirrung in Israel emporsteigen sah: die Maccabäer.

Antiochus ließ um diese Zeit in seinem ganzen Reiche das Manifest proklamiren, nach welchem „Alles nur Ein Volk sein und ein jegliches Geschlecht seine Gesetze verlassen" sollte. „Und die Völker alle", meldet die Geschichte, „fügten sich nach dem Worte des Königs; und" — fährt sie mit verhaltenem Schmerze fort — „auch Viele aus Israel opferten den Götzen und entheiligten den Sabbath." Und wehe! was begab sich nun? — Daniel, du Seher Gottes, von deinem Weissagungsbuche lösen sich die Siegel! — In der heiligen Stadt erscheint als Abgeordneter des Königs ein betagter Mann, Namens Athenäus; der übergibt in feierlicher Weise den Tempel dem Jupiter Olympius, überbaut den Brandopferaltar in demselben mit einem andern, errichtet auf diesem die Bildsäule des neuen Gottes und befiehlt dann unter schrecklichen Androhungen für den Fall der Weigerung, daß jeder Israelite hier sein Opfer bringe. Da stand denn, wie der Prophet (Dan. 11, 13) vorher verkündet hatte, der „Gräuel der Verwüstung" an heiliger Stätte. Wer ihm die Huldigung versagte, wurde niedergemacht. Dasselbe Schicksal traf Jeden, bei dem man die „Bücher des Bundes Gottes" fand, oder der sich sträubte, am Feste des Bacchus diesem Gott zu Ehren mit Epheukränzen einherzugehn. Mütter, die ihre Kinder beschnitten hatten, stürzte man, nachdem man ihnen die Säuglinge an die Brust gebunden, von der Zinne des Tempels herab. Das Heiligthum selbst ward zur Mördergrube, zur Schand- und Lasterhöhle. Nicht wenige in Israel erlagen

der schweren Versuchung, die über sie hereingebrochen war und befleckten ihre Seelen zum ewigen Tode. Aber auch an Solchen gebrach es nicht, welche siegreich die Probe bestanden und viel lieber den Tod erwählten, als daß sie von den Wegen des Herrn gewichen wären.

Unter letzteren übten das „Sei getreu bis in den Tod!" am herrlichsten die vorhin erwähnte Mutter mit ihren sieben Söhnen. Auch an diese erging, und zwar in persönlicher Gegenwart des mordsüchtigen Tyrannen Antiochus, unter Geißeln- und Riemenschlägen die Zumuthung, durch den Genuß von Schweinefleisch die Verleugnung ihres Glaubens kundzugeben. Da nimmt zuerst im Namen der Uebrigen einer der Söhne das Wort und spricht männlich und fest zum Könige: „Warum folterst du uns? Wir sind entschlossen, lieber zu sterben, als daß wir unser väterliches Gesetz übertreten sollten!" — Der Tyrann vernimmt's und ertheilt, wuthschnaubend über solchen Trotz, den Befehl, daß man Pfannen und Kessel glühend mache, dem Rebellen die Zunge aus dem Halse schneide, das Haupt ihm schinde, und nachdem man dann, — dies Alles vor der Mutter und seiner Brüder Augen, — Hände und Füße ihm abgehackt, ihn in die Feuerpfanne werfe und dort verkohlen lasse. Und wie der Wütherich gebot, so wird's vollzogen. Als aber der Dampf aus dem Tigel emporschlägt, entsinkt der Mutter und den Brüdern so wenig das Herz, daß sie vielmehr wechselseitig zu unverzagterer Nachfolge des Hingemordeten sich ermuntern und wohlgemuth einander zurufen: „Der Herr unser Gott siehet darein, und erbarmet sich unser; gleichwie Moses wider sie zeuget in seinem Gesange, und spricht: Er wird seiner Knechte sich erbarmen!" In gleicher Weise, wie mit dem ersten der Söhne, wird hierauf mit dem zweiten zu Werk gegangen. Still und geduldig wie ein Lamm stellt auch er den Folterern sich dar; und wie schon die Feuerschaale ihn aufgenommen, ruft er mit seinen letzten Athemzügen aus: „Du Bösewicht nimmst uns wohl das zeitliche Leben; aber der Herr aller Welt wird uns, die wir um seines Gesetzes willen sterben, zu einem ewigen Leben auferwecken!" — Der Dritte weiht sich, zum höchsten Erstaunen des heidnischen Zwingherrn, mit derselben Fassung und Beherztheit, und unter gleicher Bezeugung seiner Himmelshoffnung, dem Feuertode. — Ebenso der Vierte. Indem der Fünfte sich zur Schlacht-

bank stellt, faßt er seinen gekrönten Mörder scharf in's Auge und spricht zu ihm, weissagend, mit fester, edler Haltung: „Du bist nur ein sterblicher Mensch; und weil du gewaltig bist auf Erden, thust du, was dich gelüstet. Nimm dir aber nicht in den Sinn, daß Gott uns verlassen habe. Verzeuch eine Weile, und du wirst erfahren die wunderbare Macht Jehovahs, wie Er auch dich heimsuchen wird, und deinen Samen!" — Der Sechste bekennt mit tiefer Beugung, und er bekennt's in der Uebrigen Namen mit: „Wir haben uns an unserm Gott versündigt; darum handelt Er mit uns so schrecklich." — „Aber", fährt er hierauf fort, „gedenke nicht, o König, es werde dir so hingehn, daß du wider Gott tobest!" — Und nachdem er so gesagt, beut auch er freudig den Mördern seine Glieder dar. — So ist nun an dem Siebenten die Reihe, an dem Jüngsten. Wie die schwer geprüfte Mutter mit männlicher Seele ihre sechs andern Söhne ermuntert und gesegnet, so thut sie jetzt auch ihrem letzten. Antiochus, mehr besiegt sich fühlend, denn als Sieger, fordert den Jüngling vor sich und sucht durch glänzende Versprechungen ihn zu bewegen, daß er von seinem väterlichen Gesetze lasse und so sein junges Leben rette. Da aber der König alle seine Vorstellungen an dem Sterbensmuthe des Jünglings scheitern sieht, fordert er die Mutter auf, daß sie ihrem Liebling zur Rettung seines Lebens rathe. Scheinbar willigt die Mutter ein; aber eben scheinbar nur; denn „sie spottet des Tyrannen." „Mein liebes Kind", flüstert sie ihrem Benjamin zu, „fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern stirb gern und deiner Brüder würdig, daß der gnädige Gott mir mit ihnen auch dich einst wiedergebe!" — Doch der junge Held bedarf kaum solchen Zuspruchs mehr. „Gedenket nicht", ruft er den Henkern zu, „daß ich dem Gebote des Königs gehorsam sein will! Gehorchen werde ich allein dem Gebote, das unsern Vätern durch Mosen gegeben ist!" Und dann, zum Könige selbst gewendet, fährt er fort: „Du aber, der du den Hebräern alles Leid anlegest, wirst Gottes Händen nicht entfliehen. Wir leiden um unsrer Sünden willen; aber du, gottloser, verabscheuungswürdiger Mensch, überhebe dich nicht vergeblich, und trotze nicht auf die eitle Hoffnung, daß du die Kinder Gottes verfolgest. Denn der Allmächtige, der alle

Dinge sieht, wird auch dich zu finden wissen, und du wirst seinem Gerichte nicht entrinnen!" — Diese Worte entflammen des Tyrannen Zorn auf's äußerste. Er befiehlt, daß man den „verwegenen Knaben" viel härter noch behandle, denn seine Brüder. Er aber wankt nicht einen Augenblick, sondern fähret „fein" dahin, gleich jenen. — Zuletzt schreitet die Heldenmutter, die vereinsamte, selbst mit festem Tritt zur Schlachtbank, um fortan am Himmel der Kirche Gottes fast mit hellerem Glanze noch zu strahlen, als das weithin leuchtende Siebengestirn ihrer Heldensöhne. „Sie sah nicht an", predigt von ihr des Chrysostomus beredter Mund, „der Söhne strömend Blut, sondern allein die Kronen der Gerechtigkeit, die ihrer harrten; nicht der Jünglinge zerfleischte Glieder, sondern nur die Hütten des Friedens, die droben für sie bereitet waren; nicht die umherstehenden Mörder, sondern nur die Wolke heiliger Engel, welche die junge Zeugenschaar umlagerte; und bändigte in sich die mütterliche Natur, diese Macht, welche selbst die wildesten Thiere zu überwältigen pflegt!" —

Was sagen wir aber zu diesem Martyrium jener Tochter Israels und ihrer sieben Söhne? Ist uns nicht, als sähen wir uns plötzlich schon in die Mitte der neutestamentlichen Zeit, ja in deren glänzendste Perioden hineinversetzt? Fürwahr, hier findet der apostolische Ausspruch, laut welchem, „so lange die erste Hütte stand, der Weg zum Heiligthum noch nicht geoffenbart" war, keine Anwendung mehr. Hier erblicken wir den Wolkenschleier zerrissen, der den alten Heiligen mehr oder minder das Jenseits noch verhüllte. Hier hat der geheime Schauer, womit sie, unter dem Druck ihres Schuldgefühls an ihr einstiges Erscheinen vor Gott gedachten, einem fröhlichen Gnadenbewußtsein, ja, einer kindlichen Hoffnungsseligkeit Raum gemacht. — Der Herr unser Gott ist frei und konnte, je nachdem das Bedürfniß seiner Knechte es erheischte, die Klarheit des Evangeliums auch schon, wie er oft gethan, mit durchschlagender Wirkung in die Tage des Gesetzes sich verweben lassen. So ward es auch den Sieben und ihrer heldenmüthigen Mutter verliehen, in dem Momente, da sie um des Namens und der Ehre Jehovahs willen dieser Welt Valet zu geben und ihres Leibes Leben Ihm zu opfern im Begriffe standen, hellsehend über die Stufe der alttestamentlichen Offenbarungen sich weit hinaus zu schwingen, und schon mit vollen Zügen, vorausnehmend, die friedensreiche Luft des neutesta-

mentlichen Gnadenreichs zu athmen. Dies war der Grund, aus welchem man sie von Alters her schon als die Erstlinge der christlichen Märtyrer betrachtete und zu feiern pflegte. Aus diesem Grunde geschieht es auch, daß wir ihnen ihre frühere Stellung unter den kalendarischen Heiligen und Heroen, aus der sie in spätern Jahrhunderten, — es ist nicht bekannt warum, — durch die „Kettenfeier Petri" verdrängt wurden, zurück zu geben kein Bedenken tragen.

Erwärme und stärke sich denn an ihrem Heldenbilde unser Herz, und sehen wir zu, daß ihr Glaube den unsern, der die Verheißungen nicht mehr erst „von ferne" grüßet, nicht beschäme! Gedenken wir an das apostolische Mahnwort: „Dieweil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, so lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist!" Wer weiß, wie nahe der evangelischen Kirche wieder Zeiten sind, in denen für sie auch der Ausspruch des Herrn einen neuen Nachdruck gewinnen wird: „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden!" —

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

Aus der Vorgeschichte Jesu.

7. 8. Simeon und Hanna.

5. Januar und 1. September.

Den symbolisch bedeutsamsten Gestalten der heiligen Geschichte sind die beiden Alten, Simeon und Hanna, beizuzählen, welche, verkörperten Theodiceen vergleichbar, den Gott aller Götter am Ende der mit seinem Bundesvolke eingeschlagenen Wege verherrlichend, als die ersten Bannerträger des hereingetretenen Christusreiches auf der Schwelle des neuen Testamentes uns begegnen. Wie wir in ihnen die Blüthe des wahren Israelitenthums zu ihrer vollen Herrlichkeit sich entfalten sehen, so veranschaulicht sich uns in ihnen zugleich das Endergebniß der zweitausendjährigen göttlichen Führung und Erziehung, deren das Volk der Auswahl sich erfreuen durfte. Nach verschiedenen Seiten hin vertreten sie den Kern, d. h. denjenigen Theil ihrer Nation, der, wandelnd in Jehovahs Wegen, die zu göttlichem Leben befruchtenden Elemente Seiner Offenbarungen und Großthaten sowohl in Gesetzgebung und Weissagung, wie in Gericht und Wunderhülfe gläubig in sich aufnahm, und zeigen uns den Samen Abrahams beim Ziele seiner weltgeschichtlichen Bestimmung angelangt.

Wie in der Hanna vorwiegend die Wirkung des Gesetzes sich kundgiebt, so in Simeon vorwiegend diejenige der Verheißung. Während auf jener Stirne, erst spärlich gelichtet, nur noch der Schatten des Berges Sinai dunkelt, gleicht dieser schon einer Alpenhöhe, die vom Morgenstrahl der aufgehenden Gerechtigkeitssonne vergoldet wird. Eine dienende Magd unter dem mosaischen Joche kommt Hanna „Tag und Nacht nicht vom Tempel". Simeon, schon mehr evangelisch gerichtet, wohnt beschaulich in seiner Hütte, und träumt von der nahen Friedenszukunft, auf die er wartet, süße Himmelsträume. Sie, frühe schon verwittwet,

aber, wahrscheinlich, um desto ungetheilter in Fasten und Beten dem Dienste Jehovahs sich weihen zu können, nicht wieder vermählt, war eine „Prophetin“, d. h. sie bestärkte, auf das Wort der alten Seher gestützt und vom heiligen Geist getrieben, ihr Volk im Glauben an die Zukunft des großen Davidssohns. Doch verkündete sie den Ersehnten nur, wie der Glockenschlag oder die Wächtertrompete vom Thurm die Nähe des Tagesanbruchs anzeigt. Simeon hingegen, mehr als Prophet, signalisirte den Nahenden vermittelst seiner ganzen hoffnungdurchleuchteten Erscheinung, wie das Frühroth den Heraufzug der Tageskönigin verkündet.

Simeon birgt ein unvergleichliches Geheimniß in seiner Brust. Seiner auf's äußerste gesteigerten Sehnsucht nach dem „Troste Israels“ hatte der heil. Geist mit der Eröffnung geantwortet: er solle den Tod nicht sehn, er habe denn zuvor den Christ des Herrn gesehn. Seitdem stand der Alte, während Hanna im Sack und in der Asche im Staube des Tempels lag, Tag und Nacht voll seliger Ungeduld, wie ein Kind am Weihnachtsabend, das mit zitternder Spannung dem ersehnten Schalle des verheißungsreichen Glöckleins entgegenharrt, auf seiner Warte. Weil „der heilige Geist auf ihm war“, so durfte er wohl jede zarte Regung seines Gemüths, jede leise Zusprache, die er in seinem Innern zu vernehmen glaubte, sich darauf ansehn, ob sie nicht eine Weissagung Gottes für ihn in sich berge. Wer wollte es drum als „Geisterseherei“ ihm deuten, daß er, als er eines Tages unversehens einen ungewöhnlich starken Antrieb zum Besuch des Tempels in sich verspürte, hinter diesem Drange sofort eine höhere Mahnung, einen Fingerzeig von Oben zu erkennen glaubte. Einfältig, wie es rechter Kinder Gottes Art ist, gab er dem verborgenen Zuge Folge; in der That sah er sich diesmal von seiner Vorempfindung nicht betrogen.

Zu gleicher Zeit mit Simeon tritt im Festtagsschmucke ein Ehepaar aus dem Handwerkerstande in das Heiligthum hinein, um nach Vorschrift des Gesetzes ein erstgebornes Söhnlein dem Herrn darzustellen, und es zugleich mit dem Opfer der Armuth, nehmlich zween jungen Tauben, vom Dienste an der irdischen Hütte zu lösen. Simeon, Anfangs noch ahnungslos, und wohl nur von dem Wunsche geleitet, der feierlichen Ceremonie als stummer Zeuge mit anzuwohnen, nähert sich an der glücklichen Eltern Seite dem

Altar, und die priesterliche Verrichtung nimmt ihren Anfang. Wie aber jetzt das Knäblein aus seinen Umhüllungen hervortaucht, und der Alte ihm in die hellen, holdseligen Augen schaut, da hört dieser auf, ein unbetheiligter Zuschauer bei der Scene zu sein. Nicht satt mehr kann er sich sehen an dem Kinde. Däucht ihm doch, als flüstre schon gedankenvolles Wort von diesen zarten Lippen, als spreche lichthelles Bewußtsein schon aus diesen Augen heraus, ja als deute, was in den Zügen des lallenden Säuglings sich spiegelt, wie himmlischer Sonnenstrahl in Wesenstiefen hinunter, die mit menschlichen Maaßen gar nicht auszumessen seien.

Mit wachsender Inbrunst steht Simeon ganz in den Anblick des Wunderknaben versunken, während der heilige Geist in ihm das begonnene Erleuchtungswerk vollendet. Aus der Ahnungsdämmerung seiner Seele bricht mit siegender Tagesklarheit die zweifellose Gewißheit hervor, daß er in dem Weibe dort die davidische Jungfrau, in dem Sohne an ihrer Brust den verheißenen Immanuel begrüße. Mit anbetungsvoll frohlockendem Geiste nimmt er das Kind von der Mutter, oder gar des Priesters, Armen auf die seinen, drückt's inbrünstig an sein Herz, richtet den seligen Blick gen Himmel, und ergießt sich freudestrahlenden Angesichtes in dem bedeutungsvollen Jubelrufe: „Herr, nun entlässest du deinen Knecht mit Frieden, denn meine Augen sahen deinen Heiland, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise deines Volkes Israel!" Joseph und Maria stehen verwundert; nicht darum etwa, weil Simeons Bezeugung einem Zweifel begegnet wäre, der in ihrem Innern wieder Platz gegriffen hätte. Wenn allerdings auch ihr Glaube durch die Knechtsgestalt und die gewöhnliche Lebensentwicklung ihres Säuglings in beständiger Uebung erhalten wurde, so galt doch diesmal ihre Verwunderung nur dem erhebenden Einklange, zu welchem von den verschiedensten Seiten her die Zeugnisse des heiligen Geistes von der göttlichen Größe ihres Kindes sich verschmolzen. Simeon segnet die Hochbeglückten, sie selig preisend um der hohen Gnade willen, deren sie vor allen andern Sterblichen gewürdigt waren. Dann aber, als wollte er sie rechtzeitig der Gefahr entheben, zu irdische Träume zu träumen, lüftet er ihnen, zum Seher Gottes erleuchtet, den Schleier der Zukunft, und spricht zu Maria: „Siehe, dieser wird gesetzt zum Fall und Auferstehn Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem

widersprochen wird. Und es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen, auf daß Vieler Herzen offenbar werden".

Während der alte Simeon so in Freudenruf und Seherspruch seinem Herzen Luft macht, kommt, ehe man sich's versieht, mit beflügelten Schritten auch die achtzigjährige Tochter Phanuels herbeigeeilt. Beim Beginn der Scene mochte sie etwa in einem Winkel des Tempels vor Gott im Gebete liegen, als Simeons Worte, ahnungsvollen Glockenlauten gleich, zu ihr herüberdrangen und aus der Vertiefung ihrer Andacht sie weckten. Nachdem sie nun den Grund des lauten Frohlockens ihres silberhaarigen Sehnsuchts- und Hoffnungsgenossen erkundet, und dann an seinem Glaubenslichte das ihrige angezündet hat, vereint sie die Stimme ihres Jubels mit der seinigen, und ein Doppelsang steigt zu Gott empor, der, Lerchen- und Nachtigallenlied zugleich, der Welt den Anbruch welch' einer Frühlingszeit verkündet.

In den beiden geistig verjüngten Alten sehen wir das wahre Israel auf die Bühne der Geschichte treten, wie es nach Abschluß des von dem Herrn ihm vorgezeichneten Entwicklungsganges in vollendeter Gestaltung aus den Bildnerhänden seines Bundesgottes hervorging. Der in Abraham einst gepflanzte zukunftsvolle Volksbaum trieb in ihnen, und allen denen, welche durch sie vertreten wurden, seine blüthenreiche, fruchtbeladene Krone. Die ganze Nation würde um jenen Zeitpunkt nicht anders dagestanden haben, wenn sie ebensowohl, wie jene, der Heilswirkung des Gesetzes, der Verheißung, den Züchtigungen und Gnadenerweisungen des Herrn sich erschlossen hätte. Was läßt sich aber sittlich Schönres denken, als diese Vereinigung tiefster Zerknirschung und kindlichsten Freudenmuths zum göttlichen Erbarmen, wie sie in jenen Alten sich kundgiebt? Was giebt es Hehreres und Adelnderes, als die Verschmelzung der vollkommensten Freiheit von des Gesetzes Fluch und Zwang mit der tiefsten Gebundenheit an den Herrn und sein Wort vermittelst der Liebe, zu der sie, nachdem sie den Trost Israels gefunden haben, nunmehr gelangt sind. An der Hanna erweist der erschienene Heiland seine erlösende Macht vorwiegend als derjenige, der des „Gesetzes Ende" ist. Simeon erfährt den Friedensfürsten vorzugsweise als den, der „dem Tode die Macht genommen" hat. Jene begrüßt hinfort in Mose, dem drängenden Treiber, in dessen Frohn sie stand, einen höchst willkommenen Wegweiser und Geleitsmann, sintemal sie mit

Freuden jetzt, weil mit freiem Gewissen, den Weg der göttlichen Gebote läuft. Dieser umarmt in dem Schreckenskönige, dem letzten Feinde, nunmehr einen wohlwollenden und erwünschten Freund, der ihm ja nur naht, um, was an Banden ihn noch beschwert, ihm abzustreifen, und zu ewiger Wonne in Abrahams Schooß ihn emporzutragen. Beide aber baden sich selig in den warmen Sonnenstrahlen der Liebe ihres Gottes, wie dieselben, in dem Kindlein sich brechend, über die weite Sünderwelt sich ergießen; und Simeons „Herr, nun entlässest du deinen Knecht mit Frieden", das in Hannas Seele den reichsten Wiederhall findet, ist wie Schwanensang heimziehender Pilger, so Hymnus des Triumphs über Welt, Sünde, Tod und Teufel.

Mit der Erfüllung der individuellen Bestimmung des auserwählten Volkes, welche in jenen Beiden zur Erscheinung kommt, fällt aber, wie wir schon angedeutet, diejenige seiner historischen in eins zusammen. Das „Herr, nun lässest du deinen Knecht mit Frieden fahren" ist nicht blos Kundgebung persönlicher Befriedigung im Vollgenusse der verwirklichten Hoffnung, sondern zugleich Ausdruck erfüllten Berufes und Siegesschrei des Israels Gottes am Zielpunkte seiner völkergeschichtlichen Aufgabe. Auf Simeons, seines hochbegnadigten Repräsentanten, Armen zeigt Israel von der heiligen Tempelhöhe her der Welt in dem Sohne der Jungfrau den lebendigen Erweis der Treue Jehovahs, und die der ganzen Menschheit zugedachte reife Himmelsfrucht an dem tausendästigen Baume der göttlichen Veranstaltungen unter dem alten Bunde; und indem es das gebenedeiete Wunderkind, diesen Kern und Stern einer vieltausendjährigen Prophetie und Völkersehnsucht, im Namen und Auftrage des Herrn aller Herrn der gesammten Sünderwelt überantwortet, tritt es selbst aus seiner nationalen Beschränkung heraus, um hinfort als ein, freilich auch jetzt noch zu eigenthümlichen Missionen für die Zukunft aufbehaltenes, Glied mit der großen, Himmel und Erde durchreichenden, aus allen Völkern und Stämmen erwachsenden Gemeine der Kinder Abrahams nach dem Geiste sich zu verschmelzen.

Wie aber in Simeon und Hanna das lebendige Spiegelbild des beim Ziele seiner göttlichen Bestimmung angelangten Israels sich darstellt, so veranschaulicht sich uns in ihnen zugleich die geistliche Gestalt, zu welcher hinanzureifen der Beruf und das Bildungsziel der Menschheit überhaupt ist. Namentlich ist es

Simeon, in welchem wir den leibhaftigen Typus des sittlich vollendeten und zum Höhepunkte seiner Menschenwürde hindurchgedrungenen Geschlechts der Sterblichen vor uns erblicken; und so wird denn der jubelnde Herold der erfüllten Weissagung, ohne daß er es merkt, auch wieder selbst zum herrlichsten Propheten. Wenn die Vergestaltung der Menschheit in sein Bild allseitig und schließlich wird vollzogen sein, und sie gleich ihm und seines Glaubens voll das Kind Mariens auf ihren Armen wiegt, dann hat auch sie das Ziel ihrer zeitlich möglichen Entwicklung und Verklärung erreicht. Welt, Sünde und Satan liegen als überwundene Mächte zu ihren Füßen, und gottgefällig und liebselig fährt sie, gleich Simeon, mit Frieden. Der große Weltsabbath, das ewige Weihnachtsfest ist da, und die Erde eine „Hütte Gottes bei den Menschenkindern."

Fr. W. Krummacher in Berlin, später in Potsdam †.

---

9. Die unschuldigen Kinder.

28. December.

Herodes, von Geburt ein Edomiter, war durch die Gunst des römischen Kaisers Augustus zur Herrschaft über Palästina gelangt, und, um sich auf dem unrechtlich erworbenen Throne zu befestigen, hatte er alle Sprößlinge aus dem Geschlecht der Maccabäer, welche einst die Juden von dem tyrannischen Joche des gottlosen Königs Antiochus Epiphanes durch heldenmüthige Glaubensthaten erlöst hatten, ermordet, unter diesen auch seiner eigenen Gattin Mariamne, und seiner von dieser Mutter gebornen Söhne, Alexander und Aristobulus, nicht verschont. Als er im 37sten Jahre seiner Regierung und im 70sten Jahre seines Alters stand, ward unser Herr Jesus Christus zu Bethlehem geboren, wie der Prophet Micha geweissagt hatte: Herodes aber hatte ein böses Gewissen und war mit den Jahren immer argwöhnischer und grausamer geworden. Als nun Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem kamen und verkündigten, der verheißene König der Juden sey geboren, sie hätten im fernen Lande seinen Stern am Himmel gesehen, und als sie nach Bethlehem gingen, um den neugebornen König des Reiches Gottes anzubeten, da erschrak Herodes und fürchtete für seine Krone, die er wie ein Räuber gewonnen.

Er verstellte sich aber gegen die Weisen und sprach zu ihnen: „Ziehet hin und forschet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr es findet, so saget mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete.“ (Matth. 2, 8). Die Weisen aber kamen nicht wieder gen Jerusalem, sondern zogen auf einem andern Wege in ihr Land; denn Gott der Herr hatte ihnen dieß im Traume geboten. Als Herodes lange vergeblich gewartet hatte, da wurde er sehr zornig und machte einen bösen Anschlag, wie er doch sicherlich das Christuskind in Bethlehem tödten wollte, dessen Alter er freilich nicht genau wissen konnte. Er ließ alle Kinder in Bethlehem und der Umgegend, die zweijährig und drunter waren, erwürgen: denn er dachte, so könnte das heilige Christuskind ihm nicht entgehen. Das ist der bethlehemitische Kindermord, dessen Andenken die christliche Kirche am 28. December feiert, und dieser Tag heißt dann der Tag der unschuldigen Kindlein. Das Jesuskind aber war zuvor der Verfolgung entrückt: denn der Engel des Herrn war seinem Pflegevater Joseph im Traume erschienen und hatte gesagt: „Stehe auf und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir und fliehe in Egyptenland, und bleibe allda, bis ich dir sage; denn es ist vorhanden, daß Herodes das Kindlein suche, dasselbe umzubringen.“ Und Joseph hatte gethan, wie ihm der Engel im Traum geboten (Matth. 2, 13—15).

So zeigte Gott an Herodes, wie alle Macht und List der Gottesfeinde doch ohnmächtig ist, das Gnadenwerk des Herrn zu hindern, und wie die, so Christum hassen, mit ihren bösen Thaten nur ihre heimliche Bosheit offenbaren müssen, damit es aller Welt klar werde, daß Gottes schreckliches Gericht über sie gerecht ist und der allmächtige Gott sie mit großer Langmuth getragen hat. Bald nach dem grausamen Kindermorde starb Herodes und nahm ein schreckliches Ende. Eine böse Krankheit verzehrte ihn: seine Eingeweide waren entzündet, die Füße schmerzhaft geschwollen, in den aufgebrochnen Wunden erzeugten sich Würmer, ängstliche Zuckungen erschütterten seine Glieder und ein unerträglicher Geruch ging von seinem Munde aus. In diesem elenden Zustande wurde er von den Aerzten in einen Badeort am todten Meere geschickt: dort starb er unter Qualen der Seele, die noch schlimmer waren, als alle Leibesqualen, voll Verdruß und Ingrimm, nachdem er noch vier Tage vorher seinen Sohn Antipater hatte hinrichten lassen. Die Welt nannte ihn den Großen, der Herr hat anders über den

Feind Christi und den Mörder der unschuldigen Kinder gerichtet. Der Kaiser Augustus, der ihm sonst gewogen war, mochte von diesem Kindermord eine etwas verfälschte Kunde erhalten haben, als ob Herodes den neugebornen König der Juden wirklich getödtet habe, und dieser ein eigener Sohn des Tyrannen gewesen, und soll darüber das bittere Witzwort ausgesprochen haben: „Es sei besser, ein Schwein des Herodes zu sein, als sein Sohn." Denn als ein Jude ließ er doch die Schweine ungeschlachtet.

Wie einst Pharao die neugebornen Söhne in Israel tödten ließ, so wollte Herodes den König des Volkes Gottes tödten: in Folge dessen führte der Herr den König seines Volks nach Egypten, wie in frühern Zeiten das ganze Volk. Wie er aber zu seiner Zeit das Volk aus Egypten gerufen und zu Pharao gesprochen: „Israel ist mein erstgeborner Sohn, und ich gebiete dir, daß du meinen Sohn ziehen lassest, daß er mir diene: wirst du dich des weigern, siehe! so will ich deinen erstgebornen Sohn erwürgen!" (2 Mos. 4, 22. 23), so wurde nun der, welcher in voller Wahrheit allein der erstgeborne Sohn Gottes ist, nach kurzer Frist aus Egypten nach Canaan zurückgeführt und so das Wort des Herrn, das durch den Propheten Hosea (Cap. 11, 1) geschrieben ist, vollkommen erfüllt: „Aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen." (Matth. 2, 15.) Der Feind Herodes mußte also ohne sein Wissen und Willen dazu mitwirken, daß die Kindheit Jesu, des Königs von Israel, der Kindheit seines Volkes darin glich, daß auch er als Kind ein Fremdling in Egypten ward. Mag man immerhin mit Recht sagen, auch ohne diese Uebereinstimmung in solchen äußerlichen Zeichen sei es doch unzweifelhaft, daß Christus der Heilige in Israel von jeher gewesen, es liegt doch in dem scheinbar zufälligen Zusammentreffen der Schicksale des vorbildlichen Volks und des urbildlichen Königs ein mächtiges Zeugniß der allumfassenden Vorsehung Gottes, und auch die heiligen Evangelisten und Apostel haben darauf einen Werth gelegt.

Eine große Menge der Menschen stirbt schon in der frühen Kindheit: viele unschuldige Kinder sind auch in grausamen Kriegen gewaltsam getödtet worden, und man hat sich daran gewöhnt, in der Weltgeschichte dieses so hinzunehmen, ohne zu fragen: Warum läßt Gott dieß geschehen? Mag dieß nun daher kommen, daß man die Weltgeschichte oft auch nur mit weltlichem Auge ansieht und gar nicht an den allwaltenden Gott denkt, oder daher, daß

man sich bescheiden gewöhnt hat, auf die Einsicht in Gottes Wege dabei zu verzichten, in der heiligen Geschichte ist es doch anders und bei der Erzählung von dem Mord der unschuldigen Kindlein in Bethlehem tritt uns der Versucher recht nahe mit der Frage: „Aber konnte denn Gott seinen Sohn nicht auf andre Weise retten, als daß er dieses vergebliche Blutbad geschehen ließ? und wenn er es konnte, warum wollte er's nicht? warum mußten so viele Mütter bitterlich weinen, damit die Mutter des Herrn nicht weinte?" Auf diese Fragen giebt es allerdings keine befriedigende Antwort, als diese: In dieser Welt der Sünde und des Todes sollten wir uns nicht darüber wundern, daß einmal etwa zehn bis zwölf unschuldige Kinder sündhafter Aeltern erwürgt worden sind, sondern darüber, daß so viele Kinder, die in Sünden empfangen und geboren sind und später Gottes heiligen Namen schänden, am Leben bleiben. Das Grab der Mutter der Stämme Ephraim, Manasse und Benjamin, nahe bei Bethlehem, erinnerte an viel mehr Mutterthränen, als jetzt in den Gränzen Bethlehems vergossen wurden. Hier war Rahel über der Geburt ihres Schmerzenssohns gestorben: hier hatte so manche Rahel in der Zeit, wo Israel in die Gefangenschaft nach Babel geführt wurde, über ihre Kinder geweint. Der Prophet Jeremia hatte damals weissagend gesprochen: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens: Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen." (Jerem. 31, 15). Dieß ging nun wörtlich in Erfüllung (Matth. 2, 17. 18), und sollte ein Zeichen seyn für alle Zeiten, daß Trauer und Tod in der sündhaften Welt bleiben muß bis an das Ende der Tage, und daß Beides durch Christum nicht weggenommen, sondern überwunden werden soll. Ja, wie Jesus selbst erhalten wurde, um später für die Sünde der Welt am Kreuze zu sterben, so sollen wir an der Erwürgung jener unschuldigen Kinder erkennen, daß um Christi willen auch Viele, die ihm angehören, Leib und Leben aufopfern müssen. Aber für diese Trübsale haben wir den überschwenglichen Trost, daß die, so dadurch bewährt sind, durch Christum Auferstehung und ewiges Leben hoffen dürfen.

Die unschuldigen Kindlein in Bethlehem sind die ersten Knospen an dem großen Baume der Kirche, die um Christi willen mit ihrem eigenen Blute geröthet sind, gleichsam noch unreife Märtyrer, Blutzeugen Christi, weil sie für ihn gestorben sind,

aber doch nicht Zeugen Christi, weil sie ohne Wissen und Willen für ihn gelitten. Dieß ist der Punkt, den die Kirchenväter seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts besonders hervorgehoben haben. Diese rührenden Erstlinge, die als bewußtlose Kinder nicht mit Wasser, sondern mit ihrem eigenen Blute auf Christum getauft sind, sollen die reifen Christen erwecken, ihren Glauben durch das Bekenntniß, ihr Bekenntniß durch die Bluttaufe zu bewähren. „Jene Schaar des Königs“ — sagt der Bischof von Ravenna, Petrus Chrysologus († um 450) in einer Predigt über den bethlehemitischen Kindermord — „sie will lieber vor ihm als mit ihm sterben: die Christo geweihten Streiter beginnen eher zu streiten als zu leben, eher zu kämpfen als zu spielen, eher ihr Blut zu vergießen als die Milch aus der Mutterbrust zu trinken: sie empfangen eher Wunden als Küsse: sie bewohnen den Himmel eher als die Erde, erlangen den Lohn des Geistes eher als die Reife des Leibes“. — „In der That, meine Brüder,“ — so fährt er fort — „sie sind die wahren Blutzeugen der Gnade (ohne alles eigne Verdienst): sie zeugen schweigend, kämpfen unbewußt, siegen bewußtlos, sterben, ohne es zu wissen, schwingen die Siegespalme, ohne sie zu kennen, ergreifen die Krone, ohne es zu ahnen.“ Ja, es ist etwas Geheimnißvolles in einer solchen Opferung des Lebens für Christum, die doch nur Verhängniß, nicht eigne That ist. Sollte dem Menschen das belohnt werden, — fragst du — was nicht seine That ist? Sollte aber Gott nicht eine Aufopferung von unschuldigem Blute vergelten, — fragt ein Andrer — die ganz für ihn geschehen ist? und ist nicht auch in denen, die willig für Christum ihr Blut vergießen, die Kraft und Gnade Gottes das, was sie dazu tüchtig macht? Belohnt nicht auch in ihnen Gott nur das, was Er durch sie und in ihnen gewirkt hat? wer hat ihm etwas zuvor gegeben, daß ihm werde wiedervergolten? Sind alle Märtyrer nur aus Gnaden geworden, was sie sind, so kann diesen Kindern, die um Christi willen starben, die geheimnißvolle Ehre eines unbewußten Märtyrerthums nicht mit Unrecht zugesprochen werden. Der christliche Dichter Prudentius singt von jenen unschuldigen Kindlein:

Willkommen, ihr Märtyrerknospen,
Die gleich an der Schwelle des Lebens
Der Christusfeind hat erwürget,
Wie der Sturm die knospenden Rosen!

Ihr Erstlingsopfer Christi,
Eine zarte Lämmerheerde,
Spielet unter dem Altar
Unschuldig mit Palmen und Kronen.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

10. Johannes der Täufer.

24. Juni: Joh. Geburt.

Es ist die hohe weltgeschichtliche Bedeutung Johannis des Täufers, daß er von Gott dazu erkoren war, die Grenze zu bilden zwischen dem alten und neuen Bunde und von jenem zu diesem hinüberzuleiten. Diese seine Stellung dient dazu, seine Vorzüge und seine Mängel zu bezeichnen. Er ragte in der Erkenntniß von dem, was zum Reiche Gottes gehört, über alle Propheten des alten Bundes hervor, wie ihn der Herr selbst „größer denn alle Propheten" nennt. Und doch war ihm das Licht der vollen Erkenntniß vom Reiche Gottes, wie es erst durch den Herrn Christus selbst offenbart wurde, noch nicht aufgegangen. Das erhellt aus den Worten Christi, wenn er sagt, daß der Kleinste im Reiche Gottes größer sei denn Johannes, d. h. daß auch der Geringste der wahrhaft erleuchteten Christen durch das ihm von Christus mitgetheilte Maaß der Erkenntniß von dem Wesen des Reiches Gottes, seiner Gründung und seinem Entwicklungsgang dem Johannes überlegen sei.

Auf den großen Beruf, den er erfüllen sollte, durch das, was ihm von den göttlichen Zeichen bei seiner Geburt[1]) mitgetheilt worden, vorbereitet, hatte er von Kindheit an, Gott geweiht, ein Leben strenger Entsagung geführt. Dann zog er sich, als er in das reife Mannesalter eingetreten war, in die Einöde westlich vom todten Meer zurück, über die Sünden des Volks zu trauern, zu Gott für dessen Bekehrung zu beten und von dem Herrn ein Zeichen über die baldige Erscheinung des Messias, welcher das Ziel seiner heißesten Sehnsucht war, und auf den er als der letzte der Propheten unmittelbar hinweisen sollte, zu erwarten. Er führte ein Leben der größten Entbehrung und der härtesten Zucht, wie es der Stimmung seines Gemüths und dem Beruf als Buß-

---

[1]) Wir verweisen hier auf die Erzählung des Lukas.

prediger, in dem er bald auftreten sollte, entsprach. Er war zufrieden mit dem Lebensunterhalt, den die umgebende Natur ihm von selbst darbot, nährte sich von einer Art genießbarer Heuschrecken des Orients und von wildem Honig. Da wurde ihm der Ruf von Gott, daß er aus der Einöde hervortreten sollte, um das Volk zur Buße zu rufen und auf die nahe bevorstehende Erscheinung des Messias und seines Reiches die Gemüther vorzubereiten. Seine vorbereitende Bußpredigt sollte von einem sinnbildlichen prophetischen Zeichen begleitet werden, das Zeichen der Taufe, d. h. diejenigen, welche seiner zur Buße rufenden und von dem nahe bevorstehenden Kommen des Messias zeugenden Stimme folgten, sollten dies dadurch bezeugen, daß sie sich ganz in's Wasser eintauchten und wieder hervortauchten, hinzuweisen auf die gänzliche Sinnesänderung, Reinigung des ganzen Menschen von innen heraus, welche zum Eingehn in das Reich Gottes erforderlich sei, und die Mittheilung der göttlichen naturumbildenden Kraft, durch welche der Messias für eine solche tüchtig machen sollte. Er erhielt zugleich die Gewißheit von Gott, daß unter denen, welche diese Taufe als die vorbereitende Weihe für das Reich des Messias von ihm empfangen würden, auch dieser selbst sein werde, und daß derselbe als solcher durch ein von Gott ihm gegebenes Zeichen ihm werde offenbart werden.

So erschien nun Johannes, umhüllt mit einem Mantel von Kameelhaaren, der zusammengeschnürt war mit einem ledernen Gürtel, in dieser rauhen Tracht nach dem Vorbilde des Elias, wie er sein sollte der Elias für diese Zeit, an den Ufern des Jordan. Und da schon durch die Zeichen der Zeit und die schweren Bedrängnisse der gesunkenen Theokratie eine große Sehnsucht unter dem Volke angeregt worden und diese durch den prophetischen Ruf des Johannes noch gesteigert wurde, strömte eine große Menge herbei, die Worte des Propheten zu vernehmen und sich von ihm taufen zu lassen. Es war aber unter diesen Menschen ein großer Unterschied. Es waren Heilsbegierige aus dem eines Führers ermangelnden Volke, denen es nur an der rechten Erkenntniß fehlte, wie jene Zöllner und Kriegsleute (Ev. Luc. 3, 12 und 14), es waren Neugierige oder Solche, welche nur dem Strom der allgemeinen Stimmung folgten, ohne durch ein eignes religiöses Bedürfniß getrieben zu werden, oder doch Solche, welche nur die Erscheinung eines mit in die Augen fallender Wundermacht kom-

menden irdischen Messiasreiches nach ihrem fleischlichen Sinne erwarteten und meinten, daß sie als Kinder Abrahams und vermöge einer gewissen äußerlichen Werkheiligkeit ohne irgend eine andere Vorbereitung an der Herrlichkeit dieses Reiches sogleich theilnehmen würden. Der Prophet wußte mit seinem klaren Blick jene verschiedenen Arten der Menschen, die zu ihm kamen, wohl von einander zu unterscheiden und er nahm in der Art, wie er zu ihnen sprach, auf diese Unterschiede Rücksicht. Jenen Heilsbegierigen zeigte er, auf welche Weise sie ihrem besonderen Stande und Berufe gemäß ihre Buße bethätigen sollten. Zu jenen Anderen aber, den Pharisäern insbesondre, sprach er: sie sollten nicht meinen, daß sie als Kinder Abrahams dem bevorstehenden göttlichen Strafgericht über das verderbte theokratische Volk entgehen würden. Alles sei vergeblich, wenn sie nicht die Frucht der wahren Buße in ihrem Leben zu erkennen gäben; es stehe in der Gewalt des Allmächtigen, diejenigen unter seinem bisherigen Volk, die sich ihrer Bestimmung unwürdig zeigten, zu verstoßen, und wie er sagte hinweisend auf die Steine, die am Ufer des Jordan zerstreut lagen, aus diesen Steinen echte Kinder Abrahams zu erwecken. Eine prophetische Hinweisung darauf, wie das Reich Gottes von den leiblichen Nachkommen Abrahams zu den Heidenvölkern übergehen sollte.

Obgleich Johannes seine eigene Person immer in den Hintergrund stellte und sich nur bezeichnete als die in der Wüste ertönende Stimme, hinzuweisen auf den, der da kommen sollte, so war doch der Eindruck, den er auf die Gemüther der Menge machte, so groß, daß schon in Manchen der Gedanke entstand: Sollte der Prophet sich nicht nur noch selbst verbergen, und nur noch zurückhalten die offene Erklärung darüber, wie er selbst zum messianischen Reiche sich verhält? Sollte er nicht etwa selbst der Messias sein? Aber dies ist das Charakteristische der echten Männer Gottes, sie wollen nicht mehr sein, als Gott zu sein ihnen verliehen hat; ohne sich selbst geltend zu machen, wenden sie nur Treue an die Gaben, die Gott ihnen mitgetheilt, erfüllen den Beruf, den Gott ihnen zugewiesen, und fern von ihnen bleibt es, über das Maaß desselben hinauszugehen. Auf das Nachdrücklichste widersprach er jener Erwartung des Volks, indem er erklärte, erst nach ihm werde der weit Höhere auftreten, dem er den geringsten Knechtesdienst zu verrichten nicht würdig sei. Er

selbst könne nur die vorbereitende, vorbildliche Wassertaufe ihnen ertheilen, die sie an die nothwendige Reinigung durch die vorbereitende Buße erinnern sollte, aber jenem weit Höheren sei es vorbehalten, die wahre Geistestaufe ihnen zu ertheilen, daß wie sie jetzt in das Wasser sich eintauchten, sie dann mit ihrem innern Leben ganz in jenen von dem Messias mitzutheilenden göttlichen Geist sich tauchen, ganz von demselben erfüllt und von einem heiligen, alles Menschliche verklärenden Feuer durchdrungen werden sollten. Er verkündete die von dem Messias zu vollziehende, große Sichtung, vermöge welcher die für jene Geistestaufe empfänglichen, echten Kinder Abrahams zu Einer Gottesgemeinde sollten gesammelt werden, die Uebrigen aber von dem Reich Gottes ausgestoßen dem göttlichen Strafgericht anheimfallen.

Wer in dem Maaße seines göttlichen Berufs sich demüthig zu beschränken weiß, der wird zum Ziel desselben gelangen. So empfing Johannes den Lohn seiner demüthigen Selbstbeschränkung. Es erschien auch Jesus vor ihm, um die Taufe von ihm zu empfangen. Wenngleich aber Johannes sich seines Berufes bewußt war, Allen jene vorbereitende messianische Weihung zu ertheilen, und die göttliche Zuversicht empfangen hatte, daß so bei der Taufe sich auch der Messias ihm offenbaren werde, so entstand doch hier ein Widerstreit in ihm zwischen dem Menschlichen und Göttlichen. Wenngleich er noch nicht die Gewißheit darüber hatte, die er als Prophet gewinnen sollte, daß dieser Jesus der Messias sei, so machte doch das Göttliche seiner Erscheinung im Zusammenhang mit dem, was er aus dessen Familienkreise von ihm vernommen hatte, so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er sich sträubte dagegen, zu einem Solchen in ein gleiches Verhältniß wie zu den Uebrigen, die die Taufe von ihm empfangen hatten, sich zu stellen, einem Solchen die Taufe zu ertheilen. Doch Jesus forderte ihn auf, diese Bedenken zu überwinden, damit Alles, was zur Ordnung des Reiches Gottes gehörte, erfüllt werde. Dazu gehörte es, daß der letzte der Propheten den Messias selbst als solchen offenbaren, ihn in seine göttliche Berufsthätigkeit einführen und das göttliche Zeichen dazu ihm ertheilen sollte. Die johanneische Taufe war eben die gemeinsame Weihe für das messianische Reich, in einem anderen Sinne für die als Mitglieder demselben Angehörenden, und in einem andern Sinne für den Gründer und König dieses Reiches, der dadurch bezeichnet werden sollte als derjenige, in

dessen Wirksamkeit sich von nun an die ganze Fülle des göttlichen Geistes offenbaren und der vermöge derselben die Geistestaufe den durch die Wassertaufe dazu Vorbereiteten ertheilen sollte. Da nun Jesus in das Wasser des Jordan sich hinabließ und betete, wurde Johannes im Geiste entzückt, es erschien ihm der Himmel sich aufthuend, als ein Zeichen der Gemeinschaft, die zwischen Himmel und Erde nun wieder hergestellt werden sollte, und vom Himmel herab kam eine Taube und blieb schweben über das Haupt Jesu. Die Taube war ihm ein Bild des heiligen Geistes und das sanfte ruhige Schweben der Taube ein Zeichen der sich immer gleichbleibenden ruhigen und stetigen Wirksamkeit des göttlichen Geistes in diesem Jesus und von diesem aus. Denn er wurde dadurch bezeichnet als der, in welchem die ganze Fülle dieses Geistes wohnte, der nicht blos wie die Propheten einzelne vorübergehende Wirkungen und einzelne Gaben des Geistes empfangen hatte. Und er erkannte ihn nun mit göttlicher Zuversicht als den Sohn Gottes, der mit dem heiligen Geist die Menschen zu taufen gekommen sei.

Jesus zog sich nun für's Erste aus dem Kreise des Johannes zurück und begab sich in die Einöde, in Gebet und Betrachtung, und in dem innern Kampfe, in dem er den Gläubigen vorangehen sollte für den heiligen Beruf, für den er so eben das göttliche Zeichen und die Weihe empfangen hatte, sich vorzubereiten. Johannes aber setzte seine bisherige Wirksamkeit fort, und da nun eine Gesandtschaft des höchsten Tribunals über alle Religionsangelegenheiten, des Sanhedrins in Jerusalem vor ihm erschien, um eine ganz bestimmte Erklärung darüber, wofür er wollte angesehn sein, und in welcher Autorität er auftrete, von ihm zu vernehmen, bezeichnete er schon, indem er sich über sein Verhältniß zum Messias wie bisher aussprach, diesen als einen in ihrer Mitte Erschienenen, der ihnen aber noch unbekannt sei. Es geschah dies, als Johannes sich zu Bethania oder Bethabara am jenseitigen Ufer des Jordan befand.

Als Jesus seine vierzigtägige Vorbereitungszeit in der Einöde vollbracht hatte, erschien er zuerst wieder unter dem engern Kreise, den Johannes der Täufer um sich gebildet hatte. Wir müssen nämlich von der größeren Menge derer, die zu dem Johannes hinströmten, um von ihm die Taufe zu empfangen und dann wieder zu ihrem gewöhnlichen Stand zurückzukehren, die

kleinere Zahl der Prophetenschüler unterscheiden, welche immer bei ihm blieben und ihn zum Führer des geistlichen Lebens erwählten, als seine Organe unter dem Volk zu wirken sich bereit machten. Aus dem Kreise Solcher bildete sich die erste Jüngerschaar Christi, Johannes selbst wies durch sein Zeugniß diejenigen, welche er als empfänglichere erkannte, zu ihm hin, wie er, als Jesus wieder vor ihm erschien, und seine beiden Jünger, Johannes der nachherige Lieblingsjünger des Herrn und Andreas der Bruder des Petrus ihn umgaben, auf Jesus hinweisend die Worte sprach: Siehe das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt trägt! Es war dies die höchste prophetische Ahnung, welche dem zwischen dem alten und neuen Bunde in der Mitte Stehenden bei dem Anblick des Herrn in seiner göttlichen Milde und Demuth in der Seele aufstieg, denn er giebt ihn dadurch zu erkennen als den, der in göttlicher Reinheit, Geduld und Milde die Sünden des Volks tragen und dasselbe entsündigen sollte. Der ganze Sinn dieser Worte, welcher erst den Aposteln durch die Erleuchtung des heiligen Geistes ganz aufgeschlossen werden sollte, war ihm selbst noch nicht klar; er sprach, wie es in der Natur solcher prophetischen Worte liegt, mehr aus, als er mit klarem Bewußtsein hätte entwickeln können.

Es muß nun wohl die Frage auffallen: Wie ist es zu erklären, daß Johannes nicht, statt seinen abgesonderten Wirkungskreis fortzusetzen, selbst mit allen seinen Jüngern zum Herrn überging. Ein so erleuchteter Mann, sollte man denken, hätte als Jünger des Herrn das tüchtigste Werkzeug für die göttliche Sache werden müssen. Aber Gott hatte es anders beschlossen, und wir werden seine verborgene Weisheit, deren Gedanken nicht sind wie der Menschen Gedanken, darin erkennen können. Jesus bedurfte zu seinen Jüngern Solcher, die noch nichts waren, Alles erst durch ihn werden sollten, die wie leere Gefäße zu ihm kamen, um die göttlichen Schätze von ihm zu empfangen, sie sollten ganz durch ihn erst gebildet werden, Alles sollte in ihnen das Werk seiner Schöpfung sein. Johannes der Täufer aber hatte seinen eigenthümlichen Standpunkt schon gewonnen. Diesem sollte er treu bleiben, darüber nicht hinausgehn, und in dieser Stellung nicht unmittelbar dem Herrn sich anschließend, konnte er auch am meisten dazu wirken, ihm in den Gemüthern den Weg zu bahnen. Nicht öffentlich zeugte er von ihm, sondern nur die vertrauteren

seiner Jünger, die seiner Stimme in Allem folgten, wies er zu ihm hin. Wie er dem alttestamentlichen Standpunkt von einer Seite noch angehörte, wartete er ohne Zweifel darauf, daß der Herr selbst durch seine Wundermacht sich allgemeinere Anerkennung verschaffen und dann als der Messias ein heiliges Reich sichtbarlich zu gründen und die große Sichtung unter dem Volk zu vollziehn, auftreten werde. Dann war die Zeit dazu gekommen, daß auch er mit seiner ganzen Schaar sich ihm anschloß. Bis dies geschehen werde, wollte Johannes seine abgesonderte Wirksamkeit fortsetzen.

Johannes, der seinen Aufenthaltsort öfters veränderte, um seinen Wirkungskreis weiter auszubreiten, sich aber immer, wie die Verrichtung der Taufe es verlangte, nach wasserreichen Gegenden begab, hatte unterdessen an der Grenze von Judäa nach Samaria hin in einer quellenreichen Gegend bei Salem, zu Aenon sich niedergelassen. Es war ungefähr ein halbes Jahr seit der Taufe Christi verstrichen. Dieser hatte zuerst am Passahfest in Jerusalem gewirkt und begab sich nun mit seinen Jüngern in jene Gegend, um dann durch Samaria nach Galiläa zurückzukehren. Da erregte nun die Wirksamkeit Christi die Eifersucht solcher Jünger Johannis des Täufers, welche dem Sinn und Geist ihres Meisters ferner standen. Dieser aber ließ sie eine göttliche Nothwendigkeit darin erkennen, daß Jesus über ihn sich erheben mußte. Er bezeichnet das Verhältniß zwischen ihm und Christus als ein solches wie das zwischen dem von der Erde Stammenden und dem vom Himmel Herabgekommenen, das Verhältniß des Menschlichen zum Göttlichen. Wie der Brautführer das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, wenn er die Braut mit dem Bräutigam zusammengeführt hat, so sieht Johannes das Ziel aller seiner Sehnsucht erschienen, den Gipfel seiner Freude erfüllt, da er die Gemeinde Gottes dem, mit welchem sie auf ewig verbunden sein soll, zugeführt hat; er ist am Ziel seiner irdischen Laufbahn, und ruft aus: Ich muß nun sinken, er aber muß immer höher sich erheben.

Johannes kehrte sodann wieder nach Peräa, wo er früher gewirkt hatte, zurück. Diese Provinz war der Regierung des Herodes Antipas unterworfen. Als strenger Sittenrichter, der das Ansehen des göttlichen Gesetzes ohne Menschenfurcht geltend machte, hatte sich Johannes dessen Feindschaft zugezogen, insbesondere dadurch, daß er für die Heiligkeit der Ehe gegen ihn eiferte, die Verletzung derselben darin, daß Herodes die Herodias, Gattin seines

Bruders Philippus entführt und geheirathet hatte, rücksichtslos strafte. Dies konnte ihm auch besonders die Herodias nicht verzeihen, und sie bewirkte es besonders, daß er gefangen genommen wurde. Die Besorgniß vor Unruhen, welche Johannes durch seinen Einfluß auf die bewegte Menge erregen könnte, gebrauchte der König zum Vorwand. Johannes wurde nach der Grenzfestung Machärus geschleppt.

Da jene Beschuldigung gegen den Johannes nur zum Vorwand diente, da man gut genug den Mann kannte, von dem es fern war, eine Empörung stiften zu wollen; so trug man kein Bedenken, ihn in der Verbindung mit seinem engern Jüngerkreis ungehemmt zu belassen. Nun hörte Johannes in seinem Kerker von den Wundern Christi und der Vergrößerung seiner Jüngerschaar. Da er dem alttestamentlichen Standpunkt noch angehörte, wenngleich an der Grenze desselben stehend, so befremdete es ihn, daß Jesus noch nicht vor Aller Augen als den Messias sich zu erkennen gab, und mit der Stiftung seines Reiches auf Erden immer noch zögerte. Denn wenngleich Johannes von allen fleischlichen Vorstellungen über die Beschaffenheit dieses Reiches fern war, und nur durchaus Gotteswürdige Vorstellungen von der Beschaffenheit desselben sich machte, so erwartete er doch immer ein äußerliches Hervortreten dieses durch Wundermacht zu gründenden Reiches. Wenn auch einzelne Ahnungen von dem höhern christlichen Standpunkt in ihm aufgingen, so dürfen wir doch das, was in den höchsten Momenten religiöser Geisteserhebung ihn erfüllte, nicht für das Beseelende und Bleibende bei ihm halten. Wir können uns nicht darüber wundern, wenn bald jener alttestamentliche Standpunkt, bald die Vorahnung des Christlichen bei dem Johannes mehr vorherrscht. Auch der noch so sehr Erleuchtete muß erkennen, daß er den göttlichen Schatz trägt in irdenem Gefäße; es wechselt Licht und Schatten in dem Gemüth. Was in göttlicher Zuversicht dem Erleuchteten gewiß geworden, kann in anderen Momenten, wo die aus dem Dunstkreis der Welt aufsteigenden Nebel das Licht des Geistes umhüllen, ihm wieder ungewiß werden. Solche Erfahrungen werden in dem christlichen Leben häufig gemacht, sie gehören zu dem Schmerzlichsten, sie sind aber nothwendig und heilsam, damit der Glaube unter dem Feuer der Versuchungen erprobt werde. Es ist lehrreich und tröstlich, wenn wir auch den erleuchtetsten Propheten eine solche Erfahrung machen sehen. Er,

der mit solcher Zuversicht von Jesus als dem Messias und dem Sohn Gottes gezeugt hatte, wurde in einem ungünstigen Moment schwankend in seiner Erwartung aus dem angeführten Grunde. Da aber sein Glaube an den göttlichen Beruf Jesu als Propheten und an dessen Wahrhaftigkeit doch unerschüttert war, so wollte er aus seinem Munde die sicherste Entscheidung vernehmen, und er sandte zwei seiner Jünger zu Christus und ließ ihn fragen, ob er denn wirklich der Messias sei, oder ob man noch einen Andern erwarten müsse. Christus wies auf die von ihm vollbrachten leiblichen und geistigen Wunder hin, und er pries, auf Johannes anspielend, seelig den, der in seinem Glauben an den Messias sich nicht dadurch irre machen lasse, wenn er selbst fortfahre, statt ein sichtbares Reich zu stiften, unter den Armen und Leidenden Göttliches zu wirken. Nachdem die Jünger des Johannes sich entfernt hatten, sprach Christus zuerst in bildlicher Rede, dann in eigentlichen Worten sein Urtheil über Johannes aus: Was sie in der Einöde am Ufer des Jordan gesucht hätten? Nicht Einen von den Hofleuten in weichen Kleidern, die man in den Palästen der Fürsten finde, — Johannes, der strenge Zeuge der Wahrheit, das Gegentheil von den um die Fürstengunst buhlenden Hofleuten. Nicht ein wankendes, vom Winde hin- und herbewegtes Rohr, — Johannes nicht ein wankelmüthiger Lehrer, wie man etwa aus dieser seiner Sendung hätte schließen können, sondern ein Prophet, und mehr als ein Prophet, der über alle Propheten Erhabene, dem doch der Geringste im Reiche Gottes an Erkenntniß überlegen sein mußte. Denn ein solcher mußte schon klar erkennen, was über das Maaß des alttestamentlichen Standpunktes, auf dem sich Johannes noch befand, hinausging, daß der Messias nicht mit einem Male, auf sichtbare Weise, sein Reich auf Erden stiften, sondern durch Leiden dasselbe gründen, und daß es erst durch langsamere allmähliche Entwicklung seinem letzten Ziel entgegengehen sollte. Hier bezeichnete also auch der Herr aus dem eigentlichen Standpunkt des Johannes es erklärend, was ihn für einen Augenblick in seinem Glauben irre gemacht hatte.

Der Einfluß jener herrschsüchtigen Herodias, welche die Gefangennehmung des Johannes bewirkt hatte, führte bald, nachdem das Erzählte vorgefallen war, den Märtyrertod des Johannes in seinem Kerker herbei. Wir nennen ihn einen Märtyrer, weil er in der Treue der Erfüllung seines Prophetenberufs ein Opfer des weltlichen Machthabers wurde.

A. Neander in Berlin †.

11. Johannis des Täufers Enthauptung.

29. August.

Die ehrwürdige Gestalt Johannis des Täufers hat in der Reihe der Lebensbilder zum evangelischen Kalender ihre Stelle bereits empfangen. Sie ist von der Hand eines Mannes gezeichnet worden, welcher nun seit Jahren schon von seiner Arbeit ruhet und welchem mittlerweile selbst auf diesen Blättern ein wohlverdientes Denkmal dankbarer Liebe ist gesetzt worden[1]). Es war in aller Ordnung, wenn der selige Verfasser jener Darstellung den Letzten aus der heiligen Prophetenschaar vorzüglich in der Mittagshöhe seines segensreichen Laufes geschildert, dagegen dessen Ausgang aus dem Leben mehr flüchtig berührt als wirklich beleuchtet hat. Wir verwahren uns daher ausdrücklich gegen die Voraussetzung, als wäre es die gegenwärtige Absicht, eine wesentliche Lücke, welche er unausgefüllt zurückgelassen hätte, zu ergänzen. Die erneuerte Behandlung desselben Gegenstandes vermag sich vielmehr nur in dem Falle zu rechtfertigen, wenn der Tod des Täufers eine selbstständige Bedeutung und darum auch den Anspruch auf eine gesonderte Erwägung hat. Seine Anerkennung hat dieser Anspruch durch den Umstand empfangen, daß man von Alters her neben dem eigentlichen Johannisfeste noch einen andern Tag im Kreislaufe des Jahres (den 29. August) dem besonderen Gedächtniß an die Enthauptung dieses Rüstzeuges gewidmet hat. Seine Begründung aber findet er in Thatsachen, die in der evangelischen Geschichte vor Augen liegen. Während es nemlich sonst die Gewohnheit der heiligen Schriftsteller niemals ist, das Schicksal Solcher, welche in das Leben Jesu Christi mit verflochten sind, bis an das Ende zu verfolgen: so machen sie bei dem Johannes eine auffallende Ausnahme. Nicht leicht würde es Jemand als einen empfindlichen Mangel beklagen, wenn sie die Mittheilungen über ihn an jenem schönen Punkte abgeschlossen hätten, wo er sein Ebenezer einsetzt und seine Freude über die Vereinigung des Bräutigams mit seiner Braut vollendet nennt; sondern gerade da würden wir mit voller Befriedigung von seinem Bilde scheiden. Nun aber erzählen sie noch von seiner Haft, von seiner befremdenden Gesandtschaft an Jesum, und zuletzt von der beugenden

[1]) S. Evang. Kal., Jahrg. X. 1859. S. 206 ff. Jahrg. XI. S. 204 ff.

Art und Weise, wie sich ihm die Thür des Kerkers geöffnet hat und wie der Freiheitstraum der Gefangenen Zions an ihm wahr geworden ist. Daß sie nun namentlich über dieß Ende seiner Laufbahn einen so ausführlichen Bericht erstatten, ja daß sie denselben an einer Stelle geben, wo er den Faden der evangelischen Erzählung gewaltsam unterbricht, wo er mithin als eine störende und hemmende Abschweifung erscheint: das wird sich schwerlich anders erklären lassen, als daß es ihre sehr bestimmte und bewußte Absicht war, der Christenheit auch dieses Vermächtniß zu hinterlassen, um derselben in dem Besitze dieser Nachricht eine Segensquelle zu verleihen. Aber sie selbst haben nichts dazu gethan, die Pforte dieses Segens aufzuschließen. Sie überliefern uns die nackte blanke Thatsache, ohne irgend einen Farbenschmelz darüber zu verbreiten. Ihre Worte machen nicht den Eindruck, als hätte der Griffel in den Händen der Schreiber gezittert, als wäre er eingetaucht gewesen in eine tiefe und lebhafte Empfindung; zwischen den Zeilen läßt sich schlechterdings nichts lesen, und kein spürbarer Duft wehet uns aus der Darstellung entgegen. So wird es die Aufgabe seyn, daß wir mit hingebender Theilnahme auf dem gewiesenen Bilde beruhen. In diesem Sinne führen wir unseren Lesern den Johannes zum zweiten Male vor Augen; — dieß Mal also nicht den mächtigen Propheten, der in der Wüste oder am Ufer des Jordan die Stimme des Rufenden erhebt; sondern in der Gestalt, da er sich nicht mehr selbst gürtete, aber ein anderer gürtete ihn und führete ihn, wohin er nicht gewollt. Es ist die Sprache seines Blutes, welche wir zu deuten suchen, die Zeichensprache des stummen mißhandelten Hauptes!

Daß ein Mann wie der Täufer auf dem Wege eines gewaltsamen Todes aus dieser undankbaren Welt geschieden ist: das an sich selbst befremdet uns nicht. Reihen wir ihn in die Wolke der Zeugen ein, von welchen der Apostel sagt, die Welt sey ihrer unwerth gewesen: so suchen wir von selbst sein Schicksal in dem Verzeichniß jener mannichfachen Loose, „Etliche haben Spott und Geißeln erlitten, dazu Bande und Gefängniß; sie sind gesteinigt, zersägt, gefoltert, durch das Schwert getödtet; sie sind umhergeirrt in Mangel, Trübsal und Ungemach, in Wüsten, auf Bergen und in den Klüften der Erde" (Hebr. 11, 36 ff.). Und war er ein Prophet des Herrn in Israel: was anderes dürften wir für ihn von Seiten eines Volkes erwarten, an welches der Mund des Mär-

tyrers die wohlverdiente Frage stellt, „ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohr, welchen Propheten haben eure Väter nicht verfolgt und getödtet" (Ap. Gesch. 7, 51 ff.)? Hören wir endlich, in welche Kreise er zuletzt gerathen ist: so sind wir vollends nicht mehr ungewiß, welch' eines Ausganges seines Lebens wir uns zu versehen haben. Nachdem nemlich Johannes seine umfassende Wirksamkeit in Bethabara am Jordan vollendet hatte, nachdem auch seine stillere und eingeschränkte Thätigkeit zu Aenon bei Salim dahinten lag: da finden wir ihn in nahen Beziehungen mit dem Vierfürsten Herodes Antipas von Galiläa, einem Sohne jenes gleichnamigen Tyrannen, welcher bei der Geburt Jesu dem Munde Rahels den Schmerzensschrei entpreßt hatte[1]). Zwar zeigen ihn uns die Evangelisten sofort in Kerker und Banden (vgl. Luc. 3, 19. 20); aber ihre eigene Darstellung macht es mehr als wahrscheinlich, daß seiner Verhaftung ein sey es kürzerer oder längerer Verkehr mit jenem Machthaber möge vorausgegangen seyn. Die Unsicherheit seines Thrones, die Verlegenheiten, welche ihm das Mißtrauen des Landpflegers (vgl. Luc. 23, 12) und der Zwist der Parthеyen in dem eigenen Volke bereitete, legten es dem Könige nahe, in dem hochangesehenen Propheten, in dem weisen und charaktervollen Manne eine Stütze seiner Herrschaft zu suchen, — so wie einst Zedekia, als er sichtlich dem Untergange entgegeneilte, bei dem verfolgten und gefangenen Propheten Jeremias Rath und Halt zu finden kam. Johannes scheint sich der erstrebten Gemeinschaft nicht entzogen zu haben; in dieser Hinsicht wich er von der Regel Jesu Christi ab. Der Herr selbst hat beharrlich und erfolgreich jede Berührung mit einem Fürsten vermieden, welchen er als den Verwüster des Heiligthums brandmarkt[2]) und vor dessen Sauerteige er die Seinen nicht minder eindringlich wie vor dem Sauerteige der Pharisäer und der Sadducäer warnt (Marc. 8, 15); — erst in der Zeit seiner Passion, als ihn Pilatus vor den Stuhl des Herrschers über Galiläa stellte, hat er auch diesen Tropfen des ihm dargereichten Kelches kosten müssen. Sein Vorläufer achtete es als Sache des Berufs, bis hinauf zu den irdischen Höhen den Ruf der Buße zu erheben. Nun er war kein Rohr, welches der Wind hin und her wehet; auch in des Königes Hause erschien

[1]) S. oben No. 9. S. 96 ff.

[2]) Dies ist ohne Frage die wahre Bedeutung des Bildes Ev. Luc. 13, 32.

er nicht in weichen Kleidern, sondern in demselben härenen Gewande, welches einst der Prediger in der Wüste um seine Lenden gegürtet hatte (Matth. 3, 4). Und wie Nathan den David bedroht, „du bist der Mann des Todes"; wie Elias den Ahab straft, „du hast dich verkauft Uebles zu thun vor dem Herrn": so erklärt Johannes dem Herodes, „es ist nicht recht, daß du das Weib deines Bruders habest". Und auf dieß Wort warf ihn der König in's Gefängniß. Wenn der jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt[1]), der Grund dieser Verhaftung habe vielmehr in der Besorgniß beruht, daß der Täufer einen Aufruhr im Volke erregen dürfte: so haben wir alle Ursache, der biblischen Darstellung den Vorzug zu geben, denn weder die Erscheinung noch das Wirken des Johannes vermochte den leisen Schatten eines derartigen Verdachtes selbst vor dem Auge des Mißtrauens zu rechtfertigen. Aber hatte sich einmal die Kerkerpforte hinter ihm geschlossen, so lauerte die verbrecherische That vor der Thür und die Füße derer, welche ihn begraben sollten, waren schon in Bewegung. Das war ein sehr zweifelhafter Schutz, daß Herodes selbst eine Scheu vor dem heiligen und gerechten Manne bewahrte, daß er auch jetzt noch seine Zuflucht zu dem bewährten Rathe des Propheten nahm, ihn auch aus Rücksicht auf das Volk zu schonen Ursach hatte (vgl. Marc. 6, 20). War es ja doch nicht der König allein, welchem die ernste Rüge gegolten hatte; weit empfindlicher hatte dieselbe das Weib getroffen, die das unreine Bett mit ihm theilte. Und Herodias blieb hinter der Isebel, ihrem alttestamentlichen Vorbild, an Rachsucht nicht zurück. Sie ersah eine gelegene Stunde ihrem Hasse genug zu thun. Die Stunde schlug. Herodes feierte seinen Geburtstag und richtete in seiner königlichen Burg, in deren Verließe der gefangene Täufer schmachtete, ein Festmahl aus[2]). Die Evangelisten entwerfen uns von diesem Gelage ein sehr ausgeführtes Bild. Sie zeigen uns einen König, welcher den Eid entweiht und das Schwerdt mißbraucht. Wir sehen eine Königin, welcher wahrlich die Umschrift gebührt, „ihr Schlund ist ein offenes Grab; Otterngift ist unter ihren Lippen; ihr Mund ist

---

[1]) Vgl. Antiquitäten XVIII. 5, 2.

[2]) Josephus nennt als den Ort der Gefangenschaft des Johannes die Feste Machärus an der Südgrenze der Provinz Peräa. Hier, wo Herodes einen stattlichen Palast besaß, wird vermuthlich auch dieß Festgelage abgehalten worden seyn. Gewöhnlich wohnte der König zu Tiberias.

voll Fluchens und Bitterkeit; ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen; auf ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid". Und endlich eine Königstochter[1]), die den fürchterlichen Lohn für Narrentheiding unbefangen dahinnimmt; ihre Hände versagen ihr nicht den Dienst, und ihre Knie brechen ihr nicht zusammen, da sie dahingeht, mit dem traurigen Geschenk das Angesicht ihrer Mutter zu erfreuen. In der That, ein Gemälde, wo es uns zu Sinne ist, als müßten wir unmittelbar ein Strafgericht Gottes über die schuldvollen Häupter erwarten, ein Strafgericht etwa, wie es später einen anderen Herodes[2]) ereilt hat, den der Engel des Herrn schlug, so daß er zur Stunde erkrankte und starb. Und doch — wenn wir den Standort der rein geschichtlichen Erwägung einnehmen, wenn wir gedenken an den oft bewährten Lauf der Welt; so stumpft sich der Stachel des zunächst empfangenen Eindrucks merklich ab, und mehr und mehr werden wir geneigt, den beugenden Vorgang eben nur als ein neues Beispiel von der alten, durch den Herrn versiegelten Erfahrung zu beurtheilen: also haben sie verfolgt die Propheten, die zuvor gewesen sind.

Aber es ist die Frage, ob wir es vermögen, den Standort dieser rein geschichtlichen Betrachtungsweise auf die Länge zu behaupten. Das Leben eines Mannes, welcher unter Zeichen und Wundern in diese Welt gekommen ist, so daß die Frage über ihn verlautete, „was meinest du will aus dem Kindlein werden?" das Leben eines Mannes, dessen Erscheinung die Weissagung willkommen hieß, „du wirst ein Prophet des Höchsten genannt werden, du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest, und Erkenntniß des Heils seinem Volke gebest in Vergebung ihrer Sünden", — ein solches Leben hat ja ohne Zweifel unter der besonderen Obhut der göttlichen Vorsehung gestanden. So konnte es weder überhaupt nach dem Willen der Sünder erlöschen, noch durfte die Berechnung der Laune und Rachsucht die Weise seines Ausganges bestimmen. Sondern der Herr sprach in der ersehenen Stunde zu seinem Diener: bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; ja auch die Art seines Todes geschah nach dem ausdrücklichen Vorbedachte des himmlischen Vaters selbst. Aber da trifft dann freilich im höchsten Maßstabe das Wort: meine Ge-

---

[1]) Von Josephus wird ihr Name Salome genannt.

[2]) Herodes Agrippa I., des Ap. Jacobus d. ält. Mörder. Vgl. Ap.gesch. 12, 23.

danken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege. Was wir als That der Welt angesehen ohne Schwierigkeit verstehen, dasselbe wird uns als göttlicher Rathschluß aufgefaßt zu einem dunkeln Räthsel. Da sagt die Schrift, daß in Johannes dem Täufer der Prophet Elias wieder erschienen sey; und wirklich treten uns überall die Spuren der Aehnlichkeit entgegen, — derselbe Geist, dieselbe Kraft, und vielfach auch das gleiche Schicksal. Aber nun welche schmerzliche Verschiedenheit tritt an dem Ende dieses doppelten Prophetenlebens hervor! Anstatt der schützenden Höhle des Horeb, anstatt des gastlichen Daches der Wittwe, anstatt der Creaturen, die der Herr zu Engeln der Erhaltung gemacht, anstatt des feurigen Wagens mit feurigen Rossen — erblicken wir den Henker mit dem Schwerdte! Und das nicht allein. Scheint es doch auch sonst, als hätte sich der Herr zu dem sterbenden Johannes nicht mehr bekannt, nachdem er alle Schritte des lebenden von dem Fette seines Segens hatte triefen lassen. Das brennende und scheinende Licht, in dessen Glanze ganz Israel fröhlich gewesen war, gleicht zuletzt einem glimmenden Dochte, auf den Niemand mehr schaut, nach dem Niemand mehr fragt, bis daß er unbeachtet und vergessen in düsteren Kerkermauern erlischt. Wer hätte nicht einem solchen Rüstzeug ein ganz anderes Ende verheißen und gegönnt! Er war es werth, daß eine allgemeine Klage über ihn gehalten wäre, „unsere Zierde ist erschlagen, der Held ist gefallen“ —; daß von Dan bis Bersaba die Stimme des Weinens erklang, „dahin ist die Freude unserer Augen, dahin ist Israels Wagen und seine Reiter!“ Aber es war ein tiefes Schweigen über seinen Tod auf dem Gebirge und in allen Grenzen des jüdischen Landes. Oder das wenigstens war sein gerechter Anspruch, daß ihm viele einzelne Herzen bittere Thränen geopfert hätten, — die alle, welche sein Arm in das Wasser des Jordans getaucht, die aus seinem Munde die Predigt der Buße vernommen, und deren Füße er nach dem Worte der Verheißung auf den Weg des Friedens gerichtet hatte. Nun aber waren es nur wenige Jünger, ein schwacher Rest von großen Schaaren, welche in stillem Schmerze den hauptlosen Leib begruben, — und sie hatten sonst Keinen, welchem sie die Trauerkunde hätten melden können, als Jesum allein! Wir wiederholen es: wenn in dem allen ein höherer Wille geschehen ist, so trifft das Wort, „meine Gedanken sind nicht eure Gedanken“. Aber wir sind wohl auch in diesem Falle ge-

neigt, die hinzugefügte Versicherung anzunehmen, „meine Gedanken sind höher denn eure Gedanken", und um so viel höher, als der Himmel höher ist denn die Erde. Aber wer unterwindet sich, sie zu deuten? Wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Irgend einen Lichtblick hat uns der Heiland selbst eröffnet. Wenn er herniedersteigend von dem Berge der Verklärung zu den drei auserwählten Jüngern spricht, „sie haben den Johannes nicht erkannt, sondern haben an ihm gethan was sie wollten; — also wird auch des Menschensohn von ihnen leiden müssen" (Matth. 17, 12): so heißt er uns den Ausgang des Täufers zu seinem eigenen Ende in Beziehung setzen und das Eine mit dem anderen vergleichen. Wir leisten dieser Weisung Folge.

„Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes": so schreibt der Apostel in den Anfangsworten des vierten Evangeliums von dem Täufer; und ohne Frage hat er ihn dadurch als Gesandten Gottes in einem ganz ausgezeichneten Sinne bezeichnen wollen. Und der Heiland fragt: was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? — aber ihm genügt die Antwort nicht, daß sie einen Propheten hätten sehen wollen; sondern „ich sage euch", so spricht er, „der auch mehr ist, denn ein Prophet"; denn „unter Allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer wäre, als Johannes der Täufer"; selbst die höchsten Gestalten der Vergangenheit, ein Moses, ein Samuel, ein David, reichen also nicht heran an seine sonderliche Klarheit. Nie überhaupt sind zwei Erscheinungen in der Geschichte einander so nahe gerückt, wie Jesus und Johannes; und wohl konnten viele fromme Israeliten eine Zeitlang ungewiß seyn, an welchen von Beiden sie sich halten, bei wem sie Heil und Frieden suchen sollten. Johannes selbst hat erklärt: „nicht ich, sondern Dieser;" „und er bekannte und leugnete nicht und er bekannte: ich bin nicht Christus;" ja er spricht zu seinen Jüngern: ihr selbst seid meine Zeugen, daß ich gesagt habe, ich sey nicht Christus, sondern vor ihm hergesandt. Wer aber hat dasselbe am entschiedensten bezeugt? Kein anderer, als der lebendige Gott selbst! Und Er, der Herr, wodurch hat er es auf's Nachdrücklichste zu erkennen gegeben? Durch die Art und Weise, wie er den Täufer aus dem Leben scheiden ließ! Ja, also sollte Johannes sterben, damit Jesus und sein Tod in voller Herrlichkeit offenbar würde; und das ist die richtige Umschrift um

sein blutendes Haupt: „ich muß sterbend verschwinden, auf daß Er sterbend hervortrete“. Wir suchen dieß im Einzelnen zu verfolgen. — Johannes stirbt. In dem umschlossenen Raume des Kerkers erleidet er den Todesstreich, und kein Auge hat es gesehen. Wie ganz anders der Herr! Seitdem Menschen gestorben sind, ist kein Todesfall von dem Lichte einer gleichen Oeffentlichkeit beschienen worden. Nicht in einer entlegenen Feste an Canaans äußerster Grenze, sondern in Jerusalem, der großen Königsstadt, in Jerusalem, dieser gewohnten Todesstätte der Propheten (Luc. 13, 33. 34), genauer, außen vor dem Thore, hat er seinen Geist in die Hände seines Vaters befohlen. Nicht an dem Geburtstage eines irdischen Königs, sondern an dem Gedenktage der großen Gottesthat, da sich die Pilger von allen Enden der Erde zur Feier im heimathlichen Heiligthum zusammenfanden, hat er sein Leben in den Tod gegeben. Der ganzen Welt hat Gott den Heiland vorgestellt als einen Gnadenthron in seinem Blute, vor Aller Augen hat er ihn erhöht an's Kreuz, und Himmel und Erde nimmt er zu Zeugen, da er spricht: siehe da, ich lege in Zion einen auserwählten köstlichen Eckstein! — Johannes stirbt. Und durch wen? Durch die Väter und Obersten des Volks? Mit nichten! Oder durch die Heiden, durch einen Urtheilsspruch des Landpflegers? Auch das nicht! Oder von wegen einer mehr oder minder bedeutenden Parthey, unter der zustimmenden Billigung der Menge? Nein; sondern in einer einzelnen Brust ist der Plan entstanden; und nicht einmal langsam und allmählig ist er gereift, — schnell wurde er gefaßt und eilig ward er ausgeführt. Das gerade Gegentheil wird bei dem Tode Jesu offenbar. Welch' eine Eintracht und Einmüthigkeit der sonst von einander getrennten Partheyen; und welch' ein Bündniß der mannichfachen Kräfte der Finsterniß! Zu diesem Ausgang haben Alle mitgewirkt, und keine Hand war völlig rein an diesem Blute. — Johannes stirbt. Aber weil keines Menschen Auge ihn hat sterben sehen, so weiß es auch Niemand zu sagen, in welcher Stimmung, überhaupt in welcher Weise er den Todeskelch geleert. Gewiß hat die Annahme ihr unbestreitbares Recht, daß er den Streich mannhaft und ergeben erduldet haben werde, daß er gedacht hat der Propheten, die vor ihm gewesen, daß er mit Zuversicht seine Rechtfertigung in einer höheren Ordnung der Dinge erwartet hat. Aber ob er lautlos dahinsank, oder noch sterbend den Zeugenmund geöffnet hat: den

Schleier wagt selbst die Vermuthung nicht zu lüften. Ein rechtes Gegenbild davon gewährt uns Golgatha. Hier hat die Phantasie keinen Stoff, und die Vermuthung keinen Raum. Denn wir wissen von jedem Wort des Gekreuzigten, von jedem Seufzer seiner Brust, von jedem Hauche seiner Lippen. Nichts von dem allen ist den Jüngern und Jüngerinnen entgangen, und was sie gehört und gesehen, das haben sie der Nachwelt treulich übermacht. — Johannes stirbt. Eins, und nur Eins erblickt das Auge, — das blutende Haupt auf der Schüssel! Der Henker bringt es herein, es wird dem Mägdlein gegeben, und sie trägt es hinaus zu ihrer Mutter. Nun selbst in jenem Kreise hat es wohl Keinem zur Augenweide gereicht. Herodes selbst war betrübt, die versammelten Gäste mindestens betreten und verstimmt, denn bei fröhlichem Mahle blickt Niemand gern den Schrecken des Todes in's Angesicht. Nur die Eine hat ihre Lust daran gesehen, welcher die List gelungen und die Leidenschaft befriedigt war[1]). Auch wir wenden uns unwillkürlich von dem lästigen Anblick hinweg; er thut uns nicht wohl, er thut uns nur wehe. Aber einen anderen kennen wir, der um so vollständiger zu unserer Herzen Freude dient. Sehr allgemein wird der wunderbare dahinnehmende Zauber des Kreuzes Christi anerkannt, und selbst die laueren Gemüther vermögen sich der anziehenden Kraft desselben nicht zu verschließen. Zwar auch das Haupt des sterbenden Erlösers ist mißhandelt und verspeit, und umkränzt mit deutlichen Malzeichen der Dornenkrone. Und doch ist wohl Keiner, der sich weigerte zu singen: o Haupt voll Blut und Wunden, — gegrüßet sey'st du mir! Gewiß aber sind es Viele, die im Geist und in der Wahrheit mit Psalter und Harfe geloben, daß sie es fest an ihre Herzen drücken, daß sie dasselbe fassen wollen in ihren Arm und Schooß. — Das sind die Thatsachen, welche bei der Vergleichung zwischen dem Ausgange des Johannes und dem Ende des Herrn hervortreten. Wir können sie nicht anders deuten, als daß es göttliche Absicht gewesen sey, daß der sterbende Täufer verschwände, um den Tod des eingebornen Sohnes in seiner vollen Herrlichkeit zu verklären. Und in der That, wenn es galt, das Blut des unbefleckten Lammes, zuvor versehen vor Grundlegung der Welt, in seiner ganzen

---

[1]) Nach einer freilich nicht weiter verbürgten Nachricht des Hieronymus hat Herodias noch an dem leblosen Haupte ihren Spott und Muthwillen geübt.

Kostbarkeit zu weisen: dadurch wurde dies Ziel am sichersten erreicht, wenn das edelste Blut, das Blut des Größten unter allen von Weibern Geborenen, ohne Klarheit und Schöne erschien. — —

Sein ganzes Leben hindurch hat Johannes von sich selbst hinweg auf Jesum Christum gewiesen; — „nicht ich, sondern Dieser". Er hat es auch durch seinen Tod gethan. Sein blutendes Haupt ertheilt die gleiche Weisung an die Welt. Denn das ist die Stimme, in welcher es sich zu uns wendet: nicht mit mir, sondern mit Diesem sterbet, damit ihr mit ihm leben möget!

F. L. Steinmeyer in Berlin.

Das Leben Jesu.

12. Mariä Verkündigung.

25. März.

Schon über 1200 Jahre feierte die christliche Kirche ein Fest, das diesen Namen trägt und pries an demselben (25. März), mit Hinausblick auf das Weihnachtfest, die wunderbare Herrlichkeit des Vaters in der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes. Sie durchbrach mit demselben die sonst für festliche Feier geschlossene Zeit der Fasten, ja sie schob selbst, was dem Adventskreis angehörte, vor die Pforte des Osterkreises, um nur das Wunder der neuen erlösenden Schöpfung in allen seinen durch das Offenbarungswort bezeichneten Schritten zu begleiten. Hat auch die richtigere evangelische Erkenntniß der Reformation diesem Tage mit Recht seinen festlichen Glanz gemindert, in manchen Kreisen ihn völlig zugedeckt, indem das Fest der Annunciation entweder zum Feiertage, geringer als der Sonntag, herabgesetzt, oder ganz in die Reihe der wöchentlichen Arbeitstage gestellt ward; so hat sie damit nicht gemeint, das Gedächtniß der Christenheit von einem heilig zarten und lieblich erhabenen Momente der Offenbarung abzuwenden. Denn nicht der Festkalender allein und der Sternenkranz des Kirchenjahres ist der evangelischen Kirche der Mahner an die heiligen Schritte der Offenbarung. Sie legt ja die Schrift in die Hände des bekennenden Christen und heißt ihn, den Fußtapfen der heilsamen Gnade in ihrem Kundmachen der göttlichen Geheimnisse lesend und betrachtend folgen.

Auf dieses Geheiß und aus dieser Quelle muß auch der evangelische Kalender seine Leser auffordern, gesammelt vor die stille Pforte der auserwählten Jungfrau, der Mutter des Herrn, zu treten und da andächtig den großen aber leisen Schritten der Gnade zu lauschen, deren Lobgesang millionenstimmig durch die Weltgeschichte und in den himmlischen Tönen der unzählbaren

Schaaren vor dem Stuhle Gottes und des Lammes durch aller Himmel Himmel geht.

1. Die Sendung.

In den einfachsten Worten meldet die evangelische Geschichte (Luc. 1, 26—38) den mit seinen Folgen über alle Weltzeiten und in die Ewigkeiten reichenden Vorgang. Er wird an einen andern angeknüpft und reiht sich durch seine Zeitbestimmung „im sechsten Monat“ in denselben hinein. Es ist derselbe Engel Gabriel, der Mann Gottes, der Starke des Allmächtigen, der in alter Zeit (Daniel 8, 16. 9, 21 ff.) das Geheimniß der Erneuerung des Reiches Gottes in Israel in dunklen Bildern gedeutet und der eben jetzt im Heiligthum des Tempels den Vorläufer des Herrn angekündigt hatte (Luc. 1, 11. 19), den Du jetzt vor die Jungfrau treten siehst. Die leuchtenden Angesichter der himmlischen Boten waren lange nicht gesehen worden auf Erden, seit der Tempel erstanden war auf Moriah und die goldenen Cherubim darin die Bundeslade gedeckt hatten, seit die Unterpfänder der Nähe Jehova's fest und prächtig in den goldenen Tempelhallen, dem Priesterthum, den herrlichen Gottesdiensten und der Königsburg auf Zion vor Augen gestellt waren. Als Schutt und Graus dies Alles deckte, da leuchteten diese Angesichter wieder majestätisch in die Nacht des gefangenen Israel und waren neue Pfänder und Bürgschaften der Hoffnung, die noch immer aus den uralten Verheißungswurzeln wuchs. Aber wieder erstand der Tempel, wenn auch das Allerheiligste leer blieb. Seine Marmormassen und sein goldenes Dach sprachen dem hoffenden Israeliten zu, daß „einst noch kommen sollte zu seinem Tempel der Herr und der Engel des Bundes, deß sie begehrten.“ Und in dieser langen Dämmerstunde eines halben Jahrtausends hörte Niemand die Engelsflügel rauschen, die einst den Vätern und Propheten Luft der ewigen Welt zugeweht hatten. —

Jetzt aber that sich die Pforte des Himmels auf und Gabriel, der vor Gott steht, ward gesandt von Gott: Das war die Geburtsstunde neuer göttlicher Offenbarung in die menschliche Geschichte herein. Gott redete zu den Menschen neue Dinge, die in dieser Art nie ein irdisch Ohr gehört hatte. Es waren die uralten Klänge von der Pforte des Paradieses herab, von Abrahams einsamen Wanderwegen, von Davids Königsharfe, von Jesaja's Warte,

von Micha's Trostruf, von Hesekiels und Daniels Schauergesichten, von Sacharja's Wunderbildern und Maleachi's Tempelhoffnung — und doch so ungehört, so himmlisch neu und klar, daß ihre Weissagung lauter Erfüllung war. Jetzt kam Er, der Trost Israels, denn die Bahnen waren bereitet, die Vorläufer alle erschienen, Gabriel ward gesandt „in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth." — Es war Galiläa der Heiden, die das große Licht sah, der Meeresweg, auf dem es anbrach. Es war die „blühende" Stadt, in welcher „das Reis aufsproßte", sie trug als Stadt den Namen (Nazareth), den der Verheißene selbst in der Prophetensprache erhielt (Nezer oder Zemach). Darum hieß er „Nazarenus."

Er war gesandt von Gott „zu einer Jungfrau, die vertrauet war einem Manne, mit Namen Joseph, vom Hause Davids." Das Bild der erwählten Jungfrau schimmerte aus Jesaja's dunklem Worte schon längst in die Augen der Gläubigen. Aber das Königshaus und das ferne Bergland der Heiden! Der Idumäer Herodes herrschte heidnisch auf dem Zions-Throne. Sein finsterer Argwohn suchte das Gedächtniß des Hauses David bis zu den Rollen der Geschlechtregister zu vernichten. Darum wohl weilten die späten und kaum gekannten Sprößlinge fern von ihrer Stadt Bethlehem und von Jerusalem in der Herrschaft eines andern minder argwöhnischen Gebieters. Die Verlobung Josephs des Zimmermanns mit der Gotterwählten hat Matthäus (1, 18 ff.) einfach erzählt. Ob er ihr schon zuvor ein Beschützer war und dies auch allein blieb, weil sie beide davidischen Geschlechts, was Lucas von der Jungfrau bezeugt (3, 23), wissen wir nicht.

Und die Jungfrau hieß „Maria!" ein uralt heiliger Prophetinn-Name; Mose's und Aarons Schwester führte ihn. Sein holder Klang demüthiger oder hocherhabener Bedeutung (er heißt: ihre Hartnäckigkeit, ihre Empörung und drückt entweder das Bewußtsein der Sünde Israels oder den Sieg über die Feinde Gottes aus) spielt in manche Klänge verschiedener Sprachen über, und hat durch falsche Deutung mancherlei Bilder in den Seelen hervorgerufen, die bald den glänzenden Stern des Meeres, bald die rollende Meeresfluth selbst, aus welcher das Leben im Anfang hervorstieg, dem dichtenden Gemüthe vorgezaubert, Nebelbilder, die vor der reinen Glanzgestalt der stillen „Magd des Herrn", der geweihten Jungfrau mit dem Himmelssinn verschwinden.

2. Der Gruß.

„Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach“: — Hier die volle Offenbarung aus den ewigen Höhen. In klarer, faßlicher Gestalt erscheint der „Mann Gottes“, in seinem Angesicht das Siegel himmlischer Sendung leuchtend und redet in Menschensprache Worte, die nie wieder dem Gemüthe und Gedächtniß entschwinden konnten, die in reinster Ueberlieferung der Welt erhalten wurden, die forttönen bis ans Ende der Zeit. Die geweihte Einsamkeit der Jungfrau, die Gebetsstille der auf Gott hoffenden Seele, die verschlossene Kammer, in welcher nur Töne des Flehens und Dankens sich hören ließen, die Stätte, wo schon manche heilige und selige Ahnung das seit Jahren vom Geiste Gottes zubereitete Herz durchzittert haben mochte, ist zum Tempel geworden, in welchem Gottesstimmen reden. „Gegrüßet seist du Holdselige! Der Herr ist mit Dir!“ Ave! so tönt in lateinischer Sprache dieser Gruß durch die Hallen der christlichen Kirche, Ave Maria! —

In diesem Worte tönt alle Gnade und Barmherzigkeit des ewigen Gottes in Engelmunde in Ein zagendes jungfräuliches Herz. Auch sie hat schon vor dem heiligen Gott gebebt. Denn sie beugt sich, aus sündigem Geschlecht entsprossen, vor Seiner richtenden Majestät in den Staub. Und eben, weil sie der sehnenden Seelen sehnsüchtigste ist, die aus den Sünden Erlösung auf Verheißungs- und Weissagungsgrunde und durch des Gesetzes Ernst gedrängt hoffen und gläubig erwarten, darum ist sie die Erwählte. Nun aber grüßt der Schöpfer sein Geschöpf und eine Welt geht ihrer alttestamentlich gereinigten frommen Seele auf, wie sie keine Weissagung eröffnen konnte. Das ist vorraustönende Kunde des neuen Bundes! Gnadengruß Gottes an das irdische Weib! Hinwegnahme des Fluches, der auf sie nach der Sünde gelegt war! Vollkommene Herstellung des Segens, der in diesem Fluche forttönte. Wenn auch nur ein Spiel mit Lauten, so ist es doch ein sinniges Spiel, daß Ave! die umgekehrte Eva ist. Eine himmlische Lebensfluth rauscht in die stille, sanfte Seele der Jungfrau. Alle ihre heiligsten Ahnungen sind erfüllt, ihre seligsten Hoffnungen von der Meeresfluth des Segens überquollen. „Gegrüßet seist Du!“

Aber mit welchem Worte nennt sie der Engel! — „Holdselige — Begnadigte!“ — Da erst bricht der Strom hindurch.

Es ist ihr nicht Gnade verheißen, sondern gesagt, daß sie im vollen Besitze derselben schon sei. Wie hatte sie aufgeblickt zu den Erwählten, zu den gottbegnadigten Frauen, zu der Mutter des Menschengeschlechts, zu den starken Heldinnen des hoffenden Glaubens, dem Weibe Noahs, der Sarah, Rebekka, Rahel, den vom Lichte der Weissagung umflossenen Müttern der Könige und Propheten! In welcher unbewußten Demuth hatte sie sich ferne, ferne hinter ihnen gefühlt! Und nun das Wort aus Engelsmunde: Du Begnadigte! Sie verstand es wohl und tief, daß damit mehr gesagt sein wollte, als alle diese Mütter der Verheißung empfangen hatten. Es flossen alle Silberbäche der Begnadigung, die ihnen zu Theil geworden, in ihr zu einem reichen Strome zusammen. Und als die Begnadigte ist sie auch von der heiligen Anmuth und dem Glanze geweihter Schönheit umflossen, „die Holdselige“, die nun zum irdischen Urbilde demüthiger und von Gott begnadigter weiblicher Lieblichkeit erhoben, alle Gaben empfangen hat, die auch die leibliche Erscheinung durch den Sonnenglanz geistlicher Herrlichkeit verklären. Es ist die durch Gnade wiederhergestellte Unschuld und Jungfräulichkeit, die der christlichen Welt als erste Wirkung der Erlösung leuchtet.

„Der Herr ist mit Dir!“ so tönt der Engelgruß fort; das war ein Siegel dessen, was sie glaubte. Wie oft mochte ihre Seele sinnend und betend vor dem Worte Jesaja's stille gestanden sein, das der „Jungfrau Sohn“ verkündet und, nachdem es in großen, prächtigen Accorden, von Noth und Angst durchbraust, fortgetönt, zuletzt in dem süßen Klange: Immanuel! Gott mit uns! selig hoffend abschließt. Hier war die Antwort auf diesen durch den Alten Bund gehenden Hoffnungsruf: Immanuel! Er war es zuerst nur für die Eine, die Erwählte, „der Herr ist mit Dir!“ Damit war sie bezeichnet mit dem Zeichen der göttlichen Wahl, wie die heiligen Männer Gottes und die edlen Frauen der Hoffnungszeit.

Aber sie alle hatten ein Werk zu thun, ein Zeugniß auszurichten, einen Kampf zu wagen, mit diesem Zurufe eröffnete sich ein Leidensweg. Der Gruß thut eine Thüre auf. Wohin? wohin? drängt sich die Frage aus dem beklommenen, von der Gnadenfluth so überraschten Herzen der schüchternen Jungfrau.

„Da sie ihn aber sahe, erschrak sie über seine Rede und gedachte: welch' ein Gruß ist das?“

Nicht über die Lippen wagt sich die Frage, nur das wogende Herz spricht zu dem Engelgeiste, der in den Seelen liest. Holdseliges Erschrecken der Demuth! edles Erstaunen der unschuldigen Beugung!

3. Die Botschaft.

„Fürchte Dich nicht, Maria, Du hast Gnade bei Gott gefunden“:

Damit sieht die Jungfrau ihr Innerstes enthüllt. Keine der zagenden, ängstlichen, unklaren Regungen war dem himmlischen Auge entgangen. Aber siehe! er spricht nicht tadelnd von schwachem Glauben an göttliche Sendung, er rügt nicht sündige Furcht und irdisches Beben vor den Aufgaben, die der Gott des Lebens sendet. Ein süßer Ton des Trostes geht von seinem Munde. Er hält ihr voller und deutlicher entgegen, was er schon grüßend verkündet. Hier darf menschliche Furcht schweigen und seliges Nehmen und Haben das Gefühl der Armuth und Scheu vertreiben. Der Gottesbote nennt den irdischen Namen: Maria! und weiht ihn damit. Es ist als wäre er jetzt erst vom Himmel herab ihr gegeben. Er ist fortan ein Verkündiger göttlicher Erbarmung. Es ist eine Taufe, wenn vom Himmel her der Name eines irdischen Wesens genannt wird; dieser Name ist im Himmel angeschrieben. Aber damit ist die Botschaft nur eröffnet. „Du hast Gnade bei Gott gefunden“ lautet sie ferner. Nur wo Suchen war, kann seliges Finden sein. Das vergangene Leben der Jungfrau war Sehnen, Hoffen, gläubiges Suchen. Schon die königlichen Verheißungen, das Erbgut des Hauses David, mußten die edle Jungfrau zum Suchen, zum Ausblick in die Zukunft anregen. Diesen Verheißungen antwortete ein Wiederhall in ihrem Innersten. Denn die zu Großem erwählten Menschen ahnen ihre Bestimmung. Der Gegensatz ihrer Flucht in die Fremde, auf den äußersten Rand des gelobten Landes, der Armuth, die sie zur Verlobten des Zimmermanns, die diesen Königssproß zum Handarbeiter machte, mit dem Schimmer der Herrscherkrone von den Vätern her hatte in ihr das Suchen des höchsten Gutes, der Gnade bei Gott lebendig erhalten. Und was sie suchte, das ist gefunden, damit ihr bisheriges Leben abgeschlossen, der Alte Bund hat sie zum Heile geführt. Die Gnade Gottes, die ewige, die über seinem Ebenbilde, dem Menschen, die über Israel in allen Jahrhunderten waltete, ist

ihr, dem einzelnen Weibe, der verborgenen Jungfrau zugesprochen. Sie fühlt von nun an das Auge der ewigen Liebe auf sich ruhen, sie empfängt Licht und Leben aus diesem Gnadenblick und was erst in klarer Begränzung und Begründung der ersten Gemeinde auf der Pfingsthöhe nach Kreuz und Grab und Himmelfahrt in andre Seelen kam, das war ihr jetzt schon in wonnevoller Voraus-nahme geschenkt: der Friede Gottes aus Gnaden!

Nun sind die Gewölke der Furcht vor dem Sonnenglanze der himmlischen Liebe zerschmolzen, das alttestamentliche Beben vor dem nahenden Jehovah ist in neutestamentliches Lieben und Loben verwandelt, auch über das scheue Zagen ist die Jungfrau hinweg-gehoben und der Botschaft des Engels ist die Seele bereitet.

> „Siehe du wirst schwanger werden im Leibe und einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Jesus heißen."

Es bedurfte bei der Davids-Tochter, bei Maria, die nur in der Hoffnung auf den Verheißenen gelebt, aus dem Munde eines Engels keiner Hinweisung mehr auf den Propheten und sein Wort vom Sohne der Jungfrau. Sie wußte die Würde, die ihr zu-gedacht war, vor der Sarahs Erwählung, Mutter des Verheißungs-Sohnes zu sein, selbst Eva's Mutterwürde zurücktrat. Mutter des Messias! Das war überwältigend. Der Name Jesus tönte in allen Vorbildern und Weissagungen von Josua an in ihre Seele und dieser Name war ihr aus Gottes Munde, vom Himmel herab-gebracht. —

Die Gemälde, welche Maria ohnmächtig hingesunken bei dieser Botschaft darstellen, möchten Recht haben, wenn die Gnadenkraft und Erfüllungsfreude nicht in ihrer Seele gelebt hätten, welche die eröffnenden Worte ihr geschenkt. Aber nun sank sie nicht, sondern sie hörte klar und deutlich jeden Laut. Sie wußte sich erwählt und erhoben zu einer Höhe, in die sie nie sich hinauf ge-träumt hatte, obgleich sie als Davids-Sproß dazu Anlaß hatte. Aber ehe sie von der Anschauung dieser göttlichen Gnadenfülle der Erwählung zu sich selbst zurück kam, ging der himmlische Klang der Botschaft fort:

> „Der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben, und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein."

Das war in wenige Worte zusammengefaßt Alles, was von Anbeginn verheißen war. Der wahre Mensch, von ihr, der menschlichen Mutter geboren, der Davids-Sohn, aus ihr der Davids-Tochter entsprossen, und doch ewiger König, Herrscher ohne Ende, Gott vom Himmel, Jehovah, vor dem sie von Kind auf anbetend im Staube gelegen! Das Alles hatte sie gehört, gelesen wohl auch in den Propheten, angestaunt, sich betend hineingesenkt, für ihr Herz danach sich gesehnt, darauf sich gefreut. Aber nun alle diese Größe und Herrlichkeit plötzlich in so enger, einziger, ausschließlicher Berührung mit sich selbst, dem eigenen Leben, dem eigenen Leibe, der ganzen Person zu wissen, das war, was ja die Alten vergeblich gehofft. War es nicht ein Traum? Durfte sie solche Herrlichkeit hinnehmen? Aber Gott hatte geredet. Als sie das Auge wieder emporhob, da stand noch immer die leuchtende Engelsgestalt und jeder Zweifel war unmöglich.

4. Das Wunder.

„Da sprach Maria zu dem Engel: wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß?"

Zweifel ist es nicht mehr, daß sie die erwählte Mutter des Heilandes sei, nur Staunen, daß gerade sie erwählt worden, die unvermählte, nur Ausdruck der menschlichen Seele, die vor dem Unbegreiflichen anbetet. Von Eva an ist die Geburt der Menschen durch Elternpaare gegangen. Zum erstenmal sollte hier der Mann aus dem Weibe entstammen, wie zuerst das Weib aus dem Manne, eine neue Schöpfung. — Ob die sinnige Bildkunst in diesen Augenblick das Aufblühen der Lilie im Gemach der Jungfrau versetzt, die auf fast allen Gemälden der Annunciation erscheint? ob sie damit an das schöpferische Walten Gottes erinnern will, der in jedem Augenblick aus Nichts schaffen kann? oder blos die Blume der Unschuld als Sinnbild der Christusmutter pflanzt? Sie wäre eine sichtbare Erscheinung der Engelsworte: „bei Gott ist kein Ding unmöglich!"

Hier treten wir zu einem Geheimniß, das auch ein Engelmund in Menschensprache nicht enthüllen, sondern nur mit halbdurchsichtigen Schleiern decken kann.

„Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten."

Welch' ein Wort! Daß der Geist Gottes von Anfang schöpferisch

waltete, als er über den Wassern schwebte, daß er hernach zu allen geistig-leiblichen Hervorbringungen nach göttlichem Urbilde die innerste Triebkraft und Träger, Mittelpunkt, Weiher aller menschlich-natürlichen Kräfte war, daß er die Seelen aufs Innigste und Innerlichste bewegte zu heiligen Gefühlen, himmlischer Erkenntniß, göttlicher That, daß er hernach eben so die Fülle des Lichtes, die Macht des Wortes, wie die Kraft der That und des Wunders in der apostolischen Kirche war, steht Jedem fest, der die göttliche Offenbarung in ihrem Verlaufe kennt. Der heilige Geist also göttlich persönliche Kraftwirkung auf die geistige, wie auf die materielle Welt. Insbesondere aber ist es der heilige Geist, der alle Gotteswirkung auf die ebenbildliche Person, den Menschen, vermittelt, der aus Einhauchung des lebendigen Odems (Geistes) Gottes in die Erdengestalt eine lebendige Seele ward. — Alle Wirkung Gottes in der Welt aber geht seit dem Fall des Menschengeschlechts auf die Erlösung und alle physischen Kräfte, wie alle Geistesbewegungen, die damit in Zusammenhang treten, werden von ihm getragen, geleitet, gesammelt, beherrscht.

In der Menschwerdung Gottes, in der Geburt des Gottmenschen ist all diesen Kräften, diesen Bewegungen ihr Centrum gegeben, wo sie zusammenlaufen. Hier also Wirkung des heiligen Geistes auf die Erwählte, auf Leib, Seele und Geist, die schon längst durch Abstammung, Erlebniß und innere Gotteserfahrung, jetzt aber vollkommen durch Sendung, Gruß und Botschaft des Engels zubereitet waren. Das ist heilige Wirkung in allen Gebieten und Richtungen des Geistes- und Seelenlebens, welches ja auch (Luc. 1, 48 ff.) auf die poetisch-prophetische Höhe gehoben wurde, und heilig schöpferische Wirkung im leiblichen Leben. — Das „Kommen über die Jungfrau" ist die himmlisch-herrliche Macht des ewigen Lebens, wie es hier in die Zeitlichkeit trat und es war dies die wonnevollste Erfahrung, die innere Fülle der Gottesgemeinschaft, das Jauchzen der heiligen Freude, das Haben und Erleben dessen, was bisher nur annähernd gehofft und geglaubt war. So war denn Gott gegenwärtig und die Menschwerdung Gottes durch Entäußerung des eingeborenen Sohnes vollzogen.

„Die Kraft des Höchsten wird dich überschatten" ist dies ein Anderes als das Kommen des heiligen Geistes? Ja wohl. — Der heilige Geist ist ein Gottesleben, das in der Seele sich erlebt, sich

geistig erfährt. Die Kraft des Höchsten aber, diese schöpferische, immer wunderwirkende Allmacht, deren Art und Wesen es ist, über alles menschliche Anschauen ihres Wirkens selbst hinauszureichen, und nur in ihren Werken offenbar zu werden, die unsichtbar schafft, dem, das nicht ist, rufet, daß es sei, nimmt der Mensch nicht wahr. Und doch sind sie eins und dasselbe. Denn das schöpferische Wirken des heiligen Geistes in der leiblichen aber auf die geistliche bezüglichen Welt fällt wieder ununterscheidbar mit der Kraft des Höchsten zusammen.

So ist im Menschenleben ein neuer Anfang gesetzt, der andere Adam ist Nachkomme des ersten Adam und doch so unmittelbar aus Gott, wie der erste. Der Heiland kommt von den Vätern nach dem Fleische, ist aber kräftiglich erwiesen als Sohn Gottes nach dem Geiste.

„Darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden."

Der Engel verkündet mit anbetendem Geiste die Gottheit des ewigen Sohnes auch in seiner Menschwerdung und seinem Menschsein. Maria sollte Gott in seiner Menschheit gebären und die Kirche erstritt ihr darum in heißem Kampfe gegen wohlgemeinte, aber einseitige Aengstlichkeit den Ehrennamen der „Gottesgebärerin", der denn freilich selbst auch in ihr vielfach mißverstanden wurde. Das aber steht auf Engelwort fest, daß dem vom Weibe geborenen, unserem Herrn Jesu Christo, der Name „Sohn Gottes" im vollsten Maaße und Sinne zukommt, „darum", weil er vom heiligen Geiste und der Kraft des Höchsten sein irdisch Dasein hat. —

Auf diesen Verkündigungs-Text hin, singt die Kirche Christi ihre Klagelieder am Kreuze und Grabe des Herrn, jauchzt ihre Jubellieder am Himmelfahrtstage und an allen ihren Tagen.

Und das Heilige wird das Kind vor seiner Geburt genannt. Darin die Verkündigung der Unsündlichkeit unseres Herrn in seinem irdischen Laufe. Was hernach die apostolische Erleuchtung predigt: „Er ist versucht allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde" — was selbst der Satan in der Wüste zur Manifestation bringen mußte, das ist hier schon als Gottes Wille ausgesprochen.

Um dieses Heilige sammelten sich in der erwählten Jungfrau und Mutter fortan alle ihre Seelengefühle, alle ihre Geistesbewegungen, selbst ihr leibliches Leben, und wurden selbst geheiligt, so daß sie nicht die auch ihr angeborene Sündhaftigkeit ihm mit-

theilen konnte, vielmehr aus seinem heiligen Leben die heiligenden Kräfte empfing, welche bis zu seiner Geburt sie emporhielten in heiliger Stille und göttlicher Kraft über all die niederziehenden Mächte der von der Sünde befleckten Erde.

5. Der Gehorsam.

Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie Du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr.

Gegen das Wunder aller Wunder verstummte jeder Zweifel, jede Frage. Hier ist Gottes Macht und Gnade! da beugt sich das entzückte Herz. Auch selbst seine eigene Armuth verschwindet in solcher Fülle. Die zarte Demuth, der stille, sanfte Geist tritt als die erste Wirkung des heiligen Geistes in vollster Erscheinung hervor: Ich bin des Herrn Magd. Nur Eins noch kennt sie, das freudige und selige Dienen dem Willen Gottes. Diese Demuth ist ihre Würde und Majestät, eine neue königliche Herrlichkeit zu der angeerbten von David. Und wie die anmuthige Jungfrau, in heiliger Schönheit der Begnadigung, so ist sie nun die geweihte Mutter in edelster Vereinigung von Würde und Gehorsam und bleibt darum das Urbild reiner Mütterlichkeit für alle Zeit und Welt, wo immer Glauben ist an den eingeborenen Sohn, den sie für die Erde geboren hat.

Und wenn auch nun der Himmelsglanz ihr stilles Gemach verließ und die Herrlichkeit entschwand, die es aus irdischer Wohnung zu einer Pforte des Himmels gemacht, wenn auch die himmlischen Töne verstummten, die ihr aus Gottes Herzen Gruß und Botschaft gebracht, so blieb doch das Wunder und ihr Engel war fortan das Kind, das in Gottes Gnadenmacht ihr gegeben ward und durch sie der sündigen Welt zur Erlösung. Und sie folgte den Tritten des Sohnes und sah mit den Augen seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voll Gnade und Wahrheit und das Schwert ging durch ihre Seele, aber im Glauben des Sohnes Gottes wartete sie auf ihres Leibes Erlösung und erlebte die herrliche Kraft Gottes in ihrer Vollendung. Sie bleibt stehen in unseren Jahren als ein leuchtendes Bild weiblicher Begnadigung, als die Jungfrau und Mutter, als die Erwählte, als königlich demüthige Seele, als erster Diamant in der Krone auch ihres Heilandes, und jedes Christenherz ehrt und liebt sie, wenn es auch keine Festtage braucht und keine Anbetung, nicht ihre Fürbitte und

nicht ihre Herrschaft im Himmel, nicht ihr zu gefallen glaubt, wenn es sie mit menschlich bunten Farben der Dichtung umgiebt oder gar das Wunder, das sie erlebt, auch in ihre Geburt wieder verwebt. Frei von den farbigen Spiegeln und Gläsern des unreinen Menschenherzens, offen und klar, biblisch wahr und scharf steht ihr lieblich Bild dem evangelischen Christen da, als ein lebendig Zeichen, was Gottes Gnade aus seinem Geschöpfe schon hienieden durch Zubereitung und Erwählung machen kann und will.

W. Hoffmann in Berlin.

---

13. Mariä Heimsuchung.

2. Juli.

An Mariä Verkündigung thun sich die goldenen Thore der göttlichen Erbarmung nach der armen Erde zu auf. Mariä Reinigung mit der Darstellung des Herrn im Tempel und seiner Begegnung mit Simeon und Hanna war allen Müttern ein hoher Dankestag und eine jährlich wiederkehrende Mahnung, wem sie ihre Kinder immerfort darzubringen hätten. Der Tag griff tief in das zarteste Leben jeder Mutter und in die Stellung der Aeltern zu den Kindern ein. Und doch greift Mariä Heimsuchung fast noch weiter. Maria hat von dem Engel die Botschaft erhalten, daß ihre Gefreundte, ihre Verwandte Elisabeth, das Weib des Priesters Zacharias, auch schwanger ist mit einem Sohne im sechsten Monat. Der eine Engel der Verkündigung, die eine Botschaft und das eine Wörtlein auch knüpfen die Kinder und Mütter zusammen. Johannes ist im Himmel an Jesum gebunden, wie die Morgenröthe, unter welcher der Thau fällt, an die Sonne, die sich in demselben bricht. Sie müssen sich auch auf der Erde begegnen. Sie begegnen sich schon im Mutterleibe. Maria steht auf in den Tagen und geht eilig auf das Gebirge zur Stadt Juda (wohl richtiger Jutha oder Jutta). Elisabeth kommt nicht zur Maria. Das Gesetz kommt nicht zum Evangelio, sondern das Evangelium zum Gesetze, um den Balsam Gottes in die zerschlagenen Herzen zu schütten. Maria muß nach Jutha, sie muß mit der Freundin, welche laut der Botschaft des Engels ihre eigene Freude am besten verstand, sich austauschen, sie muß geben und nehmen. Die Jungfrau scheuet sich nicht vor dem rauhen Ge-

birge, nicht vor dem Wetter, dem Gethier und den Räubern. Mit der Gnade Gottes unter dem Herzen und im Herzen kennt sie keine Furcht. Die Berge werden eben, das Wild wird zahm, über Kluft und Bergstrom muß sich eine Brücke und am Abend eine Herberge finden. Der Engel hat ihr den Paß zur Reise geschrieben, er muß auch sorgen für Weg und Steg. In dem Passe steht: „Tastet meine Gesalbten nicht an." Sie gehet eilig, der Geist der Freude treibet sie. Wie könnte sie ruhen, die ihrer Freundin das Himmelreich bringen will? — Sie kommt an, sie tritt ein. In dem Priesterhause auf dem Gebirge begegnen sich der alte und der neue Bund, das Gesetz und das Evangelium, die Hoffnung und die Erfüllung, der König des Himmelreichs besucht seinen ersten Knecht. Elisabeth weiß, wer zu ihr kommt. Als ihre Base hat sie Maria schon längst erkannt, nun erkennt sie dieselbe auch im heiligen Geist als die Mutter ihres Herrn, als die Mutter dessen, welchem ihr eigener Sohn, den sie unter dem Herzen trägt, vorangehen soll im Geiste und der Kraft des Elias. Heute war ihr Gnadentag, ihrem Hause war Heil widerfahren, der Aufgang aus der Höhe besuchet sie. Es freuete sich aber die Mutter nicht allein. Ward der längst geborene und längst gestorbene Abraham froh, daß er den Tag des Herrn sehen sollte, so freuete sich hier der Ungeborne, und in ihm Alle, die noch geboren werden sollten. Das Kind unter dem Herzen der Elisabeth hüpfte, als sie den Gruß der Maria hörte, es hatte an der seligen Freude der Mutter schon seinen Theil. — Und nun beginnen die beiden Lobgesänge. Elisabeth bleibt mit dem ihren fast ausschließlich bei der Maria stehen. Sie hebt an: „Gebenedeiet bist du unter den Weibern." Maria aber trug die ganze Ehre hinauf an den Thron Gottes. Sie hebt an: „Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Herz freuet sich Gottes, meines Heilandes," die Palme zieht den Epheu, der sie mit seinem grünen Schmuck umrankt, mit empor zum Himmel. — Nun siehe, lieber Leser, wie die Gnade Gottes still wachsend und vorschreitend auf den Herrn hinweist. Hier erfährt eine Freundin, eine Verwandte, daß der ewige Sohn vom Vater eingezogen ist in sein Kämmerlein unter dem Herzen der Maria. An seinem Geburtstage und an dem Tage der Darstellung im Tempel erfahren Etliche, daß er geboren ist. An dem Tage, wo er als zwölfjähriger Knabe im Tempel zeugt von seinem Vater, werden hundert Augen auf ihn gerichtet. Die Samenkörner für seine

Aufnahme, wenn er hervortreten würde, werden immer weiter ausgestreut. Das ist Gottes stilles Bauen. — Doch bleiben wir noch im Hause des Zacharias! Maria und Elisabeth sind die ersten Freundinnen in dem Herrn. Hoch ging die neue Freundschaft über die alte Verwandtschaft. Maria und Elisabeth machen die erste kleine gläubige Gemeinde aus. Die Zwo waren versammelt im Namen des Herrn: er mitten unter ihnen. — Dies sind drei selige Monate gewesen. Ihre Augen sahen zurück in die den Vätern gegebene Verheißung, ihre Herzen ruheten in der gnadenreichen Verkündigung, ihr Geist webte mit zarter, keuscher Hand an der großen Zukunft. So selig kann es in deinem Hause auch werden, dein Herr will auch dich heimsuchen, laß ihn nur ein. Höre auf zu zweifeln. Von Zacharias ist unser ganzer Text still, weil er selbst stumm und still war zur Strafe seines Unglaubens. Er hat nicht mitgepriesen mit den beiden Frauen, sondern erst später. Es ist aber Schade um die schöne Zeit. — Nach drei Monaten, also kurz vor der Geburt des Johannes, kehrte Maria wiederum heim nach Nazareth. Elisabeth aber hat diesen Besuch nie vergessen.[1])

Fr. Ahlfeld in Leipzig.

---

[1]) Mariä Heimsuchung ist erst im Jahre 1389 von Papst Urban VI. in den abendländischen Festkalender aufgenommen und auf den 2. Juli gelegt worden. Diesem Papste lag die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche sehr am Herzen. Die liebliche, freundliche Begegnung der Maria mit der Elisabeth sollte wahrscheinlich ein Vorbild der zwischen beiden Kirchen angestrebten Einigung und Einigkeit sein. Sein Wunsch ist unerfüllt geblieben. — Warum er das Fest grade auf den 2. Julius gelegt hat, ist schwer zu bestimmen. Nach der geschichtlichen Ordnung des Kirchenjahres müßte es bald nach dem 25. März und jedenfalls vor den Johannistag fallen. Der 25. März ist der Tag von Mariä Verkündigung, und gleich an die Verkündigung schließt sich (Lucas 1, 39) das Wort: „Maria aber stand auf in den Tagen und ging auf das Gebirge endelich zu der Stadt Juda." Es will mir scheinen, als ob folgender Gedanke den Tag bestimmt habe: Der 24. Junius ist Johannis Geburtstag, der 2. Julius der Tag seiner Beschneidung. An diesem Tage hat er seinen Namen empfangen: Johannes, d. i. Gott ist gnädig; in dieser Namengebung drückt Zacharias nun seinen festen Glauben an das Wort des Engels aus; er bezeichnet und besiegelt den Sohn als den, welcher vor der Gnade Gottes, vor dem Herrn hergehen soll im Geiste und in der Kraft des Elias. Und nun sollen sich die Beiden auch gleich begegnen. Darum ist wohl

14. Weihnacht.

25. December.

„Weihnacht!“ — Wer denkt den Inhalt dieses Wortes aus? Wer bemißt die Höhe, Tiefe und Weite der Geschichte, die es uns in den Gesichtskreis rückt? Eine viertausendjährige Zeit heiliger Sehnsucht und Erwartung, findet in dem Momente, den das Wort bezeichnet, ihren Abschluß; eine Ewigkeit voller Leben, Frieden und Seligkeit nimmt ihren Anfang! — „Weihnacht!“ Die Einfalt des ahnenden Kindes frohlockt bei diesem Laut. Die Weisheit des denkenden Mannes senkt sinnend ihr Haupt, und versinkt in anbetungsvolles Erstaunen. Ja, hier ist der durchsichtige Bach, in welchem das Lamm watet, und zugleich das unergründliche Meer, darin der Elephant schwimmen kann und schwimmen muß.

Das Menschengeschlecht, für eine Weile sich selbst gelassen, hatte im Ringen nach dem Begriff wie nach der Erreichung des Zieles seiner Bestimmung denkend, dichtend und strebend seine ganze Kraft erschöpft; aber auf sittlichem Gebiete es nicht einmal zur Anschauung der wahren Heiligkeit gebracht, auf künstlerischem nicht die Freiheit von den Mächten der Erde sich erkämpft, und auf intellektuellem in einzelnen hervorragenden Geistern nur höchstens bis zu einer träumenden Ahnung des persönlichen Gottes sich hindurchgerungen. Die heidnische Weltweisheit stand auch in ihren erlauchtesten Meistern als eine rathlose Waise anklopfend vor dem verschlossenen Thore der Ewigkeit. Die Kunst hub ihre Flügel, um jenseits des Bereichs des Irdisch-Schönen die ideale Welt zu entdecken, deren Strahlen in jenem dämmernd sich brachen; aber sie endete mit der Ver-

---

Johannis Beschneidung und Mariä Heimsuchung derselbe Tag? — Als die reformatorische Kirche an der Hand des göttlichen Wortes den Festkalender musterte, ließ die lutherische nur Mariä Geburtstag, Mariä Opferung und Mariä Himmelfahrt fallen; dagegen ließ sie mit richtigem Tact Mariä Verkündigung, Mariä Reinigung und Mariä Heimsuchung als Festtage fortbestehen. Sie sind in den meisten lutherischen Ländern erst im vorigen oder in diesem Jahrhundert dem Sturme der Aufklärung erlegen. In den meisten Gebieten sind sie sämmtlich aufgehoben, in einigen wird nur noch Mariä Verkündigung, und in wenigen werden sie noch alle drei gefeiert. Wir können ihre Aufhebung nur als tiefen Schaden für die Gemeinde erachten.

götterung des sinnlich-Schönen selbst. Die Religion der Heiden war auch in ihren reinsten Erscheinungsformen — allerdings ein, wenn auch nur halbbewußter, Versuch, die durch die Sünde zerrissene Gemeinschaft mit Gott wiederherzustellen; jedoch — ein schlechthin verfehlter Versuch. Mit der Wahrheit und Heiligkeit hatte das Himmelskind, der Friede, mit dem Frieden die Liebe zu Gott und die Lust am Gottgefälligen die Erde verlassen. Statt der Hoffnung herrschte die Furcht. Dies unüberwindliche Grauen aber im Herzen der Völker vor einer über ihnen thronenden unerkannten Macht, und vor einer dunkeln Zukunft, die ferne vor ihnen lag, wurde in der Hand des rettenden Gottes das Erziehungsmittel, durch welches Er die Ausbrüche ihres verderbten Willens beschränkte, und ihre Seelen für die Aufnahme des Heiles zubereitete, das seine Gnade ihnen zugedacht hatte, und das bereits im Anzuge begriffen war.

Die Zeit war „erfüllt". Die Erwartung der Gläubigen Israels hatte den höchsten Grad der Spannung erreicht. Der geheimnißvolle Glanz, der von der Stirn eines Simeon und Anderer strahlte, verkündete, wie Alpenglühn, den nahenden Morgen. Die heidnischen Völkerschaften, namentlich in Griechenland und Rom, waren auf dem Scheidewege zwischen der vollendetsten Verzweiflung und dem leichtfertigsten Epikuräerthume angelangt. Von Millionen Lippen erscholl bereits die resignirende Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" während andre und tiefere Gemüther in ihrer Rathlosigkeit dem Judenthume sich in die Arme warfen, jedoch nur, um inne zu werden, daß auch hier, unter dem Joche des Gesetzes, kein Friede für sie blühe. Ueberdieß hatten die Weissagungen der Propheten ihren chronologischen Termin erreicht, und forderten jetzt um der Ehre Gottes und seines Wortes willen ihre endliche Erfüllung. — Da schlug sie denn, die große Retterstunde, die Stunde der Wiedergeburt des in Sünde und Lust verkommenen Geschlechts, die Welterlösungs- und die Welterneuerungsstunde! Das Heil erschien. Nicht eine Idee war's. Die Menschheit bedurfte eines Mehreren, als der Erleuchtung. Nicht war's ein Gesetz. Gesetz tödtet, aber kann nicht lebendig machen. Nicht war's eine Wegesäule, die etwa die Inschrift trug: „Hier geht die Straße!" Was hülfe eine solche einem Gelähmten, oder an Händen und Füßen Gebundenen? — Eine Persönlichkeit forderte die Noth und das Bedürfniß der dem Fluche

verfallenen Welt; einen Mann, der selbst der Weg war und das Leben, und uns gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Und siehe, die Weihnacht brachte ihn! — Welt, beuge jauchzend, unter dem Wiederhall der Engellieder, vor Bethlehems Krippe deine Kniee! Diese arme Wiege umschließt, du Glückliche, deinen Friedensfürsten, deinen Retter!

Die himmlischen Wesen, die das Wiegenlied Ihm singen, wissen, wer Er ist. Es wissen's die Offenbarungskundigen Israels, die, wie Simeon, Hanna und die Hirten, nachdem sie Ihn geschaut, freudig ihr „Land!“ erschallen lassen, und selig die Segel ihrer Sehnsucht streichen. Er war, ehe Er kam. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Ohne Offenbarung schon und in eigenem Fluge langt der sinnende Menschengeist, ausgehend von dem Glauben an einen persönlichen Gott, im Wege nothwendiger Schlußfolgerungen bei dem Gedanken an, der ewige Urquell alles Seienden, der die Liebe selber ist, könne, bevor Er geschaffen, nicht allein, noch egoistisch in sich versunken gewesen sein, sondern müsse von Ewigkeit her in einem Wesen, in welchem Er als in seinem andern Ich sich selber gegenständlich ward, das seiner Vollkommenheit entsprechende Objekt seiner Gottesliebe, und somit seine Ruhe und seine Seligkeit gefunden haben. Die ganze Schrift aber drückt diesem Gedanken das Siegel der Bestätigung auf, und läßt uns, — wer könnte noch fragen, warum? — über das Eine nur im Dunkel, wie dieses andre Ich, der Gottmensch, der Sohn, aus dem Wesen des ewigen Vaters hervorgegangen sei. Ebenso wird uns das **Wie** der Menschwerdung jenes „Erstgeborenen vor aller Kreatur“ so lange ein zwar „kündlich großes“, doch siebenfach versiegeltes Geheimniß bleiben, als der Schleier zeitlicher Vorstellungsweise noch unsern Geist umhüllt, während das Daß dieser Menschwerdung außer aller Frage steht, und sein mächtigstes Beweisthum an der neuen moralischen Welt besitzt, die der Gottmensch in's Dasein rief.

Eine neue Entwicklungsära unseres Geschlechts knüpft sich an das Wunder der Weihnacht als an ihren unversieglich schöpferischen Quell und Ausgangspunkt. Ja, die Geschichte der Menschheit hebt neu mit jenem Wunder an. Durch die gliedliche Vereinigung, in welche der Sohn Gottes mit der letzteren einging, erhielt sie ein neues Haupt, das durch seine Verdienste, wie durch die

unablässig von ihm ausströmenden Heiligungskräfte aus der fluchbelasteten Geburts- und Stammlinie des ersten Adams sie heraushebt, und in eine Bahn sie versetzt, in der sie, getränkt mit der Liebe, die da ist des Gesetzes Erfüllung, getauft mit dem Glaubens- und Hoffnungsgeiste, der die Welt überwindet, und getragen von dem beseligenden Bewußtsein der Kindschaft bei Gott unausgesetzt der Sünde abstirbt, und sicheren Schrittes dem Ziele einer vollendeten Verklärung in das Bild des „Schönsten der Menschenkinder" entgegenstrebt. Ein Leben der Kindeszuversicht zu Gott, der Gottinnigkeit, der Vertrautheit mit Gottes Wegen und der Freudigkeit zur Vollbringung seines Willens ward mit Christo in die Menschenwelt hineingeboren, wie es in diesem Grade der Vollkommenheit und solcher Fülle selbst dem paradiesischen Urahn unsres Geschlechtes vor dem Fall nicht eigen war. Denn wie dieser den Gott noch nicht kannte, der „also die Welt geliebt, daß Er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab"; so wußte er sich auch noch nicht bekleidet vor diesem Gott mit der Gerechtigkeit jenes Unvergleichlichen, und besaß weder schon den Geist des Sohnes, durch welchen wir rufen: „Abba lieber Vater!" noch die Befähigung, mit einem Paulus zu sprechen: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Freilich begegnet uns jenes herrliche neue Leben bis jetzt noch keineswegs als aller Menschen Theil; ja bei weitem noch nicht einmal als das Theil aller derer, die der Taufe auf den Namen des großen Lebensfürsten theilhaftig wurden, obwohl auch diese z. B. in ihren erleuchteteren Begriffen, in ihrem geschärfteren Gewissen und in ihren veredelteren Sitten die unzweideutigsten Merkmale an sich tragen, daß die christliche Atmosphäre, die sie athmen, trotz ihres Widerstrebens gegen die volle Aufnahme des Christenthums, bereits einen wunderthätig heilsamen Einfluß auf sie übte. Es kommt aber die Zeit, da Christus in Allen, die auf Erden wohnen, eine Gestalt gewonnen haben wird, und da nicht allein „Ein Hirt und Eine Heerde", sondern „Christus Alles in Allem" und Alle „nur Einer" sein werden in Christo Jesu. Alsdann wird der seraphische Lobgesang, der in dem: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" über Bethlehems Hügeln ertönte, erst sein volles Verständniß finden, weil nunmehr seine prophetische Bedeutung ausgeboren in die Wirklichkeit getreten ist.

„Weihnacht“ ist der Klang, der, selbst einem Engelliede gleich, über die kummerbelastete Welt hintönt, und allen Kämpfen auf Erden ein ewiges Ende, allen Dissonanzen der Welt die seligste Lösung in sichere Aussicht stellt. Ein Friedensglockenlaut ist Weihnacht, mächtig, jeglichen Harm zu brechen, und was irgend Sorge heißt, verstummen zu machen in der Menschenbrust. Den schauerlichen Knoten, den im Bereiche der göttlichen Weltregierung die Sünde schürzte, hat die Weihnacht gelöst, aufhebend, was den Ur-Rath der ewigen Liebe über die Bestimmung und das Entwicklungsziel der zur Gottesebenbildlichkeit geschaffenen Menschheit durchkreuzt. Von der Weihnacht strahlt ein Licht aus in die Welt, das nicht allein schon jetzt jeden Thränenwinkel hoffnungsrosig verklärt, und selbst die Nacht des Grabes himmlisch erhellt; sondern zugleich den Anbruch eines ewigen Tages uns verbürgt, eines Tages, der kein ungelöstes Räthsel, keinen Widerspruch und kein Gramgewölk auf eines Menschen Stirne mehr bescheinen, und nur noch das, von keinerlei Mißlaut mehr unterbrochene, und nimmer verstummende Loblied jener „ungezählten Schaar“ vernehmen wird, welche nunmehr zu der Transfiguration gelangte, im Blick auf welche wir den großen Hohenpriester in den Tagen seines Fleisches beten hörten: „Vater, verkläre sie mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe der Welt Grund geleget ward!“

O Wunder der Weihnacht! Brennpunkt, in dem alle Strahlen der ewigen Liebe sich vereinen! Du alles Seelenfriedens letzter Grund, und alles Lebens unversiegbare Quelle! Wir jauchzen dir, wir beten dich an im Staube! Eine neue Erde hast du gepflanzt, „in der Gerechtigkeit wohnet“; einen neuen Himmel gegründet: das Paradies erlöster Sünder! Wunder der Weihnacht; auf's lieblichste gedeutet in dem apostolischen Worte: „Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsres Heilandes“; durchwebe mit deinem himmlischen Glanze unsres Lebens Nacht, und erfülle unsre Armuth mit dem Reichthum, dem überschwänglichen, der sich uns in dir erschlossen! Werde uns, was du dem großen Apostel warst: die Wetterscheide, die jedes Gram- und Sorgengewölk zertheilt, und lehre uns mit ihm folgern: „Der auch seines eignen Sohnes nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns Alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit Ihm nicht Alles schenken?!“ Zu einer Nebo's-Höhe werde uns, von der mit dem Wandersange des

alten Sehers: „Herr, nun lässest du deinen Diener mit Frieden fahren!" wir hoffnungsfröhlich in's gelobte Land hinüberschauen! Ja, so oft unter den Wirrnissen und Sünden der Welt die ängstliche Frage in uns aufsteigt: „Wo will's hinaus und was wird es werden?" trage, du süßer Weihnachtslaut, uns die Kunde zu, daß in dem herrlichen Anfange der Wege Gottes, in der Sendung seines eingeborenen Sohnes, schon das noch ungleich herrlichere Ende derselben vorgebildet, verbürgt und unwandelbar begründet sei. Und wenn der „letzte Feind" an unsre Pforte pocht, und schon die Schatten der bängsten Stunde uns umgrauen, dann, damit Sabbathstille sich senke in unser Herz, — schlagt ihr Bethlehemsglocken über uns zusammen: denn Gnade, Vergebung, Friede und Hoffnung der Seligkeit ist euer Geläute! —

Fr. Wilh. Krummacher in Potsdam †.

---

15. Beschneidung Jesu. Immanuel.

1. Januar.

Neujahr! Das Wort hat einen eigenthümlichen, hellen Klang für jedes fühlende und ernste Gemüth. Was der Geburtstag für denjenigen ist, der an demselben das Licht der Welt erblickt hat und für seine Freunde und Verwandte, das ist der Jahresanfang für alle, welche nach derselben Zeitrechnung ihre Monden und Jahre berechnen, er ist auch Geburtstag, Geburtstag eines und desselben Jahres- und Lebenscyclus für alle. Darum ist auch seine Feier eine Geburtstagsfeier; hier wie dort ein Freudentag voll Wünsche, Geschenke, Gebete und Segnungen; hier wie dort derselbe doppelte Janusblick, deren einer lobend und dankend zurückschaut in eine abgeschlossene Vergangenheit, der andere bittend und betend hinausschaut in eine verschlossene Zukunft, eine alte und eine neue Zeit zugleich wie von einer Warte aus umspannend. Und diese Neujahrswünsche und Verheißungen beziehen sich nicht blos auf den Einzelnen, dem sie dargebracht werden, sie haben durchaus universellen Charakter, sie gehen das ganze Volk und Vaterland, alle Familien und Stände, alle Lebens- und Berufskreise, Vorgesetzte und Untergebene, Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler, Herrschaften und Dienstboten, Vornehme und

Geringe, Gesunde und Kranke, Frohe und Traurige an. Kein Tag im Jahre ist so reich an Wünschen wie dieser; jeder wünscht dem andern etwas, und zwar das, was seiner Meinung nach das Beste für ihn ist; der Eine Gesundheit, der Andere irdisches Glück, der Dritte langes Leben, der Vierte Gottes Segen. Wenn an einem Tage im Jahre Alle gleichsam eine große Familie bilden, die Selbstsucht verstummt und die hingebende Liebe das Wort nimmt, so ist es der Neujahrstag; an ihm redet das Herz, und es redet die Sprache des Wohlwollens und der Freude.

Nicht immer ist der Neujahrstag am 1. Januar gefeiert worden. Man fing das bürgerliche Jahr früher zu verschiedenen Monaten an. Weil die Juden ihr Neujahr am ersten Tage des Monats feierten, in welchem das Passafest fiel (2 Mose 12, 1. 2), so wurde lange Zeit auch in der christlichen Kirche mit dem Osterfeste oder dem 1. oder 25. März das neue Jahr angefangen. Dann wieder unterschied man, gleich den späteren Juden, den bürgerlichen Jahresanfang, den sie am ersten Tage des Monats Tisri (September) begingen, und den Anfang des Kirchenjahres, welcher bei ihnen auf den ersten Tag des Passamonats fiel, und feierte den Anfang des Kirchenjahres mit dem ersten Advent und den Anfang des bürgerlichen Jahres an einigen Orten im August, an andern im September und October. Erst vom elften Jahrhundert an wurde die Feier des Neujahrstages auf den 1. Januar verlegt; Karl IX. von Frankreich verlegte ihn dorthin 1564; seinem Beispiele folgten allmälig die verschiedenen christlichen Regierungen in Europa, Holland 1575, Schottland 1600, England 1756, Peter der Große 1706.

Nicht immer ist auch der Neujahrstag als Festtag begangen worden; im Gegentheil feierte die Kirche ihn mehrere Jahrhunderte hindurch als einen Trauer- und Bußtag und hielt an demselben die erschütterndsten Straf- und Bußpredigten. Die alten heidnischen Römer hatten nämlich am Neujahrstage ihr Janusfest gefeiert und ihn als den Haupttag ihrer Saturnalien verherrlicht. Nicht nur versetzten sie sich an demselben in die Anfänge der Menschheit und ihres Volks zurück und brachten dem Janus die ältesten und einfachsten Gaben Brod und Wein, und als Zeichen der heiligen Bestimmung Weihrauch zum Opfer dar; nicht nur traten an diesem Tage die für das neue Jahr designirten Consuln ihr Amt an und ritten in einer weißen Toga

auf einem weißen Rosse, dem heiligen Thiere des Jupiter, auf das Capitol und brachten diesem Gott der Götter das herkömmliche Opfer eines weißen Stiers zum Andenken an seinen Sieg über die Giganten, sondern das Volk beging auch diesen Tag unter den lärmendsten Lustbarkeiten und Ausschweifungen aller Art. In der Frühe schon, wenn der Tag graute und der Hahn rief, wurden alle Hausthüren und Häuser mit Lorbeerzweigen und andern Kränzen und Teppichen behangen; man sendete sich gegenseitig Geschenke zu, die meistentheils in Datteln, getrockneten Feigen, Gefäßen mit Honig und alten Münzen aus der Zeit der Könige bestanden, und begleitete sie mit dem Wunsche, daß das neue Jahr eben so süße Freuden und jeder Tag neuen Gelderwerb bringen möge; man besuchte, umarmte und wünschte sich wechselseitig ein fröhliches und glückliches Neujahr, hielt Mummereien, verbot Schuldforderungen, veranstaltete Gast- und Trinkgelage; Tänzerinnen tanzten auf den öffentlichen Plätzen; Männer maskirten sich als Weiber, Weiber als Männer; man sang unzüchtige Lieder und berauschte sich eben so sehr in Wein wie in der Freude; kurz, allerlei Arten von Ausschweifungen und Völlerei waren an der Tagesordnung. Selbst die darauf folgende Nacht brachte man noch mit Gesang, ausgelassenem Scherz und Tanz zu; lustige Gesellen zogen durch die Straßen, pochten an die Thüren und ließen die Schlafenden nicht ruhen. Da nun die Heidenchristen lange Zeit hindurch sich von diesen beim Volk beliebten Saturnalien nicht trennen wollten und sie immer noch mitfeierten, so feierte die christliche Kirche in den ersten Jahrhunderten ihren Jahresanfang mit dem Osterfeste, und den 1. Januar allgemein im Gegensatze gegen jene wilden heidnischen Ausschweifungen als einen Fast- und Bußtag. Ambrosius sagt daher: „Wir fasten an diesem Tage, damit die Heiden inne werden, daß ihre Freude durch unser Fasten verdammt werde"; und Augustinus fordert von den Christen Almosen statt der Neujahrsgeschenke, Fasten statt der Schwelgerei und Erbauung aus der Schrift statt der lustigen Lieder. Man betrachtete das heidnische Neujahr als ein Satansfest, von dem man mit Trauer und Abscheu sich wegwenden müsse. Der Tag führte bis zu Augustin's Zeiten stehend den Namen: Tag der Betrübniß. Das an demselben gewöhnliche Fasten hieß Neujahrsfasten und dauerte bis gegen das siebente Jahrhundert. Noch 692 verbot das Trullanische Concil alle Theilnahme an den

Ueberresten der heidnischen Ergötzlichkeiten und verordnete Fasten, Gesang der Litaneien und Enthaltung von allen Freudenbezeugungen. Es entstand sogar als Zeichen der Verspottung des Heidenthums, vielleicht auch als Entschädigung der verbotenen heidnischen Lustbarkeiten, im 7. Jahrhundert das sogenannte Narrenfest, welches dem Volke die Subdiakonen der Kirche veranstalteten und in welchem sie die gottesdienstlichen Gebräuche der Heiden (später selbst der Kirche) lächerlich machten, bis auch dieses Fest so ausartete, daß es 1444 auf ein Gutachten der Sorbonne verboten werden mußte. Leider sind die Spuren des Heidenthums und des Aberglaubens in der Art, wie unter uns von der Welt die Sylvesternacht zugebracht wird, noch immer wahrzunehmen, und ist in der Hinsicht der Neujahrstag noch immer für die ernsteren Christen ein Tag der Betrübniß und der Buße.

Seit dem 7. Jahrhundert ist für den 1. Januar der Name: „Fest der Beschneidung Jesu" und „Namenstag Jesu" aufgekommen und hat damit der bürgerliche Festtag auch wahrhaft kirchlichen Charakter erhalten, so daß er ein wesentlicher Theil der Festtage der Erlösung geworden ist. Er steht mit dem Weihnachtsfest als die Octave desselben im engsten Zusammenhang, und ist die geeignetste Nachfeier des Geburtsfestes unseres Herrn Jesu Christi. War er durch seine Erscheinung im Fleisch zu Weihnachten überhaupt Mensch geworden, so trat er 8 Tage darauf durch die Beschneidung in das Volk Gottes ein und ward Israelit. Das waren acht große, heilige Festtage gewesen im Stalle zu Bethlehem! Wie oft mochte Maria das Kindlein ihres Herzens angeschaut und über die Worte und den Lobgesang der Engel, wie über den Besuch der Hirten und ihre Herzensergüsse in heiliger Sinnigkeit nachgedacht haben! Da kam der achte Tag heran, seit Abrahams Zeiten in Israels Volk der Tag der Beschneidung für alle neugebornen männlichen Kinder. Noch ist die heilige Familie in Bethlehem. Wer zu Zeugen der gottesdienstlichen Handlung eingeladen worden, ob nahe Anverwandte, die mit ihnen zur Schatzung nach Bethlehem gekommen waren, ob die frommen Hirten, die bereits die Geburt ihres Kindes gepriesen hatten; wer die vorgeschriebene Ceremonie vorgenommen, ob der Stiefvater Joseph oder irgend ein am Orte anwesender Priester, — darüber schweigt als über Unwesentliches die heilige Geschichte. Genug, die nicht von Menschen, sondern von Gott selbst beim Erz-

vater für alle seine männlichen Nachkommen eingesetzte Handlung wird, wie es die Sitte erforderte, vor mehreren Zeugen, welche an der Freude des Vaters und der Mutter Theil nahmen und ihnen ihre Glückwünsche darbrachten, vollzogen; es werden wahrscheinlich die alten, geheiligten Gebete gesprochen: „Gelobet seist Du, Herr unser Gott, der Du uns mit Deinen Geboten geheiligt hast und hast uns den Bund der Beschneidung gegeben!" — „Gelobet seist Du, Herr unser Gott, Du König der Welt, der Du uns mit Deinen Geboten geheiligt und befohlen hast, daß wir in unseres Vaters Abrahams Bund treten, Herr, wie Du diesen Knaben in den Bund unseres Vaters Abraham aufgenommen, also hilf, daß er auch aufgenommen werde, Mosis Gesetz zu halten, ehelich zu werden und gute Werke zu thun." — „Herr unser Gott, Du Gott unserer Väter, stärke diesen Knaben und erhalte ihn seinen Eltern und laß seinen Namen unter dem Volke Israel sein; laß seinen Vater, aus dessen Lenden er gekommen, sich über ihn freuen, und seine Mutter sich über die Frucht ihres Leibes ergötzen:" und, indem sie gesprochen werden, ahnen nur Wenige von den Anwesenden die tiefere Bedeutung dieser Worte, und wie sie buchstäblich auf dieses Kindlein gar nicht passen. Ach, die ganze Handlung schien ja für ihn so unpassend und unnöthig wie möglich zu sein! Die Beschneidung war eine stets lebendige Erinnerung an die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und ein Symbol der Reinigung, sie war Vor- und Schattenbild der Taufe des neuen Testaments: hier aber war ein Kind geboren ohne Fehl und Tadel, an welchem nichts zu entsündigen und zu veredeln war, das schon den höchsten Adel der wahren Beschneidung der menschlichen Natur mitgebracht hatte. Ihm konnte daher die gottesdienstliche Handlung nichts geben, sondern nur Zeugniß ablegen von dem göttlichen Adel und dem freiwilligen Gehorsam seines Wesens, mit welchem er von der ersten Minute seiner Menschwerdung an unter das Gesetz gethan, dem ganzen Gesetze Gottes verpflichtet worden war; — offenbar nicht für ihn und um seinetwillen, sondern für uns und um unsertwillen. Er heißt in der heiligen Schrift der zweite Adam, der Stammvater und Repräsentant eines neuen, heiligen Geschlechts: da er nun am achten Tage beschnitten wurde, so ist in *seiner Person das ganze menschliche Geschlecht mit beschnitten* und dem Bunde mit Gott einverleibt worden, gerade wie die heilige Schrift auch

erklärt: so Einer für Alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben (2 Cor. 5, 14); wie er begraben worden ist, so sind wir mit ihm begraben in den Tod (Röm. 6, 4); wie er ist auferstanden und gen Himmel gefahren, so sind wir sammt ihm auferstanden und sammt ihm in das himmlische Wesen versetzt (Eph. 2, 6) in Christo Jesu. Daher sagt Paulus (Col. 2, 11): ihr seid beschnitten in ihm, denn er ist beschnitten worden als der Erstgeborne seiner Brüder, in welchem das Volk Gottes geheiligt werden sollte, als das Haupt seiner Gemeinde, in welchem die Glieder mit gerechnet werden. Welch' ein Segen für uns, die wir durch den Glauben in die Gemeinschaft seiner Beschneidung eintreten und denen das Verdienst dieser seiner ersten That — oder sollen wir sagen: seines ersten Schicksals? — nicht nur von Gott angeeignet und zugesprochen wird, sondern in denen es eine wirkliche und wesentliche Herzensbeschneidung und Reinigung von den Sünden des Fleisches bewirkt! Die Beschneidung des achttägigen Kindes in Bethlehem ist im Keim schon *sein ganzes Erlösungswerk*. Gehörte dazu vollkommener, willenloser Gehorsam gegen alle Gesetze und Ordnungen Gottes: hier hat er den ersten Gehorsam geleistet, der sich später immer herrlicher im kindlichen Gehorsam gegen seine Eltern, im kirchlichen Gehorsam bei der Taufe, beim Besuch der Synagogen, bei der Heilighaltung des Sabbaths, beim Genuß des Osterlamms und bei der Darbringung der festlichen Opfer, und endlich im bürgerlichen Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit verherrlichte und vollendete. Gehörte dazu das Opfer seines Blutes und seines Todes: hier hat er als unschuldiges, reines Kindlein die ersten Tropfen seines Blutes auf schmerzhafte Weise bereits vergossen. Die That in Bethlehem ist schon Golgatha im Kleinen und der erste Schritt auf die Marter- und Opferstraße und in alle Leidenstiefen an Leib und Seele seines ganzen irdischen Lebens. Jesus wird schon gekreuzigt nach dem Maaße seines Säuglingsalters; denn was dem Manne das Holz des Fluches und die Hammer und Nägel waren, das ist dem Kinde das scharfe Messer und die harte Krippe. Jesus ward von einem Weibe geboren und unter das Gesetz gethan, d. h. zu allererst beschnitten, damit er, die unter dem Gesetze waren, erlösete und wir die Kindschaft empfingen (Gal. 4, 5).

Durch die Beschneidung ward Jesus ein *Israelit*, sie war nicht nur eine religiöse, sondern auch eine bürgerliche Feier, eine

Leistung der Nationalpflicht; die Unterlassung derselben war verbunden mit der Ausstoßung oder Ausrottung aus dem Volke Gottes (1 Mose 17, 14). Ohne sie hätte Jesus nicht dem Volke Gottes angehören noch Theil haben können an Israels Ordnungen und Gottesdiensten, hätte er weder den Tempel besuchen noch in der Synagoge lehren, weder bürgerliche noch kirchliche Gemeinschaft mit den Rechten und Vorzügen der Kinder Abrahams haben, weder das Osterlamm genießen (2 Mose 12, 48) noch sein dreifaches Amt unter Israel verwalten können. Nie hätte ein Jude an ihn glauben noch ihn für den Messias anerkennen können, sondern hätte ihn als einen Fremden, als einen Heiden betrachtet und behandelt, ja, betrachten und behandeln müssen. Sollte das Heil für die ganze Welt von den Juden kommen (Joh. 4, 22), so mußte Jesus in allen Stücken diesem Volke angehören und die Beschneidung war auch insofern unerläßlich. Jesus war daher Israelit von der Geburt bis zum Tode, welcher ihn erst lösete von seiner historischen Israelitenpflicht; er mußte erst durch das Gesetz dem Gesetze sterben.

Insbesondere erhielt das neugeborne Kind bei der Beschneidung, wie unter uns bei der Taufe, seinen Namen; auch Jesus erhielt da seinen Namen, und es ist darum schließlich der Tag der Beschneidung Jesu zugleich der Namenstag Jesu. Und welch' einen Namen! Sein Name ward genannt Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehe denn er im Mutterleibe empfangen ward. Engel also haben ihn zuerst ausgesprochen. Gott selber hat ihn gegeben und nicht sterbliche sündhafte Menschen; er ist ein Name aus der unsichtbaren Welt, vom Himmel herabgekommen, ein Zeugniß, welche Bedeutung die himmlischen Heerschaaren auf die Geburt dieses Kindleins legten. Zwar hörten die Juden ohne Staunen diesen Namen, denn schon Mehrere hatten ihn vor Christo getragen, wie Josua, der Sohn Nun, Jesua, der Sohn Jozadaks, der Hohepriester, der die Juden aus dem babylonischen Exil zurückführte, Jesus, der Sohn Sirachs und Pauli Gehülfe mit dem Zunamen Justus (Col. 4, 11); allein bei diesen war er theils blos eine Benennung ohne besondere Beziehung, oder nur ein schwaches Vorbild von dem, was der Weltheiland vollbringen sollte. Bernhard sagt: „Mein Jesus trägt nicht wie die Früheren einen leeren und unfruchtbaren Namen; er hat nicht den Schatten eines großen Namens, sondern die Wirklichkeit." Er ist wahrhaft unser Selig-

macher und hat sein Volk selig gemacht von seinen Sünden (Matth. 1, 21). Dieser Name ist der Inbegriff aller seiner andern Namen, die er getragen oder die ihm die Dankbarkeit und Anbetung der Menschen gegeben hat. In diesem Namen liegt unser Heil; dieser Name ist ein festes Schloß, der Gerechte läuft dahin und wird beschirmt; dieser Name ist eine ausgeschüttete Salbe; alle Kniee derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, sollen sich vor ihm beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

Noch ein Name kommt indeß in mehreren Kalendern vor, auch ein Name des Herrn, der aber Ihm nicht allein zukommt, sondern seitdem auch öfters von seinen Jüngern geführt worden ist und auf welchen noch immer Kinder getauft werden, nämlich der Name Immanuel; denn Matth. 1, 22. 23 heißt es: „Das ist aber alles geschehen, auf daß erfüllet würde, das der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden seinen Namen Emanuel heißen, d. i. verdollmetscht: Gott mit uns.“ In dreifacher Hinsicht durfte Jesus diesen Namen tragen, sintemal Gott in Christo uns Menschen wieder nahe gekommen ist, dadurch, daß Er 1) in Christo menschliche Natur annahm, Gott und Mensch in ihm zu einer Person sich vereinigte, daß Er 2) durch Christum uns, sündliche Menschen, mit sich versöhnte und vereinigte, Christus nunmehr unser Versöhner geworden ist und 3) daß Er auf unserer Seite steht und uns um Christi willen wider alle Feinde beschützt. Es ist ein Real-Name, der die wesentlichen Eigenschaften unseres Mittlers und Seligmachers bezeichnet, wie dergleichen Namen auch Jes. 9, 6. Jer. 23, 6. Zach. 6, 12 vorkommen. Die Menschwerdung Christi ist das reale Gegenbild der Himmelsleiter Jacobs, die von der Erde bis gen Himmel reichte und Himmel und Erde mit einander verband, und auf welcher die Engel Gottes auf- und niederstiegen: in und mit ihm sind Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit mit einander wieder vereinigt worden und die Engelwelt ist uns dienstbar, daß wir ererben die himmlische Seligkeit.

O köstlicher Tag, Neujahrstag, Tag der Beschneidung und der Namengebung Jesu Christi, wie bist du so reich! Du mahnst mich an die Flucht und Vergänglichkeit der Zeit, und zugleich zeigst du mir Den, der der Ewigkeiten Vater ist, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit! Du weisest mich hin als Anfang auf

das Ende, ja, auf das Ende aller Dinge, und zugleich enthüllst du Den, der da ist Anfang und Ende, A und O, der Erste und der Letzte! Du predigst mir von meiner Sünde, deren Sold der Tod ist und zugleich Den, der die Strafen meiner Sünde trägt, um mich zu erlösen vom ewigen Tode! Du verkündigst mir endlich ein neues Jahr; aber soll es ein gesegnetes Jahr werden, so muß es eingereiht sein in die Reihe der Jahre, welche die Schrift „gnädige Jahre des Herrn und Jahre des Heils" nennt, so muß ich „in Jesu Namen" anfangen, fortsetzen und vollenden! Heil mir, auch ich bin durch den Glauben ein Christ und des heiligen Namens Jesu theilhaftig geworden; bin ich, was ich genannt werde, so bedarf ich allewege beides, Gesetz und Evangelium: der Neujahrstag giebt mir beides für's Jahr und Leben; denn an der Beschneidung Jesu hängt das ganze Gesetz, am Namen Jesu das ganze Evangelium. Fr. Arndt in Berlin.

---

16. Die Darstellung Jesu im Tempel.

2. Februar.

Das Wort war Fleisch geworden, das wahrhaftige Licht, das jeden Menschen erleuchtet, in die Welt gekommen. Auf der Reise, in einer Herberge zu Bethlehem, der Stadt Davids, war der Sohn und Herr Davids, der Heiland der Welt, geboren, in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt worden. Wer unter den Millionen des sündigen Menschengeschlechts wußte um diese Weltbegebenheit, größer, weitreichender, anbetungsvoller als keine andere seit den Tagen der Schöpfung, aber nach der Weise der Heilsoffenbarungen Gottes in das Gewand der vollendetsten Unscheinbarkeit gehüllt! Ein Engel des Herrn mußte die Kunde zur Erde bringen. Schlichte Hirten auf dem freien Felde, Leute ohne Namen hienieden, sollten unter allen die ersten sein, welchen in stiller Nacht, umleuchtet von der Herrlichkeit des Herrn, die Freudenbotschaft eröffnet wurde, sollten, nachdem sie die Jubelfeier der Himmlischen vernommen, die frühsten Zeugen und Herolde des Geschehenen für ihre nächste Umgebung werden.

Und jetzt? Nachdem durch die erfolgte Geburt des Heilandes die himmlische Geisterwelt in festliche Bewegung gesetzt und die Augen auf Erden, vorerst noch in engstem Kreise, auf das Wunder-

kind in der Krippe gelenkt worden waren, trat zunächst eine kleine Stille ein. Was damals im sinnenden Herzen der Maria vor sich gegangen, welchen Betrachtungen die zu ihrer Heerde zurückgekehrten Hirten sich überlassen und was sie weiter mit einander verhandelt, welche Aufnahme das Ereigniß in Bethlehem gefunden, dieß uns vorzustellen, davon uns eine annähernd richtige Vorstellung zu bilden, bleibt uns selber anheimgestellt. Dann, auf den achten und vierzigsten Tag, hält die Geschichte wieder an, um zweier Vorgänge zu gedenken, die keine hervorragende Stellung einnehmen im Lebensgange des Herrn, aber gleichwohl bemerklich machen sollen, wie so ganz und gar der Eingeborne vom Vater in die zu erlösende Sünderwelt eingefügt werden mußte und wie auch die Schwingungen, welche seine Erscheinung in den messianisch gestimmten Gemüthern hervorrief, ihren Fortgang nahmen: die Beschneidung und die Darstellung im Tempel.

Die Beschneidung kommt hier nur in soweit in Betracht, als sie für das Verständniß der Darstellung im Tempel nicht wohl umgangen werden kann.

Da acht Tage um waren, erzählt uns Lukas 2, 21, wo das Kind beschnitten werden sollte, ward sein Name gemäß dem Befehle des Engels (Luk. 1, 31. Matth. 1, 21) Jesus genannt. Denn gleich bei der Bundesstiftung mit Abraham hatte Jehova nach 1 Mos. 17, 10—14 die Weisung ertheilt, daß zum Zeichen des Bundes alles Männliche am achten Tage solle beschnitten werden.

Aber, hat man verwundert gefragt, wie ist es doch denkbar, daß Er, der schlechthin Reine und Heilige aus des Vaters Schooß, vom Vater dieser sinnbildlichen Anordnung, diesem verpflichtenden Symbol der sittlichen Reinigung und Ablegung des sündlichen Wesens unterworfen worden sei, oder auch, daß Er sich selber demselben unterworfen habe? Nun, sobald man mit dem Neuen Testament daran festhält, daß in Jesu das Wort Fleisch geworden, oder daß der ewige Sohn Gottes in der Gestalt des sündlichen Fleisches erschienen sei und zur Erlösung der gefallenen Welt darin habe erscheinen müssen, in Allem seinen Brüdern gleich, ausgenommen die Sünde, so gestaltet sich die Sache offenbar sehr einfach. Denn nicht wer er für sich selber und im Verhältniß zu Gott sei, kommt bei seiner Beschneidung in Betracht, sondern darum handelt es sich, ob er, um sein rettendes Gottes- und Heilsleben an die Welt ab- und ihr zu eigen zu geben, zu einer bestimmten Zeit in

die Reihe des Menschengeschlechts als ein wirkliches Glied derselben habe eintreten müssen, insbesondere, ob der heilige Boden, dem er nach der menschlichen Seite seiner Natur entstammen konnte, nur im Volke Israel vorhanden gewesen und er somit dessen ächter Sohn habe sein müssen. So gewiß wir nun Angesichts der allgemein gültigen menschlichen Entwicklungsgesetze und der im Rathschluß Gottes begründeten Anbahnungen des Reiches Gottes unter Israel diese Frage bejahen müssen, so gewiß konnte er der Beschneidung nicht entzogen werden, es wäre denn — was ja Niemand behaupten wird — daß nicht nur seine Mutter, sondern auch seine Umgebung in weitem Kreise ihn schon damals in demjenigen Lichte geschaut hätte, welches in der Folge erst durch sein Selbstzeugniß über seine Person und Würde verbreitet worden ist. Man weiß, mit was für einer Geringschätzung man auf die Unbeschnittenen heruntersah, welch' hoher Werth dagegen, auch noch in den spätern Zeiten, auf die Beschneidung gelegt wurde. Vgl. Ap. Gesch. 15, 1. Phil. 3, 5.[1]) Kein Unbeschnittener wurde als ein Glied des Bundesvolkes Gottes betrachtet, keinem ein Antheil an dessen Rechten und Befugnissen zugestanden. Die Beschneidung Jesu war demnach eine durch die Verhältnisse gebotene Nothwendigkeit, und ihn nicht beschneiden hätte so viel geheißen, als ihm, der ohnehin in seiner ganzen äußern Erscheinung sich in Nichts von andern Menschen unterschied, von vornherein jede Möglichkeit irgend welcher Wirksamkeit unter seinem Volke abschneiden.

Für seine eigene Person hätte Jesus der Beschneidung allerdings nicht bedurft. Was sie versinnbildlichte und wozu sie verpflichtete: Reinheit des Herzens als Prinzip für die Heiligkeit des Lebens, was sie versiegelte: Zugehörigkeit zur Gemeinde Gottes, Theilhaftigkeit an seinem Reiche, besaß er im Unterschied von allen Adamskindern als das Erbgut seines Wesens. Völlig unerläßlich dagegen war sie zur Ausrichtung seines Werkes. Erst durch sie wurde er legal, in den Augen seiner Zeitgenossen, zu einem vollberechtigten Gliede der theokratischen Volksgemeinde. Durch sie wurde er in aller Form Rechtens unter das Gesetz gethan (Gal. 5, 3), innerhalb dessen Schranken sich der menschgewordene Gottessohn ungeachtet seiner wesentlichen Freiheit vom Gesetze entwickeln und bewegen mußte, sofern er anders unter denen, so unter dem Ge-

---

[1]) Vergl. S. 145.

setze standen, durch Einversenkung in ihre Lebensgemeinschaft und durch Erhebung derselben in die seinige, eine ewige Erlösung begründen sollte. Zugleich aber ist die Beschneidung in Jesu, als in welchem ihre Idee vollkommen verwirklicht erscheint, auch prinzipiell aufgehoben; sie hat sich thatsächlich erschöpft in ihm und mit Recht wird hierin der Schlüssel zur Erklärung der auffallenden Kürze erblickt, mit welcher ihrer Lukas, der Evangelist des erbarmungsvollen Menschensohns, im Gegensatze zu dem umständlichen Bericht über die Beschneidung des Johannes, des abschließlichen Repräsentanten des alten Bundes, gedenkt (Luk. 1, 59 ff.). Indem die Beschneidung Jesu in der nothwendigen Consequenz seiner Entäußerung überhaupt, seiner Erscheinung unter Israel insbesondere liegt, bildet sie endlich nicht zwar einen freien Akt, wohl aber ein bemerkenswerthes Moment seiner Erniedrigung.

Mit diesem Rückblick auf die Beschneidung haben wir uns nun auch bereits den Weg gebahnt zur richtigen Würdigung der Darstellung Jesu im Tempel. Lukas berichtet nämlich nach Erwähnung der Beschneidung und Namengebung 2, 22—24 sogleich weiter, als die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetze Moses erfüllt gewesen seien, hätten die Eltern Jesum nach Jerusalem gebracht, um ihn dem Gesetze gemäß dem Herrn darzustellen und um ein Opfer zu bringen, bestehend in einem Paar Turteltauben oder zwei jungen Tauben.

Es waren im vorliegenden Falle zwei Gesetzesvorschriften zu beobachten, deren eine die Mutter, die andere das Kind betraf.

Anlangend zunächst die Mutter, so wurde sie nach der Geburt eines Knaben auf sieben Tage lang unrein, und mußte sodann, ohne etwas Heiliges berühren zu dürfen, noch fernere drei und dreißig, im Ganzen vierzig Tage daheim bleiben. Dieß waren „die Tage der Reinigung nach dem Gesetze Moses." Das Gesetz faßte die leibliche Unreinigkeit der Wöchnerin — wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Straffentenz beim Sündenfall, die auch das Gebären mitbetraf — als ein Symbol der sittlichen Unreinheit, ähnlich wie den Tod und das Todte als einen Ausfluß der Sündhaftigkeit und der sittlichen Verschuldung überhaupt auf. Während der vierzig Tage war daher die Verbindung der Mutter mit der theokratischen Gemeinde suspendirt. Nach Ablauf derselben hatte sie für die Aufhebung ihrer temporären Absonderung und zur Feier der Wiedereinsetzung in den Genuß aller Lebensgüter

ein jähriges Lamm als Brandopfer und eine Taube oder Turteltaube als Sündopfer, d. i. in der Zusammenfassung beider, ein Reinigungsopfer darzubringen. Bei unzureichendem Vermögen genügte indeß zum Brand- und Sündopfer je eine Taube oder Turteltaube — eine Vergünstigung für die Armen, von der nach der Andeutung des Evangelisten auch die Gebenedeite unter den Weibern, die Mutter Dessen Gebrauch machen mußte, der arm geworden ist, auf daß wir durch seine Armuth reich würden. Vgl. 3 Mos. 12.

An die Reinigung der Mutter sodann schloß sich nach dem Gesetze über die Erstgeburt noch eine weitere gottesdienstliche Handlung an, welche das Kind anging und deshalb auch dem Evangelisten die Hauptsache ist, wie dieß aus seinen Worten erhellt: Da die Tage ihrer Reinigung erfüllt waren, brachten sie ihn hinauf gen Jerusalem, damit sie ihn dem Herrn darstellten. Was gemeint sei, ergibt sich unzweifelhaft aus der erläuternden Hinweisung auf die Gesetzesstelle 2 Mos. 13, 2: „Alles Männliche, was die Mutter bricht, soll dem Herrn heilig sein." Denn in dankbarer Erinnerung an die unverdiente Verschonung der israelitischen Erstgeburt und die Rettung aus Aegypten sollte von da ab alle männliche Erstgeburt unter Israel als Jehova's besonderstes Eigenthum angesehen, ihm geweiht und dargebracht werden (2 Mos. 13, 2 u. 11—16). Die Erstgeburt des Viehes mußte geopfert, alle männliche Erstgeburt aber von Menschen sollte gelöst werden. Jehova hatte an die Stelle der ihm gehörigen Erstgeburt den Stamm Levi zum Dienst an seinem Heiligthum genommen (4 Mos. 3, 12 ff. 8, 16—19). In Anerkennung der ursprünglichen Verpflichtung wurde deshalb einen Monat nach der Geburt, d. h. wohl in Verbindung mit dem Reinigungsopfer der Mutter, für jeden Erstgebornen bei dessen Darbringung ein Lösegeld bis auf den Betrag von fünf Silbersekeln (ungefähr zwanzig Franken) an das Heiligthum entrichtet (4 Mos. 18, 15 ff.). So wurde denn auch das Knäblein Jesus, Er, der allezeit blieb in dem, was des Vaters ist, Gott in herkömmlicher Weise geweiht, sobald nach Verfluß der vierzig Tage Maria den Tempel betreten durfte, und zum ersten Male nach Jerusalem, des großen Königs Stadt, gebracht, um in gesetzlicher Form freigekauft zu werden vom Dienste des vorbildlichen Heiligthums. Vierzig Tage, bis er aus der armen Herberge zu Bethlehem in den Tempel

zu Jerusalem kommt und ihm eine freie Stellung unter seinem Volke rechtskräftig erworben wird; vierzig Tage wieder, die er in stillster Zurückgezogenheit in der Wüste zubringt, im siegreichen Kampfe mit den Versuchungen des Teufels, bevor er zum Beginn seiner Erlöserthätigkeit auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit hinaustritt; vierzig Tage endlich von seinem zweiten Eintritt ins Erdenleben, d. i. von der Auferstehung, bis zu seinem Eingang in das Heiligthum, das nicht mit Händen gemacht ist!

Wie man nun die Darbringung des Reinigungsopfers durch Maria hat befremdlich finden können, ist schwer zu begreifen. Denn so wahr es ist, daß ihre Geburt in einziger Weise rein und heilig war, die Geburt Dessen, welcher gemacht hat die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst (Hebr. 1, 3); so hat dieß doch mit der Gesetzesbestimmung hinsichtlich der Kindbetterinnen so wenig zu schaffen als das andere, daß es das sündentragende Lamm Gottes selber war, welches sie in den Tempel brachte. Es lag bei Maria das Bedürfniß der levitischen Reinigung ganz ebenso vor wie bei jeder andern Wöchnerin, so daß über die religiöse Pflicht, das gesetzliche Opfer zu leisten, nicht der geringste Zweifel walten konnte. Zudem darf wohl die Sehnsucht, sich opfernd dem Erbarmer zu nahen, der große Dinge an ihr gethan, bei der demüthigen Magd des Herrn nicht niedriger angeschlagen werden als bei irgend welcher frommen Israelitin vor oder nach ihr. Weit eher ließe sich erwarten, daß Maria nach all' den wunderbaren Verumständungen, welche der Geburt Jesu vorangegangen waren und sie begleitet hatten, Anstand genommen hätte, „mit ihm zu thun nach der Gewohnheit des Gesetzes (Luk. 2, 27)." Denn wie konnte auf ihn, der seinem Wesensgrunde nach größer als der Tempel, die reale Einwohnung Gottes war (Matth. 12, 6), die ideale Verpflichtung zum Tempeldienste und die Nothwendigkeit der Lösung von demselben Anwendung finden? Warum sollte ein Lösegeld für ihn erlegt werden, der das wesentliche Lösegeld für Alle war? Oder umgekehrt, welchen Sinn konnte bei ihm die förmliche Befreiung von priesterlicher Obliegenheit haben, da er der geborene Priester, der wahrhaftige, sühnende und versöhnende Hohepriester des Menschengeschlechts war und dieser seiner Wesensbestimmung unter keiner Bedingung entledigt werden durfte?

Es hat damit eine ganz ähnliche Bewandtniß wie mit seiner Beschneidung. Versetzen wir uns zunächst in die maßgebende An-

schauungsweise der Maria, so war ihr der Sohn als der ersehnte messianische König angekündigt und bezeugt worden. Dürfen wir nun auch mit Sicherheit annehmen, es habe ihr Messiasbild hoch über dem damals gangbaren gestanden, so ging sie doch unzweifelhaft sowohl mit ihrer Zeit als mit den Propheten soweit einig, daß sie in ihm unbeschadet der übernatürlichen Empfängniß ein ächtes, ja das eigentliche Normal-Kind ihres Volkes und Hauses, den verheißenen Samen Davids erblickte. Dann aber konnte sie — die man sich ohnehin nicht als einen reflexionsmäßigen Dogmatiker der spätern Jahrhunderte vorstellen sollte, sondern wenn auch als die Gebenedeite unter den Weibern, so doch immerhin als ein Weib — unmöglich auf den Gedanken verfallen, daß für ihn nicht am Orte sei, was für alle übrigen, nicht levitischen Erstgebornen, auch die Königssöhne nicht ausgenommen, göttliches Gesetz war. — Stellen wir uns aber auf einen allgemeinern Standpunkt und fragen, in welchem Zusammenhang die Darstellung Jesu zum Behufe der Lösung mit seiner Sendung und Bestimmung stehe, und warum sich Gott hier nicht hindernd ins Mittel gelegt habe; so erinnern wir nicht nur an sein Wort bei der Taufe: „Es geziemt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen," sondern auch an die königlich-freie Entrichtung der Tempelsteuer durch ihn, Matth. 17, 24 ff. Als der Sohn, nach dem idealen Recht seiner Würde, ist er der Leistung überhoben und es hat überhaupt die vorbildliche Gemeinde keinerlei Rechtsansprüche an ihn. Allein um denen, welche dieses Verhältniß nicht durchschauten, nicht Anstoß zu geben, ordnet er sich der Gesetzesvorschrift selbst damals noch unter, als der Bruch zwischen ihm und der verweltlichten Hierarchie des Gesetzesbundes schon offen zu Tage lag. Gleicherweise war er als der Eingeborne vom Vater und Erstgeborne aller Schöpfung (Kol. 1, 15) der Anforderung des Tempels an die bundesgenössigen Erstgebornen nicht unterstellt, wohl aber war er es in der historisch-volksthümlichen Bestimmtheit, in der er hat erscheinen müssen. Indem er vom äußerlichen Priesterthum am Heiligthum gelöst worden, aber als der Offenbarer des Vaters und hohenpriesterliche Versöhner des sündigen Menschengeschlechts allezeit geblieben ist in dem, was seines Vaters ist, hat er auch das Postulat der gesetzlich-symbolischen Darstellung wahrhaft erfüllt und es ist sein königliches Priestervolk als ein nicht lösbares in ihm nun gleichfalls derselben entledigt.

Immerhin bleibt es ergreifend, wie der, von welchem die typischen Vorschriften des alten Bundes weissagen, ihnen selbst noch unterworfen ist. Aber im Grunde spiegelt sich in dieser Unterwerfung nichts weiter, als was er im klarsten Bewußtsein um seine Aufgabe in den Worten ausspricht, er sei nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, zu vollenden. Innerhalb des auf ihn abzielenden voraufgegangenen Offenbarungsgebiets Gottes in Israel mußte der Erlöser der Welt in die Menschheit hineingeboren werden, mußte somit auch in der Bedingtheit der israelitischen Nationalität und innerhalb der Schranken des israelitischen Gesetzes sich bewegen und entwickeln, um aus dem centralen Wesensgehalte der bereits vorhandenen, durch alle Stufen in sich einigen Heilsoffenbarung ihren wesentlichen Abschluß, die volle Offenbarung des Vaters in seiner Person, heraufzuführen und der Welt einzuverleiben. Nur in seiner Gebundenheit an das Gesetz konnte durch ihn auf organischem Wege die Gesetzesstufe zu ihrer Verklärung in die Geistesstufe der Freiheit, das Abbildliche des alttestamentlichen Gesetzes zum ewig Vorbildlichen für das gesammte Menschengeschlecht erhoben werden. Dieß gilt wie von seinem frühsten, so auch von seinem spätern Leben bis zu seinem Tode am Kreuz.

Wie übrigens bei der Darstellung Jesu im Tempel zwei Hochbetagten auf der Höhe des israelitischen Bewußtseins die Augen aufgingen, wie sie in dem Dargebrachten das Heil erschauten, bereitet allen Völkern, und wie dadurch nun auch in Jerusalem eine freilich nicht weiter beachtete Kundmachung des Neugebornen erfolgte, verwandt mit derjenigen, welche zu Bethlehem bei seiner Geburt durch die Hirten vermittelt worden war, das ist bereits früher[1]) Gegenstand der Besprechung gewesen.

Güder in Bern.

---

17. Die Erscheinung Jesu und die Weisen aus dem Morgenlande.

6. Januar.

Die Feier des uralten, christlichen Festes der Erscheinung oder des Offenbarwerdens Christi knüpft sich an den biblischen Begriff

[1]) S. oben S. 91 ff

der Erscheinung Christi, oder der Gnade und Herrlichkeit Gottes in Christo an. Der apostolische Glaube setzte der äußern Welterscheinung, welche ursprünglich eine Offenbarung Gottes, die alte, allgemeinste Gestalt der Offenbarung Gottes war (Röm. 1, 20), die sich aber der Mensch in seinem Abfall in Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens verkehrt hatte (1 Joh. 2, 16), insbesondere also auch der griechischen und jüdischen Weltvergötterung, die Offenbarung Gottes in Christo als die neue erlösende Erscheinung entgegen (Joh. 1, 14. Tit. 2, 11). Die Ankunft Christi bringt mit der vollen Offenbarung seines Wesens die wahre, heilverkündende Erscheinung. So ist im Allgemeinen die Erscheinung Christi die Entfaltung der Herrlichkeit seines Advents. Da aber der Glaube von einem mehrfachen Advent Christi weiß, so weiß er auch von einer mehrfachen Erscheinung desselben. Wir unterscheiden einen dreifachen Advent Christi: seine Zukunft im Fleisch, seine Zukunft in der Kirche, oder in der Gemeine und im Herzen, und seine einstige Zukunft zum Weltgericht und zur Weltverklärung. Jeder Advent hat wieder verschiedene Seiten. Namentlich unterscheiden wir in dem ersten Advent die Offenbarung der Verheißung Christi und des Gotteswortes (Logos) in der Sehnsucht der Heiden und seine historische Offenbarung und Beglaubigung in Israel. Daher hat auch die Erscheinung seines ersten Advents zwei Gestalten. Die erste ist das **geistige Kundwerden** Christi für die Heidenwelt, welches uns die Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande und ihres Sterns veranschaulicht; die andere das **historische Kundwerden** Christi in Israel, welches durch seine Taufe, durch die seine Taufe begleitende Verherrlichung vom Himmel und durch das darauf gegründete Zeugniß Johannes des Täufers vollzogen ist. Bei der erstern bleiben wir hier stehen als derjenigen Erscheinung Christi, welche nach der, in der evangelischen Kirche geltenden, ursprünglich abendländischen Anschauung am Epiphanientage gefeiert wird.

„Als Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande — erzählt Matthäus 2, 1 — siehe, da erschienen Magier vom Orient zu Jerusalem und sprachen: wo ist der neugeborne König der Juden, denn wir haben seinen Stern gesehen im Aufgange, und sind gekommen ihn anzubeten." Der Ausdruck Magier bezeichnet ursprünglich den medisch-persischen Priesterstand, dessen Religion im Dienst der Gestirne bestand, und welche zugleich Hof- und Ge-

heimräthe des persischen Königs waren. Da aber die babylonisch-chaldäischen Priester ebenfalls dem Dienst der Sterne als Astrologen ergeben waren, so wurde der Name Magier auch auf diese übertragen (Jerem. 39, 3. 13). Sie waren in Klassen eingetheilt, und einer Klasse war Daniel vorgesetzt (Dan. 2, 13); später ward er sogar der Obervorsteher. Zur Zeit Christi aber hatte sich die persische Anschauung weit hinaus durch Syrien und Arabien verbreitet, und Magier hießen damals überhaupt die herumziehenden Astrologen, Gaukler und Wahrsager, die mystischen Philosophen der heidnischen Welt. Es kann uns aber nicht nur gleichgültig sein, es soll uns gleichgültig sein, von welchem Volke diese Magier herkamen, denn sie sollen uns schlechthin als die Erstlinge, die Repräsentanten des Heidenthums in seiner Weltweisheit erscheinen. Und ebenso müssen wir es dahingestellt sein lassen, ob sie aus dem naheliegenden Arabien, aus dem weiter gelegenen Chaldäa, oder dem noch entfernteren Persien kamen. Alle diese Länder lagen von Jerusalem ostwärts. Justin der Märtyrer nahm in seinem Dialog mit dem Juden Trypho an, sie seien aus Arabien gekommen. Sie scheinen allerdings eine weite Reise gemacht zu haben; indessen auch das Land Arabien erstreckte sich von der palästinensischen Gränze weit hinaus. Genug, sie kamen aus dem Orient, weil der Stern des Orients ihnen gesagt hatte, jetzt sei der wahre Stern des Heils aufgegangen im Westen.

Vier Elemente haben wir in ihrer Führung zum Herrn zu beobachten. Diese Thatsache steht obenan, daß sie fromme Männer waren, fromme Heiden, fromme Weise, Philosophen, ja fromme Magier, unter aller Zweideutigkeit eines Namens, den auch der Magier Simon getragen hat, Leute, die nach dem lebendigen Gott fragten. Und so haben wir hier wieder dasselbe Zeugniß, welches sich auch durch das ganze Alte Testament hindurchzieht, daß sich Gott von jeher unter den Heiden ein Volk erhalten hat, das ihn gesucht und gemeint hat unter allen Verdunkelungen des Geistes durch den Aberglauben der Zeit. So tritt dem theokratischen Abraham ein heidnischer Melchisedek gegenüber, dem Moses ein Jethro mit aufleuchtendem, ein Bileam mit verblassendem Geistesglanz, dem David ein Hiram, dem Salomo eine Königin aus Sabäa, dem Elisa ein Syrer Naeman; und die heidnischen Namen Hiob und Ruth stehen an der Spitze alttestamentlicher Bücher. Das neue Testament vollendet diese Anschauung des stillen Wunder-

landes der vorbereitenden Gnade Gottes; und es ist dabei recht merkwürdig, daß uns Matthäus, welcher vorzugsweise der Evangelist der Hebräer war, diese Gläubigen aus der weiten Heidenwelt entgegenführt als die Erstlinge, welche dem neugebornen Heilande huldigen, im Gegensatz gegen den ungläubigen Judenkönig Herodes und die jüdischen Priester und Schriftgelehrten mit der ganzen Stadt Jerusalem, während uns Lukas, der paulinische Evangelist der Heidenchristen, mit der noch früheren Huldigung der Hirten von Bethlehem in Judäa bekannt macht.

Heidnische Frömmigkeit ist das erste Element, oder vielmehr Gottes Geistes- und Gnadenwalten über den auserwählten Seelen; das zweite ist die historische Kunde, das Völkergerücht, der Klang, der Name: ein König der Juden, der geboren werden soll. Daß in jenem Orient, wo der Stamm Juda 70 Jahre in der Verbannung gesessen, wo so viele Juden auch später seßhaft geblieben, zu einer Zeit als die jüdische Messiashoffnung sich schon vollständig entwickelt hatte, wo Ezechiel und Daniel gelebt und gelehrt, die Kunde von der israelitischen Erwartung eines heilbringenden Königs sich verbreitet, kann uns nicht Wunder nehmen; auch abgesehen von den Zeugnissen der römischen Historiker Suetonius und Tacitus, welche gar wohl ihren Ursprung in einer Stelle des jüdischen Josephus haben könnten, womit er in unisraelitischer, verrätherischer Weise die Hoffnung Israels auf den Kaiser Vespasian gedeutet hat. Der Tempel zu Jerusalem war im ganzen Morgenlande als ein mysteriöses Heiligthum bekannt; die Religion dieses Tempels war den Völkern ein weltkundiges Räthsel, und für die Gottesfürchtigen unter ihren Weisen gab es keine bedeutungsvollere Frage als die nach dem Grundgedanken dieser Religion. So war das Gerücht von dem kommenden Christus in der Welt still verbreitet. Daß aber der Messias jetzt geboren sei, das erfuhren die Weisen durch den Stern. Was nun diesen Stern betrifft, so kann weder von einem Meteor, noch von einem Kometen die Rede sein; das erstere verfliegt ohne Rast, das letztere hat für das Alterthum keine heilbringende Bedeutung. Nach Münter wird in den chinesischen Tafeln berichtet, es sei ein neuer Stern erschienen zu einer Zeit, die mit dem vierten Jahre vor der Geburt Christi übereinstimmen würde. Diese Nachricht führt uns zu weit; sowohl was die Zeit der Geburt Christi als was den Ort der Betrachtenden anlangt. „Der berühmte Astronom Kepler hat nachgewiesen, daß

im Jahre 747 nach Roms Erbauung sich eine sehr merkwürdige dreifache Conjunktion des Jupiter und Saturn ereignet habe; daß im Frühlinge des nächsten Jahres noch der Mars hinzugekommen sei, und hat es als wahrscheinlich bezeichnet, daß zu jenen drei oberen Planeten noch ein außerordentlicher Stern hinzugekommen sein könne, wie dies im Jahre 1603 der Fall gewesen. Diese merkwürdige Conjunktion hielt Kepler für den Stern der Weisen." Eben so Ideler und Schubert. Dieselbe Stellung der beiden Sterne wiederholt sich alle 800 Jahre, und sie soll zur Zeit Henochs, der Sündfluth, des Moses, des Jesaias und nach Christo zur Zeit Carls des Großen ebenfalls Statt gefunden haben. Wurde nun Christus im Jahre 750 nach Erbauung Roms (4 Jahre vor unserer Zeitrechnung) geboren, so war die volle Sternerscheinung zwei Jahre vor seiner Geburt vorhanden, und man kann sich erklären, weshalb Herodes, der die Zeit des Aufgangs des Sternzeichens von den Weisen erforscht hatte, die Kinder zu Bethlehem bis zu den Zweijährigen hinauf tödten ließ. Die Weisen hatten sich also wohl erst allmälig das wundersame Sternbild vollkommen gedeutet, und am Ende kam eine langwierige Reise hinzu und ließ sie eben zur rechten Zeit in Bethlehem eintreffen.

Hätte sich aber so das Walten Gottes nicht zu einem astrologischen Aberglauben bekannt? Nicht zu der astrologischen Rechnung in ihrem Glauben hat sich Gott bekannt, wohl aber zu dem Glauben in ihrer astrologischen Rechnung. Die Vorstellungen der heidnischen Welt tragen durchweg das Gewand des Aberglaubens, bei den Frommen aber ist der Kern dieses Aberglaubens ein göttlicher Glaubenstrieb, bei den Irdisch-Gesinnten ist er menschliche und dämonische Selbstsucht. Ueberall nun, wo der Kern der abergläubisch gefärbten Vorstellung ein Trieb zu dem lebendigen Gott ist, da bekennt sich auch Gott zu ihm; dergestalt, daß er ihm dazu behülflich ist, seine abergläubische Form abzustreifen. So hat sich auch die Weisheit Gottes zu dem Wissenskern in der Astrologie und in der Alchemie der Alten bekannt, und hat ihn zur Astronomie und zur Chemie werden lassen. Er hat sich bekannt zu dem Menschenopferglauben eines Abraham, zu dem Thieropferglauben eines Moses, zu dem Kirchenglauben der Frommen im Mittelalter, zu dem Dämonenglauben eines Luther. „Die Flamme reinigt sich vom Rauch, so reinigt er den Glauben."

Und so wurde auch der Glaube der Magier gereinigt; obschon

selbst im höheren Sinne ihr Aberglaube wieder das Bild einer Wahrheit war, der Wahrheit, daß alle Sterne und Sternzeichen des Himmels den Logos, den Bildner des Vaterhauses, Christus, den Sohn und Erben des Vaterhauses verherrlichen. Nach Jerusalem wurden die Magier gewiesen durch ihre messianische Kunde. Wie aber mußte es sie hier stutzig machen, als sie fanden, daß der König, die Priester, die Schriftgelehrten noch nicht wußten von einem neugebornen König der Juden, daß er am wenigsten im Königshause zu finden war, und daß ihre Nachfrage Alles sofort verlegen machte und mit Schrecken erfüllte. Endlich erhalten sie die Weisung nach Bethlehem. Und wenn sie nun wieder die Weisung nach dem armen Bethlehem, von Jerusalem der Königsstadt fort, befremden muß, so noch mehr die Hütte, die ganze Armuth der Umgebung des Kindes; ja höchst wahrscheinlich auch der Umstand, daß das Kind erst jüngst geboren war, während ihr Sternbild schon längere Zeit geleuchtet. Gleichwohl glaubten sie sich durch alle Anstöße und Zweifel kühn hindurch, ja so kühn, daß sie in dem Stern mit großer Freude ihren Wegweiser erblickten, und den deutlichen Fingerzeig, vom hohen Zenith des Himmels herab auf das niedere Haus, in welches sie eintraten bei nächtlicher Weile. Die göttliche Weihe in der Erscheinung des Kindes mit der Mutter besiegelte ihren Glauben und sie fielen nieder und beteten es an (nicht bloß im morgenländischen politischen Sinne, wie sie etwa auch vor dem Herodes sich hingeworfen), und thaten ihre Schätze auf, und opferten ihm Geschenke, Gold und Weihrauch und Myrrhen.

Indessen hätten sie doch mit ihrer Frömmigkeit, mit ihrem Messiasgerücht und mit ihrem Stern den Heiland schwerlich gefunden, wenn ihnen nicht das Wort Gottes als das vierte Element in ihrer Führung die Weisung nach Bethlehem gegeben hätte. Die von dem Könige Herodes versammelten Hohenpriester und Schriftgelehrten ertheilten auf die Frage, wo Christus solle geboren werden, die Antwort: zu Bethlehem, im jüdischen Lande, denn also steht geschrieben von dem Propheten: Und du Bethlehem, Land Juda's, mit nichten bist Du die geringste unter den Fürstlichen Juda's, denn aus Dir wird hervorgehen der Fürst, welcher weiden wird mein Volk Israel. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie die Stelle Micha's (5, 1) richtig gedeutet haben.

Das Wort Gottes machte also die Glaubensahnung und den Glaubensdrang der Weisen zum vollendeten Glauben. Besiegelt

aber wurde ihr Glaube durch die Erscheinung des heiligen Kindes, das ganze göttliche Lebensbild des Neugebornen. Und nun kam auch ihr Glaube zur vollen Erscheinung in einer unbegränzten Anbetung, und in den edelsten Opfergaben.

Gold, Weihrauch und Myrrhen: fürstliche Gaben, einer morgenländischen Huldigung am Königshofe gemäß, hier von höherer Bedeutung. Die Gaben Weihrauch und Myrrhen deuten auf Arabien hin; wären aber freilich auch von Durchreisenden dort zu finden gewesen. Wären sie miteinander Symbole der Sonne gewesen, wie man gesagt hat, so würden sie auf persische Anschauung schließen lassen. Nach der israelitischen Symbolik konnte jedenfalls der Weihrauch das Gebet bezeichnen oder auch die Huldigung, Gold den majestätischen Glanz, die Myrrhe mit ihrem Wohlgeruch Gottgefälligkeit oder Heiligkeit. Nach der katholischen Deutung huldigten die Weisen mit dem Rauchwerk dem Gott, mit dem Golde dem Könige, mit der Myrrhe dem Menschen, weil er sterben wollte als Mensch, auferstehn als Gott, herrschen als König. Das mönchische Mittelalter fand in diesen Gaben die drei sogenannten guten Werke abgebildet: im Golde das Almosen, im Weihrauch das Gebet, in der Myrrhe das Fasten. Näher lag die Beziehung des Goldes auf die Glaubenstreue, welche mit dem wahren Lebensglanz Eins ist (1 Pet. 1, 7); des Weihrauchs auf das Gebet (Psalm 141, 2), der Myrrhen auf den heiligen Schmerz der Weltentsagung und Abtödtung des Fleisches (Joh. 19, 39; Ephes. 5, 2). Allein diese Gaben hatten hier sofort nach der Vorsehung Gottes auch eine reale Bedeutung: sie sollten die Flucht nach Aegypten erleichtern, welche der Mordanschlag des Herodes nothwendig machte.

Diese Bemerkung führt uns auf den erschütternden Contrast, in welchem die heidnischen Weisen zu den Vätern in Israel und der Hauptstadt des Landes auftreten. Jerusalem, die Stadt Gottes, erschrickt über die Kunde der Geburt Christi; die Fernen der Heidenwelt dagegen schließen sich auf für ihn. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten finden in der heiligen Schrift die Weisung nach Bethlehem, weisen die Fremden dahin und bleiben selber im Unglauben daheim; die heidnischen Magier lassen sich durch ihren Stern und jene Weisung leiten und kommen zum Ziel. Herodes der Große als zeitlicher König der Juden zum Sachwalter und Bahnmacher des ewigen Königs der Juden berufen, macht einen tückischen Mordanschlag auf sein Leben und hüllt ihn in das

dichteste Gewand der Heuchelei; die fremden Weisen legen den Stolz ihrer Heimath, ihres Standes, ihre Weisheit und sich selbst mit ihrer edelsten Habe hingebend zu den Füßen des heiligen Kindes nieder, in dessen Gegenwart sie ihren Seelenfrieden finden, von dessen Zukunft sie das Heil der Völker erwarten.

Esau, der Stammvater der Idumäer, zeichnete sich bei allem Stumpfsinn gegen die Verheißungen Gottes, um dessentwillen er als Erstgeborner verworfen wurde, doch noch durch seine Gradheit und Biederkeit aus, und der Mordgedanke, den er gegen seinen Bruder Jacob einmal in seinem Herzen trug, schien in seiner Gutmüthigkeit zu ersticken. Später und oftmals aber trat der alte Groll des Edom gegen Jacob in seinem Saamen wieder hervor (s. Obadja), und weil Esau's Mordgedanke nie durch gründliche Buße ertödtet worden, so kommt er spät in diesem Idumäer Herodes, dessen Leben uns Josephus gezeichnet hat, zur Reife. Der Stumpfsinn des Ahnherrn hat sich in diesem eigentlichen Erben seiner irdischen Verheißung (1 Mos. 27, 40) zur Verstocktheit vollendet, darum erscheint aber auch die Biederkeit des Ahnherrn bei Herodes bis zur todten Larve ausgehöhlt und ist zur Maske geworden für seine teuflische List. Er hat sorgfältig nach dem Kinde Jesu geforscht, zuerst nach dem Wo? dann nach dem muthmaßlichen Wann? seiner Geburt. Das wirkliche Individuum aber sollen ihm die Weisen ausmitteln und angeben. Sie haben vorläufig seinem Worte getraut, daß er nach ihrem Bericht kommen wolle, das Kind ebenfalls anzubeten. Allein die Weisen bleiben nach ihrer Abreise aus und der blutbefleckte Tyrann läßt den Bethlehemitischen Kindermord vollziehen. Man hat gefragt, weshalb weiß Josephus nichts davon? Allein unser Text läßt schon die Ansicht durchblicken, daß Herodes jene Kinder auf dem Wege tückischen Ueberfalls und Meuchelmords zu beseitigen wußte; nicht durch eine Staatsaktion, wie sie Etwas für den Josephus gewesen wäre.

Der schlaue Politiker hat die Weisen zu überlisten gesucht. Allein unter der Leitung des Herrn überflügeln sie ihn, und zwar nicht durch heimliche Nachtwachen und astrologische Weisheit, sondern durch den Ahnungsblick ihrer frommen Einfalt im Schlaf. Ein Gottesspruch in ihrem Traumleben verbietet ihnen die Rückkehr zu Herodes, der ihnen von Anfang an einen unheimlichen Eindruck machen mußte, und auf einem andern Wege entweichen

sie in ihr Land. So scheinen sie in der Ferne zu verschwinden mit ihrem Glauben, aber der Ruhm ihres Glaubens hat sie zu Heiligen der Kirche gemacht, die kirchliche Sage hat sie mit Wunderglanz umgeben.

Die kirchliche Sage hat die Magier erstlich in Beziehung gebracht zu dem Apostel Thomas und seiner Wirksamkeit im Orient. Thomas soll sie in Persien getauft haben, worauf sie selbst dann als Verbreiter des Evangeliums noch wirksam gewesen seien. Im Zuge ihrer Verherrlichung aber hat die Sage sie in Bezug gesetzt zu dem Stern aus Jacob, dessen Aufgang Bileam verkündigt (4 Mose 24, 17). Man verwechselte jenen symbolischen Stern des Bileam, den Herrn mit seinem Himmels-Zeichen. „Die Vorsteher der Mysterien, hieß es, hätten zwölf Männer aus ihrer Mitte ausgewählt, welche jährlich drei Tage lang auf dem Berge des Sieges in heiligen Uebungen zugebracht, um den Stern, den Bileam geweissagt, zu erblicken, und sie hätten endlich am Tage der Geburt Christi wirklich einen Stern gesehen, in der Gestalt eines Knaben, auf seinem Haupte ein Kreuz [1])." Ebenso machte die Sage sie zu Königen, nachdem noch Cyprian sie für Astrologen, Hilarius und Hieronymus für Zauberer gehalten hatten. Man schloß auf ihre königliche Würde aus ihren königlichen Gaben und führte den Beweis mit Hinweisung auf die Verheißungen Psalm 68, 30. 32; Psalm 72, 10; welche von Königen reden, die Jerusalem Geschenke bringen; namentlich auf die Epiphanias-Epistel Jes. 60, 6: sie werden aus Saba aber kommen, Gold und Weihrauch bringen u. s. w. und V. 10: Fremde werden deine Mauern bauen, und ihre Könige dir dienen; wozu noch Jes. 49, 7 zu ziehen ist. Chrysostomus nahm an, es seien der Magier zwölf gewesen (wahrscheinlich nach der Zahl der Jünger, oder nach den Stämmen Israels), Epiphanius vermehrte die Zahl auf 15, Leo der Große entschied sich für die Dreizahl nach den dreifachen Gaben. Bei Beda Venerabilis werden sie zuerst mit Namen genannt, Caspar, Melchior und Balthasar. Petrus Comestor erlebte die Auffindung ihrer Leichname im Jahre 1162; er nannte sie Apellius, Amerus und Damasius. Nach Andern sollten sie noch anders heißen. Doch siegten die Namen des Beda, und „diese sind gemeint, wenn der katholische Priester noch jetzt am heiligen Dreikönigstage zu seinen

[1]) G. Schwabs Romanzenkranz.

Gemeindegliedern ins Haus kommt und drei Kreuze mit den drei Buchstaben C. M. B. und der Jahreszahl mit Kreide an die Thür schreibt, was in Verbindung mit dem ausgesprengten Weihwasser vom Volke als ein unfehlbares Schutzmittel gegen alle Gefahren angesehen wird." Die Namen der Weisen scheinen vielfache Beziehungen auf den Lichtglanz des Himmels zu haben; am deutlichsten ist dies bei Melchior, Lichtkönig. Sie sind eben Kinder und Propheten der himmlischen Erscheinung, kein Wunder daher, daß man sie auch unter die Sterne des Himmels, in den Gürtel des Orion versetzt hat, und daß über ihrem sagenhaften Gebein, welches unter den ersten christlichen Kaisern nach Constantinopel gebracht sein soll, dann nach Mailand in die Eustorgiuskirche gekommen war und welches Kaiser Friedrich I. nach der Eroberung der Stadt dem Erzbischof Raynold von Cöln schenkte, auch jetzt der Glanz der mittelalterlichen Erscheinungskirche in ihrem prachtvollsten Symbol, dem Cölner Dom, sich noch einmal von Neuem entfaltet.

Die kirchliche Gemeine hat für diesen Tag die erhabene Stelle Jes. 60, 1—6: Mache Dich auf, werde Licht! — zu ihrer Festepistel gewählt, „fast der einzigen Epistel unsres evangelischen Kirchenjahrs, die aus dem alten Testament genommen ist." Das Evangelium des Tages ist natürlich die Festgeschichte, Matth. 2, 1—12.

Die Sitte der römischen Kirche, den Epiphanientag als Missionsfest oder als Fest der Heidenbekehrung zu feiern, hat auch die Brüdergemeine festgehalten, und in der neuesten Zeit hat man ebenfalls in der evangelischen Kirche, welche früher den Epiphaniastag meist nur feierte, wenn er auf einen Sonntag fiel, vielfach den Gedanken ausgesprochen, der Epiphanientag müsse zu unserm allgemeinen Missionsfeste werden. Bis jetzt hat dieser Gedanke nicht recht durchdringen wollen; vielleicht weil unser Blick auf die Heidenwelt und unsere Missionsarbeit selber noch nicht ahnungsfroh und festlich genug geworden ist. Die große welthistorische, biblische und altkirchliche Wahrheit von der Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi muß diesen Festkeim beleben und zur Reife bringen. Wir wollen einer Heidenwelt gedenken lernen, welche nicht ein sternloses Nachtgebiet des Hades ist, sondern eine Nacht von dem Sternlicht der vorbereitenden Gnade über auserwählten Geistern und Herzen gehoben, von der Ahnung und Hoffnung des Heils in geheimen Seufzern, Gebeten und Forscherblicken und Kämpfen belebt. Wir wollen eine Erscheinung des Herrn feiern, welche mit ihrem

Gottesglanz die Tiefen der Gottheit in ihrem dreifaltigen Licht und die Tiefen der Heidennacht mit den dreifaltigen Opfergaben ihres Glaubenssehnens offenbar macht; eine Erscheinung, welche aus der Todesweihe des Lebens Christi, seiner Taufe als der Glanz seiner inneren Herrlichkeit hervorbricht und die sich selbst im Siege des Lichtes in der äußeren Natur abschattet, während sie eine Weissagung ist von der einstigen Erscheinung des Lichtglanzes des großen Gottes. Wenn wir also die Zuversicht gewinnen, die schöne göttliche Erscheinung, die aus dem Leben und Tode Christi quillt, fröhlich zu verkündigen, die wahre Erscheinung der Braut Christi in der vollen Communion seiner priesterlichen Gemeine entgegen zu setzen dem falschen, verlockenden Schein veräußerlichter Gottesdienste, das Aufleuchten des irdischen Sonnenlichtes zum Sinnbild der Siege des Lichtes aus der Höhe zu machen, und an diesem Tage auch einmal die Heidenwelt von der Lichtseite anzusehen, und das Missionswerk nicht als Menschenarbeit, sondern als Gottesfeier und Gottesfreude, dann wird wohl noch die Epiphanie zu einem schönen Jahresfest unsrer Kirche werden.

J. P. Lange in Bonn.

---

18. Jesus zwölf Jahre alt im Tempel.

1. Sonntag nach Epiphan.

Zwischen der heiligen Weihnacht, in welcher der englische Lobgesang über Bethlehems Hügeln ertönt, und zwischen der Taufe im Jordan, wo aus dem geöffneten Himmel das Wort erscholl: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" liegt ein langer dreißigjähriger Zeitraum, in welchem der Heiland der Welt in der Stille und Heimlichkeit seinem künftigen Berufe entgegenreift. Wie ist das geschehen? In welcher Weise und durch welche Einflüsse von oben und von außen hat sich die zarte Pflanze in dem Garten von Nazareth allmählig zur Knospe und endlich zur Blume entfaltet? Wohl wissen wir, daß er Gottes Sohn, und sein reiner, heiliger Geist die innerste, tiefste Trieb- und Bildungskraft seines Wesens war. Aber wir wissen auch, daß er, wie unter das Gesetz gethan (Gal. 4, 4), so auch unter das Gesetz des Wachsthums und der Entwicklung gestellt war; und wie er in allem, ausgenommen die Sünde, uns gleich werden sollte, so auch darin,

daß die Kräfte seines Geistes nur allmählig und in dem Wechselspiel von Aufnehmen und Einwirken sich entfalten sollten. Wie begierig lauschen wir in der Lebensbetrachtung außerordentlicher Menschen den sparsamen Zügen, welche uns aus ihrer Kindheit und Jugend erzählt werden, weil wir darin oft ein prophetisches Vorspiel dessen erkennen, was sie später geworden sind. Wer lüftet uns aber den Schleier, der über die Kindheit- und Jugendgeschichte des Erlösers ausgespannt ist?

Der menschliche Vorwitz hat ihn auf verschiedene Weise zu heben versucht. Unverfänglich zwar und an sich nicht unwahrscheinlich ist, was seine leibliche Beschäftigung betrifft, die Sage, daß er in Nazareth das Gewerbe seines Vaters, der ein Arbeiter in Holz (Luther: Zimmermann) war (Matth. 13, 55), betrieben habe. Nennen ihn doch die Einwohner Nazareths ausdrücklich „den Zimmermann" (Marc. 6, 3). Durch Betreibung eines Handwerks, womit auch der Apostel Paulus sich seinen Unterhalt erwarb (Apg. 18, 3. 20, 33—35. 2 Cor. 11, 8 folg.), war er nach damaliger Sitte auch von der höchsten Bildung seines Volks nicht ausgeschlossen. Aber die wundersüchtige Phantasie hat jenen räthselhaften Zeitraum zwischen dem wundervollen Anfang und dem wundervollen öffentlichen Wirken des Erlösers mit allerlei grotesken Fabeln, wie sie in den apokryphischen Evangelien vorliegen, ausgefüllt. So soll der Knabe seinem Lehrer, der ihm das Alphabet beibringen wollte, sofort die geheimnißvolle Bedeutung der einzelnen Buchstaben aufgeschlossen haben, so daß dieser ausrief: Wehe mir! ich vermag nicht die Kraft seines Blicks zu ertragen, noch seine klare Rede. Auf der andern Seite hat die Wunderscheu, die auch das treibende göttliche Princip in Jesu verkennt, seine Weisheit aus allerlei menschlichen Quellen, bald aus den Mysterien Egyptens oder der orientalisch-griechischen Philosophie, bald aus dem Umgang mit der Secte der Essener oder aus dem Unterrichte der Rabbinen oder gar der Sadducäer abzuleiten versucht, während die evangelische Geschichte bezeugt, daß er einen eigentlich gelehrten Unterricht, eine nach unsern Begriffen wissenschaftliche Bildung nicht erhalten hatte (Matth. 13, 54 folg. Joh. 7, 15 folg.).

Nur einmal wirft die evangelische Geschichtserzählung einen Lichtstrahl in jenen dunkeln Zeitraum, wenn sie von dem ersten Besuche Jesu im Tempel uns berichtet. Eine kostbare Perle — diese Erzählung. Und welch' ein glänzendes Zeugniß für die

geschichtliche Nüchternheit des Evangelisten Lukas, daß er aus jener verhüllten Zeit, welche der dichtenden Phantasie den vollsten Spielraum bietet, nur diesen einen Zug uns zu erzählen weiß, diesen einen Lichtblick aus den Vorräumen der öffentlichen Geschichte. Aber dieser eine Zug — wie bedeutsam und inhaltsreich ist er. Wie wirft er seine Strahlen rückwärts in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft, gleich jenen heiligen Gemälden, wo von dem göttlichen Kind in der Mitte alles Licht auf die Umgebungen ausstrahlt. Wie offenbart er uns das verborgene Wachsen und Werden des Kindes bis zu dem Momente, wo das höhere göttliche Bewußtsein in ihm hervorbricht, und läßt uns die künftige Größe und Hoheit des Weltheilandes ahnen. Und wie zeigt er uns zugleich das Bedürfniß des lernbegierigen Kindes, durch Unterredung mit den Schriftgelehrten seines Volks tiefer in den Geist des Gesetzes und der prophetischen Schriften eingeführt zu werden. Wie stellt er uns das Bewußtsein seiner höheren göttlichen Bestimmung in der vollkommenen Einheit mit dem Gehorsam gegen diejenigen dar, welche für die Zeit seiner kindlichen Entwicklung die irdischen Repräsentanten seines himmlischen Vaters waren.

Jesus hatte im Kreis der heiligen Familie das zwölfte Jahr erreicht. Es war dies das Alter — etwa dem funfzehnten Jahr bei uns entsprechend —, welches nach jüdischer Sitte den Uebergang aus der Kindheit in das Jünglingsalter bildete, und mit welchem die Verpflichtung zum Halten des Gesetzes und zugleich der selbstständige Antheil an den gottesdienstlichen Gebräuchen verbunden war. Die Knaben hießen von diesem Zeitpunkt an „Söhne des Gesetzes". Darum nahmen ihn seine Eltern, als sie nach ihrer Gewohnheit auf das Osterfest gingen, jetzt zum erstenmal mit nach Jerusalem. Wie mag den Knaben schon längst verlangt haben, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und den Ort, da seine Ehre wohnet. Wie mag sein Herz in heiliger Freude aufgegangen sein, als er mit der jubelnden, Psalmen singenden Festkarawane hinaufzog nach Zion, diesem Anziehungs- und Sammelpunkte aller Gläubigen in Israel. Die heilige Stadt war erreicht. Die Festgenossen zerstreuten sich, theils um die Opfer darzubringen und die festlichen Mahlzeiten zu halten, theils um an den Herrlichkeiten und der sinnlichen Pracht der einzigen Stadt ihr Auge zu weiden. Ihn aber zog es vor allen in den Tempel, d. h. in

eine der an dem Tempel angebauten Hallen, wo die berühmtesten Gesetzeslehrer ihre Vorträge hielten. Da saß er „mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörete und sie fragete.“

Es ist eine häufige Vorstellung, daß der Knabe Jesus im Tempel gelehrt habe, wie wenn mitten unter den Rabbinen eine Lehrkanzel für ihn errichtet worden wäre, Fragen aufzulösen und andere aufzuwerfen. Ein apokryphisches Evangelium läßt ihn bereits den Rabbinen Fragen aufgeben, wie die (Matth. 22, 41 folg.): wie er denn Davids Sohn sein könne, während ihn David seinen Herrn nennt. Aber ein lehrendes, demonstrirendes Kind — und als solches müssen wir Jesum, auch wenn er eben jetzt im Begriff war, den kindlichen Verhältnissen zu entwachsen, uns denken — ist eine abenteuerliche Vorstellung, die am wenigsten zu seinem demüthigen Sinne paßt. Die evangelische Erzählung giebt dazu keinen Anlaß. Denn selbst die Verwunderung der Zuhörer galt hauptsächlich dem Verstande, der aus seinen Antworten hervorleuchtete (v. 47). Fragen und Antworten, d. h. die dialogische Form war die gewöhnliche Art des Unterrichts der Schriftgelehrten. So erzählt Josephus in seinem Leben (§. 2) von sich, daß, als er vierzehn Jahr alt war, die Priester der Stadt bei ihm zusammenkamen, um Fragen über das Gesetz ihm vorzulegen. So antwortete denn Jesus auf die vorgelegten Fragen — ohne Zweifel aus dem Schatze der Erkenntniß heraus, den er bereits durch fleißigen und in den Kern der Sache eindringenden Umgang mit dem Gesetze und den Propheten sich gesammelt hatte, und erleuchtet von seinem reinen, lauteren Wahrheitsgefühle. Eben durch die Fragen wurde der verborgene Reichthum seines inneren Lebens zur Entfaltung gebracht und wie durch das Anschlagen des Steins am Stahl die Leuchte seines Geistes hervorgerufen. Aber er wußte auch zu fragen, als ein noch nicht Wissender, um an Klarheit und Sicherheit der Erkenntniß zuzunehmen, um von Weisheit zu Weisheit zu wachsen. Und wahrlich — recht zu fragen, am rechten Orte zu suchen, ist keine geringere Kunst, als recht zu antworten. Sagt doch Hamann: „Kindern zu antworten, ist in der That ein examen rigorosum.“ Und wiederum: „Wer Schriftgelehrten und Sophisten den Mund stopfen will, muß — Fragen zu erfinden wissen.“ Was mag er alles gefragt haben? Und wie mag er durch seine kindlich reinen, auf das Schriftwort gegründeten Fragen die Schriftgelehrten mit ihren Satzungen in's Gedränge gebracht haben!

Doch hier eben drängt sich dem Leser dieser einfachen Geschichte ein gewichtiges Bedenken auf. Wer waren denn diese Schriftgelehrten, zu deren Füßen Jesus als aufmerksamer Zuhörer saß? Sind es nicht dieselben, gegen welche er nachher in seinem öffentlichen Lehramt so harte und bittere Vorwürfe erhob, welchen er Schuld gab, sie verwalteten die ihnen anvertrauten Schlüssel des Himmelreichs so, daß sie nicht nur selbst nicht hineinkommen, sondern auch andern wehreten hineinzukommen? Sollte er, was er nachher tadelte, damals nicht geahnt haben? Aber seine Erkenntniß von göttlichen Dingen muß damals, da sich alle über seine Einsicht verwunderten, und da er sich, wovon nachher, schon eines besonderen Verhältnisses zu seinem himmlischen Vater bewußt war, bereits eine ziemlich entwickelte gewesen sein. Einen Irrthum aber, der in so wichtigen Dingen nicht ohne Sünde wäre, eine Täuschung über den Werth der Vorträge jener Lehrer dürfen wir bei ihm nicht annehmen. Gewiß hat sich in ihm das Gefühl geregt, daß ihre Erklärungen über den Willen Gottes und die göttlichen Verheißungen nicht aus der Tiefe der Schrift geschöpft seien, daß sie nicht die rechte Speise den hungrigen Seelen darbieten. Gewiß hat er im Umgang mit ihnen mehr gegeben, als empfangen. Aber doch mag er im geschichtlichen Wissen, in allem, dessen Erkenntniß schon mehr eine gelehrte Bildung erforderte, sich von ihnen gefördert gefühlt haben. Was aber die Hauptsache ist — sein künftiger Beruf, wo er mit den Häuptern des Volks so manche Streitreden zu führen hatte, erforderte auch eine genauere Kenntniß ihrer Lehrweise und ihrer Ansichten. Sein späterer strenger Tadel konnte nur dann ein gegründeter sein, wenn er mit ihrer Scheinweisheit, ihren verschrobenen und schriftlosen oder schriftwidrigen Lehren sich genauer bekannt gemacht, wenn er die gewaltige Kluft, welche zwischen ihm und ihnen bestand, sich zum klaren Bewußtsein gebracht hatte. Darum blieb er so lange in ihrer Mitte und darum traf er wohl auch mit seinen Fragen so manche schwache Seite ihres Systems, während er wohl die echten und gesunden Elemente, die in der religiösen Bildung seines Volkes lagen, in sein empfängliches Gemüth aufnahm.

Diese religiöse Unterredung, dieses Interesse an göttlichen Dingen hatten den Knaben so dahingenommen, daß er darüber die Zeit der Abreise vergaß. Die Eltern reisen ohne ihn ab, meinend, er wäre unter den Gefährten, und hoffend, ihn Abends an dem

für die Nazarethaner bestimmten Sammelplatze zu finden. Aber vergebens suchen sie ihn unter den Gefreundeten und Bekannten, sie kehren um nach Jerusalem und am dritten Tage finden sie ihn im Tempel.

Man glaubt es mit der Sorgfalt, die man bei den Eltern Jesu voraussetzt, nicht reimen zu können, daß sie das ihnen anvertraute Himmelskind so lange aus den Augen gelassen, ja man rechnet es der Maria als Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit zu, daß sie den höchsten Gottesdienst, die Hut des göttlichen Kindes, verabsäumt habe, um den Zerstreuungen des sinnlichen Jerusalems zu folgen. Allein wer weiß, ob die Eltern ihren Sohn nicht selbst vor allen in den Tempel gewiesen und dabei nur voraussetzten, daß er von selbst mit dem Ende des Festes sich wieder bei der Karawane einfinden werde? Bei der genauen Kenntniß von seiner Besonnenheit und seinem Charakter konnten sie ihn wohl auch etwas freier gehen lassen, ohne sogleich Gefahr zu befürchten. Bedenkt man aber das Festgetümmel bei der Abreise (es versammelten sich am Osterfest über zwei Millionen Menschen in Jerusalem), wobei es schwierig war, daß jede Familie sich sogleich zusammenfand; bedenkt man, daß die Karawanen häufig Truppweise abzogen, so daß die Zusammengehörigen oft erst Abends am gemeinschaftlichen Standort sich vereinigten: so war das Vertrauen der Eltern, ihr Kind Abends bei den Gefreundeten zu finden, ein wohlbegründetes, und wir werden den Vorwurf der Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit zurückhalten müssen.

Natürlich ist aber die erwachende Sorge der Eltern, als sie sich Abends in ihren Erwartungen getäuscht sahen, und ihr eifriges Suchen nach dem Sohne, bis sie ihn im Tempel finden, wo sie ihn freilich zuerst hätten suchen sollen. Natürlich der Vorwurf der Mutter: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Es ist dies der erste Verweis aus der Mutter Munde, aber mit Zartheit nur in die Form einer Frage gekleidet. Bisher hatte der Sohn den Eltern noch keine Schmerzen gemacht, sie hatten, wenn auch manches zu weisen und zu erinnern, doch nichts zu verweisen gefunden. Jetzt will die Mutter ihm sagen: was du diesmal gethan hast, verstehe ich zum erstenmal nicht.

Aber eben diese leise Rüge der Mutter entlockt aus des Knaben innerstem Heiligthum das große Wort, worin zum erstenmal das

Bewußtsein seiner höheren göttlichen Bestimmung die menschliche Hülle durchbricht. „Was ist's, daß ihr mich gesucht habt! Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist!" Er will sagen: das scheinbare Vergehen von meiner Seite ist kein Ungehorsam, sondern nur der Akt eines höheren Gehorsams. Ich bin nur dem stärkeren Zuge nach oben, der zu meinem Wesen gehört, gefolgt. Meine zeitweilige Ablösung von den irdischen Eltern war nur ein festeres Anschließen an meinen himmlischen Vater, und zwar als ein heiliges Muß. Und dieses Verfahren scheint ihm so natürlich, als verstünde es sich von selbst, als müßten das auch seine Eltern wissen, deren Suchen mit Schmerzen, als könnte er irgendwie in Gefahr sein, darum ganz unnöthig sei. So liegt das Beschämende seiner Antwort für die Eltern in der Sache selbst. „In dem, das meines Vaters ist", damit meinte Jesus freilich zunächst das Haus seines Vaters, den Tempel, die Stätte der Anbetung und Belehrung über göttliche Dinge, der er sich so ganz hingegeben hatte. Aber schon, daß er nicht sagt, „im Hause meines Vaters", sondern „in dem, das meines Vaters ist", weist darauf hin, daß unter der Oberfläche dieses Ausdrucks ein tieferer, inhaltsreicherer Kern verborgen ist. Der irdische Tempel ist ihm nur ein Abbild seiner wahren Heimat, die im Himmel ist. Himmlische, göttliche Dinge, die großen Thaten und Verheißungen Gottes sind es, worin er sein, d. h. leben und weben, denen er sich ganz hingeben muß, die seine Speise, sein Lebenselement sind. Ja indem er sagt: „meines Vaters", indem er dies dem Worte der Mutter „dein Vater und ich" entgegenhält, eignet er sich den himmlischen Vater in ausschließlicher, persönlicher Beziehung zu. Wir würden zwar zu weit gehen, wenn wir darin schon das klare, bestimmte Bewußtsein seiner Messianität, wie er es später ausgesprochen hat, finden wollten. Aber die Ahnung eines eigenthümlichen Verhältnisses zu seinem himmlischen Vater, der in Ahnung verhüllte Keim seines göttlichen Wesens ist doch da, ihm nicht später erst hinzugekommen, sondern hat sich nur allmählig zur Klarheit des Bewußtseins entfaltet. Es ist noch ein echt kindliches Wort, das aber in seiner Tiefe die Reife des vollkommenen Mannesalters (Eph. 4, 13) weissagt. Und das Sein in dem, das seines Vaters ist, war für ihn im Innersten auch ein Lernen vom Vater, wenn schon nicht ohne äußere und menschliche Vermittlung.

Die Eltern freilich verstunden das Wort nicht, das er mit

ihnen redete. Zwar ganz ohne Verständniß können sie nicht gewesen sein. Denn sonst hätte Maria nicht alle diese Worte so tief in ihrem Herzen bewahrt (v. 51). Sie meinten nur nicht mit dem Hören des nächsten Sinnes das Wort in seiner Tiefe schon ganz verstanden zu haben. Sie hatten eine Ahnung von des Wortes tieferem Sinn, aber noch kein klares Verständniß. Denn die Entwicklung des Kindes ging vor ihren Augen so menschlich-natürlich vor sich, daß sie, im Verlauf der Tage daran gewöhnt, das Höhere in ihm manchmal vergessen konnten und wohl mehr ein unbestimmtes Gefühl seiner Vortrefflichkeit hatten. Scheint doch Maria, wie die andern, vor Pfingsten das Geheimniß seiner Person nicht verstanden zu haben. Und auch darin können wir eine providentielle Fügung bezüglich seiner Erziehung anerkennen, ohne welche sonst etwas Unnatürliches in dieselbe gekommen wäre. Denken wir uns, Maria hätte das klare Bewußtsein des specifischen Unterschiedes ihres Kindes von allen Menschenkindern gehabt und sie hätte zu demselben gesagt: du bist der Sohn des Allerhöchsten; so hätte sein persönliches Bewußtsein über das seiner Mitmenschen sich erheben müssen, und dies wäre störend für seine Ausbildung gewesen. Hätte sie es aber ihm verschwiegen, so wäre etwas Unnatürliches in die Behandlung des Kindes gekommen, dessen göttliche Würde sie hätte anerkennen müssen und welches sie doch leiten und erziehen sollte. Erst als in ihm selbst das Bewußtsein seiner höheren Bestimmung aufgegangen war, als er der elterlichen Führung weniger bedurfte, weil er in der Führung seines himmlischen Vaters sich geborgen wußte, mochte auch den Eltern ein helleres Bewußtsein über die Eigenthümlichkeit ihres Kindes aufgehen.

Gleichwohl zeigt Jesus auch jetzt noch die echte Kindesart, ein Vorbild für alle Kinder. Denn „er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth und war ihnen unterthan.“ Nicht das Aufleuchten seines erhabenen Berufs, nicht der Eindruck des bewundernden Lobes der Zuhörer, nicht das Gefühl der Unsicherheit und Angst im Benehmen der Eltern konnte ihm zu einem Vorwande dienen, an dem kindlichen Gehorsam etwas nachzulassen. Er war ihnen unterthan. Wie er später, obwohl er Gottes Sohn war, doch an dem, das er litt, Gehorsam lernte (Hebr. 5, 8), so war auch seine kindliche und jugendliche Entwicklung ein stetes Gehorsamlernen bis dahin, wo er öffentlich von seinem Vater zeugte und seine Mutter nichts mehr drein zu reden hatte (Joh. 2, 4), ja

wo ihm Mutter und Brüder diejenigen waren, die Gottes Wort hören und thun (Luc. 8, 21).

Aber auch seine religiöse Erkenntniß, sein Selbstverständniß war noch nicht vollendet. Er nahm zu, wie an Alter, so an Weisheit. Durch den steten Umgang mit seinem himmlischen Vater und das Einströmen göttlicher Kräfte in die irdische Hülle, durch Vertiefung in die heiligen Schriften seines Volkes, durch die sabbatlichen Besuche der Synagoge in Nazareth, durch sinniges Betrachten der Wege und Führungen Gottes, wohl auch durch einen offenen Blick in die Wunder der Schöpfung, die ihm so häufig zum Symbol tieferer Wahrheiten aus dem Gebiete des Geistes diente, erweiterte und vertiefte sich seine Erkenntniß, wuchs seine Weisheit. Und in gleichem Maße ruhte auch die Gnade oder das Wohlgefallen Gottes immer völliger auf ihm. Auch bei den Menschen fand er Wohlgefallen. Denn er hatte noch nicht durch das Zeugen wider ihre Thorheit und Sünde ihren Dünkel und ihre Selbstsucht verletzt. Das holdselige Bild eines geistig frühgeweckten, gehorsamen und gottergebenen Jünglings muß unwillkürlich die Liebe und Zuneigung seiner Mitbürger ihm verschafft haben.

Nach dieser Erzählung fällt wieder der Schleier und hüllt die Jugend Jesu in achtzehnjähriges Dunkel, bis der gereifte Erlöser mit dem Rufe auftritt: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeikommen. C. H. Stirm in Stuttgart †.

---

19. Die Taufe Jesu.

6. Januar.

Daß Jesus von Johannes dem Täufer die Taufe empfangen habe, ist eine über alle Zweifel erhabene Thatsache des Lebens Jesu. In der ältesten Kirche nahm sogar die Erinnerung an sie eine viel wichtigere Stelle ein als später, wie das damalige Tauffest beweist. Dieses wurde zwar nicht vor der Feier des Todes Christi eingeführt (1. Cor. 5, 7) auch nicht vor dem Auferstehungsfeste, aber doch lange vor dem Weihnachtsfest, als Fest der Epiphanie, der Erscheinung d. h. Offenbarung Christi. Es vertrat eine Zeitlang gewissermaßen auch das Weihnachtsfest, indem Jesu Geburt zum messianischen Beruf darin mitgefeiert wurde. Später ist die Taufe Christi und ihre Bedeutung ungebührlich in den Hinter-

grund gedrängt. Auch die Reformation hat das Tauffest nicht wieder hergestellt, obwohl nicht blos reformirte Theologen, sondern auch viele lutherische die Salbung Jesu mit dem heiligen Geist bei der Taufe, wodurch er Christus oder Gesalbter wurde, bestimmt hervorhoben und vor Allen Luther das Tröstliche lebendig erkannte, das in dem vollkommenen Gleichwerden des Gottmenschen mit uns, ausgenommen die Sünde, liegt.

Ueber das Geschichtliche des Taufvorganges selbst haben wir außer unseren Evangelien verschiedene Berichte aus dem judaistischen Kreise. Nach der s. g. Predigt des Petrus hätte Jesus ein Sündenbekenntniß vor dem Täufer abgelegt. Nach einem anderen wäre Jesus von seiner Mutter und seinen Brüdern aufgefordert worden, zur Johannistaufe zu kommen, hätte aber geantwortet: „was habe ich Böses gethan, um zur Taufe gehen zu müssen, es wäre denn, ich hätte unwissend damit gesündigt, daß ich das sage.“ Hienach hätte sich Jesus taufen lassen um der Möglichkeit willen, daß er ohne sein Wissen von Sünde berührt wäre. Demgemäß läßt dieser Bericht Jesum vor der Taufe als sittlich ausgezeichneten Menschen, aber ohne klares Selbstbewußtsein erscheinen und seine wahre Persönlichkeit wird ihm erst durch die Taufe, welche als eine neue Geburt aus dem Geiste beschrieben wird. Daher läßt dieser Bericht die vom Himmel erschallende Stimme sagen, nachdem der heilige Geist in ihn eingegangen war: „Du bist mein lieber Sohn, heute habe ich dich gezeugt.“ Nach den Nazaräern kam die ganze Quelle des heil. Geistes nach der Taufe auf ihn, ruhte auf ihm und sprach zu ihm: „Mein Sohn, in allen Propheten habe ich dich erwartet, daß du kämest und ich in dir ruhete, denn du bist meine Ruhe, du bist der Erstgeborne, der König ist in Ewigkeit.“ Daß nun diese Berichte an Ursprünglichkeit hinter den evangelischen zurückstehen, erhellt schon aus der Ausschmückung bei den Einen, wornach eine mehrfache Stimme vom Himmel fiel und ein großes Licht alsbald den Ort umleuchtete; ferner daraus, daß Jesus nach der Taufe auf die Bitte des Täufers: „Herr, taufe du mich“, gesagt haben soll: „laß, denn so ziemt es sich, daß Alles erfüllet werde.“ Dieser letzte Zusatz will mit den Worten Matth. 3, 14. 15 verglichen sein, wo Jesus (aber vor seiner Taufe) ähnlich redet, um seinen Willen zu begründen, sich der Taufe zu unterziehen. Jene apokryphischen Worte dagegen machen den Eindruck, zum evangelischen Bericht einlenken zu wollen, aber ungeschickt. Denn was bei Matthäus angemessen dasteht vor Jesu Taufe als Begründung des Willens Jesu getauft zu werden, gibt fast keinen oder nur einen schiefen Sinn, wenn es, wie in dem apokryphischen Bericht, nach der Taufe zur Begründung der Ablehnung, den Johannes zu taufen, verwendet werden soll. — Die sogen. „Predigt des Petrus“ charakterisirt sich auch sonst als ein unglaubwürdiges Produkt mit willkürlichen häretischen Aufstellungen. Die Recension der Nazaräer endlich ist, während die beiden erstgenannten ebjonitischen Berichte in ihren Abweichungen von einander und von den Evangelien ganz offenbar von den jedesmaligen dogmatischen Vorstellungen influenzirt sind, unseren Evangelien durchaus mehr verwandt. Aber auch sie macht nicht den Eindruck der Ursprünglichkeit und Einfachheit. Die weitschweifige Breite des Wortes vom Himmel soll dem Zwecke dienen, dem Zusam-

menhang zwischen dem alten und neuen Testament, und dem messianischen Königthum Israels auch an dieser Stelle einen Ausdruck zu geben, wie auch dem heiligen Geist die Stelle zu sichern, die sonst diese Partei ihm zuschrieb, wornach Christus Sohn des heil. Geistes ist.

Diesen unter sich so entzweiten Berichten, die sichtlich jedesmal nach dem dogmatischen Bedürfniß der Partei zugerichtet sind, steht nun in ihrer schlichten Einfachheit und vollkommenen wesentlichen Zusammenstimmung der Bericht unserer vier Evangelien desto glaubwürdiger gegenüber. Ihre Taufgeschichte ist nicht dogmatisch zugerichtet, sie vertritt einfach die gemeinchristliche Tradition. Beides ersieht man besonders aus der Stellung des Evangeliums Johannis (Joh. 1, 29 u. f.) zur Taufgeschichte. Diese wird als bekannt vorausgesetzt und nicht förmlich wieder erzählt, aber man sieht, daß nicht einer jener apokryphischen Berichte, sondern der unserer ersten Evangelien vorausgesetzt ist, und daran wird festgehalten, obwohl doch die Logoslehre bei Johannes damit auf den ersten Anblick im Widerspruch zu sein scheint. Denn ist in Jesus der Logos Fleisch geworden, so kann es überflüssig scheinen, daß noch der Geist auf ihn herabkommt und auf ihm bleibt (Joh. 1, 31—33). Eine die Geschichte nach dem Dogma umzuformen geneigte Richtung hätte die Logoslehre so nicht zurückgestellt und auf ihren Ausdruck bei diesem wichtigen Factum nicht verzichtet. Eine kleine Schwierigkeit liegt allerdings darin, daß nach Matth. 3, 14. 15 der Täufer Jesum schon kennt, während nach Joh. 1, 31 —33 er sagt: „ich kannte ihn nicht"; vielmehr habe seine Sendung zur Wassertaufe zu ihrem Zweck die Offenbarung Jesu (als Christus) für Israel. Aber nach dem Zusammenhang Joh. 1, 20. 25 und besonders 34 bedeutet des Täufers Wort nur: ich wußte vor der Taufe nicht, daß dieser der Sohn Gottes ist, ich hatte kein Wissen von seiner göttlichen Hoheit und Würde, aber damit ist weder gesagt, daß er von Jesu zuvor keine Kunde oder selbst Bekanntschaft mit ihm gehabt, noch daß er von ihm nicht eben daher eine hohe Vorstellung und Erwartung gehegt hatte (was vielmehr beides von Matthäus vorausgesetzt ist), sondern nur das sagt er, daß er vor dem göttlichen factischen Zeugniß für Jesus als den Christ bei dessen Taufe kein Wissen von seiner Gottes Sohnschaft gehabt habe, jetzt aber freudig dafür zeuge, theils indirect und verhüllter (um nicht seiner Selbstoffenbarung vor Unempfänglichen vorzugreifen) durch Ablehnung der Meinung, daß er, der Täufer,

der Messias sei, sowie durch die Andeutung, daß er schon mitten unter ihnen stehe, den sie nicht kennen, Joh. 1, 19—28; theils sagt er unverhüllt seinen Jüngern, als Jesus nach der Versuchung wieder in seine Nähe kommt: Dieser ist es (Joh. 1, 30). Die Sendung der Priester und Leviten aus Jerusalem an den Täufer (Joh. 1, 19 ff.) fällt nemlich bereits in die Zeit nach Jesu Taufe. Was sonst von Unterschieden in den evang. Taufberichten sich findet, reducirt sich darauf, daß nach Matth. 3, 16, Marc. 1, 10 der Himmel sich für Jesus erschloß und er den Geist auf sich wie eine Taube herabkommen sah, während nach dem Ev. Joh. der Täufer dieses sah. Diese Verschiedenheit ist nach Lucas vielmehr als gegenseitige Ergänzung anzusehen. Er stellt den Vorgang in seiner vollen realen Objectivität hin, indem er den heil. Geist „in leiblicher Gestalt“ wie eine Taube herabgekommen sein läßt, so daß also die Erscheinung in ihrer Objectivität eben so gut für den Täufer als für Jesus war. Das Letztere liegt bei Lucas auch in dem Zusatz: während Jesus nach der Taufe im Gebete war, sei der h. Geist auf ihn gekommen und eine Stimme wurde vernommen, deren Worte sich an Jesus wandten. Aber auch bei Matthäus ist die Beziehung des Vorgangs auf das Bewußtsein des Täufers deutlich dadurch ausgedrückt, daß nach ihm die Stimme sich nicht an Jesus wendet, sondern über ihn Anderen, wenigstens dem Täufer, Zeugniß giebt: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Umgekehrt, so gewiß bei Johannes (1, 19—34) gänzlich zurücktritt, was die Taufe für Jesus selbst gewesen sei, weil der Täufer hierüber keine Auskunft zu geben, sondern nur zu begründen hatte, warum er in göttlicher Gewißheit von Jesu als dem Christ zeuge: so bestimmt findet sich doch auch bei ihm die Spur eines objectiven Vorganges, der sich auf Christus selbst bezog, und der es grade war, wodurch dem Täufer die Freudigkeit seines Zeugnisses für Jesus vermittelt wurde. Denn wäre dem Täufer nur in einer subjectiven Ahnung oder Vision die Messianität Jesu klar geworden, so hätte unmöglich Jesu Taufe für des Täufers Bewußtsein so epochebildend werden können. Auf einen objectiven Vorgang an Jesus weist des Täufers wiederholtes Wort: „Ich habe gesehen und (daher) seine Gottessohnschaft bezeugt“, obwohl er über die Stimme vom Himmel schweigt.

Hiemit haben wir auch für die Bedeutung der Taufe Jesu bereits gefunden, daß nach den Evangelien-Berichten mehr

als eine Bedeutung der Taufe Jesu anzunehmen sein wird. Erstens hat sie dem Täufer durch ein göttliches Zeichen und Zeugniß jene Gewißheit von Jesu Messianität eingetragen, auf welche die Sicherheit seines Bewußtseins über Jesus und seines Zeugnisses von ihm bei dem Volke sich gründen sollte. In mehr als einem Israeliten (vergl. Simeon Luc. 2, 27 ff.) hatte der heil. Geist das Wissen von der unmittelbaren Nähe der Erscheinung Christi gewirkt, zunächst ohne die Kunde von der Person des Herrn selbst, und so hat auch der Täufer Anfangs nur die Gewißheit gehabt, der nach ihm komme, sei stärker und vor ihm gewesen (Matth. 3, 11, Joh. 1, 30), und er selbst sei gesendet, damit derselbe für Israel offenbar würde. Wie nun Jesus zu dem Täufer kommt, so sagt diesem sein Geist in zuversichtlicher Ahnung: dieser ist der Stärkere, auf den Israel zu hoffen hat, und in diesem Gefühl spricht er vor der Taufe Worte, die Matthäus berichtet, und will Jesu sich unterordnen, lieber sich von Jesu taufen lassen. Aber seine Demuth soll sich anders zeigen und dabei ihren Lohn finden. Es soll in ihm nicht bei bloßer Ahnung verbleiben, daß Jesus der Christ ist, sondern er soll ein objectives göttliches Unterpfand für die unsichtbare göttliche Hoheit Jesu empfangen. Ob dieses Unterpfand ein inneres Schauen des objectiven Vorganges war, ein gottgewirktes Schauen in einem innerlich vor das geistige Auge tretenden Symbol oder Spiegel; oder aber ob auch äußerlich und für die leiblichen Sinne das Bild einer Taube erschien, ist an sich nicht so wichtig als dieses, daß der Täufer das Bewußtsein hatte, nicht bloß mit subjectiver Vorstellung oder Vision, sondern mit einem objectiven gottgewirkten Vorgang zu thun zu haben, der sich in das Bild der Erscheinung einer Taube, die sich über Jesus niederließ, kleidete. Doch spricht für die zweite Annahme am wahrscheinlichsten der Bericht des Lucas und des Johannes, mittelbar aber auch Matthäus und Marcus, weil nach ihnen auch Jesus den heiligen Geist wie eine Taube herniederkommen sah, wodurch der Vorgang dem rein inneren Gebiete im Geiste des Täufers entrückt ist. Für eben dasselbe spricht auch die Analogie anderer geschichtlicher Gottesoffenbarungen, z. B. Exod. 3. 1. König. 19. Denn zwar ihr Inhalt, weil er geistig ist, kann nur vom Geiste aufgefaßt werden, aber begleitende und entsprechende Vorgänge in der Sinnenwelt verleihen der inneren Geistesoffenbarung, zu der sie in innerer Beziehung stehen, noch ein wichtiges neues Moment, das ohne sie nothwendig fehlen müßte, nemlich das

Bewußtsein der Unabhängigkeit der Offenbarung von dem Subject, die Gewißheit von ihrer objectiven, von Traum und subjectiver Vision specifisch verschiedenen Wirklichkeit. Die Taube wird erwähnt nicht als eine Incarnation des heil. Geistes, sondern als ein Symbol desselben. Wie alles menschliche Gottesbewußtsein an und mit dem Weltbewußtsein sich entfaltet, so ist der Taufe Christi ein Taubenbild als sinnliches Substrat beigeordnet, einerseits um den reinen und sanften Charakter des Gottesgeistes, aber auch um die einheitliche Fülle und geschlossene Ganzheit des Geistes, der sich auf Jesum niederließ, auszudrücken. Nicht die Schnelligkeit des Fluges ist dabei als bedeutungsvoll zu nehmen, vielmehr im Gegensatz gegen die mehr blitzartigen extasenähnlichen Wirkungen des Geistes bei den Propheten fällt hier das Gewicht darauf, daß der Geist ruhet auf Jesu, auch nicht bloß schweben bleibt über Jesu (wie bei der ersten Schöpfung von dem über den Wassern schwebenden Geiste geredet wird), sondern auf ihm ruht, um in ihm zu bleiben, und weil die Fülle des Geistes (Joh. 3, 34) ihm gegeben ist, darum vermag er auch Andere mit heiligem Geist zu taufen (Joh. 1, 33). Der welcher nicht bloß Antheil hat an dem heil. Geist, sondern ihn selbst in seiner Fülle, der hat auch die Macht, ihn Andern mitzutheilen (Joh. 7, 39; 20, 21. 22).

Aber es war nicht sowohl um den Täufer als diesen Einzelnen dabei zu thun, wenn diesem ein Antheil an der Offenbarung bei Jesu Taufe wurde, als vielmehr ihm ward dieses Wissen des Volkes wegen. Das Erste, wodurch Jesus bei dem Volk eingeführt wurde, sollte nicht sein eigenes Zeugniß von sich sein, sondern durch den Täufer sollte er eingeführt werden, der von sich zu Christus wies und zwar erfolgreich (Joh. 1, 37 ff.). Dazu kommt noch ein Moment von bleibender Bedeutung. In Johannis Predigt ist die Bußpredigt des Elias und die messianische Weissagung, also Gesetz und Prophetie, oder die alttestamentliche Verkündigung des Idealen, Seinsollenden — zusammengefaßt wie in einer letzten Spitze, in welcher beide zusammenwirkend die Richtung auf die Gegenwart Dessen nehmen, in welchem Gesetz und Prophetie zur realen Erfüllung gelangt sind, und darum heißt der Täufer der größeste unter den vom Weibe Geborenen (Matth. 11, 11). Indem nun so der Täufer das alte Testament, aber noch auf alttestamentlichem Boden in sich zusammenfaßt und andererseits Jesum tauft, den Stifter des neuen Bundes, so ist es das alte Testament,

das in des Täufers Thun den Stifter des neuen Bundes inaugurirt, zum Zeichen des inneren unauflöslichen Zusammenhangs zwischen dem alten und neuen Bund, zum Beweis, daß der alte Bund selbst nach seinem innersten Sinn in den neuen überzugehen und durch ihn zum alten zu werden verlange. Das alte Testament vertritt in dem Täufer die Stelle des Dieners und Vermittlers des neuen, das nicht sein Werk, obwohl dermaßen seine Verkündigung ist, daß das alte Testament in dem Täufer Jesu die erste Huldigung und die Anerkennung darbringt, in ihm sei die Wahrheit Israels und des alten Bundes erschienen, die Verwirklichung des ewigen Gottesgedankens, der so viel höher ist als Gesetz und Prophetie, daß von ihm auch diese beiden, Johannes mit eingeschlossen, bedingt und abhängig sind (Joh. 5, 33 ff.). So war es nur natürlich, daß Johannes im Gefühl von Jesu Würde sich ihm unterordnen und dem Ursprünglichen den Vorrang lassen will. Aber da Jesu Herrlichkeit nicht zunächst die eines Königthums Israels, wie noch die Nazaräer meinten, sein sollte, sondern die in Selbstverläugnung und Demuth sich verhüllende und dem Gesetz frei unterthane Hoheit der Liebe, so hatte die Demuth des Täufers (ähnlich wie bei der Fußwaschung die des Petrus) sich, statt eigenwilliger Selbstunterwerfung unter Jesus, vielmehr darin zu beweisen, daß sie zur willigen Dienerin für die Selbsterniedrigung Christi sich hergab und dadurch zur beredtesten Zeugin der inneren Zusammengehörigkeit beider Testamente ward. Gesetz und Prophetie sind wohl innerlich abhängig von der Idee Christi, aber sie müssen geschichtlich auch ihre beziehungsweise Selbstständigkeit haben, sogar Christus gegenüber. Denn nur dadurch soll das A. T. überschritten werden, daß es erfüllt wird, und namentlich auch dem Gesetz durch Christi Thun und Leiden sein Genüge geschieht (Gal. 4, 4 u. 5). So ist deutlich, daß das A. T. nach Jesu Willen selbst sich vor ihm noch nicht zu beugen und gleichsam abzudanken hat, bevor Gnade und Wahrheit durch sein Leben, Leiden und Sterben hervorgeboren sind (Joh. 1, 17). Es hat das A. T. kraft der freien, aber nicht willkürlichen Liebe Christi an ihn selbst noch ein Anrecht, bis er dasselbe völlig in sich verwirklicht und gleichsam hereingenommen hat. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Leben der Gläubigen. So weit sie in Christo Jesu sind, sind sie hinaus über Gesetz und Prophetie; aber so weit sie noch nicht in Christo sind, dem erhöheten Herrn, in welchem Gesetz und Prophetie ihre

Erfüllung haben, in soweit bleiben Gesetz und Propheten noch die Boten des Herrn, die von ihm unterschieden und doch abhängig zu ihm selber ziehen und treiben sollen und zu seiner Gemeinschaft. Es liegt also in Jesu Taufe durch Johannes ein sprechendes Denkmal von dem innern Verhältniß zwischen dem alten und neuen Bund.

Aber dies führt auf die Bedeutung der Taufe für Jesus selbst. Wenn diese bei Matthäus und Marcus besonders betont wird, dagegen die bisher besprochene Bedeutung für den Täufer und das Volk mehr bei Johannes, so ist es gleich unzulässig, bei Johannes ein Verschweigenwollen dieser letzteren Seite anzunehmen, weil sie der Würde Jesu (Joh. 1, 14) nicht entspreche, als über der Relation bei Matthäus und Marcus von dem, was Jesus durch die Taufe ward, zu vergessen, was er nach Matth. 1, 20 ff. Luc. 1, 35. 2, 49 schon von Geburt war. Man hat gemeint, die johanneische Darstellung, nur dabei verweilend, was die Taufe Jesu für den Täufer und das Volk war, gehe darauf aus, die synoptische Tradition zu unterdrücken. Aber solchem Zweck wäre es sehr wenig entsprechend, daß die Erinnerung an sie vielmehr ausdrücklich durch den johanneischen Bericht über den Täufer erweckt, nichts wider sie gesagt, sondern aus der herrschenden Tradition (und das war die synoptische) Solches als bekannt vorausgesetzt wird, wodurch erst des Täufers Worte bei Johannes verständlich, ja, wie wir sahen, ergänzt werden. Umgekehrt muß in dem Zug des Berichtes der drei ersten Evangelisten von dem Herabkommen des Geistes auf Jesum bei der Taufe zum voraus ein nur sehr schwacher Halt für eine niedrigere Vorstellung von Jesu, als die johanneische ist, erkannt werden, wenn doch auch Johannes diesen Zug aufnimmt und wenn umgekehrt auch Matth. 1, 20 ff. und Luc. 1, 35 von Jesu übernatürlicher Geburt vorher geredet haben. Schon dadurch wird statt des Versuches, die Evangelisten zu entzweien, vielmehr die Frage empfohlen, ob nicht Beides wohl mit einander bestehe, die Bedeutung der Taufe Jesu für den Täufer und das Volk, und andererseits für seine eigene Person?

Um nun die letztere zu verstehen darf man freilich nicht mit Strauß von einer Abhängigkeit Jesu von dem Täufer im Sinne einer Jüngerschaft reden oder gar in Jesu Taufe eine Taufe zur Buße sehen wollen. Das Letztere verdient kein näheres Eingehen. Es wäre damit das Christenthum selbst geleugnet. Die oben ver-

nommenen Sectenberichte, die auf eine Bußtaufe hinauslaufen, haben selbst nur dadurch den Schein des Christlichen noch bewahren können, daß sie eine der wahren Menschheit Jesu widersprechende Kluft zwischen Jesu Leben vor und nach der Taufe statuiren, und durch den höheren Geist, der bei der Taufe über Jesum gekommen sei, den früheren Menschen Jesus gleichsam vernichten, an seine Stelle in abrupter Weise einen neuen reinen setzen, also, wie oben angedeutet, ihr Tauffest vielmehr zum Weihnachtsfeste machen und erst bei der Taufe den historischen Christus gezeugt werden lassen, so daß der Ebjonitismus hier in Doketismus umschlägt. Was aber die andere Meinung anlangt, so ist sie, verlassen, wie sie ist, von allem geschichtlichen Zeugniß, eine müßige Hypothese, die gegen alle Berichte verstößt, und nicht einmal an den Johannisjüngern einen Halt hat. Geschichtlich steht vielmehr die freiwillige Unterordnung des Täufers unter Jesus fest. Man hat gesagt, die Worte des Täufers, in welchen er persönlich vor Jesu sich beugt, und durch welche Jesu Jüngerschaft bei dem Täufer ausdrücklich ausgeschlossen wird, seien psychologisch unmöglich, weil Keiner freiwillig den Antheil an weltgeschichtlichem Wirken, der ihm beschieden sei, an einen Anderen abtrete. Aber darauf dient zur Antwort, daß zwar nach weltlichem Maaßstab von Ruhm und Ehre solche Beugung unnatürlich erscheinen möge, daß aber ein starker und demüthiger Mann, wie der Täufer, die ihm vom Geiste des A. T. verliehene und frei angeeignete Größe eben darin bewahrte, daß er zwar Scheingrößen gegenüber kein Schilfrohr ist, aber auch, als die wahre Größe erscheint, ihr ohne Schwanken und Zögern die Ehre giebt, und in den Schranken des ihn auszeichnenden Berufes bleibend nicht ein Rivale des Messias sein will, sondern ein Genosse der Freude über des Bräutigams Stimme. Wie hiezu auch Matth. 11 vollkommen stimmt, kann hier nicht ausgeführt werden.

Was ist nun aber die wirkliche Bedeutung der Taufe für Jesus selbst? Nach den evang. Berichten hat Jesus das Bewußtsein gehabt, daß auch er sich der johanneischen Taufe zu unterziehen habe. Er sieht in Gesetz und Propheten, die an ihn noch ein Recht haben, bis er sie durch Erfüllung überschritten hat, ein göttliches Sollen auch für sich; „denn also ziemet es uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Er will nicht auftreten als Messias aus eigener Vollmacht und nach eigener Wahl der Zeit oder des Ortes, sondern, wie er

Joh. 5, 20 sagt, thut er Alles, was ihm der Vater zeiget; er zeigt es ihm aber unter Anderm besonders durch die Oekonomie des A. T., die er in dem Täufer zusammengefaßt und in reiner gottgeordneter Verwaltung erblickt. Sieht er in ihm den Elias, der Alle zur Buße führen soll, so sieht er auch nicht minder in ihm die göttliche Sendung, durch welche der Anbruch des Messianischen Reiches verkündigt und auf den, der da kommen soll, hingewiesen werden muß; in dem Täufer ist nicht blos Gesetz sondern soweit irgend es noch innerhalb des alttestamentlichen Bodens möglich, auch Evangelium. Jesus sieht in ihm die Spitze der alttestamentlichen Prophetie, durch welche die Weissagung von dem Künftigen die letzte mögliche Stufe beschreitet, wo sie schon in die Verkündigung der Gegenwart des Heilandes übergeht und nun fordert, das Hoffen in Glauben zu verwandeln. So wird also Jesus, der im Alten Testamente, den Täufer mit eingeschlossen, eine Gottesoffenbarung weiß, zu dem gottgesendeten Täufer sich hingezogen gefühlt haben, um zu der inneren Selbstgewißheit seines Berufs noch die objective Bestätigung in der göttlichen Welt der Offenbarung A. T. und ihrem letzten Propheten zu haben. Er durfte erwarten, daß, so gewiß er sich als die Wahrheit A. T. wußte, so gewiß werde Gott durch des Täufers Mund und gottverliehenes Wissen den alten Bund ein Zeugniß für ihn ablegen, ja durch den alten Bund den Stifter des neuen einführen lassen in seinen Beruf. Und indem das wirklich geschah, wurde für Jesu Bewußtsein, das wir ja auch als ächt menschliches zu denken haben, etwas gegeben, was es zuvor nicht hatte. Jesus hat, indem er sich von Johannes die Taufe erbittet, dem A. T. seine Gerechtigkeit und Ehre werden lassen, sein Unterthanseinwollen unter dem Gesetz und der Prophetie in Beziehung auf sein Wissen oder Bewußtsein wie sein Wollen bethätigt, und hat dafür auch die Anerkennung und Huldigung Seitens der ganzen alttest. Offenbarung durch den Mund des Täufers empfangen: und dieses Zeugniß des A. T. für ihn durch den Täufer war ihm schon ein göttliches Zeugniß, das freilich an Unmittelbarkeit noch überboten werden sollte durch die Stimme vom Himmel, mit der sein bisheriger Wandel unter dem Gesetz belohnt ward. Dazu kommt ein Weiteres. Die Taufe Johannis, weit entfernt nur überhaupt Bußtaufe zu sein, schloß mit der Verheißung der Nähe des Himmelreiches die Forderung in sich, in die Ordnung des Reiches Gottes, wie es von Alters angelegt

nun hervortreten sollte, sich gänzlich eingliedern zu lassen. So war die Johannistaufe seitens der Täuflinge die Erklärung der Bereitwilligkeit oder das Gelübde, sich dem Reiche Gottes ganz zu weihen in selbstverleugnender Hingebung. Ist doch der Kern der Buße selbst schon ein kräftiges Verlangen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit überhaupt und hiervon ist nur eine Folge das innere Abstoßenwollen der Sünde und die Reue bei denen, welche in Sünde sind. Obwohl nun Jesus sündlos war, so war er doch noch nicht vollendet, die Versuchungen und Anfechtungen, die noch folgen sollten, waren noch nicht überwunden. So hat also Jesus sich der Johannis-Taufe noch aus einem weitern Grunde unterziehen können, ohne damit eine leere Ceremonie, einen nur epideiktischen Act zu vollbringen. Wie er die objective in der Sprache der ganzen Offenbarungsgeschichte gegebene Gewißheit seines messianischen Berufes hier zu suchen hatte und sie fand, indem er dem A. T. seine Ehre gab, so legte er hier auch factisch das Bekenntniß der Bereitwilligkeit ab, in Selbstverleugnung und Selbstvergessenheit sich dem Reiche Gottes zu weihen. Ein Anderes ist es freilich mit dem König, ein Anderes mit den Genossen dieses Reiches. Aber die Verschiedenheit der Stellung und der beiderseitigen Pflichten ist nicht so groß, daß nicht selbst die äußere Symbolik der Taufe, das Untertauchen und Begrabenwerden in dem Wasser und das Wiederaufstehen, auch für Jesum seine Bedeutung hätte. Wenn er in einer späteren Zeit (Luc. 12, 49. 50) sagt, „Aber zuvor muß ich mich taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde", so können wir lernen, wie Christus seine Taufe wird angesehen haben. Die Taufe durch Johannes ist ihm, dem Haupte des Reiches, das Symbol von der Taufe, die ihn in die Fluth ernster, bitterster Leiden versenken soll, weil ihm geziemet alle Gerechtigkeit zu erfüllen; und dem Symbol von dieser ernsten Leidenstaufe unterzieht er sich zum Ausdruck der Bereitwilligkeit zur vollkommenen Selbstopferung für das messianische Reich. Wenn Lucas von einem Gebete Jesu bei seiner Taufe redet, so wird er in solchem Gebet sich selbst Gott dargeboten haben zum Lamm, das die Sünde der Welt tragen will, und die himmlische Stimme: du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, wird ihm, gleichsam als ein Kuß, den der Vater dem Sohne giebt, zur Versiegelung daran geworden sein, daß nicht bloß Jesu Vergangenheit bis dahin rein und gottgefällig, sondern auch dieses geistige Opfer,

darin der Sohn jetzt dem Vater sich selbst darbringt, diesem süß und angenehm, der Sohn aber fortan mit dem Werk der Erlösung der Welt betraut sei. Dieses innere Opfer setzt sich als Grundwollen in Jesu öffentlichem Leben fort, bis er vor den Thoren der eigentlichen Leidenszeit sich auf höherer Stufe zu erneuern hat und in Gethsemane, gleichfalls noch ideell oder auf dem Boden des Geistes, wie hier, aber bereits mitten im Drang der feindlichen Mächte der Kampf durchgekämpft und die opferwillige Gottergebenheit auch in das Letzte und Aeußerste seines nahen Schicksals befestigt ist. Wie viel Vorbildliches in diesem Allen liege, bedarf keiner Ausführung. Das Bisherige hat gezeigt, die Taufe Jesu ist von seiner Seite einmal eine sehr bedeutungsvolle Leistung sowohl im Verhältniß zur ganzen alttest. Oekonomie, als auch zum Reiche Gottes, das durch ihn kommen soll. Aber seine Leistung in demüthiger Unterwerfung unter die Oekonomie A. T. und in vollkommener Opferwilligkeit wird auch gekrönt mit einer göttlichen Gabe und dies ist die andere wichtige Seite in der Bedeutung seiner Taufe. War sonst Johannis Taufe nur Wassertaufe, so wird hier die Taufe mehr, indem Gott selbst zum Täufer wird, nachdem Johannes getauft hat. Gott selbst vollzieht hier die erste Taufe mit heiligem Geist, die erste christliche Taufe, die zugleich die grundlegende ist für alle folgenden, durch ihre Kraft bestehenden. Diese Seite der Sache war zwar schon im Bisherigen zu berühren; wir haben aber noch besonders bei ihr zu verweilen.

Wenn wir in der Taufe Jesu ein factisches Bekenntniß seines Lebensentschlusses und den Willen gewahrten, sich dem Gotteswillen, wie er sich Jesu innerlich durch sein Selbstbewußtsein, objectiv aber durch die Sünde der Welt einerseits, durch Gesetz und Propheten andrerseits offenbarte, zu unterwerfen, so dürfen wir den sittlichen Willen Jesu dabei doch nicht in Form des Selbstvertrauens und selbstvertrauenden Gelübdes denken. Sondern allein der Gemeinschaft mit dem Vater, in der er bewußt seit dem zwölften Jahre stand, die aber als persönliche Gemeinschaft nicht einmal für immer von selbst fortdauert oder in physischer Weise wächst, sondern die täglich erneuert sein wollte, will er vertrauen. Der Menschensohn opfert sich selbst nicht ohne auch alle Selbstgenugsamkeit ohne des Vaters Geist und Kraft zu opfern. Seine Liebe zum Vater ist nie ohne ein Geliebtsein- und Empfangen-Wollen vom Vater,

und so kann auch nicht sowohl von einem Gelübde der Treue gegen seinen Beruf die Rede sein, als vielmehr in letzter Beziehung nur von seinem lauteren und reinen Willen, an dem Vater zu hangen ohne Wanken in nie unterbrochener Liebesgemeinschaft, um von ihm fort und fort die Kraft für das Werk und das Leiden Tag für Tag zu empfangen. Dafür spricht sein ganzes späteres Gebetsleben, von welchem uns so viele Spuren aufbehalten sind — auch Bittgebete —; und Lucas hat, wie schon erwähnt, auch bei der Taufe Jesu seines Gebetes nicht vergessen. Hat Jesus am Ende seiner irdischen Laufbahn um seine Verklärung bei dem Vater gebetet, hat er die letzte Stufe seiner Verherrlichung auch durch Gebet errungen (Hebr. 5, 7 ff.): so wird es auch sein Gebet gewesen sein, wodurch für den Menschensohn die höhere persönliche Stufe vermittelt ward, welche von seiner Taufe an nach den Evangelisten datirt. Das reimt sich auch sehr wohl mit der Vereinigung des ewigen Sohnes Gottes und des Menschen, welche schon bei seiner Geburt muß Statt gefunden haben. Denn die Selbstmittheilung des Logos an Jesu Menschheit ist eine fortgehende und fortschreitende gewesen, je nachdem neue Seiten sich in Jesu erschlossen haben. Sie ist in grundlegender Weise schon von Anfang an so da, daß Jesus nie und in nichts bloß menschlich ist, sondern immerdar gottmenschlich. Aber die neuen Seiten seiner sich erschließenden menschlichen Empfänglichkeit müssen immer, nachdem sie gereift sind, das auch wirklich empfangen, wofür sie empfänglich sind, bevor sie in gottmenschlicher Kraftfülle dastehen. Und so ist sein ganzes Leben wachsthümlich durch die Selbstbeschränkung, welche die Selbstmittheilung des Logos an die Menschheit sich auferlegt, damit ein wahres und urbildliches Werden in Jesu wäre, und dennoch ist Jesu ganzes Leben gottmenschlich, von dem bloßen Theilhaben der Propheten am h. Geist spezifisch verschieden. Fragt man genauer, was denn Jesu in der Taufe mitgetheilt worden sei, das er nicht schon zuvor hatte, so ist unzweifelhaft dabei an etwas auf sein Amt Bezügliches zu denken, wie denn Apg. 10, 38 vgl. Luc. 4, 18 diese Ausrüstung zum messianischen Amte mit dem Worte „Salbung mit dem h. Geiste" bezeichnet ist. Jesu Taufe ist der Tag seiner Salbung, durch welche er nun wirklich Christus ist, gesalbt zum Königthum, Priesterthum, Prophetenthum, wie schon die Weissagung in ihren verschiedenen Stadien diese drei Hauptseiten hervorhob. An etwas nur Einzelnes, wie die Mit-

theilung der messianischen Wundergabe zu denken, wäre zu wenig; ein solches Einzelnes bliebe denn auch der Person Jesu selbst zu äußerlich und accessorisch. Vielmehr die Einheit und Totalität seiner gottmenschlichen Person wurde auf eine höhere Stufe erhoben in der Taufe, wie eine noch höhere nach Röm. 1, 3 durch seine Auferstehung bezeichnet ist. Die Epoche seiner ethischen Selbstbildung schließt damit ab, daß sein Selbstbewußtsein, kraft dessen er sich selbst in seiner urbildlichen Reinheit und Heiligkeit im Gegensatz gegen die sündige Welt wußte und behauptete, sich mit dem Gattungsbewußtsein in der Art vermählte, daß aus beidem zusammen, dem Bewußtsein von seiner Person und von der Beschaffenheit der Welt das erbarmende Verlangen nach Errettung der Welt von Irrthum und Schuld, Sünde und Tod in ihm erwuchs, dieses Verlangen aber nach dem ihm angemessenen Werk und Thun seit seiner Taufe von dem gottmenschlichen Bewußtsein seines innern und äußern Berufes getragen war.

Noch ist endlich zu sehen, wie sich die Herabkunft des Geistes Gottes auf Jesus bei der Taufe mit seiner natürlichen Gottessohnschaft von Geburt an durch den Logos reime? Es scheint ja bei der Taufe eine Zugabe zu dem, was er zuvor hatte, von außen oder von oben gelehrt, während doch der Logos in ihm war, und also zu erwarten wäre, daß die ganze gottmenschliche Entwicklung ihren geschlossenen inneren Verlauf durch wachsende Ausbreitung der Wirksamkeit des Logos in dem sich entfaltenden Menschen finde. Die Antwort liegt in dem Satz: „Für Gott selbst giebt es kein Oben und kein Unten.“ Diese räumlichen Bezeichnungen haben ihre Bedeutung für die Welt. Das Abhängige, Empfängliche ist im Verhältniß zu Gott das Untere: und so kann von einem Oben und einem Unten geredet werden, wenn auch die Herabkunft des Geistes Gottes auf Jesu empfängliche Menschheit als Selbstmittheilung der Kraft des Logos an diese Menschheit betrachtet wird, wie es nöthig sein wird, um nicht die Fleischwerdung des Logos zu einem müßigen Schatz und die Mittheilung der messianischen Kraft und des entsprechenden Kraftbewußtseins zu etwas Abruptem zu machen. — Andrerseits ist aber auch zu bedenken, daß das N. T. im Anschluß an das alte überall, auch in Christus, das Göttliche, insofern es dem Menschen innerlich zu eigen geworden ist, mit dem Namen des Geistes, des Pneumatischen bezeichnet und hier nie des Wortes Logos sich bedient (vgl. Joh. 3, 34. Matth.

12, 28. 1 Cor. 15, 45 ff. 2 Cor. 3, 17. Röm. 1, 4. Hebr. 9, 14 vgl. 7, 16) was damit gut zusammenstimmt, daß der h. Geist vom Sohn wie vom Vater, oder vom Vater durch den Sohn ausgeht. — Daß mit dem Antheil Jesu an göttlichem Wesen von Geburt an sich die Salbung mit dem h. Geiste wohl vereine und es eben so falsch wäre, die Salbung auf Kosten der heil. wunderbaren Geburt Jesu zu betonen, als die Geburt Jesu auf Kosten seiner Salbung, das zeigt nicht bloß das Evang. Johannis, sondern auch Luc. 4, 18, wo zusammengestellt wird, was Jesus vor der Taufe war, und was er durch sie wurde: „der Geist des Herrn ist auf mir, deßhalb hat er mich gesalbet."

Die Taufe Christi ist nach all diesem ein so bedeutungsvolles, epochebildendes Factum in Jesu Leben, daß es die kirchliche Auszeichnung und Feier, die ihm von Seiten der ältesten Christenheit wurde, wohl verdient. Sie ist erloschen in der Weihnachtsfeier nicht ohne Einfluß einer einseitigen Lehre von Christi Person, welche für die Taufe Jesu nur eine sehr prekäre Bedeutung übrig läßt. Daß das Fest der Heiden und Jesu erster Tempelbesuch sich gar angemessen an den Weihnachtscyclus anschließt (Epiphanias und erster Sonntag nach Epiphanias nach den kirchl. Perikopen) ist unleugbar. Daher würde wohl eine Herstellung des Tauffestes an den zweiten Sonntag nach Epiph., der schon jetzt das Evangelium von Jesu Taufe zu seiner Perikope hat, sich anzuschließen haben. Aber erst dann wird sich an dem Weihnachtsfest das Tauffest wieder entzünden, wenn eine eindringendere Einsicht in das gottmenschliche Werden Jesu und in den Zusammenhang zwischen seiner Person und seinem Werke Gemeingut der evangelischen Kirche geworden und eben damit sowohl der Unterschied als die Zusammengehörigkeit von Jesu Geburt und Salbung erkannt sein wird. Daß die Feier der Taufe Jesu auch für das Verständniß des innern Verhältnisses zwischen A. u. N. T., das jetzt so vielfach zu entgegengesetzten Einseitigkeiten hin schwankt, fruchtbar werden könnte, wird aus dem Obigen erhellen: von der reichen Vorbildlichkeit der Taufe Jesu zu schweigen. Aber vielleicht die wichtigste Frucht solcher Herstellung der urchristlichen Feier der Taufe Jesu für die Kirche der Gegenwart wäre der Gewinn, der dem jetzt so vielfach verdunkelten Verständniß der Bedeutung des Sacramentes der Taufe um so mehr erwachsen müßte, je mehr das kirchliche Leben und Glauben sich andächtig in die Betrachtung des heils-

geschichtlichen Factums vertiefte, in welchem wie wir sahen, die Grundlegung der christlichen Taufe liegt.

J. A. Dorner in Göttingen, jetzt in Berlin.

---

20. Die Versuchung Jesu.

Sonnt. Invocavit.

Gleich nach seiner Taufe, ehe er öffentlich auftrat im Volke, legte Jesus in der Wüste den Grundstein zum Heil der Welt, da er bestand wider die listigen Anläufe des Teufels, und diese Begebenheit schließt den Keim in sich, aus welchem die ganze weitere Heilsthätigkeit des Herrn sich entfaltet hat. Was hier im Verborgenen zwischen ihm und dem Fürsten dieser Welt allein sich zutrug, das hat der Herr, so dürfen wir annehmen, in den vierzig Tagen zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt, da er mit ihnen redete vom Reich Gottes, seinen Jüngern mitgetheilt, damit sie das recht verstehen lernten, was sie mit ihren Augen gesehen hatten und wüßten, wogegen sie in seinem Dienst sich vornämlich zu wahren hätten. Zu gleichem Zweck hat der heilige Geist durch die Evangelisten uns diese Geschichte aufzeichnen lassen; er wolle uns denn auch erleuchten, indem wir den Hergang der Versuchung Christi in der Wüste, die Stücke, in denen er versucht ward und die Wirkungen seines Siegs erwägen. — —

In dem Maaße als Jesus sich menschlich entwickelt hatte, war er auch zum Bewußtsein der ihm inwohnenden Fülle der Gottheit und zur Erkenntniß des von seinem himmlischen Vater ihm ertheilten Berufs, die Werke des Teufels auf Erden zu zerstören und die irdische Welt in das Reich der Himmel zu verklären, erhoben worden, und er empfing das Siegel der Gottessohnschaft und die Weihe zu seinem Mittleramt, als in der Taufe, welche durch den Herold des nahenden Himmelreichs ihm zu Theil ward, der Geist Gottes über ihn kam und eine Stimme vom Himmel sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Eben dieser Geist nun führte ihn unweit Jericho in die Wüste, wo ihm, gleichwie dem ersten Adam im Paradiese, die Versuchung durch den Teufel zu seiner Bewährung von Gott geordnet war. —

Der eingeborne Sohn Gottes konnte versucht werden wie Adam, weil er dieselbe menschliche Natur, in welcher Adam er-

schaffen war, an sich trug. Wohl war in Christo mit dieser menschlichen Natur das zum innern Wesen Gottes gehörende ewige Wort zu einer Person vereinigt, aber die Fleischwerdung des Worts war nach dem Rathschluß der freien Liebe Gottes, den dasselbe mitgefaßt hatte, also geschehen, daß die menschliche Natur in der Person Jesu Christi noch nicht in den vollen und beständigen Gebrauch der Eigenschaften und Kräfte eintrat, welche die göttliche Natur, mit der sie vereinigt wurde, in sich schließt. Ja, nicht genug daß Jesus für die Tage seines Fleisches in allen den Stücken, die zum Erlösungswerk gehörten, sich freiwillig der Ausübung göttlicher Macht begeben hatte: seine menschliche Natur selbst, wiewohl sie als nicht von sündigen Menschen gezeugt, in ursprünglicher Gerechtigkeit stand, war doch als vom Weibe geboren nicht mit der Kraft ausgestattet, in welcher sie Adam besaß. Jesus nahm Knechtsgestalt an, erschien in der durch den Sündenfall erniedrigten und geschwächten Menschennatur und lebte auf Erden als ein den feindlichen Naturkräften, dem Tode und der Macht der Hölle bloßgestellter Mensch, und so mußte denn für ihn die Versuchung gewaltiger selbst sein, als sie es für den ersten Adam war.

Auch lag in der menschlichen Natur Jesu an und für sich betrachtet, ebenso wie in Adams Natur die Möglichkeit des Falls. Wie aber Jesus mit den Wurzeln seines menschlichen Daseins auf unlösbare Weise in das Wesen Gottes verflochten war, so ist es andrerseits undenkbar, daß abermals, gleichwie zu Anfang des Menschengeschlechts, eine Niederlage sich hätte ereignen können. Gott hatte eben nicht den gefallenen Menschen vernichten, nicht das Werk der Schöpfung von vorn beginnen und einen neuen Menschen schaffen wollen, der wiederum vom Satan hätte überwältigt werden können; er wollte die sündigen Menschen erlösen: darum sandte er seinen Sohn in die Welt, dessen Kampf mit der Macht der Finsterniß in Sieg endigen mußte.

Diese in der Natur des Gottmenschen begründete Unmöglichkeit des Falls schließt jedoch keineswegs die Verdienstlichkeit des Siegs aus. Der Kampf war kein scheinbarer; in freiwilliger Entäußerung stand Jesus als Mensch in der Hitze des Streits, und kein Christ darf daher auch sagen, Jesus könne, da er in göttlicher Gestalt war, ihm nicht als Vorbild dienen. Ja, gleicherweise wie Jesus darum, weil er im Vater war und der Vater in ihm, nicht sündigen konnte, wird auch der Gläubige, der in Christo ist, unter

allen Versuchungen und Kämpfen vor dem Rückfall in die Sünde bewahrt. Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, denn sein Same bleibet bei ihm, und kann nicht sündigen, denn er ist von Gott geboren (1 Joh. 3, 9). Jesus war davon durchdrungen, daß er Gottes Sohn sei und nimmer aus Gottes Gemeinschaft heraustreten könne; auch wir sollen die Zuversicht haben, daß wir in Christo Gottes Kinder sind und bleiben werden. Der Sieg ist eben die Frucht dieses Glaubens an die Unfehlbarkeit des Siegs: unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat (1 Joh. 5, 4). —

Unmittelbar darauf als Jesus in der Taufe den heiligen Geist ohne Maaß empfangen hatte, begann die Versuchung. Wie in unserer Seele oft ein solcher Wechsel der Zustände eintritt, daß auf Augenblicke der reichsten Geisteserfüllung Zeiten der Dürre folgen, so widerfuhr es auch ihm, der allerdings seinen Brüdern gleich geworden war. Hier wie am Schluß seines Lebens von Gethsemane an bis dahin wo er sprach: Es ist vollbracht, in diesen beiden entscheidenden Augenblicken seines Lebens, wo er allein als der Mittler zwischen Gott und den Menschen ohne Beistand des Vaters das Werk der Versöhnung Gottes und der Erlösung der Menschen vollbringen sollte, sah er sich von seinem Gott verlassen. Diesem Zustande, in welchem sein menschlicher Geist des Lichts des göttlichen Geistes beraubt und von Traurigkeit umfangen war, entspricht das Fasten in der Wüste. Gleichwie uns in Trauerzeiten die Lust am Essen und Trinken vergeht, so fastete Jesus hier vierzig Tage und vierzig Nächte, und auch dieses Fasten gehört zu den verdienstlichen Werken, die Jesus zur Büßung unserer Sünde verrichtet hat: es steht im Gegensatz zu dem sündlichen und tödtlichen Essen unserer ersten Eltern im Paradiese.

Eben dieses vierzigtägige Fasten, das natürlicherweise etwas unmögliches ist, läßt uns nun auch einen Blick werfen in den eigentlichen Hergang des ganzen Ereignisses. Die Versuchung kann unmöglich in der Seele des Heilands sich zugetragen haben, so daß nur in Dichterweise dieser Seelenkampf als etwas äußerlich Geschehenes wäre dargestellt worden: dann hätten die argen Gedanken, von denen Christus angefochten ward, in seinem Herzen ihre Wurzel gehabt und er könnte, als selbst behaftet mit der Sünde, nicht der Heiland der Sünder sein. Christi Versuchung ist eine äußere Thatsache, aber sie liegt nicht innerhalb der Schranken der sichtbaren Welt, so daß sie von irdischen Augen hätte geschaut werden können.

Als Jesus vom Geist in die Wüste geführt ward, erschloß sich ihm die mit aller ihrer Macht zu ihm heraufstürmende finstere Welt des Abgrundes, wie denn auch die übrigen Züge der Erzählung, das Hinstellen auf die Zinne des Tempels und das Hinführen auf den hohen Berg, wo ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt wurden, auf einen solchen übernatürlichen Vorgang, auf eine nicht mehr an die Gesetze der Leiblichkeit gebundene Bewegung des Geistes und auf ein übersinnliches Schauen desselben deuten. In der Geisterwelt ward die erste Schlacht in dem großen Kampfe geschlagen, den Christus nachher in der sichtbaren Welt den menschlichen Werkzeugen des Satans gegenüber durchführen sollte. So ward auch wiederum nach dem in seinem Tode vollständig errungenen Sieg der erste Triumph in der unsichtbaren Welt gefeiert, da Jesus niederfuhr zur Hölle, ein Triumph der ebenso, wie jener Kampf in der Folgezeit seines irdischen Lebens ein sichtbarer ward, nachmals in die Erscheinung getreten ist und einst bei der Wiederkunft Christi zum Gericht völlig offenbar werden wird. —

Unser Hoherpriester ist versucht worden allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde (Hebr. 5, 15), das heißt zunächst, er ist nicht versucht worden durch eine ihm etwa wie uns schon inwohnende Sünde; indem der Versucher in Person zu ihm trat, fand er in ihm so wenig als in den ersten Menschen, denen gegenüber er sich der Schlange als eines Werkzeugs bediente, schon eine böse Lust vor, die er hätte aufstacheln können, wie er dies durch seine unsichtbaren Boten oder durch die Kinder des Unglaubens bei uns fortwährend thut; die Versuchung kam, wie bei den ersten Menschen, allein von außen her an ihn heran. Christus ist versucht worden allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde, das heißt sodann aber auch, er ist versucht worden, ohne daß die Sünde, die böse Lust in ihm Wurzel gefaßt hätte. Die Vorstellungen der möglichen Abwege standen mit ihrem Zauber vor seiner Seele, aber er ließ die Lust zu denselben, die der Satan ihm beizubringen gedachte und die wir von Natur schon in uns haben, nicht in sich eindringen; er nahm sie nicht in sein Begehren auf, so daß die vom Satan ihm gestellten Forderungen auch zu innerlichen Forderungen der Begierde an den Willen geworden wären und er dann auch gegen die in ihn eingebrochene, ebenso wie wir gegen die in uns bereits vorhandene Lust hätte Widerstand leisten müssen. Der Kampf blieb die vierzig Tage über und auch in dem letzten, gewaltigsten

Andringen des Satans ein lediglich nach außen gerichteter, ein Kampf zwischen Christus und dem Teufel, ähnlich dem Kampf Michaels mit dem Drachen, welchen Johannes schaute, und ward in keinem Augenblick zu einem Kampf Christi mit sich selbst, zu einem innern Kampf zwischen Fleisch und Geist; der Kampf selbst war eins mit dem Sieg, ein fortwährender Sieg. Adam fiel, weil er ohne Kampf nachgab und von den ihm vorgehaltenen Bildern der Lust sich innerlich einnehmen ließ; Christus siegte, weil er widerstand, ohne Schwanken widerstand und auch im geringsten nicht den argen Zumuthungen, die der Teufel ihm stellte, gestattete, sein reines Gemüth zu berühren. Die satanischen Gelüste waren weder die seinigen, noch sind sie es irgendwie geworden. — —

Auf dreifache Weise suchte der Teufel seine Absicht, das Werk der Versöhnung und Erlösung im Keim zu ersticken, durchzuführen. Er wollte zuerst Christum verlocken, um der Leiden und Entbehrungen willen, die damit verbunden waren, von seinem göttlichen Beruf gänzlich abzustehen und statt in Entäußerung seiner selbst den Strafen der Sünde für die Menschen sich zu unterziehen, seine göttliche Kraft zu seiner Selbstbefriedigung zu gebrauchen: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er wollte sodann ihn bewegen, auf falsche Weise sein Messiaswerk zu betreiben, durch ein nur Staunen erregendes und die Sinne blendendes Wunder sich als den von Gott gesandten großen Propheten und König zu beglaubigen, und so in die Erwartungen des Volks, das durch den Messias zu äußerm Glanz erhoben zu werden hoffte, einzugehen und ein fleischlicher Messias zu werden nach dem Sinne der Juden: Bist du Gottes Sohn, so laß dich herab, denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun und sie werden dich auf ihren Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Er wollte schließlich ihn reizen, den Weg der Demuth, Sanftmuth und Geduld zu verlassen, durch Anwendung unheiliger Mittel ein Weltreich voll unversöhnter und unerlöster Menschen zu stiften und so das Gegentheil des Messias, der Antichrist zu werden: Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Christus aber wies alle diese Ansinnen von sich, indem er in Glauben und Gehorsam festhielt an den Verheißungen, wie am Gesetz Gottes. — —

Durch diese erste entscheidende That des Heilands, welche sein ganzes Leben auf die Bahn des stellvertretenden Leidens und Ge-

horsams lenkte, ward der Grund gelegt zur Versöhnung Gottes mit den Menschen, zur Erwerbung des Reichs Gottes für uns. Hier machte der Mensch Christus Jesus den Willen Gottes, daß durch Uebernahme unserer Schuld und Strafe die Trennung zwischen Gott und den Menschen aufgehoben, dem Teufel sein Recht auf die von ihm verführte Menschheit genommen und durch den in der Menschheit geleisteten vollkommenen Gehorsam uns der Eingang in die ewige Herrlichkeit eröffnet werden sollte, fest und unwiderruflich zu seinem eigenen, und zwar nicht bloß im Vorsatz, sondern thatsächlich, indem er sofort bei dieser ersten, unmittelbaren Begegnung mit dem Fürsten dieser Welt begann, ihn ins Werk zu setzen.

Durch diese erste entscheidende That des Heilands ward der Grund gelegt zu unserer Versöhnung mit Gott, zu unserer Erwerbung für das Reich Gottes und somit zum wirklichen Aufbau dieses Reichs innerhalb der gefallenen Menschheit, nachdem derselbe durch Christi Opfer ermöglicht worden war. Die nächste Folge, der erste Lohn seines Siegs war die nun beginnende Durchdringung seiner menschlichen Natur von der göttlichen Natur, mit welcher sie zu einer Person vereinigt war, und die allmälige Erhebung in den Stand, in welchem er auch als Mensch vollkommen und ununterbrochen Theil nimmt an der Ausübung der göttlichen Gewalt. Damals schon ward das Lamm würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob; und wenn jetzt der Herr den heiligen Geist uns sendet, wenn er durch diesen Geist in der Kirche mittelst Wort und Sacrament die Menschen zum Glauben führt, im Glauben erhält und als König seine Kirche schützt und regiert, wenn er, Michael, auch jetzt siegreich mit dem Drachen streitet, ihm, der durch ihn sein Recht auf den Besitz des Erdreichs verloren hat, nun Schritt für Schritt, langsam, aber sicher den Boden abgewinnt, auf dem derselbe thatsächlich noch steht, die einzelnen Seelen, die in der ersten Geburt noch zu seinem Reich gehören und die Völker, die noch in Blindheit ihm dienen, ihm entreißt und so das Gericht ausführt über den Fürsten dieser Welt, so schreibt diese Entfaltung seiner Macht sich her von jenem ersten in der Wüste errungenen Sieg. Schon die Berufung und Sammlung der Jünger in den Tagen seines Fleisches und die Wunderwerke, die er alsbald zu thun begann, waren eine Wirkung dieses Siegs.

Durch jene erste entscheidende That ist endlich der Sturz Satans,

seiner Engel und Diener in den Feuerpfuhl und die Vollendung des Reichs Gottes auf Erden verbürgt und gesichert. Das zeigt der Schluß der Erzählung an: Siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm, eine Thatsache, die vorbildlich und prophetisch die Gemeinschaft zwischen Himmel und Erde darstellt, welche am jüngsten Tage sich vollziehen wird. Dieselbe vorbildliche und prophetische Bedeutung hat auch das erste Wunder, welches Christus gleich darauf, des Enderfolgs seines Werkes gewiß, auf der Hochzeit zu Cana verrichtete. Die Hochzeit deutet auf die Hochzeit des Lamms, und die Verwandlung des Wassers in Wein auf die bevorstehende Verklärung aller irdischen Dinge. — —

Noch währet der Kampf. In der Versuchung Christi sind der Kirche die Grundlinien ihrer Thätigkeit im Dienst des Herrn vorgezeichnet.

Die Christenheit fällt ab von Christo und scheidet aus seinem Reich, wenn sie irdischen Besitz und fleischliches Wohlsein als das höchste Gut betrachtet, wenn sie die Creatur ausbeutet zur Befriedigung ihrer Lüste und nur für Brot, Leib und Leben sorgt. Die Christenheit verweset und wird zu einem Aas, um welches die Adler sich sammeln, wenn sie nicht von innen heraus, mittelst Bekehrung durchs Wort das Reich Gottes bauen will, sondern unter Entfaltung äußeren Glanzes oder prunkend mit den ihr verliehenen Geistesgaben nur sinnliche Eindrücke bezweckt und in bloßen Formen das Reich Gottes als ein äußerlich bereits fertiges darbietet, das ebenso äußerlich, ohne Gewaltthun, ohne innern Kampf der Buße angenommen werden kann. Die Christenheit wird widerchristlich, wenn sie es verschmäht in Knechtsgestalt dazustehen, wenn sie Gottes Werk nicht treiben will in entschiedenem Gegensatz gegen alles Ungöttliche und das Kreuz und die Verfolgungen scheut, die alsdann nicht ausbleiben können, wenn sie durch Eingehen auf den Weltgeist, durch Ansammlung irdischer Schätze, im Bündniß mit den unter dem Einfluß des Satans in der Welt herrschenden Gewalten sich eine äußere Machtstellung zu verschaffen sucht. Denkt die Kirche die Welt dadurch ins Reich Gottes zu verwandeln, daß sie dieselbe sich äußerlich unterwirft, so stellt sie die ihr inwohnende geistliche Macht in den Dienst des Satans und erobert die Welt nur zu Gunsten des Antichrists.

Jeder einzelne Gläubige wird angefochten vom Teufel, der, nachdem er Christo unterlegen ist, doch die Christen besiegen zu

können hofft. Wir überwinden, wenn wir die freudige Gewißheit, die wir aus dem Siege Christi schöpfen, festhalten, daß unsere Schuld durch Christum getilgt ist, daß wir in Christo dem Gnadenreich Gottes angehören und daß der Fürst dieser Welt nichts mehr an uns hat; wir überwinden weit um deß willen, der uns geliebet hat.

Souchon in Berlin.

---

21. Jesu erste Predigt
und seine Lehrthätigkeit überhaupt.

1. Mai.

Es war in Nazareth, in der Stadt, da Jesus erzogen ward, daß er an einem Sabbathe in der Synagoge erschien und in einer Weise, welche diesen Augenblick als einen hoch bedeutsamen in seinem Leben bezeichnete, seinen Mund öffnete, um sein Wort zu verkünden. Nicht als ein Unbekannter war er in die Synagoge getreten; schon ging ihm überall ein Ruf seiner Worte und seiner wunderbaren Thaten vorher. Voll des heiligen Geistes, der in der Jordanstaufe sich über ihn ergossen, gestärkt und versichert in diesem Geiste durch die Ueberwindung des Teufels in der Wüste, wirkte Jesus in Galiläa vor allem durch sein Wort, das er in den Synagogen lehrte. So kam er auch nach Nazareth. Obgleich er wußte, wie gerade in Nazareth der gemeine Menschensinn an seinen Worten und noch viel mehr an seiner Person, welche Quell und Unterlage aller seiner Worte ist, Anstoß nehmen würde: so sieht er es doch wie eine Pflicht der Dankbarkeit an, an dem Orte, wo er erzogen ist, ein besonderes Denkmal seines Wortes zu stiften, gleichsam als wollte er auch dadurch alle Gerechtigkeit erfüllen. Aber es bewährt sich ihm das Wort im Kleinen wie im Großen: „er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf (Joh. 1, 11).“

Es war die Gewohnheit Jesu, am Sabbathtage die Synagoge zu besuchen, und wir können es uns wohl denken, wie er in all den Jahren, welche er zu Nazareth in heiliger Verborgenheit zugebracht hatte, keinen Sabbath vorübergehen ließ, ohne nicht durch sein Kommen zur Synagoge und durch das Hören des göttlichen Wortes gezeigt zu haben, wie er jenem Worte seiner anbrechenden Jugend treu geblieben: „muß ich nicht sein in dem, was meines

Vaters ist (Luc. 2, 49)?" Aber jetzt erscheint er als der in der Jordanstaufe vor allem Volk Gesalbte, als der vom Vater feierlich erklärte Christus, als der, welcher wider die teuflischen Vorspiegelungen einer selbst sich anzumaßenden Messiaswürde im Gehorsame gegen das göttliche Wort sich als den wahren und ächten Gesalbten Gottes bezeugt hat. So tritt er in die Synagoge. Er erhebt sich, um aus der Schrift vorzulesen. War schon jedem Gliede aus der Gemeinde ein solches Lesen, ja selbst ein Lehren gestattet: um wie viel mehr mußte es ihm eingeräumt werden, dem bereits ein lautes Rühmen seines Volkes voranging! Gespannt hingen Alle an seinem Munde.

Und da ist es denn bedeutsam, daß Jesus zum Inhalte seines Wortes in Nazareth dasselbe machte, was eben in jenen Tagen, den Tagen seiner Taufe, an ihm von Gott geschah, das Zeugniß nämlich, er sei Christus. In Nazareth und gegenüber seinen Landsleuten, unter denen er nur als Joseph's Sohn bekannt war, galt es vor Allem, sich als Christus, den Sohn Gottes, zu erklären, wußte er auch, daß diesem Zeugniß das Siegel alles Zeugnisses, Schmach und Verfolgung, nicht fehlen würde. Und diese seine Bezeugung als Messias, als Gesalbter des Herrn, sie beruht keinesweges auf einer eigenen Aussage über sich. Denn er stellt sich und seine Hörer unter Gottes Wort; er geht auf einen Text zurück, den er auslegt, dessen Auslegung aber von selbst zum Zeugniß über seine Person wird. Darum kann man diese Predigt in Nazareth, wie sie der Evangelist Lucas Cap. 4, 16—22 beschreibt, immerhin als die erste Predigt Jesu bezeichnen, wenn wir auch wissen (Luc. 4, 15), daß er schon zuvor in den Synagogen gelehrt hat. Es ist die erste Predigt, in welcher er bestimmt und deutlich, im Zusammenhange mit dem unmittelbaren Zeugnisse Gottes über ihn und im vollen Erlebniß seiner himmlischen Taufe sich als Christus erklärte und der inneren Beziehung dieses Messiasberufes zu dem Kommen des Reiches Gottes ganz gewiß ward.

Bei dieser seiner ersten Predigt schließt sich Jesus, wie es seine Art ist, an die vorhandene Sitte und Einrichtung an, sie mit leiser und zarter Hand nur soweit ändernd, als es der Zweck seiner göttlichen Sendung fordert. Man kennt den Gebrauch der Synagoge, die Schrift nach Abschnitten des Gesetzes und der Propheten zu lesen, woraus ja auch die Sitte unserer Kirche, das neue Testament in evangelische und epistolische Perikopen zu theilen, entstanden ist.

Wahrscheinlich traf es sich an jenem Sabbath, daß eine Perikope aus dem Propheten Jesaias an der Reihe war, und so konnte Jesus die Stelle, die er vorlas, leicht an die schon gelesene anschließen. Er steht auf; er verlangt die heilige Schrift; bereitwillig und erwartungsvoll wird sie ihm von dem Diener der Synagoge in die Hand gegeben. Es war die Rolle, worin das Buch des Propheten Jesaias geschrieben stand. Und da er nun diese Rolle entfaltet, (wie unsere deutsche Uebersetzung es ausdrückt: „da er das Buch herumwarf"), findet er die Stelle aus Jesaias Cap. 61, 1 ff. und er liest, was dort geschrieben steht: „Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn." Sowie der Evangelist uns diese Worte aus Jesaias wiedergiebt, stimmen sie nicht wörtlich weder mit dem hebräischen Urtexte des Propheten, noch mit der griechischen Uebersetzung desselben. Aber der wesentliche Sinn bleibt derselbe. Wo der Urtext von Oeffnung des Kerkers für Gefesselte spricht, redet der Evangelist von der Oeffnung der gebundenen Augen, vom Gesicht der Blinden und setzt, vielleicht in Erinnerung an Jesaias 58, 6 das Wort von den Zerschlagenen hinzu, daß sie frei und ledig sein sollen. — In der That, mit keinem bessern Worte des alten Bundes hätte sich der Messias in sein Volk und die Welt einführen können. Es ist der Knecht Gottes, der dort im Buche des Propheten Jesaia spricht, der Knecht, der von Gott gesandt ist, Erlösung zu bringen. Dafür setzt er seine eigene Person ein, giebt sie in das Leiden hin, um dadurch des Volkes Sünde zu tragen und aufzuheben. Er steht mit Jehova in der innigsten Beziehung; er ist sein Gesalbter, und dieß der Grund, warum Gottes Geist auf ihm ruht. Ja, dieser Geist ruht auf dem Messias, dem Gesalbten; nicht wie im Fluge nur ergreift er ihn und rafft ihn zur Anschauung der göttlichen Wahrheit empor, sondern er ist bleibend auf ihm, bei ihm, in ihm; er füllt seine Seele ganz aus, er ist die Macht, aus der jedes Wort und jede That stammt, die Macht, die lebendig in ihm ist, auch wenn er schweigt, auch wenn kein sichtbares Werk sich zeigt. Dieser Knecht Gottes, dieser Gesalbte und Geisterfüllte, hat nun die Sendung

empfangen, frohe Botschaft zu bringen; die in der Finsterniß der Unwissenheit Gehaltenen dürfen jetzt sehen, die von der Noth der Sünde und des Elends Zerstoßenen und Zerschlagenen sollen jetzt geheilt und aller Noth ledig, die von Satan wie in einem Kerker gehaltenen Seelen frei und los werden; eine neue Zeit ist gekommen, eine Zeit der Gnade, der Erquickung, der Freude. Wie im Jubeljahre Alles in den ersten glücklichen Zustand, aus dem die Eigensucht der Sünde den Menschen gerissen, zurückkehrt: so hebt jetzt das ewige Jubeljahr an, das angenehme Jahr des Herrn. Die Person des Knechtes Gottes, der dieß verkündet, ist Zeuge und Bürge von der Wahrheit dessen, was er verkündet.

Nachdem Jesus dieses Wort des Propheten gelesen, das Buch geschlossen und es dem Diener der Synagoge zurückgegeben hatte, setzte er sich; denn sitzend pflegten die Lehrer der Synagoge das Wort Gottes auszulegen und anzuwenden. Alle aber, die in der Synagoge versammelt waren, mußte eine Ahnung ergreifen, daß es etwas Besonderes um den sei, welcher soeben das Wort verlesen. Er sowohl als die Hörer hatten das Gefühl, es sei etwas Entscheidendes, was jetzt gesagt werden müßte. Und so hob er zu reden an: „Heute ist diese Schrift vor euren Ohren — ja vielmehr nach den Worten des Grundtextes: in euren Ohren — erfüllt.“ Unstreitig giebt uns der Evangelist in diesen Worten nur den Grundgedanken, das Thema, wie wir zu sagen pflegen, dieser ersten Predigt Jesu. Aber dieß genügt uns, um die einzige Bedeutung jenes Augenblickes zu erkennen. Was bei der Geburt Jesu als Himmelsbotschaft erklang: „euch ist heute der Heiland geboren“, dieses selige Heute ertönt jetzt aus dem Munde des Seligmachers selbst; und erfüllt ist, was durch den Propheten geschrieben steht, erfüllt in der unmittelbarsten Wirklichkeit und Gegenwart, in die Ohren der Anwesenden hinein schallt das Wort dessen, der selbst der Gegenstand aller Weissagung ist. Weissagung und Erfüllung drängt sich in diesen Einen Augenblick wunderbar zusammen; der neue Bund steht in Person da auf dem Grund und Boden des alten. Und so gewaltig ist in der That der Eindruck, den Jesu Wort macht, ein so sicheres Bewußtsein von der Wahrheit dessen, was er spricht, bringt er hervor, daß alle Hörer ihm diese Wahrheit bezeugen, ihr Ja und Amen dazu sprechen, ihre Bewunderung nicht zurückhalten können. Was aber ist's, das sie vor Allem an ihm bewundern? Der Evangelist berichtet, daß sie sich

über die „holdseligen" Worte, über die Worte voll Anmuth verwunderten, die aus seinem Munde gingen. Sie verwundern sich über die völlige Einheit seiner Person und seiner Worte. Sie sehen, das ist nicht ein Redner, der mühsam die Worte aus seinem Innern herauspreßt und bei dem man die Empfindung hat, wie doch alle seine Worte nicht im Stande seien, den tiefsten Gedanken des eigenen Innern auszusprechen; aber eben so wenig ist es ein Redner, dessen Worte mehr sagen, als im Grunde der Seele liegt. Die Worte gingen, quollen ihm aus dem Herzen über den Mund als der natürliche und volle Erguß seines innern Lebens. Und wenn eben dieses das Unvergleichliche aller Anmuth ausmacht, daß die Seele durch die sonst sie verdeckende Hülle des Aeußern hindurchbricht und so sich verbreitet, daß sie gleichsam selbst in die Erscheinung tritt: so ist dieß das Anmuthsvolle und Holdselige in der Predigt Jesu, daß seine ganze Seele als die Seele dessen, welcher der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit ist, ganz in seinen Worten liegt und hell durch sie hindurchscheint. Seine Predigt ist die Offenbarung seiner selbst, die Offenbarung nicht bloß der Wahrheit über ihn, sondern eines Lebens, welches die Wahrheit selbst ist, seine Anmuth ist ausstrahlende Gnade.

Aber eben dieser Eindruck, dem sich die Hörer in der Synagoge zu Nazareth nicht entziehen konnten, macht sie betroffen. In ihre Bewunderung mischt sich sofort ein Gefühl von Verwunderung. Göttliches Leben offenbart sich vor ihnen in den Worten ihres Landsmannes — da sprechen sie: „ist das nicht Joseph's Sohn?" Ohne daß es ihnen wohl sogleich bewußt ist, liegt in dieser Frage schon der Zweifel, ob der Redende auch wirklich der Messias sei; der herkömmlichen Meinung nach denken sie sich unter dem Messias den Gottgesandten, der in augenfälliger Herrlichkeit hervortritt und wirkt. Nun hatte ja Jesus freilich schon in Capernaum, wo er vor seinem jetzigen Aufenthalte vorübergehend gewesen, wunderbare Thaten vollbracht. Solche Wunder von ihm auch bei sich gewirkt zu sehen, darauf stand der Sinn der Nazarethaner und diesen Sinn erkannte Jesus wohl. Er sah, daß der Eindruck seiner Worte doch nur den gemeinen Trieb seiner Landsleute traf; die ganz enge Geistesart einer beschränkten Kleinstädterei lag ihm aufgedeckt vor seinem innern Auge. Die Bewohner des kleinen Nazareths freuen sich darauf, ihren berühmten Landsmann zu schauen, zu sehen, wie er die wunderbare Kraft, die ihm einwohnt, gleich-

sam spielen läßt und den unbekannten Ort dadurch verherrlicht; in ihrem kleinbürgerlichen Sinne mißgönnen sie es, daß Capernaum, der Nachbarort, den Vorzug haben soll, der Schauplatz der großen Thaten des neuen Propheten zu sein. Dieß alles liest Jesus in der Seele der Anwesenden; er blickt in all das Gemisch der streitenden unklaren Gefühle, in welchen theils Bewunderung, theils Verlangen, theils Aerger rege wird, kein lebendiger Zug aber eines wahren Heilsbedürfnisses, kein Verständniß des heiligen Schriftwortes, das unter ihnen verlesen ward, sie innerlich zu Jesu neigt und den Erfüller aller Schrift in ihm erkennen läßt.

Solche Augenblicke, in denen Jesus eine Offenbarung seines Lebens erscheinen läßt, sind immer auch Augenblicke der Entscheidung und Scheidung. Er selber, der so eben holdselige Worte gesprochen, trägt kein Bedenken, selbst die Entscheidung durch scharfe Worte herbeizuführen. Er enthüllt seinen Landsleuten ihre argen Gedanken, er sagt ihnen: ihr werdet das bekannte Sprichwort auf mich anwenden „Arzt, hilf dir selber", das will sagen: offenbare die Wunderkraft, die dir gegeben ist, an dir selbst; erzeige dich in der messianischen Herrlichkeit, deren Spuren du in Capernaum hast leuchten lassen; aber — so fährt er fort — so will ich euch mit einem andern Sprichwort erwiedern, mit dem Worte: „Kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterlande." — Gleich zu Anfang seiner Lehrthätigkeit öffnet sich ihm hier der Blick in das ganze Geheimniß des göttlichen Rathschlusses, des Laufes, welchen er und sein Evangelium in der Welt nimmt. Wir müssen es wiederholen: im kleinsten Kreise zeigt sich hier, was über seiner ganzen Erscheinung geschrieben steht: „Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf"; die Nazarethaner, die ihn von sich weisen, sind nur ein Vorzeichen, wie er von seinem ganzen Volke wird verworfen werden. — Was die Männer von Nazareth gewiß am meisten antreibt, ihren großen Mitbürger von sich zu stoßen, ist die Hindeutung darauf, daß das Evangelium auch zu den Heiden werde getragen werden. Jesus erinnert seine Hörer an den Vorgang von Elias und Elisa, erinnert, wie bei der großen Theuerung in Israel Elias doch nur zu einer Wittwe der Sidonier, eines heidnischen Volkes, gesandt sei; wie zu den Zeiten des Elisa, wo in Israel Viele aussätzig waren, doch nur Einer gereinigt worden, und zwar wiederum keiner aus Israel, sondern ein Syrer. Bei diesen Worten erregt sich nicht etwa nur ihr Local-Patriotismus,

sondern ihr ganzes Volksgefühl ist empört; das heilige Vorrecht Israels als des Volkes der Wahl scheint ihnen geschändet und verrathen, sie fahren auf, sie stoßen ihn zur Stadt hinaus, sie führen ihn auf die steile Anhöhe, worauf ihr Ort gebaut ist, und wollen ihn hinabstürzen und tödten. Aber seine Stunde ist noch nicht gekommen, ruhig und unverletzt geht er mitten durch sie hinweg.

Diese erste Predigt Jesu zu Nazareth, deren Bild wir uns eben vergegenwärtigten, ist das Vor- und Grundbild aller weiteren Lehrthätigkeit und Predigt unseres Herrn. Als Lehrer („Meister“) wurde Jesus gewöhnlich von seinen Jüngern, von den Männern des Volkes, auch von dessen Obern angeredet (vergl. Marc. 9, 17; Matth. 8, 19; 9, 11; Luc. 9, 38). Unter der Hülle des Lehrers verbarg er seine göttliche Herrlichkeit, und eben dieses Wort sollte es auch sein, wodurch sich seine Herrlichkeit dem gläubig es Aufnehmenden offenbarte, dem Ungläubigen zum Gerichte ausschlug (2 Cor. 2, 15. 16). Wie Jesus zu Nazareth in die Synagoge ging, um sein Wort zu verkünden, so pflegte er auch in Capernaum, und wohin sonst sein Weg ihn führte, am Sabbathe in den Synagogen, in Jerusalem aber im Tempel zu lehren (Marc. 1, 21; Matth. 4, 23; Luc. 4, 31. 44). Doch beschränkt sich seine Lehrthätigkeit hierauf keineswegs. Wo sich die Haufen des Volkes an ihn herandrängen, auf freiem Felde, an dem Ufer des Sees, auf der Höhe des Berges, läßt er, ungebunden an feste Lehrstunden und nicht in der Weise eines schulmäßigen Unterrichts, sein Wort erschallen, auch weiß er jede einzelne Begegnung zu benützen, um ein Wort des Lebens zurückzulassen (vergl. Marc. 6, 6. 34; Luc. 5, 17; 8, 1).

Ueberall nun, wo Jesus sein Wort verkündet, kann ganz so, wie es in der ersten Predigt zu Nazareth geschah, als dessen wesentlicher Inhalt angesehen werden: Predigt des Reiches Gottes und Bezeugung seiner als der persönlichen Erscheinung dieses Reiches. Er knüpft durchaus an die Predigt Johannis des Täufers an. Auch sein erster Ruf ist: „das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“. Das ist das Evangelium, die gute Botschaft, die er bringt: „das Reich Gottes ist da“ (Matth. 4, 23; Luc. 4, 43; 8, 1; 9, 11; 10, 9; 16, 16); das der Zweck seiner Wanderungen im Lande, diese gute Botschaft zu bringen (Marc. 1, 14). Seine

Predigt heißt darum auch schlechthin Evangelium (Luc. 20, 1), inwiefern es aber die Offenbarung des göttlichen Rathschlusses, der göttlichen Gnade ist, Wort Gottes (Luc. 5, 1) oder auch schlechthin das Wort (Marc. 2, 2). Was Jesus in Nazareth von dem angenehmen Jahr des Herrn verkündet, daß es nun da sei, ist dasselbe, was er anderwärts vom Reiche Gottes predigt. Das Reich Gottes aber ist das Reich, worin Gottes Wille und Macht unbedingt und überall herrscht; das Reich, worin der Gedanke der göttlichen Liebe und Weisheit zur völligen Offenbarung gekommen ist; es ist das Reich, wodurch die Schöpfung in die Kraft des sie schaffenden Wortes aufgenommen ist; das Reich der Vollendung, worin die Herrlichkeit Gottes in die Welt seiner Schöpfung sich niedergelassen, sie erfüllt und verklärt hat. So verkehrt die fleischlichen Vorstellungen der Juden von der Glorie dieses Reiches auch waren: dieß allerdings ist in der Wahrheit begründet, daß das Reich Gottes nach seinem eigentlichsten und höchsten Sinn nicht bloß die Völker der Menschheit umfasse, sondern auch auf die Natur, auf die ganze Schöpfung sich erstrecke, eine Wiedergeburt aller Dinge (Matth. 19, 28) bezeichne. Aber eben diese Wiedergeburt setzt eine andere Wiedergeburt voraus, die Wiedergeburt der menschlichen Persönlichkeit, des menschlichen Herzens und Willens. Wie die Natur in einem innern Zusammenhang mit dem Menschen als ihrem Haupte steht, wie des Menschen Fall zerrüttend auf sie zurückgewirkt hat: so muß dem Aufgange des Reiches Gottes, wenn es auch die Verklärung der Natur in sich schließt, die sittliche Erneuerung des Menschen, die Umsetzung seines Sinnes vorangehen. Hatte nun Jesus durch seine Zeichen und Wunder jenen Zustand der Vollendung thatsächlich vorgebildet: so hat er es um so weniger an seinem Worte fehlen lassen zur Erneuerung und Wiedergeburt der Herzen. Ja nothwendig tritt in seiner Verkündigung des göttlichen Reiches, wie er sie im Einzelnen ausführt, die Beziehung auf die Herrlichkeit desselben zurück, um so nachdrücklicher liegt dagegen der Ton auf den sittlichen Bedingungen, die erfordert werden, um in das Reich Gottes einzutreten. Ist das Reich Gottes gute Botschaft für die Armen, Heilung der zerstoßenen Herzen, Erlösung der Gefangenen, Erleuchtung der Blinden, Freiheit für die Zerschlagenen: so muß man sich eben zuerst arm, zerstoßen, gefangen, blind und zerschlagen fühlen. Man muß die ganze Eitelkeit und Vergeblichkeit des bisherigen Wandels durchschaut, man

muß das Falsche des Weges eingesehen haben, den man bis dahin verfolgte; es muß klar geworden sein, daß, was man bis jetzt Gerechtigkeit nannte, wahre Gerechtigkeit nicht sei. Jesus aber offenbart die wahre Gerechtigkeit, die im Reiche Gottes gilt, den schmalen Weg, der zum Leben führt; er legt die Wurzel bloß, woraus allein das gesunde Wachsthum des sittlichen Lebens entspringt, die Wurzel der geistlichen Armuth, der Selbstverleugnung, der Sehnsucht nach Heil (Matth. 5—7). Ist so das Wesen des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit erkannt: dann kann auch sein Bild gezeichnet werden, wie es sich auf Erden darstellt, seine Gründung, seine Entwickelung, seine Gestaltung innerhalb der irdischen Verhältnisse, seine Vollendung in der letzten Zukunft (Matth. 13).

Eben in jenem Augenblick, da Jesus in Gleichnißform über des Himmelreiches Natur, Gründung und Entwickelung sprach, traten seine Jünger zu ihm und baten ihn um Auflösung der Gleichnißrede. Jesus antwortete ihnen (Matth. 13, 11): „Euch ist gegeben, zu wissen das Geheimniß des Reiches Gottes." Geheimniß nennt Jesus den Inhalt seines Wortes, wie auch der Apostel sich und alle Diener des Evangeliums Haushalter über die „Geheimnisse Gottes" nennt (1 Cor. 4, 1). Und zwar ist das Evangelium vom Reiche Gottes deshalb ein Geheimniß, weil der Gedanke hiervon in keines Menschen Sinn und Vernunft entspringen kann. Und Alles, was zur Herstellung dieses göttlichen Reiches gehört, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, sein Leiden und Auferstehen, die Gründung der Kirche, die Berufung der Heiden, die noch bevorstehende Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde: es sind Thaten Gottes, die zuerst geschehen sein müssen, ehe sie von dem aufnehmenden Glauben der Menschen erfaßt und erkannt zu werden vermögen. Inwiefern ist nun aber den Jüngern gegeben, das Geheimniß des Himmelreiches zu wissen? Indem sie Jünger sind, stehen sie in einer besondern Beziehung zu der Person Jesu. Jünger sind sie dadurch, daß sie durch göttliche Erleuchtung das schlechthin Unterscheidende an Jesu Person erkannt haben, nämlich daß er Christus sei, der Sohn des lebendigen Gottes (Matth. 16, 16 ff.). Dieß ist das Geheimniß des Reiches Gottes: die Person Jesu, die vor ihnen, den Jüngern, steht. In ihm, in welchem das Wort, durch das alle Dinge geschaffen, selbst in die Schöpfung getreten und Mensch geworden ist, erscheint das Reich

Gottes, welches die mit ihrem Schöpfer durchaus geeinigte verklärte Schöpfung ist, persönlich vorgebildet.

Ist dem aber so, so folgt, daß der Inhalt der Predigt, wie sie von Jesus verkündet ward, nicht bloß vom Reiche Gottes, dessen Natur und sittlichen Bedingungen gehandelt haben muß, sondern daß er auch ein Zeugniß von Christi Person als dem persönlich zusammengefaßten Bilde dieses Reiches gewesen sein muß. Und so hat es Jesus ja auch schon in der Predigt zu Nazareth gehalten. Mit dem Ausdrucke: „in euren Ohren ist das Wort der Weissagung erfüllt", verweist er seine Hörer auf die Stimme seines Mundes, die vor ihnen erschallt, auf seine Person, deren sprechendes Zeugniß diese Stimme ist. Die Wahrnehmung drängt sich auf, wie dieses Zeugniß über sich selbst, als Gottes Sohn, von Jesu vornehmlich während des Aufenthaltes in Jerusalem abgelegt wird, während die Predigt vom Reiche Gottes mehr seine Thätigkeit in Galiläa ausfüllt. In Jerusalem, dem Mittelpunkte des heiligen Volkes, der Stätte des Tempels, der Gnadengegenwart Jehova's, geziemte sich vor allem die Predigt von dem Wohnen Gottes in dem eingeborenen Sohne, in welchem und durch welchen der wahre Tempel, die Gegenwart Gottes in seiner verklärten Schöpfung, das Reich Gottes, hergestellt werden sollte. Aber diese Predigt bewirkt nun auch in Jerusalem und zwar in erhöhtem Maße denselben Vorgang, den wir schon in der Synagoge zu Nazareth beobachten konnten. Solchem Zeugnisse über sich selbst entgegen heißt es auch in Jerusalem: ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn? ist er nicht aus Galiläa, aus Nazareth? gehört er nicht zu den Laien? (Vgl. Joh. 7, 15.) Es ist derselbe Anstoß, der an seiner niedrigen Erscheinung hier wie dort genommen wird, derselbe Hochmuth auf das göttliche Recht des Volkes, der aus diesen Fragen spricht, derselbe Wahn, der keinen Selbstwiderspruch darin sieht, ein natürliches Reich Gottes, ein Reich Gottes ohne sittliche Wiedergeburt zu wollen, derselbe Grimm, der die Obersten in Jerusalem Jesum zuletzt ergreifen und tödten läßt zu der Stunde, die er selbst von Anfang an als die Stunde des von Ewigkeit vorhergesehenen Opfers erkannt hat.

An drei verschiedene Classen seiner Hörer richtet Jesus das Wort: an das Volk, an des Volkes Oberste, an seine Jünger. Israel wollte er um sich sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt. Ohne in eine falsche Vertraulichkeit zu

gerathen (Joh. 2, 24), giebt er sich doch dem Volke ganz hin; er will in ihm (Matth. 23, 37) das Gedächtniß wecken, wie es bestimmt sei, daß von ihm Gottes Reich über die Völker ausgehe, will es dazu bringen, der Bedingung zu gehorchen, unter der allein die Erfüllung dieser Verheißung möglich ist, nämlich daß es auf das eigene Leben verzichte, um das Leben aus dem Vater, das im Sohne offenbar und mittheilbar geworden, in sich aufzunehmen. Deshalb mußte er seinem lockenden Worte, das er laut in sein Volk hineinrief (Joh. 7, 37. 12, 44), auch das ernste und einschneidende hinzufügen. Es kommt ihm bei seinen Reden und Gesprächen nicht etwa nur darauf an, Irrthümer des Verstandes und der Erkenntniß zu berichtigen, sondern im Irrthum weiset er überall die Wurzel der unsittlichen Gemüthsart nach (Joh. 6, 44). Steht er vor seinem Volke gleichsam Aug' im Auge, so redet er scharf mit ihm; redet er von ihm zu Andern, zu Samaritern und Heiden, so spricht (Joh. 4, 22; Matth. 15, 26) er anerkennend und hebt die göttliche Erwählung Israels hervor. Erst nachdem er volle Proben von des Volkes Herzenshärtigkeit und Unglauben erfahren, hält er sein strafendes Wort nicht zurück (Matth. 11, 20). Aber auch so versäumt er nicht, jeden Einzelnen, der ihm empfänglich erscheint, an sich heranzuziehen. Wohl warnt er, vor dessen Blick das Innere des Herzens aufgedeckt liegt, leichtfertig sich ihm zur Nachfolge anzubieten, ohne zu überschlagen, was zu solcher Nachfolge gehört (Matth. 8, 20); wo er aber den Glauben keimend sieht, kommt er helfend entgegen, ja zuvor und löst das noch halbgebundene Wort des Bekenntnisses von den Herzen und Lippen (vgl. Matth. 8, 7); in überraschender Schnelligkeit, wie durch ein göttliches Werde — denn seine Worte sind Geist und Leben und zeugen Leben — wandelt er in kurzem Gespräch die Seele zum Glauben an ihn und zu seiner Erkenntniß (Joh. 4, 7 ff.). — Schärfer, als an das Volk, lauten seine Worte an des Volkes Lehrer und Führer. Je rascher und entschiedener sich diese wider Jesum kehren, in ihm nur den Empörer und Zerstörer des heiligen Volkes hassen und zu vernichten bedacht sind: desto bestimmter muß er den ganzen bösen, ja teuflischen Grund dieses Hasses enthüllen (vgl. Luc. 11, 40 ff.). Und doch, wie verfährt er auch hier allmählig, gleichsam Fristen gebend, zuerst noch schonend und in die Seele der Feinde eingehend; durch Wort und That sucht er sie zu überzeugen (Matth. 9, 4), bis er freilich zuletzt (Matth.

23, 1 ff.) wie ein Vorzeichen des letzten Gerichtes, nur ein Wehe für ihre ganze Bosheit und Heuchelei haben kann. — Auch in den Reden Jesu an die Jünger ist ein Stufengang bemerklich. Ein Geheimniß seines Lebens enthüllt sich ihnen nach dem andern; in weiser Kunst der Erziehung knüpft er an das Erkannte das noch Unbekannte (Joh. 16, 4). Namentlich in der Ankündigung seines Leidens, die seinen Jüngern so schwer eingeht, handelt er mit weiser Zurückhaltung und Offenheit zugleich. Sein Lehren bezieht sich auf Regungen in der Seele der Jünger, die ihnen oft selbst kaum bewußt sind oder es ist ein Antworten auf Fragen, die noch unausgesprochen in ihren Herzen liegen. Sein ganzer Unterricht an die Jünger ist eine Unterweisung, eine Hineinbildung in den Glauben; das Ziel, das er erstrebt und erreicht, ist der Augenblick, wo sie sagen können: „jetzt fragen wir nicht mehr, jetzt wissen wir, daß du von Gott ausgegangen bist (Joh. 16, 31)." — Und wie hat denn Jesus sein Wort geredet? Bei dieser Frage unterscheiden wir den Sinn des Gemüthes, aus dem heraus seine Worte gingen, die rednerische Gestaltung, endlich die sprachliche Form seiner Predigt. Was zunächst jenen Sinn betrifft, aus dem Jesus das Wort verkündet, so ist es, wie er selber der Eingeborene ist voller Wahrheit und Gnade, eben diese Wahrheit und Gnade, woraus sein Wort stammt. In seinem Worte ist die Wahrheit eines mit dem tiefsten Erbarmen (Marc. 6, 34). Die herzlichste Liebe spricht aus ihm; den Ernst weiß er durch freundliche Anrede zu mildern (Luc. 12, 4), der Mahnung läßt er lockend die Verheißung vorangehen; seine Miene, sein Blick schon redet, freilich nicht allein in Liebe, sondern auch, wenn es Noth thut, in heiligem Zorn (Marc. 3, 5. 10, 21. 27; Luc. 20, 17). Wie durch die zarteste Hülle dringt durch seine Worte jede Empfindung, die sein Herz erfüllt; in der Vereinigung von Erhabenheit und Schlichtheit, die sein Wort bezeichnet, spiegelt sich der Sinn dessen, der in der Höhe und im Heiligthume wohnt und bei denen ist, die zerschlagenes und demüthiges Geistes sind. Sein Wort hebt ebenso in die Geheimnisse des göttlichen Lebens empor, wie es auch wieder ganz niedrig und einfältig ist. Der Sinn der tragenden Geduld, die nicht müde wird, immer auf's neue das Wort des Heils zu wiederholen, geht durch alle seine Reden. Da ihm auf dieses Heil alles ankommt, so richtet sich darnach auch der rednerische Bau seiner Predigt. Festen Ganges schreitet er auf die Hauptsache zu, der es gilt; diese Haupt-

sache soll dem Hörer als solche fühlbar werden; darum wählt er eine solche Weise, die zunächst Verwunderung erregt, sucht dann aus diesem Gefühle der Verwunderung Fragen zu erwecken, durch deren Beantwortung Falsches und Wahres von einander unterschieden werden kann (vgl. Luc. 22, 68). Hierbei giebt er Zeit, nachzudenken, erregt und fördert die Aufmerksamkeit durch die Frage: habt ihr das alles verstanden (Matth. 13, 51), oder durch einen Ruf zuzuhören, oder er legt sein Wort auch in unmittelbarer Ansprache an das Herz des Hörers (Joh. 11, 26). — Was endlich die Sprache betrifft, in die Jesus seine Gedanken kleidet, so ist dieselbe ursprünglich die durchaus eigentliche und unverhüllte; bald aber, besonders dem Volke gegenüber, nimmt sie die Form des Gleichnisses an; denn das Gleichniß ist eine Probe des Glaubens; dem todten und harten Sinne deckt es die Wahrheit vollends zu, während es sie dem empfänglichen und nach Heil sich sehnenden Gemüthe enthüllt (Matth. 13, 3. 34. 35). Aber nicht bloß in ausgeführter Weise spricht er in Gleichnissen. Das Gepräge des Bildlichen und Gleichnißartigen geht überhaupt durch seine ganze sprachliche Darstellung, es wird ihm, man kann sagen, zur gewohnten Art, sich bildlich auszudrücken, so daß der Evangelist Marcus berichten kann, er habe nichts zum Volke außer im Gleichnisse geredet (vgl. Marc. 4, 2). Zwar schloß sich Jesus auch hier an eine Lehrweise an, die, von den Lehrern Israels schon zuvor gebraucht, unter dem Namen Hagada alles Bildliche, Emblematische, Allegorische umfaßt; aber auch hier schafft Jesus das Ueberkommene schöpferisch in ein durchaus Neues um. Ihm ist das Bild nicht Schmuck, sondern der volle und unmittelbare Ausdruck der Sache selbst. Er übt eine Plastik der Sprache, welche die schöpferische Bildungskraft des ewigen Wortes, durch das alle Dinge gemacht sind und das in ihm Mensch geworden, in seinem gesprochenen Worte spüren läßt. Sein Wort lebt. Was die nachrechnende und zusammenlesende Reflexion der Redekunst Tropen und Figuren nennt, bildet sich aus dem inwohnenden Triebe seines Gemüthes von selbst und natürlich (vgl. Luc. 17, 26 ff.). In die wenigsten Worte faßt er die größten Gedanken. Orientalische Bildlichkeit verbindet sich in seiner Sprache mit abendländischer Helle und Deutlichkeit. Sein Wort ist ganz ursprünglich und frisch und doch zugleich ganz vertraut und heimisch; und daß solches Wort in den Herzen der Hörer bleibe, dafür sorgt er durch die paradoxe, gnomen-

artige Weise des Ausdrucks, durch die es wie mit Spießen und Nägeln in die Seele eindringt (vgl. Marc. 9, 42 ff.).

So erklärt sich denn auch der starke und tiefe Eindruck, den das lehrende Wort Jesu auf seine Hörer macht. Er steht unter dem Volke und unter seinen Jüngern als einer der Gewalt hat, der nicht wie die Schriftgelehrten predigt, die aus mühsamer Reflexion heraus oder im bunten Schmucke eitler Rede sprechen. Wird von dem größten Redner des Alterthums, von Demosthenes, vor Allem die Gewalt gepriesen, mit der er die Hörer zur Sache zwingt, um die es sich handelt: so ist es bei Jesus noch viel mehr die Vollmacht seiner göttlichen Natur, aus der heraus er sein Wort als das Wort ewiger Wahrheit redet, was die Herzen, die in der Wahrheit sind, ergreift und sich zu eigen macht. Wenn seine Apostel nur zu sagen wagen: „durch die Gnade, die mir gegeben ist, sage ich" (Röm. 12, 2), so ruft er, der Eine Meister (Matth. 23, 8. 10), in dem Vollgefühle seiner göttlichen Auctorität: „Ich aber sage euch (Matth. 5, 28)." Was Wunder, daß solches Wort Erstaunen und Verwunderung hervorruft, daß gegenüber dieser Offenbarung göttlicher Heiligkeit, unter welcher die göttliche Herrlichkeit sich verbirgt, das Lob der Hörer erschallt, sie mit Lust auf sein Wort achten und dessen Weisheit preisen (Luc. 4, 22. 32; 21, 38; Marc. 11, 18; 12, 37; 6, 2; Joh. 7, 15)? Aber freilich dasselbe Wort ruft auch den Zorn der Widersacher hervor (Luc. 4, 28). Es ist ein Balsam, der erquickt, ein Schwerdt, das verwundet. Wie seine Person, so ist sein Wort ein Zeichen, dem widersprochen wird, ein Fels des Aergernisses, aber auch ein Fels für den Glauben zu ewigem Halt. — Gewaltig und holdselig zugleich, das neue Leben schöpferisch wirkend in dem empfänglichen Herzen: das ist der Character des Wortes Jesu, eben weil es das Wort des eingeborenen Sohnes vom Vater ist voller Gnade und Wahrheit.

Gott sei Dank, der uns dies Wort geschenkt hat! Es ist für den Gläubigen der ewig strömende Quell alles Lebens. Es ist für den Diener der Kirche das ewige Urbild aller lehrenden Unterweisung und Predigt.

Ehrenfeuchter in Göttingen.

---

22. Jesu erstes Wunder zu Kana
und seine Wunderthätigkeit überhaupt.

2. Sonnt. nach Epiphan.

Auf der Schwelle des öffentlichen Lebens Jesu steht seine Theilnahme an der Hochzeit zu Kana, nebst dem Wunder, das er dabei verrichtet hat. Vorher war der Erlöser von Johannes dem Täufer im Jordan getauft und vom Satan in der Wüste versucht worden. Bei der Taufe war eine Offenbarung vom Himmel und die Ausrüstung mit dem h. Geist erfolgt. Der h. Geist kam in einem sichtbaren Zeichen herab und ertheilte der Seele Jesu, welche von Kindheit an stetig gewachsen war an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, die Salbung und Weihe zu seinem Heilandsberuf, die Fülle und Reife des Geistes, welche dazu erforderlich war, um das Werk zu verrichten, wozu er gesandt war, und selbst mit dem h. Geiste zu taufen (Joh. 1, 33). Unmittelbar darauf war Jesus in die Wüste gegangen, wo er 40 Tage in der Einsamkeit mit Fasten und Beten zubrachte; und am Schlusse dieser Frist stiller Selbstbereitung ereignete sich die dreifache Versuchung, welche auf das messianische Werk Jesu sich bezog. Nachdem er so zur Erfüllung seines Berufes ausgerüstet und erprobt war, kam Jesus an den Jordan zu Johannes zurück, und nun schritt er — das erzählt uns unter allen Evangelisten am genauesten Johannes (1, 35 ff.) — dazu, einzelne Männer an sich zu ziehen, die ersten Jünger um sich zu sammeln. Es sind dies Johannes und Andreas, Petrus, Philippus und Nathanael. Das war noch ein stilles vertrauliches Zusammensein des Meisters mit den ersten Jüngern, der Jünger mit dem Meister. Mit ihnen kam Jesus nach Galiläa. Bei dem nächsten Besuche in Jerusalem (Joh. 2, 13 ff.) trat Jesus, von seinen Jüngern begleitet (2, 17; 3, 22), bereits öffentlich auf inmitten des Volkes. In die Zwischenzeit fällt die Theilnahme Jesu, nebst seinen ersten Jüngern, an der Hochzeit zu Kana. Das war eine Mittelstufe zwischen dem vertrauten Umgang Jesu mit seinen Jüngern, und seinem öffentlichen Auftreten vor dem Volke, in Begleitung der Apostel. Er ist nicht mehr mit ihnen allein im stillen Verkehr. Aber er steht auch noch nicht inmitten seines Volks. Er bewegt sich schon nicht mehr in dem engen vertraulichen Kreis. Und doch befindet er sich noch nicht auf dem weiten Schauplatz

des öffentlichen Lebens. Es ist ein mittlerer Kreis von Jüngern und Freunden, Verwandten und Bekannten, in welchem wir Jesum zu Kana treffen.

Ferner bildet die Geschichte von der Hochzeit zu Kana eine Uebergangsstufe in Hinsicht des Verhältnisses zwischen Jesu und seiner Mutter. Vor dieser Begebenheit erscheint Maria eigentlich als die Hauptperson. Johannes erzählt von der Hochzeit: „und die Mutter Jesu war da, Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen." Demnach wird Jesus sammt seinen Jüngern erst in zweiter Linie genannt. Ja der Wortlaut macht den Eindruck, als wäre Jesus nicht um seiner selbst willen, sondern seiner Mutter zu Liebe eingeladen worden. Wie ganz anders klingt der Bericht unmittelbar nach diesem Vorfall: „darnach zog Jesus hinab nach Kapernaum, er selbst, und seine Mutter, und seine Brüder, und seine Jünger." Es ist gewiß nicht bloßer Zufall, daß hier (V. 12) der Erlöser vor allen anderen genannt ist, und daß sowohl seine Mutter und Brüder, als seine Jünger gewissermaßen als sein Gefolge erscheinen. Somit hat sich das Verhältniß zwischen Jesu und seiner Mutter jetzt geradezu umgedreht: vorher erscheint Jesus von seiner Mutter abhängig, nachher erscheint seine Mutter abhängig von ihm selbst. In der Mitte liegt die Hochzeit zu Kana, und eben hier sehen wir die Umwandlung des Verhältnisses vor sich gehen, nämlich in dem Zwiegespräch zwischen Maria und ihrem Sohne, welches den Lesern und Auslegern des Stückes von jeher so auffallend gewesen ist. Und hiemit treten wir dem Kern der Erzählung selbst näher.

Als über Tisch der Wein zur Neige ging, wendete sich Maria an ihren Sohn mit den Worten: „Sie haben keinen Wein mehr!" Aber Jesus erwiederte ihr: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen!" Wie läßt sich diese Antwort mit der Rücksicht und Zartheit vereinigen, welche nach unserem Gefühl ein Mann, eben als der stärkere, einer Frau gegenüber zu beobachten hat? Und wie mit der Ehrerbietung und Pietät, welche ein Sohn seiner Mutter schuldig ist? Wir müssen uns vor allem dessen bescheiden, daß jene orientalische Redeweise nicht mit dem Maaßstab abendländischen und vielleicht romantischen Ausdrucks gemessen sein will. Wir sind auch dessen eingedenk, daß der in der Anrede gebrauchte Name im Urtexte selbst keineswegs einen verletzenden oder auch nur unhöflichen Beiklang hat. Dessen-

ungeachtet scheint noch ein Anstoß übrig zu bleiben, welcher in der Frage selbst liegt; dieselbe drückt doch mindestens eine gewisse Verwunderung, ein Ablehnen, ja eine Art Zurechtweisung aus. Und diese können wir nur dann verstehen, wenn wir annehmen, Maria habe mit ihrer Bemerkung, daß es an Wein mangle, Jesu irgend einen Wink geben wollen über das, was er zu thun habe, eine Andeutung, welche immer noch die gewohnte Auktorität der Mutter über den Sohn voraussetzte und in Anspruch nahm. Vielleicht lag den Worten der Maria der Wunsch zu Grunde, Jesus möchte, um der Familie eine Beschämung zu ersparen, sofort mit seinen Jüngern aufbrechen; wenigstens scheint auf einen solchen Gedanken die Bemerkung Jesu hinzudeuten, seine Stunde sei noch nicht gekommen. Allein Jesus war nicht mehr der Sohn im Hause, er hatte seit seiner Taufe und Versuchung einem selbständigen Beruf, dem messianischen Werk zu leben. Und darin durfte kein fremder Rath und Gedanke, mochte er auch noch so wohlgemeint sein, selbst nicht ein Wink der eigenen Mutter, sofern er lediglich menschlicher Gedanke war, für ihn maaßgebend sein. Daher auch nicht ohne Absicht die Anrede: „Weib", anstatt „Mutter"; nicht als ob dieselbe etwas unfreundliches oder gar verächtliches hätte, wohl aber berichtigt Jesus damit seine Stellung zu Maria; indem sie ihn in seinem Thun und Lassen beeinflussen will, ist sie ihm nicht Mutter, sondern lediglich nur Weib, ihre Meinung menschliches Meinen (vgl. Matth. 16, 23).

Maria hat die Antwort ihres Sohnes richtig aufgenommen. Schwerlich hat sie ihn völlig verstanden, aber sie hat einestheils das wohl gefaßt, daß er sie in gewisse Schranken zurückweise; und das hat sie sichtlich ohne eine Spur von Empfindlichkeit hingenommen. Sie beschied sich, für ihre Person eine andere Stellung einzunehmen zu ihrem Sohne, nicht mehr als Mutter über ihm zu stehen. Anderntheils fühlte sie, daß ihr Wunsch im Interesse der Verlobten und ihrer Familie, nicht gerade abgewiesen sei. Demgemäß ertheilt sie den Dienern die Weisung, dasjenige zu thun, was Jesus ihnen sagen würde. Hiemit erkennt sie an, daß er zu befehlen habe, und sorgt für aufmerksame Befolgung seiner Anordnungen.

Nun befahl Jesus den Dienern, die zum Behuf der nach jüdischer Sitte herkömmlichen Reinigungen, zum Waschen der Hände und Füße, zum Reinigen der Gefäße u. s. w. vorhandenen steinernen

Wasserkrüge mit Wasser zu füllen. Und die Diener füllten die Urnen sämmtlich bis oben an. Es waren sechs große Gefäße, jedes 2—3 Metreten fassend, so daß ihr Gesammtinhalt mindestens 500 Flaschen faßte. Und nun hieß er die Diener daraus schöpfen und eine Probe davon dem Speisemeister bringen, d. h. demjenigen Mitglied der Gesellschaft, welches als Hausfreund und in solchen Dingen erfahren, den Vorsitz am Tische führte und für die Ordnung bei der Mahlzeit sorgte. Dieser kostete, und entdeckte als Kenner in der ihm dargebotenen Probe einen so trefflichen Wein, daß er sofort, ohne zu ahnen was vorgegangen war, dem Bräutigam, als dem Wirth des Tages, einen Vorwurf daraus machte, den guten Wein bis jetzt gespart zu haben, während man doch sonst den guten Wein gleich anfangs aufzustellen pflege, und wenn die Gäste des guten eher zu viel gethan haben, den geringeren aufwarte. Somit war das in die Krüge gefüllte Wasser in den herrlichsten Wein verwandelt.

Der Evangelist schließt die Erzählung mit den Worten: „Hiemit machte Jesus zu Kana in Galiläa den Anfang mit seinen Zeichen, und offenbarte seine Herrlichkeit und es glaubten an ihn seine Jünger." Wir sehen, Johannes legt einen besonderen Werth auf dieses Wunder, als das erste unter den vielen, die der Erlöser verrichtet hat. Zwei Züge hebt er daran hervor, die an den späteren Wundern Christi sich wieder finden: 1. er offenbarte darin seine Herrlichkeit; 2. die That erweckte Glauben. Der letztere Zug deutet auf den Zweck, der erstere auf die Ursache der Wunder.

Mit dem ersteren Zug gibt der Apostel einen bedeutungsvollen Wink: alle Wunder Jesu sind Selbst-Offenbarungen. Das ganze öffentliche Leben Jesu, in Lehren und Handeln, in Thun und Leiden, war Selbstoffenbarung. Nicht am geringsten aber die Wunder des Herrn. Sie sind eine Offenbarung der inwendigen Herrlichkeit seiner Person. Und diese Herrlichkeit ist sittlicher Art, sie beruht in seinem Willen, in der Richtung seines Willens oder in der Gesinnung, und in der Kraft seines Willens.

Was die Kraft des Willens betrifft, so bethätigte sich in den Wundern Jesu nicht blos das, was wir gewöhnlich Willenskraft nennen, eine energische Selbstbeherrschung, sondern auch eine Macht des Willens über die Außenwelt, eine Herrschaft über die Natur. Von dieser Seite betrachtet, waren die Wunder Jesu eine thatsächliche Lösung des Zweifels, welchen jener arme Vater, gewiß

aus der Seele Vieler, äußerte, als er Jesum bat: „Wenn du etwas vermagst, so hilf uns aus Erbarmen über uns!“ Mark. 9, 22. Es gibt nicht ein einziges unter den von Jesu verrichteten Wundern, welches nicht in dieser Hinsicht seine innere Herrlichkeit, nämlich seine Herrschaft über die Natur, seine Willensmacht über die Dinge, offenbarte. So wenn der Erlöser Kranke heilte, Besessene gesund und geistesfrei machte, Todte erweckte, oder wenn er dem Sturm gebot und die tobenden Wellen des Sees Genezareth stillte, wenn er Tausende mit wenigen Broden sättigte, oder wie hier in Kana, Wasser in Wein umwandelte. Daher war der Eindruck solcher Thaten auf die Augenzeugen der Art, daß sie Gott priesen, „der solche Macht den Menschen gegeben hat!“ Matth. 9, 8. Diese Macht aber beruhte auf der sittlichen Einheit mit Gott, auf dem vollen Glaubensgehorsam des Sohnes gegen den Vater, Kraft dessen er auch frei als der Sohn schaltet und waltet. So ist jedes Wunder, indem es die Willensmacht Jesu, seine Herrschaft über die Kräfte der Welt bezeugt, eine Offenbarung seiner Herrlichkeit, nämlich seiner inwendigen Einheit mit Gott.

Das ist aber nur eine Seite. Die andere ist die, daß die Willensrichtung Jesu, seine Gesinnung, die völlig uneigennützige und selbstlose, erbarmende und erlösende, helfende und wohlthuende Liebesfülle seines Herzens, seine „Gnade und Wahrheit“, in den Thaten, die er verrichtete, sich offenbarte. So in unserer Geschichte. Nicht von vornherein, wie ein Hochzeitsgeschenk, das er den Brautleuten gleich beim Eintritt in ihr Haus schon zum ersten Gruß entgegengebracht hätte, hat Jesus das Wasser in Wein verwandelt. Sondern erst als ein Mangel eingetreten war, eine gewisse Noth, wenigstens eine beschämende und drückende Verlegenheit sich fühlbar machte, griff Jesus ein. Als er aber einmal handelte, hat er nicht blos der äußersten Verlegenheit gesteuert und nothdürftig geholfen, sondern über Bitten und Verstehen gethan, und eine ausgezeichnet treffliche Gabe in reichlicher Fülle geschenkt. Er hat hiemit seine hülfreiche Liebe, die „mit Gnade und Barmherzigkeit krönet“ (Ps. 103, 4), leuchtend geoffenbart. In ähnlicher Weise hat Jesus durch Krankenheilungen sich als den Heiland für Seele und Leib, durch Austreibung von Dämonen sich als den Erlöser aus Satan's Macht, durch Todtenerweckungen sich als den Ueberwinder des Todes, der das Leben in sich hat, durch wunderbare Speisung Tausender sich als das Brod des Lebens geoffenbart und

in Thaten erwiesen. Niemals hat er ein Wunder gethan zu seinem eigenen Nutzen; er würde damit nur dem Versucher zu Willen gewesen sein, dessen Zumuthung, Steine in Brod zu verwandeln, um den eigenen Hunger zu stillen, er damals abgewiesen hatte. Christus hat vielmehr seine Gesinnung voller Gnade und Huld, die erbarmende, erlösende und helfende Liebe, die ihn beseelte, „in allerlei Wunderthaten, als in leuchtenden Zeichen" sichtbar gemacht und handgreiflich erwiesen. Und wie die Liebe so auch die Demuth seines Herzens hat Jesus in dieser That geoffenbart. Da ist nicht ein überflüssiges Wort; zwei ganz kurze Befehle an die Diener, und nichts weiter. Die Diener wissen nicht, wozu das sein soll, was sie thun. Niemand ahnet, was vorgeht. Das Wunder wird verrichtet, und kein Mensch wußte davon. Nur der Erfolg zeigt, was geschehen ist. So ohne alles Gepränge in so stiller verborgener Weise, vollbringt Jesus ein Großes. So handelt der, welcher „von Herzen demüthig" ist, Matth. 11, 29. Und alle seine Wunder sind Offenbarungen seines demüthigen Herzens, welches nicht der geringste Zug ist an seiner Herrlichkeit.

Aber die Herrlichkeit, die in ihm war, seine Willensmacht und seine Gesinnung erbarmender, seligmachender Liebe und herzlicher Demuth sollte von den Menschen erkannt und geglaubt werden, Das war der Zweck seiner Wunder. Sie sollten dazu dienen, den Glauben an ihn zu wecken und zu stärken. Das ist denn auch, wie Johannes 2, 11 als Augenzeuge berichtet, in Kana der Erfolg gewesen: „es glaubten an ihn seine Jünger." Damit kann nicht gemeint sein der allererste Anfang des Glaubens an Jesum von Nazareth als den Messias und Heiland; denn die Personen, von denen wir hören, daß sie an ihn glaubten, waren ja bereits „Jünger" des Herrn. Andreas hatte schon mehrere Tage zuvor in seinem eigenen und eines Genossen Namen seinem Bruder Simon zugerufen: „wir haben den Messias gefunden!" 1, 42. Philippus hatte dem Nathanael gesagt: „wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben, Jesum von Nazareth" 1, 46. Und Nathanael hatte vor Jesu das Bekenntniß abgelegt: „Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König Israels!" worauf ihm Jesus das Zeugniß gab, daß er glaube, 1, 50 f. Somit kann der Ausdruck, welchen Johannes in unserer Stelle braucht, nur das sagen wollen, daß Jesu Jünger in ihrer glaubensvollen, vertrauensvoll hingebenden Anschließung an Jesum

wesentlich bestärkt worden seien. Sie waren gläubig geworden, ehe sie das erste „Zeichen" von Jesu sahen. Sie waren, theils durch Johannes den Täufer, theils einer durch des andern Zeugniß aufmerksam gemacht, zu Jesu gekommen. Sie hatten ihn persönlich kennen gelernt und seine Worte gehört. Und dadurch waren sie zu der Ueberzeugung geführt worden, daß er der verheißene Heiland und Messias sei. Nicht zuerst hatten sie Wunder geschaut, so daß sie erst dadurch zum Glauben geführt worden waren. Noch weniger verhielt es sich so, daß sie vor allem gefordert hätten Zeichen zu sehen und dieß zur Bedingung gemacht hätten, um sich alsdann erst — vielleicht zum Glauben zu entschließen.

Und ebenso haben alle anderen Wunderthaten Jesu nicht den Zweck, an und für sich allein, als erstaunliche Begebenheiten, Glauben zu erzeugen, geschweige den Glauben zu erzwingen. Vielmehr nur Beihülfen sollten sie sein für bereits empfängliche, angefaßte und dem Reiche Gottes nahe stehende Gemüther. Hingegen diejenigen, welche von Jesu Wunder begehrten oder wenigstens ungenügsam Wunder von einer gewissen Gattung forderten, hat der Erlöser jedesmal mit dem größten Nachdruck, ja mit Entrüstung von sich gewiesen, Matth. 12, 38 f. Luk. 11, 16 ff. Ein ander Mal hat er, weit entfernt den Unglauben durch Wunder überwältigen zu wollen, gerade um des Unglaubens willen wenige Wunder verrichtet, Matth. 13, 58. Auf der anderen Seite hat er allerdings denjenigen, welche Augenzeugen vieler Thaten seiner Erlösermacht gewesen waren und sich doch nicht zur Sinnesänderung hatten bewegen lassen, das schwerste Gericht geweissagt, Matth. 11, 20 ff. Denn nichts liegt doch näher und ist in der That vernünftiger als der Gedanke, welchen Nikodemus ausgesprochen hat: „Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm" Joh. 3, 2. Die Jünger hatten vollkommen Recht, wenn sie, namentlich auch auf Grund seiner Wunder, die Ueberzeugung faßten, daß Jesus ein Prophet sei mächtig in That und Wort, vor Gott und allem Volk, Luk. 24, 19. Und noch für uns spätgeborene, die wir Jesu Wunder nur mittels des Zeugnisses der Apostel und Evangelisten kennen, sind diese Thaten des Herrn sprechende Züge, welche ihn für uns kenntlich machen als den Heiland der Welt, als den Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Gotthard Lechler in Leipzig.

23. Die Verklärung Jesu.

6. August.

Die katholische Kirche begeht am sechsten August das Fest der Verklärung Jesu Christi. Die evangelische Kirche hat wenigstens in Deutschland innerhalb des letzten Jahrhunderts auf den sechsten Sonntag nach Epiph. jene Perikopen Matth. 17, 1—9 und 2 Petr. 1, 16—21 verlegt, welche sich auf diese bedeutungsvolle Thatsache im Leben Jesu beziehen und im römischen Missale am Sonntage vor Reminiscere stehen. Die Apostel nun folgen nicht menschlich ersonnenen Mythen, sondern haben, vom heiligen Geiste geführt, Zeugniß von demjenigen abgelegt, was sie selbst gesehen und gehört haben; und auf diese Zeugnisse wiederum stützen sich die nicht von Aposteln selbst geschriebenen, aber als inspirirt zu betrachtenden Schriften des Neuen Testaments. Deshalb ziemt es uns, mit frommer Scheu jenem Ereigniß, welches sich auf der Grenze zwischen Himmel und Erde bewegt, näher zu treten und in aufrichtiger Hingebung zur Belebung der Andacht die Züge zu sammeln, welche aus den evangelischen Berichten für eine richtige Auffassung des Gesammtbildes dieser Erscheinung und zu einem annähernden Verständniß der Bedeutung desselben für die Heilsgeschichte zu gewinnen sind.

Die Hauptfigur in dem Geschichtsgemälde, welches uns die Evangelisten Matthäus 17, 1—9, Markus 9, 2—8 und Lukas 9, 28—36 in allen Hauptzügen übereinstimmend entwerfen, ist der Herr selbst. Derselbe besteigt einen hohen Berg. Die kirchliche Sage, welche jedoch nicht tiefer als bis in's vierte Jahrhundert zurückreicht, nennt den Thabor in Galiläa, zwei Stunden südöstlich von Nazareth. Vom Gipfel dieses hochragenden Berges erblickt man nach der einen Seite hin den Carmel, nach der andern die Berge Ebal und Garizim. So drückt die Sage sinnreich auch in der Localität jene Beziehung des verklärten Jesus auf Elias und Moses aus, welche in der biblischen Erzählung so bedeutsam für die Anschauung der Jünger hervortritt. Aber der symbolisirenden Sage fehlt der geschichtliche Boden, welchen die biblische Erzählung festhält. Abgesehen davon, daß auf dem Gipfel des Thabor wahrscheinlich Befestigungen auch damals sich befanden, ist zu beachten, daß Jesus sich noch innerhalb des Gebietes des Philippus im Verkehr mit der zu ihm strömenden Volksmenge befand (Matth. 17, 14)

und erst später (Mark. 9, 30) aus der Landschaft Gaulonitis nach Galiläa ging. Wir finden den Herrn also noch in der Berggegend östlich vom galiläischen Meere in der Nähe von Cäsarea Philippi am Fuße des Antilibanon. Von hier steigt er in die Höhe, wahrscheinlich jedoch nicht auf den Ausläufer des Gebirgszuges, den Berg Paneas nahe bei der genannten Stadt, sondern, da der Berg mit Nachdruck ein hoher genannt wird, auf den schneebedeckten Hermon.

Er geht aber diesmal nicht allein, wie es sonst geschah, wenn er sich dem Andringen des in schwärmerischen und politischgefärbten Messiashoffnungen befangenen Volkes entzog (Joh. 6, 15) oder wenn er zur religiösen Pflege seiner sittlich-persönlichen Lebensgemeinschaft mit dem Vater in die völlige Einsamkeit ging und betete (Matth. 14, 23). Er nahm einen Theil seiner Jünger mit sich hinauf und zwar jene Drei, welche wir öfter in einer persönlich näheren Stellung zu Jesu als die übrigen erblicken, ohne daß sie von den Zwölfen so ausgesondert würden wie diese oder die Siebenzig aus dem Volk; die beiden Zebedaiden, die Donnersöhne Johannes und Jakobus, und jenen Simon mit dem bedeutungsvollen Namen Petrus, welcher auch hier wie fast überall als Mund der Jünger erscheint. Es sind dieselben Drei, welche der Herr auch bei seinem Leidenskampfe in Gethsemane näher zu sich nimmt (Matth. 26, 37). Diese Wahrnehmung giebt uns einen Wink, den wir um so mehr beachten müssen, je deutlicher die Evangelisten das Erlebniß dieser Drei auf dem Verklärungsberge mit einem früheren Ereigniß verknüpfen. Sechs Tage zuvor hatte Jesus von den Jüngern ein Bekenntniß gefordert, in welchem sich der Unterschied ihres Glaubens von den messianischen Vorstellungen der Volkshaufen an den Tag legen mußte (Matth. 16, 1 ff.). Petrus hatte damals dies Bekenntniß in einer Form ausgesprochen, welche zeigte, daß die Jünger seit jenem Tage, wo sie gerufen hatten: wir haben den Messias gefunden! (Joh. 1, 41) einen mächtigen Fortschritt in der Entwickelung ihres Glaubenslebens und in der Erkenntniß Jesu Christi gewonnen hatten. Der Herr selbst hatte dies Bekenntniß auf positive göttliche Offenbarung im Innern des Sprechenden zurückgeführt und es durch besondere Segnungen und Verheißungen als ein für die gesammte Gemeinde der Gläubigen grundlegendes, unveränderliches und heilkräftiges bestätigt. An diesen Fortschritt im Glauben und Bekennen schloß der Herr sogleich

eine tiefere Einführung seiner Jünger in die Erkenntniß ihrer besonderen Stellung und Aufgabe zur künftigen Bildung der Gottesgemeinde auf Erden und in das Verständniß seines eigenen Lebensganges, zunächst der bevorstehenden Entscheidung in Jerusalem. Sämmtliche Jünger jedoch verstanden es nicht, daß der Messias sein eigenes Leben und das ihm vom Vater übertragene Werk der Einführung des Gottesreiches in die Welt nur vollenden könne als der durch Leiden zur Herrlichkeit gehende Erlöser der Welt. Sie wußten nicht, welchen Sinn sie mit den Worten „Sterben und Auferstehen" in Bezug auf den Sohn des lebendigen Gottes verbinden sollten und der Gedanke an ein Leiden des Gotteskönigs im Zusammenhang mit einer dadurch bewirkten Trennung desselben von seinen Anhängern war ihnen so völlig unfaßlich und fremd, daß Petrus hierüber Aeußerungen that, welche die schärfste Zurechtweisung von dem Herrn empfingen. So mit einem Stachel im Herzen, von Fragen, die sie nicht bewältigen konnten, beunruhigt, in sehnsüchtigem Verlangen nach einem Blick in das sich verwickelnde Räthsel, zugleich von Ahnungen sich enthüllender Geheimnisse Gottes durchschauert, wurden die drei vertrautesten Jünger von dem Herrn mit in die Höhe geführt. Wir werden durch dieses absichtsvolle Mitnehmen darauf vorbereitet, daß sich etwas für die Wahrnehmung der Jünger Bestimmtes ereignen werde.

Doch nicht für die Jünger allein. Jesus hebt zwar später an dem fraglichen Ereigniß die Seite besonders hervor, nach welcher es für die Jünger ein „Geschautes" gewesen ist (v. 9) und Lukas beschreibt den Zustand der Jünger so, daß derselbe weder als ein völliges Wachen noch als ein eigentliches Schlafen aufgefaßt werden kann. Aber hieraus folgt nicht, daß man an eine Gesichtstäuschung oder an einen Traum oder an eine bloße Vision der Jünger denken dürfe, um aus solchen bekannten und subjektiven Zuständen die auffallende und wunderbare Form der berichteten Erscheinung natürlich zu erklären. Das folgende Gespräch Jesu mit seinen Jüngern schließt alle solche Annahmen völlig aus. Denn der Herr giebt nicht etwa seinen Jüngern eine berichtigende Erklärung, sondern ein Verbot, an irgend Jemand vor seiner Auferstehung über das, was sie gesehen haben, etwas mitzutheilen. Hierin ist offenbar eine Bestätigung der Wirklichkeit des geschaueten Vorgangs durch Jesum selbst enthalten. Ebenso spricht für die ungeschminkte Wahrhaftigkeit und Treue der Berichterstatter

die Bemerkung, daß die Jünger auch nach diesem großen Erlebniß, während sie das gehörte Gotteswort fest in ihrer Seele hielten (Mark. 9, 10), doch gegeneinander sich darüber als in einer Streitsache befragten, wie das Auferstehen aus Todten gemeint sei. Desgleichen die Erzählung, daß sie Jesum, als sie vom Berge herabgingen, gefragt haben, wie es sich eigentlich mit der Behauptung der Schriftgelehrten verhalte, daß Elias zuvor kommen müsse. Die Berichte greifen kettenartig in einander und widersprechen allen solchen Erklärungsversuchen, welche den Vorgang auf dem Berge von dem Boden der Geschichte hinweg in das Gebiet der unsichern Ueberlieferung und der entstellenden Sage versetzen oder die ganze Schilderung sogar aus dem Selbstbewußtsein der späteren Gemeinde und aus der berechnenden Absicht dogmatisirender Schriftsteller herzuleiten sich nicht entblöden. Der geschilderte Zustand der Jünger ist psychologisch völlig begreiflich. Nach den Erlebnissen der letzten Tage sind sie durch die nächtliche Wanderung in der Gebirgseinsamkeit in einen Zustand physischer Abspannung bei großer geistiger Erregtheit gerathen, welcher sehr bezeichnend ein Hindurchwachen durch den Schlaf genannt wird und besonders geeignet für Wahrnehmung solcher Erscheinungen gehalten werden darf, welche innerhalb der sinnlichen Welt dasjenige, was nicht dieser Welt angehört, offenbaren. Das Benehmen der Jünger entspricht auch ganz dem oft in der heiligen Schrift an solchen Personen geschilderten, welche göttlicher Offenbarungen gewürdigt werden oder sich unvermuthet in der Gegenwart himmlischer Wesen finden. Petrus hebt nach seiner Art sofort zu sprechen an, aber in solcher Bestürzung und Hast, daß er sich des Zieles und Ganges seiner Rede nicht bewußt ist. Er hat nur einen Anstoß zur Aeußerung empfangen und giebt ihm nach weiß aber nicht, was er reden werde (Mark. 9, 6). Und Alle sind von jener Furcht erfüllt, welche die Seelen der Sterblichen bei plötzlicher Annäherung des Göttlichen durchschauert, so daß sie schließlich auf ihr Angesicht fallen und erst wieder zu sich kommen, als Jesus sie anrührt und sein ermunterndes Trostwort spricht: stehet auf und fürchtet euch nicht! — Die Jünger haben sich also in einem Zustande befunden, wie ihn zuweilen Propheten hatten, wenn sie die Herrlichkeit des Herrn schaueten.

Und was ist es, was die Jünger geschaut haben? Zunächst einen Glanz im Antlitz und an den Gewändern des Herrn, strahlen-

artig leuchtend nach Markus, von einer Weiße wie frischgefallener Schnee, wie ein Walker auf Erden nicht weiß machen kann. Dieser Glanz kommt jedoch nicht von außen her auf Jesum hin. Denn nach Matthäus sind seine Kleider weißleuchtend wie das Licht, sein Antlitz aber glänzt der Sonne vergleichbar, mithin stärker als die Kleider; und nach Lukas geschieht es, während er betet, daß das Aussehen seines Antlitzes ein anderes wird und das Gewand weiß als ein hervorblitzendes. Es ist etwas Ungewöhnliches und Fremdes darin, dem entsprechend, daß auch nach der Auferstehung Jesu die ihn Erblickenden ihn anfangs nicht erkennen (Matth. 28, 17. Mark. 16, 12. Luk. 24, 16. 37. Joh. 20, 14. 21, 4). Die Jünger sehen also Jesum nicht etwa von einem seinem Wesen fremden Licht umflossen, wie in einem Schauspiel geschieht zur Erhöhung des Eindrucks oder in sinnbildlicher Weise. An Jesu selbst geschieht die Veränderung, während er betet und von seiner Person aus bricht das Licht hervor, davon auch die Kleider glänzen. Schon dies Letztere führt darauf, daß hier nicht die Rede von jener Verklärung der Züge ist, welche sich in dem Antlitz der Menschen in Stimmungen der Andacht, bei Regungen der Freude, im Vollgefühl der Liebe und des Glückes, überhaupt in der gesteigerten Lebensempfindung und darum auch im Vorgefühl der künftigen Vollendung und Herrlichkeit bei seligem Sterben zeigt. Matthäus spricht aber auch ausdrücklich von einer Umgestaltung nicht etwa des äußeren Ansehens sondern der wesentlichen Gestalt Jesu Christi in ihrer Erscheinung vor den Augen der Jünger. Eine solche Gestaltwandlung (Metamorphose, Transfiguration) ist in sittlich-religiösem Sinne vom Apostel Paulus Röm. 12, 2 als Aufgabe allen Christen vorgehalten und 2 Cor. 3, 18 als eine nach dem Vorbilde Christi die ganze Person der Gläubigen in der Ewigkeit betreffende verheißen worden.

Ein Licht fällt nun für das Verständniß dieses Vorgangs in unsere Seele, wenn wir bedenken, daß Jesus als Sohn Gottes sich der Gottesgestalt entäußert (Phil. 2, 6), aber nicht aufgehört hat der göttlichen Natur im vollsten Sinne theilhaftig zu bleiben, daß er vielmehr die Fülle der Gottheit auf leibhafte Weise (Col. 2, 9) in sich trug und daß der Erfolg seines Hingangs zum Vater die Verklärung der wahrhaft von ihm angenommenen menschlichen Natur zur Vollgestalt des Gottgleichen Lebens und ihre Erhebung zum Mitbesitz der göttlichen Herrlichkeit

gewesen ist. Auf Grundlage der wirklichen Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der Person Jesu Christi konnte es demnach geschehen, daß schon während seines irdischen Lebens aus der Knechtsgestalt die Gottesgestalt hervortrat und denen sichtbar ward, welchen die Augen für solche Wahrnehmungen geöffnet wurden. Das vom Herrn ausgehende Licht ist jene strahlende, die innere Vollkommenheit sichtbar machende Offenbarungsform der göttlichen Majestät, welche als eine Gottwesentliche der Inbegriff seiner Herrlichkeit ist und alle Offenbarung, Anerkennung und Verehrung Gottes in der Welt vermittelt.

Unsere Erzählung enthält mithin nicht eine Nachbildung und Steigerung der Verklärung Mosis. Denn das Leuchten des Angesichts Mosis (2 Mos. 34, 29. 2 Cor. 3, 7) war eine Folge davon, daß er vor der Herrlichkeit Gottes gestanden hatte, als er auf den Sinai gestiegen war begleitet von Aaron, Nadab und Abihu um das Gesetz zu empfangen, und verschwand allmählich bei seiner Rückkehr zum Volke behufs Ausführung seines geschichtlichen Berufes; denn die Ursache des Leuchtens, die Nähe der göttlichen Herrlichkeit, war von ihm in den Himmel zurückgegangen. Bei Jesu aber ist diese Ursache des Leuchtens eine seiner Person eigene und wohnt ihr ohne Unterbrechung ein. Daher ist sie auch immerdar wirksam, obwohl in den Formen ihrer Erscheinung wechselnd und durch die Stufenfolge der Lebensentwickelung des Gottmenschen bedingt. Die Herrlichkeit, welche er bei dem Vater vor Grundlegung der Welt besaß, erbat er sich am Abend vor seiner Kreuzigung vom Vater wieder zurück (Joh. 17, 5) in Verbindung mit der Versicherung, daß er das ihm übertragene Werk vollbracht und den Vater auf Erden verherrlicht habe. Die göttliche (Doxa) Herrlichkeit ist also während seines Erdenlebens bei ihm gewesen und zwar unzertrennlich von der Ausrichtung seines messianischen Berufes. Als eine ihm eigenthümliche hat er sie in seinen Werken offenbar gemacht (Joh. 2, 11) und die Jünger, welche an ihn glaubten, haben sie gesehen als die Herrlichkeit eines Eingebornen vom Vater voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14). Gleichwie aber diese Herrlichkeit auch nach dem Heimgang des Sohnes Gottes in seine Erhöhung zur Rechten des Vaters eine in Gott verborgene bleibt bis zu seiner Wiederkunft (Col. 3, 4), so ist sie eine in der Knechtsgestalt verhüllte gewesen und hat verschiedene Zeiten und Formen ihrer Offenbarung gehabt.

Bei dem vollen Ernst der wirklichen, zwar sündenfreien aber fortschreitenden Lebensentwickelung des Gottmenschen (Luk. 2, 52. Gal. 4, 4. Hebr. 5, 8) ist ebensowenig an ein willkürliches als an ein unfreiwilliges oder magisches Aufleuchten und Wiederverlöschen dieses Herrlichkeitsglanzes gleich dem eines Wetterleuchtens zu denken. Es muß auch hier der Zusammenhang aller Aeußerungen und Erlebnisse Jesu mit seinem persönlichen Bewußtsein festgehalten und anerkannt werden, daß diese Gestaltwandlung nicht bloß für seine Jünger, sondern für ihn selbst eine tiefgreifende Bedeutung hatte.

Diese Annahme wird sofort durch die Bemerkung bestätigt, daß ihm solches gerade während er betete widerfuhr. Wir dürfen nicht zweifeln, daß der Inhalt dieses Gebetes sich auf das Lebensopfer bezog, dessen Darbringung nun, da Jesu Wirksamkeit in Galiläa zu Ende ging und seine Schritte sich zur letzten Reise nach Jerusalem wandten, nahe bevorstand; weshalb er auch deutlicher als je zuvor mit seinen Jüngern vor kurzem hierüber geredet. Solche Gebete aber sind wirksam für das Wachsen und Reifen des Lebens in Gott.

Hierzu kommt die Wahrnehmung, daß nach jeder Hingabe Jesu in den Willen des Vaters, nach jeder Erklärung seiner Bereitschaft zur Uebernahme des Erlöserberufs sofort eine Verherrlichung eintritt, eine Erklärung des göttlichen Wohlgefallens, eine Bestätigung vom Himmel her, welche zur Grundlage der weiteren Gott wohlgefälligen Lebensentwickelung des Messias und zur Befestigung seiner Seele in dem mit freiem Liebesgehorsam ergriffenen Willen des Vaters dient (Matth. 3, 17. 4, 11. Luk. 22, 43. Joh. 12, 28).

Hiermit stimmt völlig der fernere Verlauf unserer Geschichte. Die Jünger erblicken plötzlich neben Jesu im Lichtglanz zwei Männer im Gespräch mit ihm befindlich. Es ist Moses, der Mittler des Alten Bundes, der Bringer des Gesetzes, dessen Leib nach seinem Tode in einem besonderen Verhältniß göttlichen Schutzes stand (5 Mos. 34, 6. Josua 4, 8. Jud. 9) und Elias, der Repräsentant des eifernden Prophetenthums, von welchem verheißen ist, daß er als Bote des Bundes vor dem Messias hergehen soll zur Herstellung der Gottesherrschaft im Volke (Mal. 4, 4. 5) und welcher ohne Durchgang durch den natürlichen Tod in das himmlische Lichtleben emporgehoben ward (2 Kön. 2, 11). Diesen beiden Personen,

welche manche Ausleger in den Off. Joh. 11, 3 erwähnten Zeugen wiederfinden, sprechen nach Lukas mit Jesu über seinen „Ausgang." Wir haben an diesem Fingerzeig genug, welcher auf das Geheimniß des Kreuzes hinweist ohne völlig den Schleier zu heben. Wir vermessen uns nicht zu bestimmen, welche Botschaft aus dem Jenseits diese schon der andern Welt angehörenden Personen gebracht und welche Nachricht sie mit hinüber genommen haben mögen. Aber wir dürfen annehmen, daß ein Gespräch dieser Art in solcher Stunde zwischen diesen Personen gepflogen in alle Seelen der Betheiligten Licht, Trost und Zuversicht gegossen hat.

Einen solchen Eindruck hat offenbar Petrus auch empfangen. Er sieht die Verwirklichung des Reiches Gottes in der Herrlichkeit vor seinen Augen, den Messias als König, die Repräsentanten des Gesetzes und des Prophetenthums in dessen unmittelbarer Nähe. Die Scheidewand zwischen Hier und Dort scheint ihm gefallen; die Schranken der Zeit sind verschwunden; die Hütte des Moses und des Elias kann friedlich neben der Hütte Jesu stehen und an sich selbst und an seinen Freunden meint Petrus es schon zu erleben, daß Gott seine Wohnung nicht mehr bloß bildlich sondern wirklich und eigentlich unter den Menschenkindern hat. Was Alles nach der Schrift zuvor geschehen muß, damit Sünde und Tod überwunden werden und die Heiligen mit den Auferstandenen allezeit bei dem Herrn sein können, ist seinem Geiste nicht gegenwärtig. Die Mittheilungen Jesu über den Weg der Vollendung des Menschensohnes hat er nicht verstanden; die empfangene Zurechtweisung ist vergessen; die eigene Ohnmacht wird nicht empfunden. Hingerissen von der Erscheinung drückt er den Wunsch sie für immer festzuhalten und seine Bereitwilligkeit zur Hülfe für diesen Zweck in dem Augenblicke aus, als die Gestalten anfangen sich von Jesu wegzubegeben. Er spricht zu Jesu: „Herr, trefflich ist es, daß wir hier sind; willst du, so machen wir hier drei Hütten, Dir eine und dem Moses eine und dem Elias eine." Während er aber noch spricht, siehe! da überschattet eine Lichtwolke die drei Personen. Und indem diese in die Wolke hineintreten, hören die erschrockenen Jünger aus ihr heraus eine Stimme, welche spricht: „Dieser ist mein Sohn, der Geliebte, an welchem ich Wohlgefallen habe; ihn höret!"

In die Lichtwolke hüllt sich Jehova, wenn er auf Erden erscheint, und zeigt mit ihr seine Gegenwart in der Stifts-

hütte und im Tempel an (2 Mos. 40, 34. 1 Kön. 8, 10). Sie ist das Kleid, welches Er sich selbst webt (Ps. 104, 2), als Licht seine Gegenwart offenbarend und doch den unmittelbaren Zutritt den Sterblichen nicht verstattend (1 Tim. 6, 16) und so Gott selbst denen, welche ihm nahe gebracht sind, verhüllend (2 Mos. 20, 21). Die Stimme aber erklärt den ganzen Vorgang und macht ihn zu einem Wahrzeichen von der höchsten Bedeutung. Sie zeigt, daß nicht eine einfache Wiederholung des Vorgangs bei der Taufe Jesu im Jordan stattfindet, sondern eine tiefergehende Parallele. Je reicher seit jener Einweihung in seinen messianischen Beruf die Leidenserfahrung Jesu und mit ihr seine Lebensvollendung sich entwickelte, desto tiefer durchdringen sich die in der Erniedrigung und in der Erhöhung des Heilands in Wechselwirkung stehenden Beziehungen seiner Doppelnatur. Die Verherrlichung auf dem Berge, welche hier als Folge seiner willigen Uebernahme der bevorstehenden Leiden nach entschiedenster Zurückweisung der schweren durch Petrus ihm noch bereiteten Versuchung hervortritt, ist für Jesum selbst die göttliche Bestätigung, daß er auf diesem Wege wirklich den Willen Gottes seines Vaters vollziehe und indem er durch sein Lebensopfer am Kreuz den ewigen Rathschluß von der Erlösung der Welt zur Ausführung bringe, dadurch persönlich nicht vom Leben und vom Heile geschieden werde, vielmehr durch Verlassen der Welt zum Vater gehe und in seinem himmlischen Reiche zu der ihm gebührenden Stelle gelange. Sie ist also nicht eine bildliche Darstellung des Lichtes, welches den Jüngern über die Bestimmung Jesu und namentlich über sein Verhältniß zum Reiche Gottes aufgegangen ist und drückt auch nicht das Selbstbewußtsein der spätern Gemeinde aus, welche in ihrem eigenen christlichen Principe den Einheitspunkt für die religiösen Mächte der Vergangenheit gefunden hat. Sie ist für den Herrn selbst bei seiner Einweihung in das bevorstehende Leiden eine Eintauchung in die Himmelsgemeinschaft der Vollendeten zur Erfrischung auf seinem Todesgange. Eben deshalb ist sie auch mehr als Vorgefühl und Vorschmack der künftigen Seligkeit und mehr als Vorausdarstellung der kommenden Herrlichkeit gewesen. Sie ist als zeitweiliger Durchbruch der dem Herrn Jesu Christo wesentlich eigenen Gottesherrlichkeit aus der Knechtsgestalt im Zusammenhange mit der persönlichen Vollendung seines Gottmenschlichen Lebens, welche vermittelst Leidensgehorsams

geschah, zu betrachten. Für die Jünger geschieht deshalb durch die Hinweisung auf Jesu Person und Werk verbunden mit der Erinnerung an die Weissagung Mosis (5 Mos. 18, 15) die Bestätigung und die Entwickelung ihres Glaubens. Sie sehen, wie der Alte Bund in den Neuen überzugehen beginnt; und vom Himmel her wird Jesus ihnen als der wahre Prophet, der in die Welt kommen soll, und als der Priesterkönig gezeigt, welcher über alle seine Feinde zur Rechten Gottes erhöhet lebet und regieret in Ewigkeit (Ps. 2, 6. 7. 40, 8. 110, 1. 4). Zum Glaubensgehorsam gegen ihn aufs Neue verpflichtet, haben sie von ihm selbst zu lernen, welches der königliche Weg der Vollendung auf dem Gange durch die Welt zum Vater ist.

C. B. Moll in Halle, jetzt in Königsberg.

---

24. Der Einzug Jesu in Jerusalem.

Palmsonntag.

Wenn die Kirchenglocken am Palmsonntage lauten, wenn wir Frühlingslüfte nach dem langen Winter athmen und die stille Woche mit der Einsegnung unsrer Kinder und dem Hosianna beginnt, wenn die sprossenden Weiden am Bache im Thal mit ihren sammtnen Knospen hier im Norden unserm erweckten Gemüthe die Palmzweige Jerusalems vergegenwärtigen, wenn wir so erregt des Einzugs Christi in die heilige Stadt, in welcher ihn die Feindschaft der Welt ans Kreuz geschlagen, eingedenk sind, da zieht ein Wehen des Geistes von Oben still durch die Gemeinden Zions mit Kräften der Erinnerung und der Weissagung, die durch Worte menschlicher Auslegung schwer zu deuten, aber leicht zu stören und zu verscheuchen sind. Jesu Christe, du Herr aller Herren und König aller Könige, heilige meine Lippen, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige und dir ein würdiges Hosianna anstimme!

In Bethanien am südöstlichen Abhang des Oelbergs, auf dessen entgegengesetzter Seite Jerusalem lag, saß am Sabbath, als der Tag sich geneigt hatte, Jesus bei einem Abendmahl, mit ihm Lazarus, den er vor einigen Wochen von den Todten erweckt und aus dem Grabe gerufen hatte. Martha diente und Marie, der Martha und des Lazarus Schwester, salbte mit köstlicher Nardensalbe die Füße Jesu und trocknete sie mit ihren Haaren. Judas

Ischarioth wollte darin eine Verschwendung sehn, weil er Jesum, seinen Meister, nicht liebte, sondern das Geld. Der Herr entschuldigte die betroffene Jüngerin. „Laßt sie mit Frieden", sagte Er: „sie hat gethan, was sie gekonnt", und deutete die Salbung auf sein nahes Begräbniß. Dem Todten würde man ja die Ehre gönnen, die man dem Lebenden nicht gönnte. Die Salbe mochte wohl von der Bestattung des nun wieder lebenden Lazarus übrig geblieben seyn und acht Tage darauf lag Jesus der Todtenerwecker wirklich im Grabe.

Am andern Morgen bereitete sich Jesus zum Einzuge in Jerusalem und sandte Zween seiner Jünger, Petrus und Johannes, zu der nahen Meierei Bethphage. „Dort werdet ihr ein Eselsfüllen und eine Eselin angebunden finden," sprach Er: „die löset ab und bringet sie zu mir, und so euch Jemand etwas wird sagen, so sprechet nur: der Herr bedarf ihrer! so wird Er sie euch lassen." Das wußte Er und hatte es ihm Niemand gesagt: denn Er schaute Alles im Geiste voraus und wurde nie überrascht, sondern es kam so, wie Er es gesehn.

Indessen hatte sich Bethanien mit Menschen gefüllt, die von Jerusalem herüber gekommen waren, um Jesum, von dessen Ankunft sie gehört, und auch um Lazarum zu sehen: denn das Gerücht von dessen Tod und Wiederbelebung hatte sich verbreitet. Ob auch der hohe Rath den Bann ausgesprochen hatte über Jeden, der Jesu nachfolgte, die neuste größte Wunderthat zog doch viele Bewundrer an und unter den auf zwei Millionen geschätzten Israeliten, die zum Passahfeste in der heiligen Stadt zusammenströmten, waren wenigstens Hunderte, die den großen Propheten sehen wollten, der Thaten gethan, wie kein Andrer, und Worte redete, wie sie nie sonst gehört waren. Diese erregte Menge umgab Jesum, als seine Jünger mit ihren Kleidern das Eselsfüllen bedeckten, das Jesus bestieg. Es war eine festliche Stunde der Freude und Hoffnung in dieser hoffnungslosen Zeit, als dieser heilbringende Davidssohn den Oelberg hinauf und herabritt. Die Begleiter hieben Palmenzweige von den Bäumen, schwenkten sie und streuten sie auf den Weg: Einige breiteten ihre Kleider vor ihm aus, damit die Füße seines Lastthiers dieselben berührten, und der Geist Gottes gab den entzückten Gemüthern das rechte Wort aus dem 118. Psalmen, der, mehr als das Volk begriff, die ganze Bedeutung dieser Stunde aussprach. „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!

Hosianna!" (Heil ihm!) erscholl es und dieser Zuruf wiederholte sich fort und fort. Man hörte auch Stimmen, die ihn als Davids Sohn, als König, begrüßten. Jesus ließ dies Alles geschehen: denn es war die Wahrheit, der Kern seiner göttlichen Sendung, welchen die Menge nach einem richtigen Eindruck, wenn auch mit unzureichendem Verständniß, aussprach. Hier war des Volkes Stimme wirklich einmal der Nachhall der Stimme Gottes und die Stunde war gekommen, wo Gottes Stimme so durch des Volkes Mund offenbar werden sollte. Damals ward erfüllt der Gottesspruch bei Sacharja (9, 9): „Du Tochter Zion, freue dich sehr, und jauchze, du Tochter Jerusalem; siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und Heilvoller, arm, und reitet auf einem Esel, auf einem jungen Füllen der Eselin." Aber seine Apostel selbst wußten dieß damals noch nicht, sondern erkannten es erst später.

Jesus hat als Davids Sohn den Weg Davids zur königlichen Herrlichkeit gehen müssen. David war in niedrigem Stande von Gott erwählt und von Samuel gesalbt worden: von dieser Zeit an war er der Gesalbte des Herrn, was der Name Christus bedeutet; aber es währte noch lange, ehe er thatsächlich in sein Königreich eingesetzt wurde. Er mußte erst durch Heldenthaten als Zeichen seiner Würdigkeit das Vertrauen Israels erwerben und von Saul, den Gott verworfen hatte, viel leiden. Von der Zeit an, wo das Volk, seinen Sieg über Goliath rühmend, ausrief: „Saul hat tausend erschlagen, aber David zehntausend!" ward Saul ihm gram und wollte ihn tödten. David mußte als der Gesalbte in der Verbannung leben, und auch nach Sauls Tode war er sieben Jahre nur König über Juda, obgleich ihm durch Gottes Rathschluß von Anfang an das Reich über ganz Israel bestimmt war. An Jesus, dessen Name Heil bedeutet und der das Heil der Welt ist, erfüllt sich Gleiches, nur in unendlich größerem Maaßstabe. Schon bei seiner Empfängniß sprach der Engel Gabriel zu Maria: „Du wirst einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Jesus heißen: der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters Davids geben, und er wird ein König seyn über das Haus Jakobs ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende seyn." Und bei der Taufe empfing er das Zeugniß Gottes: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe," und der heilige Geist kam über ihn und blieb in ihm. So war Er gesalbt mit dem

heiligen Geiste, war Christus und Erbe des Reichs, das über alle Völker zu ihrem Heil sich erstrecken sollte. Aber er nannte sich noch nicht König, nicht einmal Christus, den Erben des künftigen Reichs, wiewohl er es war. Erst sollte er durch Thaten und Zeichen, wie sie kein Andrer gethan, das Vertrauen seines Volks und auch der Heiden erwerben und vom Fürsten dieser Welt, den Gott verworfen hatte, viel leiden. In der Auferweckung des Lazarus hatte er dem Tod, als dem ärgsten Goliath, einen herrlichen Sieg abgewonnen und es brach nun der Ruf des Hosianna hervor: das Volk, das ihm nachfolgte und aus Jerusalem entgegen kam, jauchzte ihm als seinem rechten König und Heiland zu. Aber dieß war gerade das Zeichen, daß nun der böse Saul, der Fürst dieser Welt und des Todes, allen Neid und alle Macht der Finsterniß gegen ihn aufstachelte und ihm Leib, Leben und Ehre für immer zu nehmen trachtete. Sein Kreuzestod ward beschlossen und er sollte als ein Fluch der Welt hinausgestoßen werden, wie David ein Verbannter gewesen war. Aber Fluch und Tod wendete der, welcher das Heil ist, zum Heile, und der Gekreuzigte wurde nach seiner Auferstehung in sein Reich als König eingesetzt, erst in einem engen Kreise, in den Erwählten aus dem Volke Israel, dann auch unter einer Auswahl aus den Heiden, und sein Reich ist noch in der Gestalt des Kreuzes und der Niedrigkeit ein halb verborgnes Reich und wird es bleiben, bis alle seine Feinde gelegt sind zum Schemel seiner Füße. Zuletzt am Tage des Gerichts, wenn alle Todten erweckt sind und aller Herzen Rath vor ihm offenbar geworden, dann wird der König und sein Reich in göttlicher Herrlichkeit erscheinen. Das wußte Jesus, der Sohn Davids, als er auf dem Eselsfüllen in Jerusalem eintritt und die königliche Begrüßung annahm. Darum verbot er den Hosiannaruf nicht, auch als noch spät im Tempel die Kinder den Nachhall hören ließen, und sagte den Feinden, die es nicht dulden wollten: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hat der Herr sich eine Macht zugerichtet gegen seine Feinde!“ und schon früher: „wenn diese schwiegen, so würden die Steine schreien.“

Aus eingeborner göttlicher Erkenntniß war Jesus von Kindheit auf inne geworden, daß Er Gottes Sohn, das Heil der Welt und der Erbe des Himmelreichs, war, und kannte den Weg, den Er gehen sollte und den seine Volksgemeinde der Wiedergebornen ihm nachgehen muß, durch das Kreuz zur Herrlichkeit. Er verstand

darum auch die Schrift, die Geschichte Davids und des ganzen alten Bundes, in wiefern sie nicht nur Geschichte sondern auch Vorbild der Zukunft und oft unter andern Namen Vorbild dessen war, das an ihm und durch ihn geschehen sollte. Diese Deutung ist von der bloßen Auslegung des Geschehenen sehr verschieden, war aber für ihn und ist für uns die Hauptsache, um die ganze Schrift als Leitstern für die Zukunft zu verstehen. Jesus griff im heiligen Geiste mit göttlich sichrer Wahl bis ins Einzelnste heraus, was in jeder entscheidenden Stunde in Ihm erfüllt werden mußte, bestimmte es noch genauer, als es geschrieben war, und sagte es voraus. Was Er aber so als den Willen des Vaters erkannte, das wollte er auch unbedingt sowohl thun als leiden, und in solchem Gehorsam bereitete er selbst den Einzug in Jerusalem vor, bei welchem er als der künftige König des heiligen Volks gepriesen wurde. Dies Ereigniß war für ihn sehr gering im Vergleich mit seiner zukünftigen Herrlichkeit, aber hochwichtig als Vorbild und als Bezeichnung eines bedeutenden Wendepunktes auf seinem Heilandswege. Darum wies er bei seiner letzten Strafrede an die blinden Führer des Volks auf jenen königlichen Empfang als ein Zeichen der Zukunft zurück, indem er sprach: „Siehe, euer Haus (der Tempel) soll euch wüste gelassen werden. Denn ich sage euch: Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprechet: Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn."

So zog denn der Herr der Herrlichkeit, auf einem Eselsfüllen reitend, unter dem jubelnden Zuruf der Jünger und einer Volksmenge, die doch nicht recht wußte, was sie that, gedankenvoll über den Oelberg hin, bis sich der Anblick Jerusalems vor ihm eröffnete. „Und als Er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinete über sie", und sprach: „Wenn du doch erkennetest, noch an diesem deinem Tage, was zu deinem Frieden dient! Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde werden Bollwerke um dich aufwerfen und dich umzingeln und von allen Orten ängstigen; und werden dich und deine Kinder in dir zu Boden stoßen, und keinen Stein an dir auf dem andern lassen: darum daß du nicht erkannt hast die Zeit darinnen du heimgesucht bist." Und daran schließt sich ein anderes Wort, das er an Einem der folgenden Tage sprach: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten, und steinigest, die zu dir gesandt sind: wie oft habe ich deine Kinder versammeln

wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!"

In naher Beziehung zu dem Einzug Christi in Jerusalem erzählt der Evangelist Johannes ein anderes Ereigniß, das äußerlich angesehn weit geringer war, aber für uns nicht minder wichtig ist durch die Bedeutung, die Jesus darin fand und die er mittelst der Aussprüche, welche er daran knüpfte, noch erhöhte. Hatte ihm das Hosianna der kleinen Schaar aus Israel schon als ein Zeichen gegolten, daß seine Stunde gekommen sei und er für die Erkenntniß seiner Sendung nun genug vorbereitet habe, so trat ihm zu gleicher Zeit, ja vielleicht noch an demselben Tage, ein andres Zeichen entgegen, welches kund that, wie auch unter den Griechen die Aufmerksamkeit bereits für ihn erwacht sei. Johannes sagt: „Es waren etliche Griechen unter Denen, die hinaufgekommen waren, daß sie anbeteten auf das Fest." Griechen von Geburt, die nicht zu den Juden übergetreten waren, sondern nur mit Israel den Gott Himmels und der Erden verehrten: diese wünschten Jesum aus der Nähe zu sehen und baten deshalb Einen seiner Jünger, ihnen den Zutritt zu verschaffen. Dieser Wunsch gab Veranlassung zu den denkwürdigen Worten Jesu: „Die Zeit ist gekommen, daß des Menschen Sohn verkläret werde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte." In der beginnenden Ausbreitung seines Namens sah Er also das Zeichen, daß er nun dem Tode nicht mehr ausweichen solle, wie Er bisher gethan, daß aber der Tod die Bedingung und das Mittel der Vervielfältigung seines Lebens in neuen Creaturen, in einem Geschlechte von Wiedergebornen, auf dem ganzen Kreise des Erdbodens seyn würde. Und Er sprach weiter: „Wer seine Seele lieb hat, der wird sie verderben, und wer seine Seele in dieser Welt hasset (also nicht nach ihrer Lust und Neigung thut), der wird sie behüten zum ewigen Leben." Dann fährt er fort: „Wer mir dienen will, der folge mir nach, und wo ich bin, da soll mein Diener auch seyn, und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren."

Kaum hatte Jesus dieß gesagt, so traten die Schatten des bittern Todes vor seine Seele und er rief: „Jetzt ist meine Seele betrübt." Er kämpfte einen Kampf, der noch zweimal später wiederkehrte, zuerst bei dem letzten Abendmahle, wie der Verräther den

letzten Bissen Brot aus seiner Hand empfangen hatte, wo die Betrübniß nicht eher wich, als bis Judas Ischarioth voll Satansgrimm sich aus seinen Augen weggehoben hatte, um das finstre Werk des Verraths zu vollenden, und sodann in Gethsemane. Jeder dieser trüben Augenblicke endigte bald mit einem herrlichen Siege und mit Erneuerung des festen Entschlusses, Alles zur Ehre des Vaters standhaft zu dulden. Bei dieser ersten Anfechtung sprach er zu sich selbst: „Was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde?“ „Doch nein!“ Daß der Vater zu rechter Zeit hilft, das versteht sich von selbst, das will er eben zeigen, nämlich durch die nachfolgende Auferstehung. „Darum eben bin ich in diese Stunde kommen.“ Jetzt steht es klar vor seiner Seele, nicht um Durchhülfe auf dem schweren Leidensweg will Er bitten, sondern nur, daß das Ziel erreicht, des Vaters Herrlichkeit dadurch offenbaret werde. „Vater, verkläre deinen Namen!“ das ist seine Bitte. Nun aber geschieht, allerdings nicht zum ersten Male, das Wunderbare, daß eine den Ohren vernehmliche Stimme vom Himmel herab erscholl, welche die Zuhörer nicht verstanden noch sich zu deuten wußten. Die neueren Forscher möchten gern erklären, wie Gott eine solche Stimme veranstalten könne. Jesus aber und auch sein Jünger Johannes verhält sich gegen dies Wie ganz gleichgültig und achtet nur auf das Wer und Was. Der Vater spricht zum Sohne und antwortet ihm: „Ich habe meinen Namen verklärt (durch dich) und will ihn abermals verklären“ (durch dich, durch deinen Gehorsam, und an dir, durch deine Verherrlichung). So deutet Jesus dem lauschenden Volke, das nicht weiß, ob es einen Donner oder eines Engels Stimme gehört hat, des Vaters Antwort und fügt hinzu: „Diese Stimme ist nicht um meinetwillen geschehen, sondern um euretwillen.“ Die nur einen Donner zu hören meinten, sollten wissen, daß für sie die Gottes-Stimme auch den Donner des Gerichts bedeutet, welches durch seinen sühnenden Tod vollzogen wird. „Jetzt — sagt Er weiter — gehet das Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden, und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde (durch das Kreuz zum Himmel), so will ich sie Alle zu mir ziehen.“ Durch das Kreuz wird Jesus das Heil der Welt, entscheidet das Gericht über den unrechtmäßigen Machthaber, den Fürsten der Welt, und gründet sein Königreich im Herzen der Menschheit.

Nun verstehen wir Jesu Einzug in Jerusalem, wie Jesus selbst

ihn verstand, im Zusammenhange mit der großen Entscheidung, zu welcher damit der erste Schritt geschah. Wird Er zum Osterfeste erscheinen? hatte man gefragt. Schwerlich! war die Antwort. Denn vor drei Monaten zum Feste der Tempelweihe machte man Anstalten Ihn zu steinigen, als Er bestimmt aussprach, Er sei der Christus; suchte man Ihn zu ergreifen und gefangen zu setzen, als Er den Wüthenden kühn erklärte und rechtfertigte, daß Er Gottes Sohn sein. Zwar hat Er vor einigen Wochen sich nach Bethanien gewagt, hat den Lazarus von den Todten erweckt: aber eilig hat Er sich dann wieder nach Peräa zurückgezogen, in das Land jenseits des Jordans, wo Er mit wenigen Jüngern verborgen lebt. Zwar unter dem Volke sind Viele für Ihn, die seine mächtigen Thaten gesehn, seine herrlichen Worte gehört haben, die Ihm ihre Heilung von Blindheit, Taubheit und andern sonst unheilbaren Gebrechen verdanken: aber es sind meistens geringe arme Leute, ohne Macht, ohne Muth, ohne Einfluß, und Er selbst, zwar immer furchtlos, hat doch nie Miene gemacht, seine Verbindungen oder auch seine Wundermacht zu einem großen Schlage oder auch nur zu seiner Rettung zu gebrauchen. Aber siehe da! Er kommt und hält zum ersten Male absichtlich einen feierlichen Einzug, läßt sich von einer jubelnden Volksmenge als den von Gott gesandten längst verheißenen Retter, als Davids Sohn, als den Gesalbten, als König begrüßen. Er duldet, Er vertheidigt diese Huldigungen, als Ihm gebührend. Jetzt muß Er entweder kühn mit Gebrauch aller seiner Wundermacht sein Reich, daß Er das Himmelreich nennt, aufrichten, oder untergehn mit Schanden, kläglich sterben oder vergessen werden.

Er aber kommt, dies Entweder Oder zu vernichten. Er kommt, um zu sterben und durch den Tod zu siegen, durch Gerechtigkeit die Macht der Sünde, durch seine Auferstehung den Tod und die Todesfurcht zu überwinden und so das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit und des ewigen Lebens, mitten in der sündebeladenen Welt zur Rettung der Verlornen durch den Glauben an seinen Namen aufzurichten. Mit diesem Vorsatz zieht er in Jerusalem ein und feiert in armer Gestalt, aber in Siegesgewißheit voraus die Herrlichkeit, in welcher Er in der Wiedergeburt, wenn Alles durch Ihn neu geworden ist, von seinen Erlösten empfangen werden soll. Das bedeuten Ihm jene Palmenzweige und jene Hosiannarufe. Jetzt reitet Er auf einem Eselsfüllen in die heilige Stadt ein,

die zu einem Sodom geworden ist, das die letzte Gnaden-Heimsuchung zu verschmähen in Begriff steht; einst wird Er daher fahren auf der lichten Wolke und Himmel und Erde erneuern zur heiligen Wohnung Gottes, zu einem ewigen Jerusalem, in welches kein Unreines eingeht.

Auf diesen großen Palmentag soll sich die Gemeine der Gläubigen rüsten in Glauben und Hoffnung, und mit Geduld in guten Werken unter allem Kreuz Ihn preisen.

Dein Zion streut Dir Palmen und grüne Zweige hin,
Und ich will Dir mit Psalmen ermuntern meinen Sinn;
Mein Herze soll Dir grünen in stetem Lob und Preis
Und Deinem Namen dienen, so gut es kann und weiß.
Amen.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

25. Die Einsetzung des heiligen Abendmahls.

Gründonnerstag.

Dieß ist der Tag, der sich für unsern Herrn nicht, wie andere, mit einer Ruhe endete, in der er in friedlichem Schlummer oder in ungestörtem Umgang mit dem Vater Erquickung und Stärkung zu dem Werk seines Lebens fand. Was ihm bevorstand, war ihm nicht verborgen. Er wußte, daß sein Leiden, das am folgenden Tage mit dem Kreuzestod enden sollte, schon in der bevorstehenden Nacht beginnen würde. Der Tod überraschte ihn nicht; mit vollkommener Klarheit ging er demselben entgegen. Daraus erklärt sich, von welch' einer wunderbaren Stimmung er am Abend jenes Tages ergriffen war, und wie er nicht müde ward, seine Jünger über die ungeahnte und unbegreifliche Wendung der Dinge, die ihnen nahe bevorstand, zu trösten. Wer fühlt es den letzten Gesprächen des Herrn mit seinen Jüngern nicht ab, daß es die Gespräche eines Abschiedes sind, der für sie und für ihn selbst von der allergrößten Bedeutung war? Denn als er sich von dem gemeinsamen Mahle erhob und seine Kleider ablegte, um seinen Jüngern die Füße zu waschen und sie zu trocknen mit dem Schurz, damit er umgürtet war, was konnte das anders sein, als der letzte Versuch des scheidenden Meisters, seinen Jüngern, die immer noch so sehr geneigt waren, sich über einander zu erheben, auf eine un-

vergeßliche Weise die Schönheit und Nothwendigkeit der Demuth zu zeigen? Kann doch ohne diese die Liebe, an der die Jünger des Herrn zu erkennen sein sollten, nicht bestehen und sich nicht in der edelsten Gestalt, nämlich als dienende Liebe zeigen, die, sich selbst vergessend und opfernd, in jede Tiefe hinabsteigt. Zugleich aber wies sie der Herr auf das Bedürfniß einer inneren Reinigung hin, die nur von ihm selbst vollzogen werden konnte, und der sie nicht widerstreben durften, wenn sie Antheil an ihm haben wollten.

Doch hiermit hatte der Herr weder sich selbst, noch dem Bedürfniß der Jünger genug gethan, und jene tiefe Herablassung bei der Fußwaschung hatte ihnen nur das Herz öffnen sollen, um den Aufschluß über die viel tiefere zu vernehmen, zu der er bereit war, über die Herablassung bis zum Tode am Kreuz. Sie waren für das Wort des Herrn von seinem Leiden und Sterben bis dahin ganz unempfänglich gewesen. Auf die erste bestimmte Ankündigung seines Todes, hatte Petrus dem Herrn mit Bestürzung geantwortet: Herr, das widerfahre dir nur nicht! Damit hatte er aber nur ausgesprochen, was alle Jünger bei jener Verkündigung fühlten, die sich im Widerstreit mit allen ihren Erwartungen befand. Je mehr der Glaube in ihnen erstarkte, daß ihr Meister der verheißene Christus und der Sohn des lebendigen Gottes sei, desto undenkbarer war ihnen sein Leiden und Sterben. Er hatte sie einst mit der Zusage empfangen: Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn, und — vor ihren Augen hatte sich seine Zusage erfüllt. Sie hatten gesehen, wie ein Wort von ihm hinreichte, um Todte in das Leben zurückzurufen. Wie hätten sie fürchten sollen, daß er selbst der Macht des Todes unterliegen würde? Ein Wort von ihm schien zu genügen, um die Feinde, die seinen Tod beschlossen hatten, vor ihm niederzuwerfen, und dieß schien ihnen widerfahren zu müssen, damit er seine Herrschaft, der eine ewige Dauer verheißen war, antreten könnte. So fand sich in den Erwartungen der Jünger keine Stelle für den Tod des Herrn, der ja auch uns, sofern wir den Tod als die Strafe der Sünde, den Herrn aber als den eingebornen Sohn Gottes erkennen, ohne einen göttlichen Aufschluß als ein völlig unlösbares Räthsel, ja als ein Aergerniß erscheinen würde. Es schien nur eines von beiden denkbar zu sein: entweder er ist der, der da kommen soll, und dann wird er nicht sterben; oder er stirbt, und dann ist er

der Verheißene nicht. So stand es mit den Jüngern, als der Herr schon im Begriff war in den Tod zu gehen.

In diese Zeit, in die letzten Stunden des Zusammenseins mit ihnen fällt jene Handlung des Herrn, die für den Augenblick und für die Jünger, zugleich aber für alle Zeiten und für die ganze Gemeinde der Gläubigen von der höchsten Bedeutung war, die Stiftung des heiligen Abendmahls.

Schon im alten Bunde gab es ein Abendmahl. Es war eine göttliche Stiftung aus jener Zeit, auf welche das Volk Gottes als auf den glänzendsten und hoffnungsreichsten Theil seiner Geschichte zurückblickte; aus den Tagen, in welchen der Herr, eingedenk der großen Verheißungen, die er den Vätern gegeben, sein bedrängtes Volk mit starker Hand aus der Aegyptischen Knechtschaft erlösete. In der Nacht, in welcher der Todesengel durch Aegyptenland ging, war nach Gottes Befehl jeder Hausvater mit den Seinen zu einem heiligen Mahle versammelt, während die Thür des Hauses mit dem Blute des Lammes bezeichnet war, dessen Fleisch bei diesem Mahle genossen wurde. Der Engel, der den Befehl hatte, alle Erstgeburt in Aegypten zu schlagen, ging verschonend an jedem Hause vorüber, das mit dem Blute des Lammes bezeichnet war, und in welchem das Passa, das ist das schonende Vorübergehn des Herrn, gefeiert ward. Die Feiernden aber waren schon zur Abreise gerüstet, und mit dem Wanderstab in der Hand erwarteten sie den Ruf zum Aufbruch. Das ist die Nacht, in welcher der Herr sein gefangenes Volk erlöset hat.

Mit dieser Erlösung begann für das Volk eine ganz neue Zeit, denn erst jetzt wurde es zum Volke des Herrn, und darauf beruht es, daß der Passamonat zu dem ersten aller Monate und daß die Passanacht zu einer alljährlich wiederkehrenden Feier bestimmt ward, was mit solcher Strenge geschah, daß die Vernachlässigung dieser Feier mit der Ausrottung aus dem Volke Gottes bestraft werden sollte. Das Passamahl, das jener großen Erlösung vorangegangen war und durch dessen Feier sich das Volk auf jene große That Gottes vorbereitet hatte, sollte in jedem Jahre, zu derselben Zeit, in derselben Nacht, wo es das erste Mal gehalten worden war, wiederkehren, nur mit dem Unterschied, daß das Blut des Passalammes nicht an die Pfosten und Ueberschwellen der Thüren gestrichen, sondern am Orte der gemeinsamen Sühnung, am Altare des Herrn, ausgegossen wurde. Bei brennenden Lichtern, zur Ab-

reise gegürtet, den Stab in der Hand: so sollte das Volk des Herrn Jahr für Jahr das Passamahl halten und das Fleisch des Lammes essen, dessen Blut zur Sühnung ihrer Seelen an die geheiligte Sühnungsstätte gebracht wurde. Es war ohne Zweifel ein Gedächtnißmahl, aber das Gedächtnißmahl beruhete darauf, daß die späteren Geschlechter empfingen, was das frühere empfangen hatte, das Fleisch des Lammes und die Sühnung durch des Lammes Blut. Und war es nicht, als sollte das Volk, indem es die alte Erlösung feierte, sich zu einer neuen höheren Erlösung rüsten, und bei der Passafeier, in der Passanacht, in welcher der Herr einst sein Volk aus dem fremden Lande ausgeführt hatte, einer neuen, vollkommneren Erlösung warten?

Diese Nacht war es, in welcher der Herr zum letzten Male vor seinem Leiden die Jünger um sich versammelt sah, und diese Feier der Erlösung Israels war es, von der er sich erhob, um die Welt zu erlösen. Der Augenblick war der feierlichste, der sich denken läßt. Der alte Bund konnte durch nichts so sehr verherrlicht werden, als daß der Herr, der vom Himmel gekommen war, um der Welt das Leben zu geben, noch in den letzten Stunden seines Erdenlebens das heilige Mahl dieses Bundes mit seinen Jüngern feierte, die er aus den Genossen dieses Bundes erwählt hatte, das Licht der Welt zu sein. Aber dieselben Stunden, in welchen diese Verherrlichung des alten Bundes stattfand, waren die letzten der für ihn bestimmten Zeit. Die Zeit war gekommen, in welcher der alte Bund verschwinden sollte vor dem neuen, höheren Bunde, der nicht bloß für eines der Völker, sondern für sie alle, und nicht bloß für eine gewisse Zeit, sondern für alle Zeit bestimmt war. Wie aber die Zeit des alten Bundes mit einer großen Offenbarung des Herrn, mit der Erlösung seines Volkes aus fremder Gewalt, begann, und wie der alte Bund auf dieser Erlösung geruhet hatte; so konnte auch der neue, für alle Völker und Zeiten bestimmte Bund nur nach einer neuen Verherrlichung Gottes in dem Werke einer viel höheren Erlösung eintreten. Er konnte nur auf einer neuen Erlösung ruhen, die weit über jene erste hinausragte, indem sie mittheilte, was jene nur angedeutet und verheißen hatte; nur auf der Erlösung der Welt aus jener finstern Gewalt, in die sie durch die Sünde gefallen war.

Die Stunde dieser allgemeinen und ewigen Erlösung war gekommen. Der Erlöser war da; die Boten der Erlösung waren bei

ihm. Zum letzten Male feierte er mit ihnen das heilige Mahl des alten Bundes, das mit der Erinnerung an die erste Passafeier in Aegypten zugleich die Verheißung eines höheren Passa in sich trug. Die Zeiten der Verheißung und der sehnlichen Erwartung waren abgelaufen und die Zeit der Erfüllung brach an.

Da geschah, was die heiligen Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas und St. Paulus also beschreiben: Unser Herr Jesus Christus in der Nacht da er verrathen ward, nahm er das Brod, dankete und brach's, und gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset; das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß. Desselbigen gleichen nahm er auch den Kelch nach dem Abendmahl, dankete und gab ihnen den und sprach: Nehmet hin und trinket alle daraus. Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünde. Solches thut, so oft ihr's trinket zu meinem Gedächtniß.

So hat der Herr, unmittelbar vor seinem Hingang, bei der Feier des alttestamentlichen Passa, das Passamahl des neuen Testamentes gestiftet. Das Passaopfer des alten Bundes war ein auserlesenes Lamm; das Passaopfer des neuen, das Lamm Gottes im höchsten Sinn, ist Christus, Gottes Sohn, der Eingeborne vom Vater, voll Gnade und Wahrheit. Das Blut des alten Passaopfers hatte vorbildlich sühnende Kraft; es bedeckte vorbildlich die Sünde des Volkes, so daß der Herr, als er die Welt mit seinen Gerichten schreckte, an den Wohnungen seiner gläubigen Gemeinde schonend vorübergehen konnte. Das Blut des neuen Passaopfers ist nicht im Vorbild, sondern in der That und Wahrheit das Blut der Sühnung für die Sünden der Welt. So gewiß der Tod des Herrn zu erwarten war, so gewiß war er als Opfertod zu erwarten; und so gewiß sein Blut vergossen werden sollte, sollte es als Blut der Sühnung für die der Sühnung bedürftige Welt, es sollte zur Vergebung der Sünden vergossen werden. Das Opfer, das der Sohn Gottes brachte, konnte nicht ein Opfer neben vielen andern sein; es konnte nur leisten wollen, was alle die andern, die von Anfang der Welt gebracht worden waren, vorbildlich bedeutet hatten; es konnte nur das Opfer aller Opfer sein, das Opfer im höchsten, ganz unvergleichlichen Sinn, das alle andern Opfer aufhob, weil es die Erfüllung, die Wahrheit von ihnen allen war. Wie aber durch das wahre Opfer erst die wahre Sühnung der

Sünde, die wahre Erlösung vollbracht ward, so war es dieses Opfer, es war das Blut Christi, worauf erst der neue, allumfassende, ewige Bund der Gnade ruhen konnte. In diesem Sinne sprach der Herr: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, und dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünde.

Alle Worte, die über die Lippen des Herrn gekommen sind, haben für uns einen unvergänglichen Werth; aber Worte, die uns theurer sein könnten, als diese, giebt es nicht. Wieviel die Jünger in jenem Augenblick davon gefaßt haben mögen, steht dahin; aber seit sie ihre Erfüllung gefunden haben, stehen sie für die Gemeinde des Herrn in unvergleichlichem Glanze da. Denn sie dienen uns zum Zeugniß, daß die tiefste Erniedrigung des Sohnes Gottes seine höchste Verklärung in sich schließt und daß sein Tod unser Leben ist.

Doch der Herr begnügte sich nicht damit, auf so feierliche Weise seinen Tod zu verkündigen und die gnadenreiche Bedeutung desselben seinen Jüngern zu enthüllen. Er stiftete, indem er ihnen das Brod und den Kelch darreichte, eine heilige Handlung für seine Gemeinde; und dieß ist die Bedeutung der Worte: das thut zu meinem Gedächtniß. Denn was in jener Passanacht geschah, das konnte, wie man leicht erkennt, nicht zu seinem Gedächtniß geschehen, da der Herr ja selbst vor den Augen der Seinen stand; es konnte nur im prophetischen Sinne das Passamahl des neuen Bundes, es konnte nur die Einsetzung dieses Mahles sein, das die Gemeinde der Gläubigen feiern sollte, wenn das Opfer gebracht und das Blut des neuen Bundes vergossen war.

Das Passamahl des neuen Bundes ist, wie das des alten, ein wahres Opfermahl. Indem der Israelit in der Passanacht mit den Seinen das Passalamm aß, eignete er sich das Passaopfer an und empfing seinen Antheil an dem Segen dieses Opfers; und indem der Christ den Leib und das Blut des Herrn im heiligen Abendmahl empfängt, wird ihm das Opfer auf Golgatha zugeeignet und er empfängt den Segen dieses Opfers. In jener ersten Passanacht mußten die Pfosten des Hauses mit dem Blute des Lammes bezeichnet sein, und innerhalb des Hauses mußte die Familie das Fleisch des Lammes essen, wenn der Engel, der alle Erstgeburt in Aegyptenland schlug, nicht auch für die Israeliten ein Engel des Todes werden sollte. Eben so muß die Gemeinde des neuen

Bundes fort und fort den Leib und das Blut des wahren Passaopfers genießen, um in Kraft dieses Opfers vor dem Gericht Gottes bewahrt zu sein. Die Verachtung jenes alttestamentlichen Passa hätte den Tod gebracht, die Verachtung des neutestamentlichen, in welchem sich jenes erst erfüllt hat, kann noch viel weniger etwas Anderes bringen, als Tod und Verderben.

War aber das alte Passamahl an eine bestimmte Zeit geknüpft, so gehört dieß der Zeit der Unvollkommenheit und der vorbildlichen Feier an. In der Zeit der Erfüllung ist auch diese Schranke gefallen. Indem der Herr sprach: Solches thut, so oft ihr's thut, zu meinem Gedächtniß; — überließ er die Bestimmung, wie oft und zu welcher Zeit sie das heilige Mahl halten wollten, ganz seinen Gläubigen. Das alte Passamahl durfte nur in der Passanacht gehalten werden, weil das Passaopfer nur in jener Nacht dargebracht werden durfte, und dieses Opfer Jahr für Jahr in jener Nacht wiederholt werden mußte. Das Passamahl des neuen Bundes, das heilige Abendmahl, kann zu jeder Zeit von der Gemeinde des neuen Bundes gehalten werden, denn das wahre Passaopfer ist ein für allemal dargebracht und bedarf einer Wiederholung nicht. So ist die ganze Zeit des neuen Bundes die wahre Passafeier, sie ist die Erfüllung des Vorbildes, das in der alten Passafeier enthalten war. In diesem Sinne sagt der Apostel (1 Corinth. 5, 7. 8): Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert; darum lasset uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit. — Bedarf aber das wahre Passaopfer der Wiederholung nicht, so ist die Thür zum wahren Passamahle ohne Unterbrechung aufgethan, und immer aufs neue kann man denen, die sich nach dieser Erquickung sehnen, zurufen: Kommet, denn es ist alles bereit! Und eine größere Erquickung, als diese, giebt es nicht.

Wohl ist es ein wunderbares Mahl, in welchem der Herr uns seinen für uns gegebenen Leib zur Speise und sein für uns vergossenes Blut zum Tranke giebt; aber nicht minder wunderbar und geheimnißvoll ist die Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch und die Erniedrigung dessen, der das ewige Ebenbild Gottes und der Abglanz seiner Herrlichkeit ist, bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Das ganze Gebiet, auf welches uns der Glaube an den Sohn Gottes erhebt, ist das Gebiet der Wunder und ohne

Zweifel kann derselbe, der sich selbst für uns zum Opfer gegeben und sein Blut zur Vergebung der Sünde vergossen hat, uns, wenn es sein Wille ist, weit über unser Denken, speisen mit seinem Leibe und tränken mit seinem Blute. Daß dieß aber sein Wille ist, daran können wir nicht zweifeln; denn wir haben sein Wort dafür. Und so wollen wir uns den Genuß des heiligen Abendmahles in keiner Weise verkümmern, sondern wie es den Jüngern des Herrn geziemt, sein Wort uns mehr gelten lassen, als alle Weisheit der Menschen, und ihm zutrauen, daß er uns in dem heiligen Mahle reichen wird, was er uns verheißen hat: seinen Leib, der für uns gegeben, und sein Blut, das für uns vergossen ist, zur Vergebung der Sünde. Dann werden wir erfahren, was das sei: Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und ich lebe um des Vaters willen, also wer mich isset, derselbige wird auch leben um meinetwillen. Dieß ist das Brod, das vom Himmel gekommen ist; nicht wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben. Wer dies Brod isset, der wird leben in Ewigkeit.

Friedr. Heinr. Ranke in Ansbach, jetzt in München.

---

26. Der Kampf Jesu in Gethsemane.

Gründonnerstag.

Der Schauplatz des für unser zeitliches und ewiges Loos entscheidendsten Kampfes, der je auf Erden durchgekämpft ward, ist Gethsemane.

Wenn man Jerusalem zum Stephansthore verläßt und den Kidron überschreitet, so trifft man noch heut am westlichen Fuß des Oelberges ein eingehegtes, mit zum Theil sehr alten Oelbäumen bepflanztes Stück Land, muthmaßlich früher eine Art Vorwerk oder Meierei, Gethsemane d. i. Oelkelter genannt. In diese Garteneinsamkeit zog sich Jesus öfters zur Nachtzeit zurück zum Alleinsein mit seinem Vater (Luc. 21, 37), zu anderen Malen versammelte er dort seine Jünger zu ungestörtem Beisammensein (Joh. 18, 2). Hier sollte auch der Gang nach Golgatha noch einmal und für immer erwogen, mit Gebet erwartet, bis zu seinen äußersten Schmerzensfolgen vorausempfunden und geistig durchlitten und dann unweigerlich und ohne Einhalt angetreten werden. Am Vorabend

seines Todes war es, wo sich Jesus zum letzten Male hierher begab. Die Fußwaschung, das letzte Passahmahl, die erste Abendmahlsfeier war im gepflasterten Saale gehalten, Judas hatte sich bereits aus dem Jüngerkreise entfernt, das große Hallelujah, der 113.—118. Psalm, diese Gedenk- und Weissagungslieder Israels, waren in der Abendmahlsrunde angestimmt worden und verklungen; mit der Frage, ob die Seinen bei der ersten Aussendung Mangel gehabt, hatte Jesus sie seiner Fürsorge für die Zukunft versichert, mit der Frage nach Schwertern auf die feindselige Stimmung der Welt sie vorbereitet; ihr Anerbieten, mit ihm in den Tod zu gehen, hatte er mit demüthigenden Aufklärungen über ihr trotziges und verzagtes Herz zurückweisen müssen; staunend, trauernd, ahnungsvoll hatte die kleine Schaar ihres Meisters Abschiedsreden, voll Mitverklärung sein hohepriesterliches Gebet vernommen, das ein heiliger Rechenschaftsbericht an den Vater, ein Schutzvermächtniß an seine Jünger war — — jetzt schritten sie durch die Schatten der Nacht nach dem Garten Gethsemane. Hier theilt Jesus seine Jünger, die größere Anzahl läßt er gleichsam im Vorhof warten: setzet euch hier, bis daß ich dorthin gehe und bete — ein ähnliches Wort wie jenes, mit welchem Abraham bei seinem Opfergang die Begleiter vor dem Morijah zurückließ. Petrum, Jacobum und Johannem, die sich früher besonders angetragen an seinem Schmerzenskelch und seiner Leidenstaufe theilzunehmen, die bevorzugten Zeugen in Jairi Hause und auf dem Berge der Verklärung, die künftigen Säulen der Kirche, nimmt er mit sich in den Garten, gleichsam in das Heilige: Meine Seele, spricht er, ist betrübt bis an den Tod, bleibet hier und wachet mit mir. Nichts wahrhaft Menschliches ist dem Menschensohne fremd, er begehrt theilnehmende, treuschlagende Herzen in der Nähe zu wissen: könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen? Aber ein noch größeres Bedürfniß ist es seiner Treue inmitten seiner tiefsten Schmerzversunkenheit, die Schwankenden vor dem Fall zu warnen und zu bewahren, womit die Versuchung der nächsten Stunde droht: wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Denn eben das Gebet giebt die rechte Sammlung, Fassung, Geistesgegenwart. Zum Gebet zieht sich, reißt sich von seinen Jüngern mit Zittern und Zagen etwa einen Steinwurf weit der Hohepriester allein ins Allerheiligste, er wirft sich auf die Kniee — das einzige Mal, daß uns diese äußere Beugung vom Herrn berichtet wird; er fällt auf sein Angesicht, er

ruft, so daß es die Seinen hören: Abba, mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst. Ein Engel vom Himmel erscheint ihm und stärkt ihn mit himmlischen Kräften, mit den Ernte-Aussichten der Erlösung. Ein neuer, ein noch heißerer Kampf beginnt, Todesschweiß tritt auf die Stirne des betenden Ringers, denn hier ist mehr als Jacob, hier ist mehr als Jacobs Kampf, Tropfen Blutes rinnen und gerinnen und fallen auf die Erde: „mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe Dein Wille." Zum dritten Mal findet er die Jünger schlafend, zum dritten Mal flüchtet er sich zu seinem Vater zurück und betet dieselben Worte des Kampfes, des Sieges über den eigenen Willen, der Ergebung und der Erhebung.

Was war es, was dem Herrn diese Stunde so schwer machte? Ist ein derartiger Kampf am Sohne Gottes ohne Verletzung des Gehorsams und der vollendet sittlichen Größe denkbar? Warum ist uns der Anblick dieses Kampfes so unaussprechlich beweglich und werthvoll?

Mit Klarheit hatte Jesus von Anfang seinen Tod vorausgesehen, von Anfang an, wenn schon verhüllt ihn seinen Jüngern angedeutet. Die Tempelschänder würden zuletzt am heiligsten Tempel, am Leibe des Messias sich vergreifen und diesen niederbrechen, der gute Hirte würde sein Leben für die Schafe lassen, das Waizenkorn nur durch Ersterben in der Erde Frucht bringen. Auf dem letzten Gange nach Jerusalem sagt es der Heiland frei und ohne Gleichniß heraus, daß Schmach und Anspeien und Kreuzestod durch seines Volkes und der Heiden Hände sein messianisch Erbe sei. Die feindselige Stimmung der in ihrer argen Gesinnung entlarvten, in ihrem politischen und kirchlichen Ansehen bedrohten Volksführer und Parteien gegen Jesum ist im Wachsen begriffen. Die Erscheinung eines solchen Arztes bringt den Krankheitsstoff zur Krisis. Wunderbar und widerspruchsvoll genug, reift der bis dahin aufgehaltene, wiederholt vereitelte Mordplan in den Gegnern an der Auferweckung des Lazarus. Judas nimmt die dreißig Silberlinge. Nicht hinterrücks und meuchlings, sondern offenbar vor allem Volk soll durch den Verrath des Judas, durch den Rath des ewigen Vaters Jesus am Passahfeste sterben, um so unantastbarer wird dann seine Auferstehung sich beglaubigen, um so schneller wird durch den Mund der Festgäste die erschütternde That der

Kreuzigung, die unwidersprechliche Kunde der Auferstehung über ganz Israel und über die Erde sich verbreiten. Diese Predigt oder keine wird Israel aufwecken! In der Mitte seines Volkes muß der König bleiben, sollte er auch statt des Thrones ein Kreuz finden und sterben. Die Jünger werden durch den Tod ihres Meisters frei und voll heiligen Geistes werden. Aber gerade wenn der Tod Jesu im Rathschluß des Vaters, in der Liebe des Sohnes, in der Bosheit der Menschen beschlossen liegt, wenn Jesus ihn vorausgesehen und gesagt hat, wenn er eben deshalb nach Gethsemane geht, um den nahenden Tod betend zu erwägen, zu erwarten — wie kann dann auch nur einen Augenblick ein Kampf eintreten, als gäbe es der heiligen Nothwendigkeit dieses Ausgangs gegenüber noch eine andere Möglichkeit?

Der Schlüssel dieses Räthsels ist die Wahrhaftigkeit der Menschheit Jesu. In der Aehnlichkeit des Fleisches der Sünde sandte Gott seinen Sohn (Röm. 8, 3). Das Wort ward Fleisch, wirkliches Fleisch mit Leidensfähigkeit und — Leidensscheu, mit dem an sich berechtigten und erklärlichen Naturtrieb einer menschlichen Seele nach Selbständigkeit, Freiheit, Schmerzlosigkeit, Ehre. „Das Fleisch ist schwach!“ Dies Wort zu Gethsemane geht auf den Herrn nicht weniger als auf die Jünger. „Nicht mein Wille geschehe!“ Diese Verneinung des eignen Naturwillens ist nur die Fortsetzung eines sittlichen Kampfes, der durch das ganze Leben Jesu sich zieht von jener Versuchung der Lust an, die am Anfang der Laufbahn in der Wüste auf ihn eindringt, bis zu der Versuchung des Grauens, mit der im Garten der Fürst der Finsterniß den Gerechten von der Vollendung des Erlösungsganges wegzuschrecken sucht. Der Sündlose soll den Tod, den Sold der Sünde, schmecken, soll ihn aus der Hand der Sünder, ja seines eigenen Volkes empfangen, der Fürst der Ehren soll die Schändung leiden, wie ein gemeiner Verbrecher, schlimmer noch: wie ein falscher Messias hingerichtet zu werden, der Wahrhaftige soll den Schein und die Schmach auf sich laden, von dem Gotte, der ihn in die Welt gesandt hat, in der Welt schließlich verlassen zu sein; tiefer als die Verleugnung alles leiblichen Wohlseins tasten solche Anfechtungen die reine Seele an! Die Liebe soll ihr Eingehen auf und in die Menschheit mit dem letzten Schritt, mit unbedingter Sichaufopferung beschließen und besiegeln. „Ich will beten,“ spricht der Herr, aber das unendlich Schwerere, das für Menschenzungen Unaus-

sprechliche, was in jener Stunde zwischen Vater und Sohn verhandelt wird, verschweigt er; wir wissen davon und beten darüber an. Seinen letzten Aufschluß findet der Vorgang in Gethsemane im Gewissen des Sünders durch Jesaias 53: er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen, die Strafe liegt auf ihm —

und herein von allen Pfaden
Volk um Volk ohn' Ende fluthet,
Seiner Schuld sich zu entladen
Auf das Lamm, das einsam blutet.

Befremdet uns vor einer solchen Todesaufgabe das Zurückbeben des Fleisches? Müßte es uns nicht vielmehr befremden bis zum Irrewerden an der menschlichen Natur des Herrn, wenn es sich anders verhielte? Der Doketismus (Wahn eines bloßen Scheinleibes des Herrn) entbehrt der Wärme und der Wahrheit eben so sehr als die Resignation des Stoicismus, diese Ruhe des Todten unter der Hand des Todtenwäschers. „Die Phantasie eines jugendlichen Christenthums, sagt Geß, erdichtet sich einen über den Kampf erhabenen Jesum, die männliche Erfahrung des ernsten eigenen Kämpfens begreift, daß ein Jesus ohne Kampf kein wirklicher Mensch und kein Erlöser war. Je großartiger die menschliche Natur Jesu angelegt war, um so schwerer mußte ihm die Verzichtleistung auf den Naturwillen werden: je mächtiger die Natur, um so mächtiger ihr Wille, je mächtiger ihr Wille, um so ernster der Kampf." Der heilige Zorn bei der Reinigung des Tempels, das innere Seufzen bei der Härtigkeit der Zeichen fordernden Pharisäer, abermals das Seufzen bei dem Hephatah vor dem Taubstummen, das Weinen und die Erschütterung an Lazari und Jerusalems Grabe zeigen bei aller Reinheit die Lebhaftigkeit und Gewalt der Bewegungen im Gemüthe des Herrn; der schnelle Wechsel der Stimmungen, erst der erhabenen Ruhe und Seligkeit beim hohepriesterlichen Gebet, unmittelbar darauf des weinenden Zagens in Gethsemane begegnet uns auch sonst, wenn er bei der heilsbegierigen Frage der Griechen seine Verklärung, aber auch das Sterben des Waizenkornes gekommen sieht, wenn er nach einander betet: jetzt ist meine Seele betrübt. Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Vater, verkläre Deinen Namen! Fühlt er doch am Grabe seines Freundes fast gleichzeitig die Bitterkeit des Sterbens und Verlierens mit dem Triumph der ihm einwohnenden auferweckenden Lebenskraft! Gehn doch beim heil. Abendmahl Schmerz über den Verräther und Freude

des Heimgangs dicht neben einander durch seine Seele! Psychologisch aber ist es erwiesen, daß bei allen großen Leiden der Augenblick des letzten Erwartens der beängstigendste, der kaum erträgliche ist. Hatte er schon früher vor der Leidenstaufe gebangt, hatte er beim Einzug in Jerusalem, 6 Tage vor seinem Tode mit Betrübniß kämpfen müssen: in Gethsemane überfällt ihn das Grauen in der höchsten Steigerung, denn der bittre Kelch drängt sich dicht und unabweisbar an seine Lippen, den er erst absetzen darf, wenn er das: „es ist vollbracht" gesprochen hat. „Nicht das Leiden an sich, sondern das innere Sichentschließen zum Leiden ist das Leiden im Leiden und der Nerv im Opfer." Aber wie er einst mit der Taufe im Jordan das Untertauchen in des Vaters Willen als seinen Weg und Beruf, wie er das Sterben und sein Leben lassen als seinen Gewinn bezeichnet und es fort und fort versichert hatte: ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen deß, der mich gesandt hat, wie er es als eine satanische Versuchung von sich wies, daß ihm seiner Jünger einer den Weg zum Kreuz vertreten wollte: so kniet er nun, da die große Stunde gekommen, in Gethsemane vor den Vater hin, äußerlich und innerlich sich dem Vater unterwerfend, er läßt auch jetzt den Willen des Vaters seine Speise sein, er heiligt, weiht und beugt sich selbst unter den ewigen Erlösungsrath (Joh. 17, 19), er wird sittlich als Mittler im Gehorsam vollendet, um am nächsten Tage das vollkommene Opfer darzubringen, das er hier innerlich bereits vollzieht. So sühnt die sittliche That des andern Adam im Garten Gethsemane die Unthat des ersten im Garten Eden. Menschlich wahr und menschlich vollendet wird er zum Hohenpriester, der uns vertritt, zugleich zum Vorgänger, welcher der Erstling in der Wolke der Zeugen und der Anfänger und Vollender unseres Glaubens ist, in dessen Fußtapfen wir mit Geduld den uns verordneten Lauf vollenden und mit den Waffen des Gebets bis auf's Blut widerstehen sollen über dem Kämpfen wider die Sünde (Hebr. 12, 1—4). Können die Undankbaren nicht Eine Stunde mit ihm wachen, der für sie gewacht und geweint hat? Liebe um Liebe! Das Fleisch ist schwach, das hat der Vorgänger nicht ausgerufen, um unsere Trägheit zu entschuldigen, sondern zur Schärfung unsrer Wachsamkeit. Die Verzagten aber tröstet er: in der Welt habt ihr Angst, seid getrost, Ich habe die Welt überwunden!

Der Kampf in Gethsemane hat alle Todesangst in Sieg ver-

schlungen! Der Geist des Herrn war und blieb willig, ohne Mißtrauen gegen die Liebe des Vaters, ohne Zweifel an einem seligen Ausgang, ohne Nachlassen und Rückhalt im Gehorchen. Es muß also gehen! spricht der als Sieger aufstehende Kämpfer im Blick auf die Schrift, die er gekommen war angesichts des Todes nicht aufzulösen, sondern auch in Gethsemane und Golgatha zu erfüllen. „In den Tagen seines Fleisches hat er Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen zu dem geopfert, der ihm vom Tode aufhelfen konnte und ist aus dem Todesgrauen erhört und befreit, und wiewohl er Sohn Gottes war, hat er unter Leiden Gehorsam gelernt." So der Hebräerbrief 5, 7—9, der heilige Text zu dem heiligen Bilde von Gethsemane. Die Kraft, den Kuß des Verräthers zu ertragen und mit Fassung, ja mit Hoheit den Häschern entgegenzugehen, die Majestät, mit der er seine Jünger schützt, die Besonnenheit, mit der er Petri unberufenem Schwerte Einhalt gebietet und in all den Verhören Antwort und Rede steht, die Klarheit und Milde, die ihn wie immer, so auch in dieser Nacht des Schreckens und der allgemeinen Verwirrung die Grade der Verschuldung und Empfänglichkeit bei seinen Gegnern unterscheiden und mit Reden und Schweigen beachten läßt, die Liebe, kraft der er fremdes Leid, es sei bei den Töchtern Jerusalems, es sei bei seiner Mutter, es sei bei der Bitte des Schächers zu seinem eigenen macht, die kindliche Ergebenheit bis zu dem letzten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! — — dies alles ist die Frucht des Wachens und Betens, ist die Beweisung des Geistes und der Kraft für den Sieg, der dem Kampfe von Gethsemane gefolgt ist. Doch wo ist ein geretteter Sünder, der nicht eine Beute jenes Kampfes und Sieges genannt werden müßte, so gewiß der Gehorsam zum Kreuze sich in Gethsemane entschied und der unter dem Fluch der Sünde zitternde Dornenacker von Jesu Thränen und blutigem Schweiß entsühnt ward?

Joh. Alb. Bengel sagt in der Uebersetzung seines neuen Testamentes zu der von uns betrachteten heiligen Scene: Entsetzlicher Kelch! Billiges Grauen! Unversehrter Gehorsam! Mächtiges Gebet! Schleunige Erhörung! Dies alles laß, Herr Jesu, mir zu statten kommen. Amen.

Rudolph Kögel in Berlin.

---

27. Die Kreuzigung Jesu.

Charfreitag.

1. Die Verurtheilung zum Kreuz.
2. Die Abführung zum Kreuz.
3. Das Kreuz.
4. Die sieben Worte am Kreuz.
5. Der Tod am Kreuz.

1. Die Verurtheilung zum Kreuz.

Daß der Erlöser diesen Tod gestorben — menschlich angesehen war es das Würfelspiel des Zufalls, welches darüber entschied. Der hohe Rath hatte allerdings das: „er ist des Todes schuldig“ dekretirt, dazu hatte er das Recht, nur nicht zur Vollstreckung eines Todesurtheils ohne die Genehmigung des römischen Landpflegers. Das Todesurtheil war vom Synedrium über ihn ausgesprochen als Gotteslästerer, weil er zum Sohne Gottes, dem Messias sich aufgeworfen (Matth. 26, 63). Auch vor Pilatus bringen sie diesen Anklagegrund, wie Luc. 23, 2. 3 zeigt. Nun bot derselbe eine zwiefache Seite, eine religiöse und eine bürgerliche. Nach der letztern hieß es so viel, als daß er sich zum Kronprätendenten und Aufwiegler des Volks gegen den römischen Herrscher aufgeworfen: diese Anklage heben sie bei Lucas hervor, und auch in Joh. 18, 30 liegt sie, denn „Uebelthäter“ ist soviel, als bürgerlicher Verbrecher (1 Petr. 2, 12. 14). Darüber inquirirt nun auch Pilatus selbst als bürgerlicher Richter, aber Jesu Antworten und seine Erscheinung machen ihn gewiß, daß er es nur mit einem religiösen Schwärmer zu thun habe, der ihm „aus Neid der Oberen“ überliefert worden sei (Matth. 27, 18). Daher erklärt er, keine Schuld an Jesu zu finden. Er marktet mit seinem richterlichen Gewissen, will theilweise durch die Geißelung ihrer Leidenschaft Befriedigung gewähren, dann aber ihn loslassen. Da sie dieses sehen, kehren sie die religiöse Seite der Anklage hervor, sie haben nach ihrem Gesetze erkannt, daß er des Todes schuldig sei (Joh. 19, 7), in ihren religiösen Angelegenheiten hatten sie das Privilegium, selbst das Urtheil zu sprechen (Josephus Alterthümer 16, 2, 3, vom jüdischen Kriege 6, 6, 2. Apostelgesch. 8, 14). Dies steigert bei Pilatus seine Gewissensfurcht (Joh. 18, 8), aber von Jesu an die Gewissensschuld eines ungerechten Todesurtheils erinnert (11. 12), wird der Römer noch geneigter zur Loslassung. Die

Juden sehen sein Schwanken und kommen nun auf die politische Seite der Anklage zurück: einen solchen Aufrührer frei lassen zu wollen, mache ihn zu einem Feinde des Kaisers. Wer Gott nicht fürchtet, unterliegt dem Fluche, Menschen-fürchten zu müssen: so überliefert er Jesum den Juden zur Kreuzigung (Joh. 19, 16.) — nicht als ob sie selbst dieselbe hätten beschließen oder vollziehen können, sondern in dem Sinne von Luc. 23, 24: „Er willfahrete ihnen und spricht das Todesurtheil."

Wie verhängnißvoll dieses Zurückkehren zur bürgerlichen Anklage! So sind es die Heiden, denen das Volk der Erwählung ihren Heiland zur Todessentenz überliefert (Matth. 20, 18. Joh. 18, 35. 19, 11). So ist aber auch die bürgerliche Strafe nicht die vom jüdischen Gesetz über das religiöse Vergehen der Gotteslästerung verhängte — nicht die Steinigung, sondern das Kreuz! Ihr Schwanken über den Grund der Anklage war zugleich das Schwanken über Jesu Todesart. Als sie ihn dem Pilatus als einen Missethäter überliefern, fordert er sie höhnend auf, wenn sie sofort auf Grund ihrer eigenen Inquisition vor dem geistlichen Gerichte den Tod verlangten, so sollten sie ihn auch selbst vollstrecken; als sie aber bekennen müssen, dazu das Recht nicht zu besitzen, entscheiden sie damit, daß von dem Römer das Todesurtheil über ihn als bürgerlichen Missethäter gesprochen werde und daher Joh. 18, 32.

So hat sich denn auch hier gezeigt, daß — wie auch das Würfelspiel menschlicher Berathungen und Beschlüsse die Würfel nach Zufall wirft, es dennoch eine höhere Hand giebt, unter deren Regiment auch der Zufall steht. Der Zufall unter göttlichem Regiment hat das Vorbild erfüllt, welches Moses in der Wüste aufgerichtet (Joh. 3, 14), und die Weissagung Christi von sich und seinen Jüngern als Kreuzträgern wahr gemacht (Matth. 20, 19. 10, 38). Er hat der Christenheit statt eines gesteinigten einen am Kreuz erhöhten Erlöser gegeben. — Welcher Kontrast zwischen beiden Todesarten! Dort das Unterliegen unter einer rohen Gewalt, hier der Sieg im Unterliegen; dort das bei dem Eindringen der tödtlichen Steinwürfe von außen verhüllte Antlitz, hier das offene Antlitz des dornengekrönten Hauptes mit dem kämpfenden Ausdrucke des Leidens und der Majestät, des Schmerzes und des Friedens — eine Aufgabe der Kunst, welche die Meister aller Zeiten zu wetteifernden Produktionen begeistert, die mit unaus-

löschlichen Zügen das Christusbild in die Herzen der gläubigen Gemeinde hineingesenkt hat als das Bild des Göttlichen in Knechtsgestalt, des Sieges im Unterliegen. Das Crucifix, diese wortlose Predigt, was hat es fort und fort in den Zellen und auf Altären, im Betkämmerlein und im Tempel der Natur, in den heiligsten Augenblicken des Lebens für Buß- und Trostpredigten gehalten!

2. Die Abführung zum Kreuz.

Nachdem die Geißelung vollzogen, wird, wie auch ein griechischer Schriftsteller berichtet, von den Verurtheilten selbst das Marterwerkzeug ihres Todes nach der Richtstätte getragen. Auch dieser Demüthigung unterwirft sich der, welcher — obwohl selbst noch in dieser tiefen Erniedrigung zwölf Legionen Engel zu seinen Diensten standen (Matth. 26, 53) — „gehorsam sein wollte bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz." Zugleich mit der tiefsten Leidenserschöpfung muß ein Schimmer göttlicher Majestät sich auch auf diesem Gange über sein Antlitz ausgebreitet haben: die Frauen Jerusalems, an solche Schauspiele wohl gewöhnt, vergießen nicht über die Mitverurtheilten Thränen, aber über ihn. Mit welchen Gedanken Jesu Seele damals beschäftigt gewesen, dürfen wir es nicht aus seinem Zurufe schließen: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben, wo man zu den Bergen sagen wird: fallet über uns, und zu den Hügeln: decket uns" (Luc. 23, 28)? Dieses volle Bewußtsein der Größe der Schuld Jerusalems, welches die Zeit auch dieser seiner letzten Heimsuchung nicht erkennt — wie es schon damals bei seinem letzten Einzuge in die Stadt vor seiner Seele stand, auch jetzt erfüllt es ihn. Es sind die Thränen der Buße, die er statt der Thränen des Mitleids begehrt — welches Thema für eine Charfreitagspredigt! — Zwei sinnreiche Legenden haben an diesen Zug der Geschichte sich angeschlossen: die vom ewigen Juden und von Veronika's Schweißtuch. Ermattet lehnt sich Jesus auf diesem Gange an einen Thürpfosten, der Besitzer des Hauses, ein jüdischer Schuster, wies ihn zurück, worauf Jesus ihn starr ansehend spricht: „Ich will allhier stehen und ruhen, aber du sollst gehen bis auf den jüngsten Tag." Jene Veronika aber reichte ihm ihr Schweiß-

tuch zum Abtrocknen: er nimmt es an und läßt ihr auf dem Tuche den Abdruck seines Angesichts.

Was der grobe physische Organismus der Mitverurtheilten erträgt, dem erliegt — durch eine durchwachte Nacht, die blutende Geißelung, noch mehr durch den Seelenschmerz erschöpft — die Kraft Jesu. Es war dem römischen Militair gestattet, zu öffentlichem Dienste die Leute beliebig zu requiriren: so dingen sie den Simon von Kyrene, der von der Feldarbeit kommt; da er der Vater des Rufus genannt wird und Röm. 16, 13 einen Christen Rufus erwähnt, so wurde angenommen, daß dieser Simon einer von den Anhängern Jesu gewesen.

3. Das Kreuz.

Die Zeit des Urtheilsspruchs ist nach Johannes ungefähr 6 Uhr, die der Kreuzigung nach Markus ungefähr 3 Uhr. Es war die Frage, wie zwischen beiden Handlungen 9 Stunden mitten inne liegen könnten. Die Schwierigkeit löst sich bei der Annahme, daß die drei ersten Evangelisten nach jüdischer Stundenzählung von Sonnenaufgang an zählen, so daß die dritte Stunde bei Markus die neunte Morgenstunde, Johannes aber nach römischer Zählung von Mitternacht an. Drei Stunden konnten wohl vergehen von dem Urtheilsspruch bis zur Aufrichtung des Kreuzes. Einige Zeit wurde ausgefüllt mit der Geißelung Jesu und der andern Missethäter, eine Stunde konnte vergehen auf dem Zuge vom Richthause nach der Richtstätte, denn der Umfang von Jerusalem betrug damals nach Josephus 1½ Stunde, und die Richtstätte war vor dem Thore.

Das Kreuz, eigentlich ein Spitzpfahl, woran ein Querbalken, welcher oft kaum darüber hinausragte, so daß es dann die Gestalt eines T erhielt — nicht unter dem Fuße, wie es abgebildet wird, befand sich ein Brett, wohl aber in der Mitte ein Pflock, um die Schwere des Körpers zu tragen. Nachdem der Delinquent bis auf einen Lendenschurz seiner Kleider beraubt, welche den Vollstreckern des Urtheils anheimfielen, wurde er an Seilen an das vorher aufgerichtete Kreuz hinaufgezogen und mit zwei Nägeln die Hände, mit einem die Füße angeheftet. Ueber dem Kreuz war der titulus mit Angabe des Verbrechens angeschlagen. Eigentlich war diese Strafe bei den Römern nur Strafe für Sklaven und schwere Verbrecher, wie Straßenräuber und Aufrührer, nie aber für den

römischen Bürger. Als römische Criminalstrafe wurde sie auch auf die Provinzen und auf Palästina übertragen, wo sie vorher unbekannt. Sie galt als eine der qualvollsten, wie sie auch Cicero nennt. Zwar ruhte der Leib auf dem Pflocke, dennoch mußten die Handwunden weiter reißen, die zarteren Blutgefäße zerrissen durch die Spannung, das Blut drang nach dem Haupte, die Mittagshitze und der Luftzug an den offenen Wunden vergrößerte die Schmerzen. Der Tod erfolgte unter schrecklichen Martern nur langsam — über zwölf Stunden lebten die Gekreuzigten gewöhnlich, zuweilen bis auf den folgenden Tag oder Abend, ja selbst bis an den dritten Tag. Nur durch ein allmälig bis zu den inneren Theilen sich verbreitendes Erstarren der Muskeln, Adern und Nerven wurde das Ende herbeigeführt. Nach dem Hinscheiden blieben die Leichname am Pfahle hängen bis zur Verwesung.

Nicht also bloß den Tod ist der Erlöser gestorben, nicht auf einem Krankenbett hat er sein Leben ausgehaucht: einen blutigen Tod ist er gestorben, „er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz." Er ist den Missethätertod gestorben als der vornehmste Missethäter, daher in der Mitte der zween anderen gekreuzigt, ein Fluch d. i. verurtheilt ist er, der Schuldlose, worden, damit er uns von dem Fluche d. i. von dem Verdammungsurtheile erlöste, welchen das Gesetz über jeden Uebertreter ausspricht (Gal. 3, 13). Wie muß es sein Innerstes durchschauert haben, als er so dahing, er, dem der Vater alles in die Hand gegeben, zwischen Himmel und Erde, nackend und bloß mit der Dornenkrone — als er so dahing, der, welcher keine Sünde gethan hatte, von seinem Volke gerichtet, den einen Missethäter zur Rechten, den andern zur Linken! Und die Schauer dieses Momentes hat er schon voraus empfunden, als er sprach: „Es muß auch das noch an mir erfüllt werden, was geschrieben steht: er ist unter die Uebelthäter gerechnet" (Luc. 22, 37. Jes. 53, 12). Aber er weiß es, daß in dem Allen sich nur der göttliche Rathschluß der Weisheit und Erbarmung erfüllt: der Mund der Weissagung hat es ja vorher verkündigt: „denn was von mir geschrieben steht, setzt er hinzu, muß seine Erfüllung haben." Was der Geist Gottes durch den Mund der Propheten vorausgesagt, das ist auch in den Rathschluß Gottes aufgenommen (Apostelgesch. 4, 27. 28), und was Gott in diesen aufgenommen, hat er nur aufgenommen, insofern er der Herr der Weltgeschichte, dem der Böse mit seinem Werke ebenso dienen muß,

wie der Gute. Daher gerade in der Leidensgeschichte das öftere Zurückweisen des Herrn auf das, was geschrieben steht. Davon, wie der Böse mit seinen Absichten die Absichten des Heiligen erfüllen muß, stellt sich auch noch im Besonderen in der Geschichte dieser Kreuzigung ein Beweis dar, nämlich in der Ueberschrift des Kreuzes. In den damaligen drei Weltsprachen läßt der Römer darüber setzen: nicht „dieser ist der sogenannte Judenkönig", sondern der römische Landpfleger wird zum Missionsprediger und verkündigt der ganzen Welt, wer hier am Kreuze hängt: „Der König der Juden."

4. Die sieben Worte am Kreuz.

Da das Kreuz nicht über Manneshöhe, so konnten in nächster Umgebung desselben die Mutter und Johannes und andere theilnehmende Freunde sich versammeln, konnten im Angesichte des Sterbenden lesen, was in seiner Seele vorging und Worte mit ihm wechseln. Die Qual des Mutterherzens, welches sechs Stunden in das schmerzvolle Antlitz des Sohnes blicken mußte, schildert das stabat mater dolorosa.

Sieben Worte des sterbenden Erlösers werden uns berichtet, drei, die sich auf Andere, vier, die sich auf ihn selbst beziehen — jedes mit dem Gepräge der Seelengröße, welches nur seine Worte an sich tragen. Der Bericht der Evangelisten hat sich in dieselben getheilt.

1) „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun" (Luc. 23, 34). Daß dieses Wort das erste und unmittelbar nach seiner Erhöhung am Kreuz ausgesprochene, darauf läßt das Präsens schließen „sie wissen nicht, was sie thun." Er kann nicht an die römischen Kriegsknechte denken, denn sie thun nichts als ihre Pflicht, und wie Jesus auch noch während seiner Leiden mit hoher Ruhe das Maaß der Schuld seiner Beleidiger mißt, zeigt die ruhevolle Antwort, welche er dem Diener des Hohenpriesters, welcher aus Eifer für seinen Herrn gefehlt, auf dessen rohe Mißhandlung giebt (Joh. 18, 23), und wie er seinem heidnischen Richter (Joh. 19, 11) eine geringere Schuld als die seines eigenen Volkes beilegt. Die eigentlichen Urheber seines Todesurtheils sind die jüdischen Oberen, doch macht das verblendete Volk ihre Schuld zu der seinigen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" (Matth. 27, 25). Auf sie muß also auch diese Bitte

um Vergebung gehen. Sind sie indeß solche, die nicht wußten, was sie thaten? Allerdings liegt dies auch in 1. Kor. 2, 8. Apostelgesch. 3, 15. Daß sie auf falsches Zeugniß das Urtheil im Synedrium über ihn ausgesprochen, mit falschen Anklagen ihn dem heidnischen Richter überliefert hatten, das wußten sie; daß sie wider besseres Wissen seine Wunder für Satanswerk erklärten (Matth. 12, 25. 26), daß sie nach V. 23 sich auf dem Wege zu der Sünde befanden, welche unvergeblich ist, hält Christus ihnen selbst vor. Den Betrüger (Matth. 27, 63), den übermüthigen Schwärmer meinen sie in ihm gerichtet zu haben, daß es aber „der Fürst des Lebens, der Herr der Herrlichkeit" ist, das wissen sie nicht. So haben sie denn auch erlitten, was ihre bewußte Sünde werth war, während Jesu Bitte ihre unbewußte Sünde von ihnen genommen. So wenig dort bei Lucas Kap. 19 die Verkündigung des wohlverdienten Strafgerichts über die, welche auch noch den letzten Tag der Gnadenheimsuchung Gottes über sie verkannten, Jesum verhindert, Thränen des Mitleids über die so tief Verblendeten zu weinen, so wenig hier bei dem Blick in die grauenvolle Tiefe ihrer wissentlichen Schuld, für das um Vergebung zu bitten, wofür es noch eine göttliche Vergebung gab. „Ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein trautes Kind, darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich sein erbarmen muß" (Jer. 30, 20).

2) Als das zweite Wort wird das an den Schächer (Luc. 23, 39) angesehen, da, wie man meint, der zur Linken mit dem Ausbruch seiner rohen Gesinnung nicht lange zurückgehalten haben werde. Welch' ein Schauspiel, das sich hier eröffnet! Der tief Erniedrigte zeigt in seiner tiefsten Schmach noch das Bewußtsein, daß in seiner durchgrabenen Hand die Schlüssel des Paradieses liegen! Wir sehen die zwei Welthälften zur Seite Jesu, die unbußfertige und die bußfertige. Die zwei Schächer pflegen wir jene Uebelthäter zu nennen von dem Worte Schach d. i. Wald, also die Strauchdiebe. Straßenräuber nennt sie unser Text — möglich, daß der zur Rechten auch nur wie Barrabas wegen eines im Aufruhr verübten Mordes (Luc. 23, 19) dem Gericht verfallen war. So könnte es also eine bloße Aufwallung der Leidenschaft gewesen seyn, die ihn hingerissen. Von den Alten wird uns berichtet — was auch in neuerer Zeit sich wahrnehmen läßt — wie die rohesten unter den Verbrechern unter ihrer öffentlichen Strafe in Lästerworte gegen die Obrigkeit und gegen die Vorübergehenden

ausbrachen. So hier der zur Linken. Welch' unglaubliche Scene aber bei dem zur Rechten! Die zwei Stücke, welche wir zur Bekehrung verlangen, sie erscheinen vollständig bei ihm. „Wir leiden, was unsere Thaten werth sind," dies das Gefühl, welches jedwede von der Obrigkeit über die Vergehung verhängte Strafe wecken sollte. Auch lebt noch im Volke das Bewußtseyn, daß in Gesetz und Strafe der Obrigkeit sich eine göttliche Ordnung der Dinge offenbart, und wehe der Obrigkeit, welche aus Aufklärungsgelüst dieses Bewußtseyn nicht zu nähren oder gar zu untergraben suchte: sie würde die tiefste Wurzel abschneiden, auf welcher ihre Autorität im Herzen des Volkes ruht. Die Einsicht, welche selbst unter unsern „Rechtschaffenen" so vielen so schwer eingeht, daß Strafe gerechte Vergeltung und daß in obrigkeitlicher Strafe sich eine göttliche Ordnung der Vergeltung offenbart — dieser Missethäter ist zu dieser Einsicht gelangt und damit zu dem Seelenzustande, in welchem das Wort Absolution für den Menschen nicht mehr ein Schlaf- sondern ein Lebenstrunk wird. Nicht nach Entbindung von der verdienten Strafe, nicht nach Pardon von dem bürgerlichen Gerichte — nach einer Vergebung Gottes verlangt er: „Herr, gedenke mein, wenn du in deinem Reiche kommst." Und was ist es, das gerade in diesem Augenblicke, wo alle Welt von dem gekreuzigten Könige der Juden sich losgesagt hat, diesen Glauben dem Menschen in sein Herz gegeben? Was ließ ihn in der Dornenkrone das Königsdiadem erblicken? War er vielleicht schon vorher, schon in Pilatus Palast, wenigstens dessen gewiß geworden, daß dieser Verurtheilte „nichts Ungeschicktes gehandelt?" Und sah sein Auge nun in dem erbleichenden Antlitz des Mannes neben ihm die Züge eines Himmelskönigs? — Jetzt wird nun der Pfahl der Schande zum Throne der Majestät, von welchem aus der Gekreuzigte die Himmelsthür dem bußfertigen Sünder öffnet und Leben und Seligkeit austheilt. „Herr, spricht er, gedenke mein, wenn du in deinem Reiche kommst" (so muß es heißen statt in dein Reich). Auf eine Zukunft hatte er gehofft, wo der verkannte König sein Inkognito abwerfen und in seiner Herrlichkeit erscheinen würde. Auf die Gegenwart weist ihn Jesus hin: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn," d. i. in dem Zustande der Wonne und Seligkeit (2 Kor. 12, 4). Welcher Kontrast dessen, was menschliche Augen sehen, mit dem, was in der verborgenen Welt der menschlichen Brust vorgeht — bei beiden,

bei Jesus und dem Verbrecher! Der hülflose Mann der Schmach mit den angenagelten Händen — in seinem Innern das Bewußtseyn, daß Leben und Tod in seine Hand gegeben ist! und der von jenen Hohenpriestern und seinem Volke Ausgestoßene — jetzt der Erbe der Seligkeit in der Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes und allen Heiligen!

3) Das Testamentswort an die Mutter und an Johannes (Joh. 19, 26. 27). Da das Testamentswort das letzte bei dem Menschen zu seyn pflegt, so möchte man auch dieses Wort als das letzte denken, aber die Vergleichung mit dem Ev. Matth. ergiebt, daß wir dieses Wort als früher gesprochen zu denken haben. — Die Scene hat etwas so Rührendes. Auch hier läßt aber der Evangelist, ohne ein eigenes Wörtlein dazu zu thun, das Gemälde, welches er giebt, durch sich selbst würken. Der Blick der Mutter hatte wohl kummerschwer ohne Unterbrechung sich zum Kreuze hinaufgerichtet. Der, welcher als Gott soeben noch über die Schätze einer jenseitigen Welt gebot, trägt als Mensch für dasjenige Sorge, was das Mutterherz noch von der Erde bedarf. Dürfen wir aber bloß sagen: „was es von der Erde bedarf?" Man meint, zur Sorge für Nahrung, Kleidung, Wohnung habe der Sterbende die Mutter an den Jünger, den er lieb hatte, gewiesen. Man macht geltend, daß er nach einigen Andeutungen wohlhabend gewesen seyn müsse: das eigene Haus in Jerusalem, auf welches man aus den letzten Worten von V. 27 schließt, die Söldner, welche sein Vater im Dienst hat (Marc. 1, 20), die Bekanntschaft mit dem Hohenpriester (18, 15). Haben aber die Jünger nicht das, was sie an Eigenthum besaßen, aufgegeben, als sie dem Herrn nachfolgten? Sollten die Brüder und Schwestern Jesu, welche bisher für die Mutter gesorgt, und die wir nach der Auferstehung als Bekehrte in der Gemeinschaft der Apostel finden (Apostelgesch. 1, 14), nicht auch ferner diese Sorge übernommen haben? Vielmehr ist dieser jungfräuliche Jünger am meisten fähig gewesen, geistlich die zarte weibliche Seele mit ihren Bedürfnissen zu verstehen, und dies die Ursach, warum gerade ihm diese theure Sorge aufgetragen wird, welcher er auch, wie die Ueberlieferung berichtet, in Jerusalem obgelegen bis zum Abscheiden der Auserkorenen in Israel. „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? Wer den Willen meines Vaters im Himmel thut, derselbige ist meine Mutter, Schwester und Bruder," hat er einst gesprochen,

und auf den Ausruf einer jüdischen Mutter: „Selig der Mutterschoß, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen hast!" einst geantwortet: „Vielmehr selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Das fleischliche Band hat ihm unter dem geistlichen gestanden, aber doch hat er es nicht als ein werthloses angesehen, um so viel weniger, als hier auch das zarteste geistliche hinzugekommen.

Ein längeres Schweigen folgt bis zur zwölften Stunde, während dessen die Leiden höher und höher steigen. Da wird die leblose Natur zur Dollmetscherin seiner Leiden. Nicht eine Sonnenfinsterniß, wie es leicht verstanden werden könnte, tritt ein, denn zu der Zeit des Vollmondes, in welche das Passah fiel, konnte diese nicht eintreten. Aber eine atmosphärische Verdunkelung tritt ein, wie sie auch in unsern Zeiten noch das Erdbeben anzukündigen pflegen, und ein solches erschüttert hier beim Verscheiden Jesu die Erde, daß der oben und unten befestigte Vorhang des Tempels in zwei Stücke zerreißt, und währt drei Stunden lang bis zur dritten Stunde nach unserer Rechnung. In diesem Dunkel öffnet sich abermals der Mund des heiligen Dulders, und er ruft die Worte des vierten Ausspruchs.

4) Der Ruf der Gottverlassenheit (Matth. 27, 46). Es sind die ersten Worte des 22sten Psalm's, in denen Jesus seine Klage aushaucht. Räthselhafte Worte, in denen der Unglaube das Geständniß einer verlorenen Sache, der Glaube der Kirche ein heiliges Mysterium gefunden hat. Von dem Wolfenbüttler Fragmentisten wurde nämlich in diesen Worten der Ausdruck des Schmerzes Jesu gesehen, seine politischen Messiasbestrebungen nicht durchführen zu können, und auch noch ein Schleiermacher fand in einer frühern Periode hierin nur die Klage des Herrn, in der Blüthe seines Lebens seinem Werk entrissen zu werden. Rathlose Auskünfte wurden schon von manchem Kirchenvater darüber ausgesprochen. Nach einem Athanasius soll Christus die Worte zum Schein ausgerufen haben, um den Satan zu täuschen. Ein Ambrosius ruft, ohne den Vorwurf der Häresie zu scheuen: „Ich schäme mich nicht zu bekennen, was Christus sich nicht scheute, mit lauter Stimme auszusprechen, daß eine Trennung der Gottheit von dem menschlichen Leibe Statt gefunden," aber daß Gottheit und Menschheit unzertrennlich in Einer Persönlichkeit und Einem gottmenschlichen Selbstbewußtseyn verbunden gewesen, ist das Bekenntniß der

rechtgläubigen Kirche. Näher der Wahrheit kam der Kirchenvater Irenäus, nach welchem die Gottheit Christi in einen Zustand der Quiescenz versetzt worden, so daß sie aufgehört, auf die menschliche Natur zu würken. Protestantische und katholische Ausleger der älteren Kirche vereinigen sich darin, daß nicht von einer Abwesenheit des göttlichen Wesens der Ausdruck verstanden werden könne, sondern nur des göttlichen Beistandes. Und wovon anders ist die Rede in jenem Psalmworte Davids, des von Gott gesalbten, von den Menschen jedoch verachteten und verfolgten, nachher aber von Gott verherrlichten und von seinem Volke erkannten königlichen Ahnherrn Jesu? Wir erinnern uns ja, wie der Herr in seinen Leidenstagen auf dies Vorbild seiner Erniedrigung auch in andern Stellen hinweist (Joh. 13, 18. Ps. 41, 10), wie er auch noch in Davids Worten seine Seele in die Hand des Vaters übergiebt (Ps. 31, 6); und hat der Heiland David als Vorbild seiner Erniedrigung vor der Seele, wie sollte er auch nicht auf ihn als Vorbild seiner Erhöhung hingeblickt haben in jenem Siegesrufe der Schlußworte des Psalm's V. 26—32: „Der Herr hat nicht verachtet noch verschmäht das Elend des Armen und sein Antlitz vor ihm nicht geborgen; da er zu ihm schrie, hörte er ihn. Es werde gedacht an der Welt Ende, daß sie sich zum Herrn bekehren und vor ihm anbeten alle Geschlechter der Heiden. Sie werden kommen und seine Gerechtigkeit predigen dem Volk, das geboren wird, daß er es thut." In diesem Augenblicke drückt der Herr jedoch seine Gefühle nur in den Anfangsworten aus. Nun heißt: „Gott hat mich verlassen," im Psalm allerdings nichts anderes, als was die gleich folgenden Worte aussprechen („er ist mir fern mit seiner Hülfe und mit seinem Beistande"): „ich heule, aber meine Hülfe ist fern" (Ps. 27, 38. Ebr. 13, 15); auch ist jenes bange Warum? nicht eine zweifelnde Frage an das Schicksal: zweimal nennt er ja diesen Gott seinen Gott, der auf den Lobgesängen seiner Gemeinde thront: nicht eigentlich eine Frage, sondern ein Ausruf ist dieses Warum, das die Größe seiner Verlassenheit ausdrückt (Ps. 10, 1. 2 Mos. 32, 11. 12). So hoch jedoch als überhaupt das Urbild über dem Vorbilde steht, steht auch hier der Schmerz und die Gottverlassenheit in der Jesusklage über der seines Vorbildes. Der Trost, der dem göttlichen Dulder am Kreuze fehlt, ist nicht blos der Beistand von außen, sondern der Beistand von innen, die Erquickung von der Freundlichkeit des Angesichtes seines

Gottes. Freudigkeit ist die Grundstimmung seiner Seele in seinem ganzen Leben, die Freudigkeit, zu deren Genossen er auch die Seinigen machen will (Joh. 15, 11). War nun auch der Friede in seinem Herzen geblieben, der so lange in einer gläubigen Seele bleibt, als sie noch an dem Anker festhält, der hinter den Vorhang geht, war auch die innere Sonne, welche sein ganzes Leben hindurch mit aufgeschlagenem Auge über seinen innern Gemüthsbewegungen stand, nicht untergegangen, bekennt er auch in der Größe seines Jammers noch zu wissen, daß Gott sein Gott ist — erwärmende Strahlen wirft diese Sonne aber nicht mehr in seinen Geist. Das dunkle Gewölk seines Leidens hat ihre wärmende Einwürkung isolirt. Wie manchmal sehen wir das abgehärmte und vom Schmerz zerwühlte Angesicht des christlichen Dulders auf dem Sterbebette, durch welches dennoch der Strahl des Seelenfriedens hindurchblickt, wie das Mondlicht durch das dunkle Gewölk. Das Gewölk aber, welches die Seele dieses göttlichen Dulders umnachtet, es war zuerst das seines physischen Leidenschmerzes. Wahrhaft und ebensosehr, ja noch mehr, als jeder andere Dulder, fühlte er den physischen Schmerz, eben so wahrhaft, als die Ermattung unter der Kreuzeslast, als Hunger und Durst. Denn, wenn es heißt: „Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde," so sind diese Schwachheiten eben seine leidensfähigen Zustände, die er mit über sich genommen, als er unser von den Folgen der Sünde krankes Fleisch und Blut an sich genommen. Leiden ist Hemmung, und da Hemmungen zur ursprünglichen menschlichen Natur nicht gehören, so ist der Wunsch, sie abzuwehren, auch kein sündlicher, sondern ein berechtigter, der erst sündlich wird, wo wir uns des Leidens als eines von Gott verhängten bewußt werden und uns dennoch dessen weigern. Dieser seiner physischen Leidenszustände konnte er sich aber nicht bewußt werden, ohne daß auch der Gedanke an deren Urheber vor seine Seele trat. Wir haben gesehen, wie auf seinem Kreuzesgange die Schuld seines Volkes und ihre unfehlbare Vergeltung als Last auf seiner Seele lag: diese Last hat er auch auf das Kreuz mit hinaufgenommen. Als er im Geiste zurückblickte auf den Verrath des einen Jüngers, auf die Verleugnung des andern, als er die schäumende Wuth der Einen und den kalten Hohn der Andern unter seinem Kreuze erblickte: von welchen Ge-

fühlen muß dieses liebende heilige Herz durchwallt worden seyn! Aber noch mehr: Er blickt in den Tod hinein, er, der Fürst des Lebens, in den Tod, der der Sünde Sold ist, und den er mit über sich genommen, als er das Fleisch und Blut einer gefallenen Menschheit an sich genommen. Wenn vor dem Tode jedes menschliche Leben schaudert, wie viel mehr das Leben dessen, der keine Sünde gethan, und nur durch die liebende Gemeinschaft, in welche er mit den Sündern einging, auch diese Folge der Sünde mitzukosten hatte. Alle Folge der Sünde ist aber Vergeltung, alle Vergeltung Ausfluß des Zornes Gottes gegen die Sünde, welcher die thätige Reaction ist gegen Sünde und Uebertretung. Eingehend mit seinem liebevollen Herzen in die Schuld derer, deren Fleisch und Blut er angenommen und in die Folgen ihrer Sünde, hat er also auch den Zorn Gottes getragen und vor diesem Gefühle ist die Beseligungskraft seiner Gemeinschaft mit Gott gewichen.

5) Der Ruf nach Labung (Joh. 19, 28). Bereits naht sich sein Ende, da ruft er: „Mich dürstet." Von einem geistigen Durst nach den Seelen haben manche es verstehen wollen, aber vollkommen erklärt sich dieser Ausruf als Ausruf des physischen Verlangens. „Ich werde von diesem Gewächse des Weinstocks nicht mehr trinken," hatte er Matth. 26, 29 gesprochen. Seit dem Abendmahle hatte er seinen Durst nicht mehr gelöscht. Der Blutverlust, die unbewegliche Lage am Kreuz und die Mittagssonne hatten ihn gesteigert; den bittern Trank, welchen man mit betäubendem Gewürz gemischt den Gekreuzigten zu reichen pflegte, hatte er ausgeschlagen: er wollte mit vollem Selbstbewußtseyn den Leidenskelch trinken. Nun aber, „als Jesus wußte, daß alles vollbracht war, was zur Erfüllung der Schrift gehört," spricht er: „Mich dürstet" (Joh. 19, 28). So war denn auch dieses Maß des Leidens ein von Gott gemessenes, welches er als solches erfüllen mußte, und erst als es erfüllt ist, gönnt er sich diese Labung — ein Fingerzeig darauf, daß die Höhe dieses Leidens des Herrn erforderlich war, um eine Stellvertretung zu seyn für die sündige Menschheit.

6) „Es ist vollbracht" (Joh. 19, 30). Was ist vollbracht? Ist es das Maß der Leidensaufgabe, von welcher wir so eben gesprochen, oder ist es das Maß der Leiden des Erdenlebens? Denn nicht erst mit dem letzten Leidenstage hat sein Erdenleiden begonnen: gelitten hat er, so lange er lebte. So

lange er lebte, liebte er, und so lange er liebte, mußte er auch mitleiden, die Schuld der Sünde und die Erbietungen einer sündlichen Welt gegen ihn. Selten nur bricht dieses Leidensgefühl aus ihm hervor, wie in den Worten: „O du ungläubiges und verkehrtes Geschlecht, wie lange muß ich bei euch seyn!" (Marc. 9, 19.) Sein Erdenleben ist eine festgehaltene Sehnsucht, in des Vaters Schoß zurückzukehren, zu der Klarheit, die er bei ihm hatte, ehe denn die Welt war (Joh. 17, 5). So möchte man denn immerhin auch in diesem Worte den Ausdruck sehen des von der Erdenlast befreiten Herzens, des Erniedrigten, der nur eine Stufe noch vor sich hat von dem Kreuze zum Thron der Herrlichkeit.

7) „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist" (Luc. 23, 46). Es ist abermals ein Wort Davids, mit welchem er seine Seele dem Vater übergiebt (Ps. 31, 6). Auf dreifache Weise drückt sich in diesem Worte die Hoheit seines Bewußtseyns aus. Einmal, indem noch dieses letzte Wort ein Ausdruck der Gottbezogenheit seines Lebens ist, von der sein ganzes Leben getragen war. Sodann, indem sein Sterben nicht als ein passives Leiden erscheint, sondern als eine That. Der Tod ist überwunden, noch ehe er ihn erduldet hat. Daher ist es endlich der Ausdruck tiefster Beruhigung der Seele: der Erde Leiden und Schmerzen liegen hinter ihm.

5. Der Tod am Kreuz.

„Da," heißt es bei Matthäus, „reißt der Vorhang des Tempels in zwei Stücke." Eine Nachricht in einem alten, von Judenchristen geschriebenen Evangelium berichtet, der Oberbalken, an welchem nach oben und nach unten der Vorhang des Allerheiligsten befestigt war, sei geborsten: in Folge dessen zerreißt nun auch der Vorhang, und jenes vor allen profanen Augen, außer dem des Hohenpriesters am Versöhnungstage, verborgene Heiligthum wurde allem Volke offenbar. Von da an, wo das Versöhnungswerk auf Erden vollbracht ist, ist auch das Allerheiligste der Religion der Menschheit aufgethan und nicht mehr das Vorrecht einer bevorzugten Klasse, sondern das Gemeingut der gläubigen Gemeinde. In der freudigen Zuversicht ruft der Brief an die Hebräer Kap. 10, 19: „So wir denn nun haben, lieben Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Allerheiligste durch das Blut Jesu, welchen er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege durch den

Vorhang, das ist durch sein Fleisch, und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes, so lasset uns herzugehen mit wahrhaftigem Herzen, im völligen Glauben, besprengt an unserm Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser."

Nach dem jüdischen Gesetze mußte der Verurtheilte noch an demselben Tage bestattet werden — hier um so mehr, da es Rüsttag auf den Sabbath war (vgl. Joh. 19, 31. 42. Marc. 14, 42). Bei den Gekreuzigten, welche vor ihrem Tode abgenommen wurden, wurde der Schenkelbruch vollzogen — nicht sowohl, um sie zu tödten, denn die edlern Theile blieben dabei unverletzt, sondern damit an ihrem Strafleiden nichts verkürzt würde. Als die Soldaten, um diese grausame Handlung zu vollziehen, an Jesum herantreten, finden sie ihn schon verschieden. Da, wie oben bemerkt wurde, die Gekreuzigten in Ausnahmefällen wohl noch bis zum dritten Tage am Leben blieben, so war der Tod Jesu ein ungewöhnlich früher, worüber auch Pilatus seine Verwunderung ausdrückt (Marc. 15, 45). Wie die Ermattung bei dem Kreuztragen, so läßt auch dieser frühe Tod theils auf die Größe gerade seines Leidens, theils auf den zarteren Organismus schließen. Obwohl die römischen Soldaten überzeugt sind, daß er schon gestorben sei, so führen sie doch den Lanzenstich an ihm aus, um, wenn ja der Tod noch nicht erfolgt wäre, ihn herbeizuführen. Die Beispiele bei den Alten und in der Märtyrergeschichte zeigen, daß dieser Stich bei Gekreuzigten auch zur Tödtung angewendet wurde. Auch ist die ihm beigebrachte Wunde handbreit (Joh. 20, 25). Es läuft Wasser und Blut heraus — eine Erscheinung, welche sich physiologisch vollkommen begreifen läßt, denn in den zwei Brustfellsäcken an der linken und rechten Lunge findet sich Wasser, welches sich im Tode noch mehrt. Wurde der Stoß mit der rechten Hand nach der linken Seite geführt, so wurde wahrscheinlich der linke Lungenflügel getroffen. Man hat gefragt, welches Interesse Johannes dabei hatte (Joh. 19, 35), so feierlich dieses Factum zu betheuern: „Und der das gesehen hat, der hat es bezeuget, und sein Zeugniß ist wahr, und derselbige weiß, daß er die Wahrheit saget, auf daß auch ihr glaubet." Aber wenn der Evangelist V. 36 fortfährt: „Denn solches ist geschehen, daß die Schrift erfüllet wurde: ihr sollt ihm kein Bein zerbrechen. Und abermals spricht eine andere Schriftstelle: sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben," so läßt sich nicht bezweifeln, daß sein nachdrückliches Zeugniß sich

darauf bezieht, daß Jesus mit dem Beinbruch verschont worden, und er dadurch recht eigentlich als das Gegenbild des Passah, des Verschonungsopfers, dargestellt wurde, welchem kein Bein zerbrochen werden durfte.

Er war in allen Stücken uns gleich geworden — nicht mit Ausnahme des Todes, sondern mit Ausnahme der Sünde. „Nachdem die Kinder Fleisch und Blut haben, ist er es gleichermaßen theilhaftig worden, auf daß er durch den Tod die Macht nähme dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist der Teufel, und erlösete die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte seyn mußten" (Hebr. 2, 14). Der Tod ist der Sünde Sold, und wer ein Mensch ist, kennt das Grauen vor dem Tode. Wir grauen uns schon vor der Larve des Todes, wenn wir den Menschen unter den letzten Todeskrämpfen dahinscheiden sehen. Schrecklicher aber noch ist die schwarze Gestalt des Todes, die hinter dieser Maske steht, als diese Maske selbst. Es giebt einen Stachel des Todes, der noch furchtbarer peinigt, als jener letzte Todeskrampf; dieser Stachel ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist nach Paulus das Gesetz (1 Kor. 15, 56). Das Gesetz Gottes ist es, welches auf die Uebertretung nicht bloß den zeitlichen, sondern den ewigen Tod gesetzt hat. Darum sind Knechte unter der Furcht des Todes ihr ganzes Leben lang alle, die Christum nicht haben und doch das Gesetz als die Kraft der Sünde fühlen, denn sie wissen, daß ihrer das Leben nicht warten kann nach diesem Leben, sondern nur das Gericht des ewigen Todes. Christus nun hat die Seinigen erlöst von dem Tode — nicht von der Nothwendigkeit zu sterben, denn es heißt: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe" (Joh. 11, 25). Aber den Fluch hat er aufgehoben, der auf der Uebertretung des Gesetzes steht und hat damit „dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht" (2 Tim. 1, 10). Der Tod ist verschlungen in den Sieg, denn er ist nun der Uebergang geworden zur vollen Entfaltung des wahren Lebens des Geistes, welches Christus in uns gepflanzt hat: „Das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt" (Joh. 4, 14). Hier war es ein kleines unsichtbares Bächlein, welches der Herr durch den Geist, den er in uns gepflanzt, in uns hervorbrechen ließ, dort wird es sich entfalten und zum Strome werden. Hat er aber also

dem Tode die Macht genommen und ihn verschlungen in den Sieg, so hat er auch dem die Macht genommen, der des Todes Gewalt hatte, dem Menschenmörder von Anfang an, durch den die Sünde und mit der Sünde der Tod in die Welt gekommen (Joh. 8, 44. Weish. 2, 24). Wie für den Herzog der Seligkeit das Kreuz nur die Stufe zum Throne seiner Herrlichkeit geworden ist, so auch für seine vielen Kinder, welche der, um deß willen alle Dinge sind und durch den alle Dinge sind, durch ihn hat zur Herrlichkeit führen wollen (Hebr. 2, 10). A. Tholuck in Halle.

---

28. Jesu Niederfahrt in das Todtenreich.

Zwischen Charfreitag und Ostermorgen.

Es ist ein Abschnitt im Leben des Erlösers, wo er nicht gesehen wurde und ringsum Schweigen herrscht: seine Grabesruhe, welche die Gläubigen zu stiller Betrachtung einladet. Das erste ist, daß sie im Geiste diesem Grabe sich nähern, wie es noch sein Geheimniß barg, und der Empfindung der Jünger sich hingeben. Was damals ihre Seele bewegte, wissen wir aus dem, was vorangegangen und was folgte. Denn noch standen sie unter dem Worte, welches beim Andringen der Häscher sich erfüllt hatte: „ich werde den Hirten schlagen und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen" (Matth. 26, 31); und zween von ihnen haben selbst es ausgesprochen, als der Herr unerkannt unter ihnen war: „wir hofften, er sollte Israel erlösen" (Luc. 24, 21). Also ihre Hoffnung zu Grabe gegangen; und was für ein Grab! Wenn etwa einer der Zerstreuten, der Lieblingsjünger des Herrn oder eine der heiligen Frauen in der Sabbatsstille dahin kam; so fanden sie es verschlossen und von der heidnischen Gewalt versiegelt und von Häschern besetzt.

Nachdem er aber als Lebensfürst hervorgegangen, hat dies Grab einen anderen Charakter, so wie jener Tag, der nach dem jüdischen Festjahr ein großer Sabbat war (Joh. 19, 31). Das ist auch sein christlicher Name, dessen letzte Bedeutung darin beruht, daß er an der Grenze zweier Weltalter und zweier Welten steht. Dieser Sabbat sieht zurück auf den ersten Sabbat der Schöpfung, an welchem Gott ruhte von seinen Werken, nachdem er

sie alle gut geheißen hatte. Wenn der Erlöser bis dahin nicht gehabt da er sein Haupt hinlegte; so hatte er jetzt die Stätte gefunden: und von ihm zuerst wird gelten, was an denen sich erfüllen sollte, die in ihm sterben würden (Offenb. 14, 13), daß er ruhte von seiner Arbeit und seine Werke ihm nachfolgten. Dieses Werk aber weiset in die Zukunft, auf einen andern großen Sabbat, der seinem Volk erworben ist: die Ruhe nach der Fremdlingschaft und Pilgerschaft auf Erden, welche der Ruhe Gottes nach dem Schöpfungswerk verglichen wird (Hebr. 4, 9. 10).

Die Grabesruhe selbst hängt ganz daran, daß der Herr das Leben hingab und es wiedernahm (Joh. 10, 18), — Ereignisse, die beide noch seinem irdischen Leben angehören. Daher auch die Geschichte desselben auf die Frage leitet nach dem Zwischenzustand: dem Leben, das in seinem Tode war. Das Evangelium freilich giebt darauf keine Antwort; denn unmittelbar an die Nachricht von dem Begräbniß schließt sich die Botschaft von dem Auferstandenen. Aber die erste Glaubensformel allgemeiner Christenheit führt im zweiten Artikel das niedergefahren zur Hölle auf; und zwar mitten unter den Hauptereignissen aus dem irdischen Leben des Herrn: Geburt, Leiden, Tod, Auferstehung, Himmelfahrt. Also wird hier, wo wir seine Person und sein Werk in einer Folge von Lebensbildern uns zu vergegenwärtigen suchen, auch dieses Todesbild nicht auszuschließen sein.

Wenn aber hiefür das apostolische Glaubensbekenntniß zum Grunde gelegt wird; so müssen wir zwei Einschränkungen bemerken. Zuerst daß dies Bekenntniß, dessen Ursprung den Zeiten der Apostel nahe steht, wenn es auch nicht von ihnen selbst herrührt, in den ersten Jahrhunderten den Artikel von der Höllenfahrt noch nicht enthält. Selbst im vierten Jahrhundert, aus welchem die erste Nachricht von diesem Artikel stammt, war die Aufnahme noch nicht allgemein, da die zu Rom gebräuchliche Formel ohne ihn bestand. Nicht als ob damals es eine neue Lehre gewesen wäre, — sie war längst anerkannt und verbreitet. Aber daß sie in der ältesten Form des Bekenntnisses fehlt, dient zum Beweise, daß man ihr, als einer mehr verborgenen, für die Grundlage des Glaubens, seinen Inbegriff im ersten Unterricht der Täuflinge nicht gleiches Gewicht mit den andern offenkundigen Thatsachen beimaß, die aus dem Evangelium selbst geschöpft sind. Wogegen im 4. Jahrhundert eine besondere Streitfrage das Bedeutungsvolle dieses Aktes auch

für den Glauben an die Person Christi erkennen ließ. Noch wichtiger ist, daß der Artikel das nicht bedeutet, was jetzt der Ausdruck im Deutschen sagt: es ist darin nicht ausdrücklich von der Hölle die Rede, als dem Strafort der Verdammten; sondern von dem Hades oder der Unterwelt, als dem Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, der Gerechten wie der Ungerechten, — wie zur Zeit der Entstehung jenes Artikels die Väter allgemein (Irenäus, Hippolytus, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Tertullian, Lactantius, Hieronymus) das Wort verstanden; eine Bedeutung, die ursprünglich auch das deutsche Hölle gehabt hat. Daher, um das Mißverständniß auszuschließen, zu übersetzen ist: niedergefahren zur Unterwelt oder vielmehr Todtenwelt.

Es liegt hierin ein doppeltes Geheimniß: der Zustand der abgeschiedenen Seelen überhaupt, sodann der Seele Christi insbesondere und sein Verhältniß zu ihnen in der Zeit zwischen Tod und Auferstehung. Wir werden uns nicht vermessen, in das Geheimniß der Geisterwelt einzudringen. Und können nur versuchen, uns dem zu nähern, so weit es die Thatsachen des Heils betrifft, wenn Zeugnisse des Herrn oder der Apostel uns geleiten.

Der Erlöser hat seine Jünger und selbst das Volk, zu dem er redete, nicht in Dunkel gelassen über die entscheidenden Ereignisse, welche bevorstanden, sowohl Tod als Auferstehung und Himmelfahrt, wenn auch in Räthselworten. Er verkündet die Thatsachen, die erste und die letzte, wenn er sagt: über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen (d. h. wenn ich begraben bin), und aber über ein Kleines werdet ihr mich sehen (d. h. im Geist, wenn ich aufgefahren bin), denn ich gehe zum Vater (Joh. 16, 16). Er giebt aber auch Erklärungen, insbesondere über den Zustand, selbst den Zeitraum, da er ihnen entzogen sein würde. Zuerst durch die Rede von dem Waizenkorn, das nur, wenn es in die Erde fällt und erstirbt, viele Frucht bringt (Joh. 12, 24). Jedoch das Gleichniß betrifft nur die Stufen der Wirksamkeit, daß im Tode die niedere verschwinden muß, um der höhern Raum zu geben; nicht das Todesschicksal, am wenigsten den irdischen Leib der Verwesung im Verhältniß zu dem Auferstehungsleib, — eine Anwendung, welche erst der Apostel Paulus macht (1 Cor. 15, 36. 37). Aber zwei andere Reden gehen näher auf den Zwischenzustand ein. Die eine von dem Zeichen des Propheten Jonas, nach dessen Vorbilde des Menschensohn drei Tage mitten in der Erde sein werde (Matth.

12, 40): das ist die Ruhe des Leichnams im Grabe. Hingegen von dem Seelenleben ist die Rede, wenn dem Schächer auf die Bitte: „Herr gedenke mein, wenn du in dein Reich kommst" die Antwort wird: „heute wirst du mit mir im Paradiese sein" (Luc. 23, 43). Das ist eins der inhaltreichsten und trostreichsten Worte aus dem Munde des Erlösers, jedoch geheimnißvoll. Offenkundig ist der Inhalt der Verheißung, welche zwei sonst getrennte Zusprüche zusammenfaßt: den einen, welcher in der Noth des Leibes und der Seele die Gebrechlichen, die seine Hülfe suchten, aufrichtet: „sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben" (Matth. 9, 2); den andern, wo er die Seinen an seine eigene Zukunft bindet: „wo ich bin, da soll mein Diener auch sein" (Joh. 12, 26. 17, 24). Denn wenn er das letzte dem Schächer verhieß, so hatte er dessen Buße und Glauben angenommen und ihm Vergebung der Sünden ertheilt, da jener als ein Uebelthäter nicht in das Reich Gottes kommen konnte, wenn er nicht zuvor durch den Namen Jesu gerecht geworden war (1 Cor. 6, 9—11). Das ist also von Seiten des Herrn eine hohepriesterliche Handlung und ein prophetisches Wort; überdies ein königlicher Akt: denn er konnte nicht bestimmter als hiedurch seine Herrschaft bezeugen: daß er selbst im Tode des Todes Gewalt hatte (vergl. Hebr. 2, 14). Aber verhüllt bleibt die Lage, sowohl in der er selbst als mit ihm der Schächer sich befinden würde. Denn wenn auch Zeit und Ort angedeutet werden; so haben wir dafür kein Maaß des Verständnisses: heute, spricht er, wirst du mit mir im Paradiese sein. Dieses heute, heißt das vor Sonnenuntergang? Aber wenn überhaupt das Licht des irdischen Tages erloschen ist, wenn der geisterhafte Flug der Zeit begonnen hat, wie mögen da die Tage gerechnet werden? Und wenn man auch versteht, heute so viel als unmittelbar nach dem Tode; so bleibt nicht minder verhüllt der Ort, dessen Name wohl erinnert an den bewässerten Garten, in den das erste Menschenpaar gesetzt worden, jedoch nicht anders als auf einen seligen Zustand hinweiset. Zur Vergleichung aber dient die Schilderung in der Parabel: daß die Seele des Lazarus nach seinem Tode durch Engel in Abrahams Schooß getragen wurde (Luc. 16, 22); und man wagt nicht zu viel, wenn man Paradies und Abrahams Schooß für verwandte Ausdrücke nimmt.

Suchen wir hiernach den Unterricht der Apostel, so erhalten wir zunächst Aufschluß über den Ursprung des Ausdrucks nieder-

gefahren zur Hölle, welchem gegenübersteht das aufgefahren zum Himmel. Es liegt darin eine zwiefache Stufe: zuerst die Herabkunft vom Himmel zur Erde, wie der Herr selbst sie benennt: „niemand ist aufgestiegen in den Himmel, als der vom Himmel herabgestiegen ist, der Menschensohn, der im Himmel ist“ (Joh. 3, 13. vergl. 6, 62). Woran sich das apostolische Wort schließt: „er ist aufgefahren in die Höhe (aus Ps. 68, 19), was heißt es anders als daß er auch herabstieg in die niedern Räume der Erde“ (Ephes. 4, 9). Diese untern Räume (es heißt nicht die untersten) sind eben die Erde selbst, gegenüber dem Himmel, der oben ist. Aber dies oben und unten ist nach dem Augenschein genommen; überdies ist der Himmel nicht räumlich, sondern bildlich verstanden, nicht der Wolken- oder gestirnte Himmel, sondern der, welchen das Gebet des Herrn im Eingang anzeigt. Die zweite Stufe ist die Niederfahrt von der Erde in das Todtenreich; denn allerdings wird das letztere in oder unter der Erde vorgestellt, wenn seine Bewohner die Unterirdischen heißen, durch Unterscheidung der drei Reiche, in denen aller Knie im Namen Jesu sich beugen sollen: im Himmel, auf Erden und unter der Erde (Phil. 2, 10). Das ist eine Vorstellung, die uralt ist bei Juden und Heiden (im 1. Buch Mose und bei Homer); aber ihre Zulassung ist noch nicht eine Bestätigung. Es ist kein Glaubensartikel, wenn es nicht Gegenstand göttlicher Offenbarung und apostolischer Verkündigung war; aber nirgends in der heil. Schrift zeigt sich die Absicht, über den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen Aufschluß zu geben. Hingegen deutlich erhellt in den Briefen des N. T. die fremde Abkunft jener Vorstellung von dem Unterirdischen des Todtenreichs. Denn was die Hölle als eine Abtheilung desselben betrifft, so weiset auf griechischen Ursprung der Ausdruck (2 Petr. 2, 4), Gott habe die Engel, welche gesündigt, mit Ketten der Finsterniß in den Tartarus gestoßen (*ταρταρώσας*). Und an die jüdische Bezeichnung des unterirdischen Todtenreichs (Scheol, im Griechischen Hades, welche zuerst der Patriarch Jacob anwendet in der Klage, daß er mit Herzeleid hinunterfahren werde, 1 Mos. 37, 35), knüpft unmittelbar aus dem Psalter der Apostel Petrus in seiner Pfingstrede an (Apostelgesch. 2, 27).

Diese Rede will den Juden die Vorgänge des Pfingsttages, deren Zeugen sie waren, zum Verständniß bringen und sie selbst zum Glauben leiten. Sie erklärt also diese Ausgießung für das

Werk des verherrlichten Jesus von Nazaret, den sie getödtet hätten, der aber von Gott auferweckt und erhöht und zu seiner Rechten gesetzt sei. Daß das so kommen mußte, beweiset er aus den Propheten; daß es an Jesus sich erfüllt habe, durch das Augenzeugniß der Jünger von dem Auferstandenen. Die Beglaubigung der Auferstehung steht im Mittelpunkt des Beweises, für welche die Prophetie aus den Worten Davids genommen ist: „du wirst meine Seele nicht im Scheol (Todtenreich) lassen, auch nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.“ Beide Verneinungen wendet der Apostel auf Jesus an; wodurch als Thatsache vorausgesetzt wird: sowohl daß sein Leib im Grabe geruht hat, als daß seine Seele im Todtenreich gewesen ist. Damit ist aber nichts anderes als der Tod bezeichnet vermöge der Trennung von Seele und Leib: und zwar in der Weise, wie es von allen Menschen gilt, nach A. T.licher Auffassung, so weit es die Seele betrifft. Hinsichtlich des Leibes aber mit dem Unterschied, daß dieser im Tode sogleich dem Tode, d. h. der mit demselben sonst eintretenden Verwesung, entnommen ist. — Es liegt darin also nicht mehr, als das Glaubensbekenntniß durch „gestorben und begraben“ bezeichnet. Der Zusatz „niedergefahren in das Todtenreich“ (obwohl manche ihn so verstanden haben; zwar nicht Calvin, der es ausdrücklich verwirft, aber Beza und nach ihm besonders reformirte Theologen) muß also mehr besagen, da er sonst überflüssig wäre. Dies mehr zeigt derselbe Apostel in seinem ersten Briefe (3, 19. 20).

Es ist der Abschnitt, worin Petrus die zwiefache Ermahnung giebt: sich die Leiden nicht befremden zu lassen, die über die Christen gekommen, und in ihrem Wandel ein gutes Gewissen zu haben, womit sie die Lästerungen der Heiden beschämten. Diese Ermahnung gründet sich auf die Person und das Werk Christi, sein Leiden, Tod, Auferstehung, Erhöhung, Gericht: unschuldig zu leiden nach seinem Vorbild (3, 18. 4, 1), das gute Gewissen zu bewahren, das in der Taufe das Heil gesucht und erlangt hat durch die Kraft seiner Auferstehung (3, 16. 21), der Offenbarung seiner Herrlichkeit sich zu getrösten (4, 13. 14); während die, so in dem heidnischen Wesen verharren, ihm als Richter werden Rechenschaft geben müssen (4, 5). Zwischen Tod und Auferstehung Jesu schließt sich an die Taufe die Erwähnung der Sündfluth, deren Wasser dem Taufwasser zum Vorbild dient. Hauptsächlich aber wird sie erwähnt, da sie das Strafgericht und der Untergang einer sündigen Welt

war, als Vorbild der damaligen Zeit. Denn von dieser wird beides gesagt: es ist nahe gekommen das Ende aller Dinge, und es ist Zeit, daß das Gericht anfange am Hause Gottes (4, 7. 17). Daher die wiederholte Ermahnung, zu leiden nicht als Uebelthäter, sondern als Christ: demnach die Errettung aus der Taufe zu behalten, gleich dem Geschlecht Noah, während die arge Welt dem Gericht verfällt. Und hier tritt das Zeugniß ein von der Wirksamkeit Christi im Todtenreich: „der, getödtet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist, in demselben auch den Geistern im Gefängniß, wohin er gegangen, gepredigt hat, welche einst ungläubig waren, als Gottes Langmuth harrte zu den Zeiten Noahs, als der Kasten bereitet wurde." Er hat also gepredigt den Geistern, die als fleischlich durch den Geist Gottes sich nicht strafen lassen wollten (1 Mos. 6, 3); und zwar im Gefängniß, welches als eine Abtheilung des Todtenreichs gedacht werden mag, ein Ort der Qual, den auch in der Parabel von Lazarus der reiche Mann nach seinem Tode einnimmt. Da erscheint Christus: es heißt nicht, er sei niedergefahren, sondern dahingegangen, wie nachmals in den Himmel (V. 19. 22). Die Zeit ist ganz bestimmt: nicht etwa in den Tagen Noahs; sondern in dem Zwischenzustand, nachdem er gestorben, bevor er auferstanden war. Denn während der Leib im Grabe lag, ist er hingegangen als ein geistiges Wesen, wie denn seinem Geist im Tode das Leben nicht fehlen konnte, den er auch sterbend in die Hände des Vaters befohlen hatte. Und der Inhalt dieser Predigt? Es kann wohl kein anderer gemeint sein, als den die Predigt Christi überhaupt gehabt hat, und der hier insbesondere als der Inbegriff seines Werks bezeichnet wird: uns zu Gott zu führen; also Heilsverkündigung. Und gewiß nicht der Verdammungsspruch. Das ist eine überschwengliche Thatsache; sie bleibt für sich bedeutungsvoll genug, wenn sie auch allein steht und die Verkündigung des Evangeliums an die Todten (wovon der Apostel weiterhin spricht 4, 6) nichts besonderes von der Wirksamkeit Christi enthält.

Also Christus im Todtenreich, und Christus hingegangen den Geistern im Gefängniß zu verkündigen: das ist der Inhalt der Niederfahrt. Dabei bleiben wir, getreu dem Schriftwort, stehen: und enthalten uns den Vorgang auszumalen; noch mehr, ihn zu erweitern oder gar umzugestalten. Alles dies ist geschehn schon in der ältesten Kirche und von Neuern wiederholt durch Hinzunahme von Bibelstellen, die nicht hieher gehören, und durch Folgerung

daraus, die nicht zutrifft. Eine solche ist es, wenn man den Johannes sein Amt als Vorläufer des Herrn auf Erden, auch im Todtenreich verwalten läßt. Das ist erlaubt zu denken, vielleicht natürlich, vorauszusetzen; aber nichts davon steht in der heil. Schrift. Hingegen eine Ausmalung geschieht mittelst der A.T.lichen Schilderung von dem Zerbrechen eherner Thüren und dem Zerschlagen eiserner Riegel, ein Bild der Befreiung aus dem Elend des Exils (Ps. 107, 16 nach Jes. 45, 2), wenn sie auf die Pforten der Hölle angewendet wird: wie dies besonders in zahlreichen Gemälden der Höllenfahrt erscheint, die aus der griechischen Kirche auf uns gekommen sind. Das ist den Malern vergönnt; aber von ihrer Freiheit kann die heilige Geschichte keinen Gebrauch machen. Andrerseits haben Theologen das Wort des Herrn von dem Stärkern, der über einen Gewappneten kommt, in seinem Palast ihn überwindet, ihm die Rüstung nimmt und die Beute austheilt (Luc. 11, 22), auf die Erscheinung Christi in der Hölle angewendet. Aber das Gleichniß betrifft allein die Austreibung böser Geister in der Krankenheilung und dient zur Abwehr des Vorgebens: Christus treibe die Teufel durch Beelzebub aus; findet jedoch nicht allgemein Anwendung auf das Verhältniß des Herrn zum Teufel, am wenigsten in der Zeit nach seinem Tode. Denn nicht durch Gewalt siegt er über den Versucher, sondern durch Abwehr; und nicht mit Gewalt entreißt er ihm seine Beute, sondern durch Ueberredung, d. h. durch Bekehrung. Sein Werk aber hat der Herr auf der Erde zum Ziel geführt: und vollständig, — auch das, daß er gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören (1 Joh. 3, 8). Das geschah zumal in seiner Leidenszeit, worauf er so feierlich hindeutet, daß man das Geheimniß der Erlösung wie vorüberschreiten sieht: „nun ist das Gericht dieser Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden: und wenn ich erhöhet bin von der Erde (am Kreuz), so werde ich alle zu mir ziehen“ (Joh. 12, 31. 32). Und nachdem er am Kreuz das Wort vollbracht gesprochen, blieb nicht übrig noch etwas nachzubringen. Auch hatte er schon zuvor den Beweis seiner Macht über den Tod gegeben, als er den Lazarus in's Leben zurückrief. Also nur als Herr und Sieger konnte er in's Todtenreich gehen, nachdem er freiwillig dem Tode sich unterworfen hatte; und seine Person so wie seine Predigt hatte dort, wie auf der Oberwelt, keine andern Schranken, als den Grad der Bußfertigkeit oder Verstockung derer, die ihn hörten.

Den Eindruck aber und den Erfolg seiner Erscheinung unter den Abgeschiedenen und bei den Geistern im Gefängniß werden wir uns nicht anmaßen zu schildern, während der Apostel Schweigen beobachtet. Wir folgen vielmehr der Zurückhaltung der Concordienformel (Art. 9), so wie der Lutheraner und Reformirten (die eben dadurch sich verständigten) auf dem Religionsgespräch zu Leipzig 1631. Da erkannten beide Theile die Höllenfahrt des Herrn für einen schweren und wichtigen Glaubens-Artikel, der so wenig als der Artikel vom Sitzen zur Rechten mit menschlicher Vernunft begriffen werden könne; und bekannten, daß der ganze Christus, Gott und Mensch, zur Hölle gefahren sei. Die noch folgende Behauptung jedoch, daß er daselbst den Teufel überwunden und alle seine Macht ihm genommen habe, die mit einer gewissen Lebhaftigkeit dramatischer Schilderung an das Evangelium Nicodemi erinnert, dürfen wir übergehen.

Diese Geschichte aber, so viel oder wenig wir davon verstehen, ist nütze zur Lehre nach vielen Seiten. Zuerst für das Bekenntniß von der Person Christi: daß er in der Einheit seiner göttlichen und menschlichen Natur (die niemals getrennt gedacht werden dürfen) bestanden, also als der Gottmensch, auch nach Ablegung des Leibes, mit der Seele in's Todtenreich gegangen ist und dort gewirkt hat. Daher hat die alte Kirche, um die Lehre von der Vollständigkeit der menschlichen Natur Jesu zu sichern (gegen die Meinung, daß in ihm die vernünftige Seele durch die göttliche Natur ersetzt sei), die Thatsache der Höllenfahrt hervorgehoben. Nicht minder wichtig ist dieselbe zur Erkenntniß seines Werks und seines Amts: sowohl nach der Seite, daß er gekommen ist, das Verlorene zu suchen, als daß ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist (Luc. 19, 10. Matth. 28, 18). — Sie eröffnet auch einen Blick in den Abgrund des Geheimnisses der göttlichen Vorherbestimmung und Erwählung, als Zeugniß, daß den Ungläubigen, welche in diesem Leben den Weg des Heils nicht gefunden haben, noch jenseits des Grabes derselbe offen stehen mag. Und bestärkt die Gläubigen in der Zuversicht, daß keine Macht des Bösen ihnen schaden kann und die Pforten der Hölle die Kirche Christi nicht überwältigen werden. F. Piper.

---

29. Die Auferstehung Jesu.

25. März nach den Griechen; 27. März nach den Lateinern. [1])

Der Herr ist wahrhaftig auferstanden! Dieser Ruf, mit dem die Jünger, die von Emmaus zurückkamen, von den Aposteln begrüßt wurden, ist seither schon bis ins 19. Jahrhundert hinein durch alle Welt 'erschollen. Das ist das Triumphwort, welches Ostern zum Siegesfeste stempelt. Das ist das Bekenntniß, durch dessen Kraft die Gemeinde entstanden ist und noch besteht. Zeugen der Auferstehung Christi, so nennen sich einstimmig die Apostel, und ohne diesen Glauben hätte es nimmermehr eine Gemeinde des Gekreuzigten gegeben. Sagen wir aber: ohne diesen Glauben nicht, so heißt das auch: ohne diese Thatsache nicht; denn der Glaube der ersten Jünger ruht durchaus auf der Thatsache, die sie untrüglich, wiederholt, zuerst einzeln, dann die Zwölfe, dann bis zu 500 mit einander erfuhren. Man hat mit Grund gesagt, es gebe nicht leicht eine Thatsache in der Weltgeschichte, die besser bezeugt und beglaubigt wäre, als eben die Auferstehung Christi.

Wer nun freilich beginnt, die Berichte der vier Evangelisten genauer unter sich zu vergleichen, den macht es betreten, auf so mancherlei Unterschiede der Erzählung zu stoßen, die einer Ausgleichung zu widerstreben scheinen. Da berichtet Matthäus ,von zwei Frauen, der Maria Magdalena und der andern Maria, der Mutter des Jakobus nämlich, daß sie im leeren Grabe durch einen Engel die Osterbotschaft empfiengen, verbunden mit dem Auftrag an die Jünger, sie sollten in Galiläa mit dem Auferstandenen zusammentreffen. Das Gleiche wiederholt ihnen, den beiden Marien, Christus selber, der ihnen erscheint. Und nun brechen die elf Jünger nach Galiläa auf, sehen dort den Herrn auf einem Berge und empfangen seine Befehle; von einer andern als dieser einzigen Erscheinung ist keine Rede; ja es scheint unmöglich, daß eine andere vorangegangen sei, sonst hätten nicht wohl auch jetzt noch Einige zweifeln können (Matth. 28, 17).

Markus beginnt ähnlich wie Matthäus, nur fügt er den beiden Marien noch die Salome bei; die drei Frauen sehen den Engel im

---

[1]) Ueber diese Annahmen und ihre symbolische Bedeutung s. Piper im Evang. Kal. für 1853. Vorr. S. III f. und in der Schrift: Die Kalendarien und Martyrologien der Angelsachsen sowie das Martyrologium und der Computus der Herrad von Landsperg S. 17 ff.

Grabe sitzen, und fliehen dann mit solchem Entsetzen, daß sie niemanden etwas zu berichten wagen. Erst Maria Magdalena meldet, was sie gesehen, nachdem ihr Jesus erschienen ist[1]); nach Markus nur der Maria, nicht ebenso den andern Frauen. Daran schließt sich nun aber, wovon Matthäus schweigt, die Erscheinung Christi, welche zweien, die über Feld giengen, zu Theil wurde, und weiter die Offenbarung des Herrn im Kreis der Elfe, die zu Tische lagen; wir müssen wohl verstehen: am Osterabend in Jerusalem. Und nun stimmen zwar die weitern Worte des Auferstandenen (Markus 16, 15 ff.) zu jener Rede, die Matthäus da berichtet, wo er von der Erscheinung auf dem Berg in Galiläa redet, und es hat auch Markus gleichfalls (v. 7) die Bestellung der Jünger nach Galiläa erwähnt, bei jenen Worten hingegen von der Taufe (v. 15) bemerkt er es mit keiner Silbe, daß sie in Galiläa gesprochen seien, vielmehr sieht es aus, als wäre alles Weitere, sogar bis zur Himmelfahrt (v. 19) bereits an jenem ersten Abend und zwar in Jerusalem vorgefallen.

Einen ähnlichen Eindruck macht uns Lukas. Nach ihm (24, 10) waren es Maria Magdalena, Johanna, Maria Jakobi und Andere mit ihnen, also wenigstens fünf Frauen, die zum Grab hinausgiengen, es leer fanden, zwei Engel darin stehen sahen, die Botschaft zurückbrachten, und dadurch den Petrus veranlaßten, daß er zum Grab hinauseilte. Daß eine oder mehrere der Frauen Jesum selbst gesehen hätten, davon meldet er gar nichts. Hingegen erzählt er dann, was die Jünger, die nach Emmaus giengen, erlebten, berührt es mit einem Worte, daß auch Simon Petrus den Herrn

---

[1]) Wir benützen ohne Bedenken auch den angefochtenen Schluß des Markus, 16, 9—20. Zwar ist, seit Tischendorf die Sinaitische Bibelhandschrift entdeckte, zu dem einen alten Zeugen, den wir schon hatten, ein zweiter hinzugekommen, bei welchem dieser Abschnitt fehlt; und daß solches im vierten Jahrhundert noch viel häufiger der Fall war, ist aus mehrfachen Aussagen gewiß. Aber ebenso sicher ist es, daß Vers 8 unmöglich den ursprünglichen Schluß des Evangeliums bildete. Sondern entweder ist der Schlußabschnitt V. 9—20 dennoch der echte, und nur das letzte Blatt des Buches frühzeitig verloren gegangen; oder aber dieses hat stattgefunden, und ein anderer als der erste Verfasser suchte den Verlust zu ersetzen; dies aber jedenfalls in frühester Zeit; dafür liegen bestimmte Zeugnisse schon des zweiten Jahrhunderts vor; und nicht minder spricht dafür das innere Gepräge des Abschnitts, das einen originellen Schriftsteller zu erkennen gibt, der durchaus in der Lage war, an der noch immer fließenden ursprünglichen Quelle zu schöpfen.

gesehen (v. 34), schließt daran die Geschichte von der Erscheinung unter den Elfen am Osterabend, und führt die Erzählung ebenso unaufhaltsam, wie Markus, zum Ende, so daß es aussieht, als sei Jesus noch am gleichen Abend gen Himmel gefahren, freilich nicht von Jerusalem aus, sondern nachdem er die Jünger bis gen Bethanien hinausgeführt hatte (v. 50).

Ganz eigenthümlich lautet endlich die Darstellung des Johannes. Er redet einzig von der Maria Magdalena. Diese sei noch vor Tag zum Grabe gekommen, und da sie den Stein abgewälzt gefunden, sei sie ohne Untersuchung in höchster Bestürzung zu Petrus und Johannes geeilt mit der Schreckenskunde: sie haben den Herrn aus dem Grabe genommen. So kamen die Beiden, untersuchten das Grab und kehrten wieder heim. Maria, die wieder hinausgekommen war, sah zwei Engel im Grabe sitzen, sah gleich darauf Jesum selber, den sie zuerst für den Gärtner hielt, und brachte die Kunde den versammelten Jüngern. Am Abend erschien Jesus denselben mit dem Friedensgruß. Nur Thomas ist nicht dabei. Darum offenbart sich der Herr acht Tage später noch einmal, um auch diesen Jünger zum Glauben zu führen, und sodann ein drittes Mal einer Anzahl seiner versammelten Apostel in Galiläa am See bei Tiberias (Joh. 21, 14).[1])

Nehmen wir nun auch noch die Aufzählung hinzu, die uns der Apostel Paulus von den Erscheinungen des Auferstandenen gibt, so lesen wir, daß Kephas, das ist Petrus, ihn sah, darnach die Zwölfe, darnach mehr als 500 Brüder auf einmal, wovon kein Evangelist Erwähnung thut, darnach Jakobus, wovon abermals die Evangelisten schweigen, darnach die sämmtlichen Apostel, und zuletzt Paulus selber, der damals noch die Gemeinde verfolgte (1 Corinth. 15, 4—9).

So mannigfaltig lauten die verschiedenen Berichte. Aber nicht nur mannigfaltig, sondern wie es scheint, geradezu widersprechend; am meisten darin, daß Matthäus von keiner andern als von der Erscheinung in Galiläa redet, Lukas hingegen dieselbe geradezu auszuschließen scheint. Nach Galiläa werde er ihnen vorausgehen, hatte Jesus schon in der Nacht vor seinem Leiden verheißen (Matth. 26, 32); jetzt wiederholt der Engel diese Verheißung, und des-

[1]) Es ist eine grundlose Hypothese mancher Ausleger, Cap. 21 des Evang. Joh. sei ein später hinzugefügter Anhang; vergl. dagegen Weitzel in den Studien und Kritiken 1849. III.

gleichen Jesus, da er den Frauen erscheint (Matth. 28, 7. 10). Während er aber hier den Jüngern befehlen läßt, nach Galiläa zu gehen, als hätten sie in Jerusalem nichts zu erwarten, sieht es bei Lukas (24, 49) im Gegentheil aus, als wehre er ihnen einen solchen Gang auf's Bestimmteste. Ihr sollt in der Stadt Jerusalem bleiben, bis ihr angethan werdet mit Kraft aus der Höhe, so spricht er zu ihnen, wie es den Anschein hat, schon am Abend des Ostersonntags selber.

Ist denn dieser Widerstreit zu schlichten, und wie? Man hat es so versucht, daß man unter dem Berg Galiläa, von welchem Matthäus redet, den nördlichen Gipfel des Oelbergs verstehen wollte [1]); aber diese Annahme stützt sich auf allzu späte und unzuverlässige Zeugen, und für die Erscheinung am See Tiberias bliebe dann erst kein Raum. Wir müssen eine andere Lösung suchen.

Vor allem führt uns schon das gewichtvolle Zeugniß des Apostels Paulus zu der Ueberzeugung, daß die Erscheinungen des Auferstandenen unmöglich innerhalb eines einzigen Tages verlaufen konnten, so daß, wenn es auch bei Markus und Lukas diesen Anschein hat, dies eben nur ein bloßer Schein ist. Das wird uns aber noch zudem durch Lukas selbst bestätiget. Denn in der Apostelgeschichte (1, 3) lesen wir, daß der Auferstandene während vierzig Tagen den Jüngern wiederholt erschienen sei, und daß er ihnen jenes Gebot, nicht von Jerusalem zu weichen, bei seinem Abschied gegeben habe (v. 4 ff.), wie es denn auch ein Abschiedsauftrag ist; haben sie aber diesen Befehl ihres Herrn erst am Himmelfahrtstag empfangen, so konnten sie ganz gut vor demselben schon wieder vom See Tiberias und von dem Berg in Galiläa zurück sein.

So lehrt uns der gleiche Schriftsteller durch eine genauere Zeitangabe, sein früheres unbestimmtes Wort richtig verstehen. Er hatte nämlich, und ebenso Markus, in seinem Osterbericht die Reihe der Erscheinungen des Auferstandenen und den Hauptinhalt seiner Reden in ein Ganzes kurz zusammengefaßt. Es entspricht das dem wunderbaren Charakter jener Tage, da Zeit und Stunde den Jüngern verschwand, weil sie halb schon in der Ewigkeit lebten; da die Offenbarungen alle, dieses wiederholte Erscheinen und Verschwinden, wie ein beständiges Abschiednehmen aussahen, also daß jede derselben den Eindruck machte, als wäre sie die letzte. Legen

[1]) Rud. Hofmann, über der Berg Galiläa, 1856.

wir aber den Verlauf in seine einzelnen Theile auseinander, so wie Lukas selber uns die Anweisung giebt, so steht der später ertheilte Befehl, in Jerusalem zu bleiben, dem frühern Gang nach Galiläa durchaus nicht mehr im Wege.

Und ebenso wenig hindert Matthäus, wenn wir seine Eigenthümlichkeit erwägen, vor der galiläischen Erscheinung die jerusalemischen einzuschalten. Matthäus führt die Grundwahrheiten seines Evangeliums in großen Zügen durch bis ans Ende. Vollständigkeit im Einzelnen erstrebt er nirgends; Genauigkeit in den äußern Zügen ist nicht sein Augenmerk. Daß Jesus Abrahams Same, Davids Sohn, der verheißene messianische König sei, das ist ja überhaupt der Gegenstand seines ganzen Evangeliums. Daß die Obersten der fleischlichen Juden in Jerusalem die Botschaft von seiner Auferstehung durch Bestechung der Hüter zu unterdrücken suchten, erzählt nur Matthäus. Dieser Bosheit der Feinde stellt er nun gegenüber, wie der Auferstandene die Elfe zu Häuptern der neuen Gemeinde in Galiläa bestellt. Die Erscheinung auf dem Berge, wo der Herr am großartigsten von der Gewalt, die ihm gegeben sei, redet, und seinen Boten zur Aufrichtung seines Reiches Befehl, Vollmacht und Verheißung ertheilt, diese Erscheinung eignete sich vor allen zum Abschluß dieses Evangeliums. Daß es die einzige war, behauptet Matthäus keineswegs; vielmehr indem er sagt: sie giengen auf den Berg, dahin sie Jesus beschieden hatte (Matth. 28, 16), und doch hatte Matthäus diese genauere Bestellung nicht erzählt, so läßt er also selber merken, daß noch anderes dazwischen getreten war.

Mit der hochbedeutsamen Erscheinung auf dem Berg ist wahrscheinlich einerlei die Offenbarung des Herrn vor den mehr als 500 Brüdern (1 Cor. 15, 6), deren viele noch lebten, als Paulus schrieb. Wenigstens ist es leichter zu verstehen, daß Matthäus nur nichts von der großen Zahl der Gläubigen sagte, indem er sich auf die Häupter der Gemeinde beschränkte, als daß die Erscheinung vor den 500 von allen Evangelisten sollte übergangen sein. Auch eignet sich der Berg zu einer großen Versammlung und Galiläa, wo der Herr seine meisten Anhänger zählte, zu einer Zahl von mehr als 500, während in Jerusalem auf den Pfingsttag nur 120 Jünger beisammen waren (Apostelg. 1, 15). Endlich haben wir diejenigen, die auf dem Berg in Galiläa noch zweifelten (Matth. 28, 17), wohl eher in einem weitern Kreis als unter den Elfen zu suchen.

In dieser Weise läßt sich der Hauptunterschied zwischen den Osterberichten ungezwungen ausgleichen. Ja bei näherem Eindringen erkennen wir, daß es zu jener hochwichtigen Hauptversammlung in Galiläa gar nicht hätte kommen können, wenn nicht der Herr in seiner Gnade ein Mehreres an seinen Jüngern gethan hätte, als er ihnen zuerst in Aussicht stellte. Sehen wir doch, wie wenig sie in der rechten Bereitschaft stunden, dem Befehl, der sie nach Galiläa wies, Folge zu leisten. Da die Frauen von der Engelbotschaft Meldung thaten, däuchten sie ihre Worte, als wären es Mährlein (Lukas 24, 11). Da Maria verkündete, wie sie den Herrn selber gesehen, glaubten sie nicht (Markus 16, 11). Da die Jünger, die von Emmaus zurückkehrten, ihre Freudenbotschaft brachten, hieß es wohl: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen, aber wie schwach ist noch der Glaube, wie wogt es noch auf und ab in ihren Herzen, wie erschrecken sie vor Jesu, als vor einem Gespenst und können selbst vor Freuden nicht glauben (Lukas 24, 34. 37. 41), also daß Markus (16, 13) mit voller Wahrheit sagen kann: sie glaubten auch den Zweien nicht, die vom Feld heimkamen; erst der Herr, da er ihren Unglauben schalt und mit allen Erweisungen seiner Leibhaftigkeit sie überführte, machte, daß die Jünger froh wurden; an einem Thomas mußte er das Gleiche acht Tage später thun (Joh. 20, 20. 26). Wie hätten aber die Apostel, die so schwer zum Glauben kamen, an einen bestimmten Ort nach Galiläa gehen, ja vollends andere dorthin bestellen können, hätte nicht Jesus zuvor in Jerusalem ihren Unglauben überwunden und sie zu fröhlichen Zeugen seiner Auferstehung gemacht?

Es bleibt noch ein Wort zu sagen über die Berichte von dem, was die Frauen erlebt hatten. Paulus übergeht dieß völlig, entsprechend seinem Grundsatz: eure Weiber sollen schweigen in der Gemeine (1 Cor. 14, 34). Wo sich's um die Zeugen handelt, die allem Volk die Wahrheit bezeugen sollen, da haben die Frauen ihre Stätte nicht. Ihr hochwichtiger Beruf bezog sich auf den Familienkreis der Jünger. Da waren sie die ersten, die der Osterfreude gewürdigt wurden, weil sie auch die ersten waren, welche die Liebe zum Herrn ans Grab hinaustrieb. Den Liebesdienst, den sie dem Leichnam thun wollten, bedurfte er nicht; statt zu bringen, was zur Verehrung des Todten diente, sollten sie empfangen, was ihnen die Gewißheit des ewigen Lebens gäbe, und sollten gewürdigt

werden, die ersten zu sein, welche die Apostel zwar nicht überzeugten, aber doch aus ihrer Trauer aufweckten, die Botinnen der Boten Christi.

Gerade daraus aber, daß der Beruf der Jüngerinnen sich auf den engeren Kreis beschränkt, verstehen wir auch, warum die Berichte von dem, was die Frauen erlebt, in den verschiedenen Evangelien so verschieden wiedergegeben sind. Man spürt darin noch recht den frischen Puls der Berichterstattung, wie dieser Jünger von dieser Frau, jener von einer andern die Erzählung vernommen. Nachdem die Apostel selber zum Glauben gekommen, lag ihnen nicht daran, den Verlauf des äußeren Vorgangs in allen Einzelnheiten wie ein Protokoll zu verifizieren. So tragen sie nun den Charakter von ersten Berichten und zwar aus Frauenmund. Einen Stempel der Wahrheit, des Selbsterlebten haben sie durchaus; es zieht sich im Wesentlichen der gleiche Verlauf durch alle vier Berichte hindurch; aber wie die Frauenhand malt, mit zarter Färbung, doch nicht mit ebenso festen Umrissen, so sind die Grenzen der Berichte etwas fließend; dieß um so mehr, als ja nothwendig die Stimmung der Frauen, die das Außerordentliche erlebten, eine ungewöhnlich erregte und erhöhte sein mußte. Gerade diese Verwirrung der außer Fassung Gebrachten, diese Mischung von Freude und Entsetzen, von Hoffnung und Bestürzung drückt sich so unnachahmlich wahr in der Beschaffenheit jener Erzählungen aus, also daß wir sagen dürfen: es müßte ein fühlloser Mensch sein, der nicht immer von neuem durch den Morgenduft, der über sie gebreitet ist, ganz eigenthümlich selig bewegt würde.

Versuchen wir nun, nach dem Gesagten, die Reihenfolge der Begebenheiten so sicher, als es geschehen kann, herzustellen. Nach dem Sabbat, als der erste Wochentag anbrach (so lautet es bei Matthäus 28, 1 nach richtiger Uebersetzung) brachen die beiden Marien mit Salome (Mark. 16, 1), Johanna (Luk. 24, 10) und anderen auf, um ans Grab zu gehen. In früher Morgendämmerung (Luk. 24, 1) verließen sie die Stadt. Die Magdalenerin, am meisten erregt, eilte voraus, und kam, da es noch finster war, zum Grabe (Joh. 20, 1), sah den Stein hinweggewälzt und lief voll Schrecken zurück; sie sagt aber auch bei Johannes (v. 2), der doch von den übrigen Frauen geschwiegen hatte: wir wissen nicht, wo sie den Herrn hingelegt haben.

Während sie fort ist, gelangen die übrigen Frauen zum leeren

Grab, nach Markus (v. 2), wie eben die Sonne aufgegangen war, treten ein und sehen einen Engel (Matth. 28, 5; Markus 16, 5) oder zwei (Luk. 24, 4. 23), einen schon draußen (Matth.), einen oder beide drinnen, sitzend (Markus), oder stehend (Luk.), das wechselt je nach der Berichterstatterin und wechselt thatsächlich in lebendiger Bewegung. Die Engel nun verkündigen ihnen, daß der Lebendige nicht mehr bei den Todten zu suchen sei. Darauf eilen die Frauen voll Freude und doch voll Bestürzung zurück. Nach Markus (v. 8) wagen sie zuerst niemanden etwas zu sagen; vielleicht daß sie erst von dem, was sie erlebt, zu reden begannen, als Maria Magdalena die Kunde von der Erscheinung Christi brachte.

Unterdessen kommt Petrus, nach Lukas (24, 12) nur dieser Apostel, nach Johannes (20, 3) Petrus und der andere Jünger, wie denn auch bei Lukas selbst (v. 24) die Emmausjünger von etlichen reden, die zum Grab hinausgegangen seien. Das geschah laut Johannes auf die Botschaft der Magdalena hin; Lukas redet davon erst nach der Rückkehr aller Frauen, weil er nichts davon bemerkt hatte, daß die Magdalenerin von den andern weggeeilt war.

Nachdem die beiden Jünger das Grab verlassen, hat Maria Magdalena dort das Gesicht der Engel und sofort die erste Erscheinung des Herrn (Joh. 20, 14; Markus 16, 9). Ob wir den Bericht des Matthäus (28, 9. 10), wie Jesus den beiden Marien erschienen sei, nur für eine andere, etwas ungenauere Darstellung der gleichen Erscheinung halten sollen, oder ob wir anzunehmen haben, der Herr sei nach der Maria Magdalena auch den Frauen überhaupt erschienen, das wird schwerlich mit Sicherheit zu entscheiden sein. Das letztere wäre um so leichter anzunehmen, wenn wir v. 9, der älteren und kürzeren Lesart folgend, nichts anderes läsen als: Und siehe, Jesus begegnete ihnen — nämlich nicht auf dem Heimweg, sondern erst später, nachdem Maria Magdalena die erste Erscheinung empfangen hatte.

Jedenfalls aber scheinen die Jünger, die nach Emmaus giengen, Jerusalem verlassen zu haben, bevor irgend eine der Frauen den Auferstandenen selbst gesehen hatte, oder wenigstens ohne von einer solchen Erscheinung etwas erfahren zu haben (Luk. 24, 23). Die beiden waren es dann, welchen der Herr, bevor sie ihn erkannten, mit seiner Auslegung der Schrift das Herz brennen machte (Luk. 24, 32). Während sie zurück nach Jerusalem eilten, erschien Jesus auch dem Simon Petrus (Luk. 24, 34; 1 Cor. 15, 5); hierauf den

versammelten Aposteln (Mark. 16, 14; Luk. 24, 36—43; Joh. 20, 19—23; 1 Cor. 15, 5); acht Tage nachher auch noch dem Thomas (Joh. 20, 24 ff.); sodann zum dritten Mal den sieben Jüngern am See Tiberias (Joh. 21); hierauf den Elfen und wahrscheinlich den mehr als 500 Brüdern auf dem Berg in Galiläa (Matth. 28, 16 ff.; Markus 16, 15—18; 1 Cor. 15, 6). Dann bekam noch Jakobus den Herrn zu sehen (1 Cor. 15, 7), und endlich nochmals alle Jünger, woran sich die Himmelfahrt Christi anschloß (1 Cor. 15, 7; Mark. 16, 19; Luk. 24, 44 ff.; Apostg. 1). Die Offenbarung, durch welche Saulus zum Paulus wurde, fiel in eine spätere Zeit.

Das ist die Botschaft der Auferstehung, von welcher Paulus spricht: es sei nun ich oder jene (die andern Apostel), also predigen wir, und also habt ihr geglaubet (1 Cor. 15, 11). Des Paulus Zeugniß schließt dasjenige der Zwölfe, ja der 500 Brüder in sich; und was ist Paulus für ein gewichtiger Zeuge, von der höchsten Bedeutung nach Erkenntniß und Charakter! ein Mann, dem die Erscheinung Christi eine Ursache der gewaltigsten Sinnesänderung wurde; ein Mann, der die Gründlichkeit seiner Ueberzeugung durch ein Leben voll von Kämpfen und Opfern erprobte; ein Mann der brünstigen Liebe und nicht minder der heiligen Klarheit, der wohl zu unterscheiden wußte zwischen den Verzückungen, von denen er selten und ungern redete, wo er unaussprechliche Worte vernahm (2 Cor. 12, 4), und zwischen der Thatsache, daß er bei Damaskus den Herrn Jesum sah, was überall unter den ersten Hauptstücken war, die er in seiner Predigt verkündete, weil von daher seine Bekehrung und zugleich seine Berufung zum Heidenapostel stammte (Gal. 1, 16. 17; 1 Cor. 9, 1; 15, 3. 8). Es ist sehr bedeutsam, daß schon zu seiner Zeit in der corinthischen Gemeinde Leute auftraten, welche die Auferstehung leugneten; sie gaben dem Apostel die Veranlassung zu der mächtigen Bezeugung der Wahrheit, die nicht nur damals den Irrthum niederschlug, sondern für alle Folgezeit als ein Fels dasteht, daran die schäumenden Wogen desselben Irrwahns zu Schanden werden.

Es ist freilich etwas höchst Auffallendes, was uns die Osterberichte vor Augen stellen: Der Gestorbene, der leibhaftig wieder vor seinen Jüngern steht, mit einem Leib, der die Eigenschaften eines wirklichen Leibes hat, und zugleich die entgegengesetzten Eigenschaften; mit einem Leib von Fleisch und Bein, der da sichtbar und tastbar ist wie zuvor, der an der gewohnten Stimme erkannt wird,

der die Wundenmale noch an sich trägt, der Speise genießt, und den doch wiederum verschlossene Thüren nicht am Eintritt hindern, der verschwindet und endlich gen Himmel fährt: das dünkt uns durchaus widersprechend zu sein. Aber so muß es sein, wo Kräfte der Ewigkeit ins Diesseits treten, wo das verklärte Leben mitten im unverklärten auftritt. Wir sollen dereinst zur Aehnlichkeit seines verklärten Leibes gelangen (Phil. 3, 21; 1 Cor. 15, 49); einstweilen aber tragen wir nur in unserm natürlichen, oder wie es wörtlich heißt: in unserm seelischen Leibe den Keim des geistlichen Leibes, wie das Samenkorn die Triebkraft zu einer ungeahnten Entfaltung in sich schließt (1 Cor. 15, 44. 37).

Der geistliche Leib, das heißt nicht ein Leib, der nichts als Geist wäre, so wenig als unser jetziger seelischer Leib aus nichts als lauter Seele besteht; sondern wie unser jetziger Leib in dem zeitlichen unverklärten Dasein der Seele zum Werkzeug dient, so wird dem Geist, wenn er im Reiche der Verklärung zur Entfaltung der ungehemmten Kraft und Herrschaft gelangt ist, ein entsprechendes Werkzeug zu Gebote stehen, eine Leiblichkeit nämlich, darin keine Trägheit und Schwäche des Stoffes mehr dem Geist irgend ein Hinderniß seiner freisten Bewegung bereitet.

Das sehen wir in Christo, dem Erstling aus den Todten, vor uns. Wir begreifen es nicht, wenn begreifen heißen soll: aus dem Selbsterlebten heraus das, was uns vorkommt, verstehen. Aber wir begreifen es als den Abschluß des Erlösungswerkes, ohne den es ein Gewölbe wäre, dem der Schlußstein mangeln würde. Wir begreifen es als die Wirkung der mächtigen Stärke Gottes, welche er gewirkt hat in Christo, da er ihn von den Todten auferweckte (Eph. 1, 19. 20). Auf diesen Gott, der Wunder thut, führt der Apostel sein Zeugniß zurück, mit dem vollen Bewußtsein, daß, wenn es nicht wahr wäre, er erfunden würde als ein falscher Zeuge Gottes, der wider Gott gezeugt hätte (1 Cor. 15, 15). Und wie sollten wir ihm widersprechen, so wir glauben an den lebendigen Gott, welcher der Herr seiner Schöpfung ist, nicht gefesselt durch Naturgesetze, als wären sie ihm, wer weiß durch wen denn, auferlegt?

Er ist freilich eben so wenig ein Gott der Willkür, sondern der Ordnung (1 Cor. 14, 33), und was wir lernen sollen, das ist, daß uns hier eine Ordnung Gottes entgegentritt, eine höhere Ordnung, die er mit Christo in die Welt hineingepflanzt hat, eine Er-

füllung seines Rathes von der Welt her, eine Verwirklichung dessen, worauf Moses und die Propheten zielen. Denn es ist ja nichts anderes als die Ordnung der Erlösung, aber der ganzen vollen Erlösung, der Erlösung von der Sünde und ihrem Sold, dem Tode; das ist's, was uns in Christo, dem Auferstandenen, verkündigt wird. Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? spricht der Engel (Luk. 24, 5). Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige; ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, so lautet das Wort des erhöhten Herrn an seinen Knecht Johannes (Off. 1, 17. 18).

Ja, die Auferstehung des Gekreuzigten ist der Kern des Evangeliums. Wäre es nichts damit, so bezeugt uns der Apostel auf das entschiedenste: dann wäre unsre Predigt vergeblich, dann wäre euer Glaube eitel, dann wäret ihr noch in euren Sünden (1 Cor. 15, 14. 17). Wir können gleichbedeutend sagen: dann gäbe es keine Erlösung. Denn was ist Erlösung? Nach der Schrift nichts anderes als Loskauf von dem Fluch der Sünde; ein Loskauf, durch den alle Gerechtigkeit erfüllt ist; ein Loskauf, kraft dessen wir gerechter Maaßen den Anspruch bekommen, ins ewige Leben einzugehen. Um unsrer Sünden willen ist Christus dahingegeben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt (Röm. 4, 25), also damit wir als die Seinigen rechtmäßiger Weise zum Leben kämen. Ohne Christi Auferstehung fiele das dahin, und wir wären nicht allein noch im Tode, sondern auch noch ohne Erlösung in unsern Sünden; ja so wir allein in diesem Leben auf Christum hofften, wären wir die elendesten unter allen Menschen (1 Cor. 15, 19).

Ein gewaltiges Wort! wer faßt es recht, von welchem Elend er redet? Wir hätten einen Glauben gefaßt zu Gott, dem heiligen und gerechten, dem gnädigen und barmherzigen und lebendigen — und nun hätten wir uns seiner vergebens getröstet, denn er wäre nicht im Stande, den Tod zu tödten. Wir hätten gehofft auf die endliche Verherrlichung der Sache Gottes, auf den schließlichen Sieg über alle Bosheit, auf eine Vollendung der Erlösung, wo alle Sündenneigung, alle Macht und aller Fluch der Sünde völlig werde abgethan sein, wo wir vom Greuel des ungöttlichen Wesens gänzlich frei sein werden; und mit dem Allem wäre es nichts. Wir hätten das Höchste und Herrlichste im Geist geschaut: ein ganz heiliges, ganz seliges Reich des großen Gottes, und dieses Herrlichste wäre — ein leeres Traumbild. Die lebendigen Christen,

wie ein Apostel Paulus, von einem Strahl aus Gottes Herrlichkeit erleuchtet, nach Gottes Ehre begehrend, nach seiner ganzen Ehre, die nur im Auswirken einer ganzen Erlösung bestehen kann, hätten an dieses höchste Ziel den Dienst eines ganzen Lebens voll Noth und Entbehrung, voll Opfer, Zucht und Kampf gewendet, — und umsonst gewendet. Dann wären, die das Höchste und Heiligste umsonst gehofft hätten, gerade deswegen die Elendesten unter allen Menschen.

Nun aber ist Christus auferstanden aus den Todten und der Erstling geworden derer, die da schlafen (1 Cor. 15, 20); der Erstling, der nicht allein bleiben wird; der Erstling, der seine Auferstehungskraft schon jetzt in denen wirken läßt, die an ihn glauben (Eph. 2, 6). Denn er giebt ihnen seinen Geist als ein Pfand der Erlösung, als ein Angeld des Lebens, das seiner Vollendung von innen heraus entgegenwächst (Eph. 1, 14; Röm. 8, 11). Was die Christen an ihrem auferstandenen Erlöser haben, das ist nicht etwas rein Zukünftiges. Er ist, und sie empfangen in der Glaubensgemeinschaft mit ihm einen Anfang des innern Lebens, der Versöhnung, des Friedens, des Umgangs mit Gott, der Kindschaft und der Heiligung, einen Anfang, der die Bürgschaft in sich selber trägt: Das ist Leben, das den Namen verdient; das ist ewiges Leben; das ist, was Gott in die Welt des Todes hineinpflanzen wollte, was den Tod überwindet, was Gott vollenden wird in der Aufrichtung seines ewigen Reiches. Schon jetzt hat er, der Auferstandene, alle Gewalt im Himmel und auf Erden; er ist bis an der Welt Ende mit seinen Zeugen, die das Evangelium predigen aller Kreatur, und daran arbeiten, unter allen Völkern die Aufrichtung seines Reichs anzubahnen. Jetzt ist dasselbe noch unter der Knechtsgestalt und Niedrigkeit verhüllt. Aber wie er, der König, in die himmlische Herrlichkeit eingegangen ist, so wird er auch seine Gemeinde derselben theilhaftig machen. Und im Glauben spricht sie mit dem Apostel (1 Cor. 15, 57): Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. —

Ch. Joh. Riggenbach in Basel.

30. Die Himmelfahrt Jesu.

Donnerstag nach Rogate.

„Da Jesus Solches gesagt hatte, ward er aufgehoben zusehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen hinweg:" — so beschließt der Evangelist Lucas die Erzählung von den Geschichten, welche nach dem Rathschlusse Gottes in Erfüllung gegangen seyen, wie er sie genau von den Augenzeugen und den ersten Dienern des Worts erkundet, und sie darnach zu dem Zwecke aufgezeichnet habe, damit die verkündigte Lehre des gewissen Grundes nicht ermangeln möge. Die Lehre von einem solchen Ausgange des Sohnes Gottes geht durch alle unsere heiligen Schriften hindurch. Wie sie eng mit dem innersten Wesen unseres Glaubens verflochten ist, wie sie nicht minder tief in die letzten Gründe des christlichen Lebens und Wandels hineinragt, so bricht sie wiederholt in der Predigt der auserwählten Rüstzeuge Gottes mit unverkennbarer Betonung hervor. Wir erwarten es, daß jene Zuversicht, mit welcher die Jünger Jesu die letzten Worte ihres Meisters aufnahmen, „ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt, wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater", — „siehe, nun redest du frei heraus", daß sie in erhöhter und verklärter Weise auf dem fröhlich aufgethanen Munde der Apostel ruhen werde; und so hören wir denn auch den Petrus in seinem ersten Zeugniß vor den Männern von Israel mit neuen Zungen rühmen: David ist nicht gen Himmel gefahren, aber er spricht, der Herr hat gesagt zu meinem Herrn, setze dich zu meiner Rechten. Wir erwarten es, daß sich die Unmittelbarkeit, in welcher Paulus den gen Himmel Aufgestiegenen erfahren hat, in seiner Predigt ihren angemessenen Ausdruck schaffen werde; und wir kennen den mächtigen Schlußton seines Liedes in höherem Chore: kündlich groß ist das gottselige Geheimniß, Gott ist geoffenbaret im Fleische — aufgenommen in die Herrlichkeit! Und so mußte es denn auch geschehen, daß die Summa der apostolischen Lehre in dem Bekenntniß der ganzen Christenheit auf Erden es als einen wesentlichen Glaubenssatz mit aufgestellt: „aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten." Aber die eigentliche Erzählung des geschichtlichen Hergangs dieser Gottesthat findet sich in unserem dritten Evangelium allein, und auf dessen

Bericht sehen wir uns daher für die gegenwärtige Darstellung beschränkt. Wie erscheint die Himmelfahrt des Herrn in seinem Lichte? Zunächst als ein Abschied; sodann als eine Auffahrt; zuletzt als ein Heimgang.

„Gott fähret auf unter Jauchzen, der Herr unter heller Posaune; lobsinget Gott, lobsinget unsrem Könige, denn er ist König der ganzen Erde und herrschet über die Heiden sitzend auf seinem heiligen Throne": in diesen Lauten geht ein Psalm der Söhne Korahs. Räumen wir es ein, daß die Kirche dieß Lied mit Recht als ein Vorspiel der Himmelfahrt Jesu Christi betrachte: so lassen seine Töne es schon ahnen, welch' einen **Abschied** der Herr auf der Höhe des Oelberges genommen habe. Wenn Jubel und Lobgesang denselben begleiten, und wenn wir in der That von den auserwählten Zeugen lesen, „sie aber beteten ihn an und waren allewege im Tempel, priesen und lobeten Gott": so zerrinnen alle die trüben Vorstellungen von selbst, auf welche sonst der Klang des Ausdrucks führen mag; und kein Trauerbild, es sey auf Seiten des Scheidenden, oder es sey bei dem Hinblick auf die Bleibenden, darf sich vor unseren Augen gestalten. Nicht von dem Leben scheidet der Herr in dieser Stunde. Den Kelch hatte er geleert, als er hinweggerissen aus dem Lande der Lebendigen zu einem Male den Tod von Gottes Gnade für Alle schmeckte. Aber nachdem er nun sein Leben wiedergenommen und sich lebendig erzeigt durch mancherlei Erweisungen, stirbt er hinfort nicht mehr, der Tod mag über ihn nicht herrschen, und Niemand kann seines Lebens Länge ausreden. Auch nicht von den Jüngern macht er einen eigentlichen Abschied. Sie hatten diesen Trennungsschmerz, gleich einem Weibe deren Stunde gekommen ist, erduldet. Er aber sprach: ich will euch wiedersehen. Und sie sahen wieder und hörten wieder und betasteten wieder mit ihren Händen das Wort des Lebens; und es geschah nach der entbotenen Verheißung: euer Herz wird sich freuen und eure Freude wird Niemand von euch nehmen; — und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; — jetzt waren sie mithin im Stande, der Weisung zu genügen: ihr solltet euch freuen, daß ich gesagt habe, ich gehe zum Vater! Was also bleibt uns als der wahre Inhalt seines gegenwärtigen Scheidens übrig? Sein Abschied ist ein Abschied von der Erde! Der alle Gewalt auch auf Erden empfangen hat und ein König über ihre Könige geworden ist, der durch seinen Geist auf diesem Schau-

platz ferner walten, ja kraft desselben in der irdischen Gemeinde wohnen will: Er selbst leibhaftig muß in eine andere Sphäre übergehen, um von einem höheren Wohnsitze aus dieß Regiment zu führen. „Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem —", so fragen die beiden Jünger auf dem Wege nach Emmaus den unerkannten Auferstandenen: und ohne es zu wissen, haben sie die richtige Bezeichnung für ihn getroffen. Die Kinder der Auferstehung, so steht geschrieben, empfangen jene Welt: so kann am wenigsten der Erstling, der von den Todten ausgeführte große Hirte der Schafe noch ein Bewohner dieser Erde seyn, ihre Räume sind hinfort kein Boden für die Bewegung seiner lieblichen Füße. Einst hatte er gesagt, des Menschen Sohn habe nicht, da er sein Haupt hinlege: jetzt ist dasselbe Wort in einem anderen Sinne wahr geworden; Niemand durfte ihn noch fragen: wo bist du zur Herberge? und Niemand daran denken, ihm auf Erden eine Stätte zu bereiten. Spricht wohl Simon Petrus auf dem Berge der Verklärung: Meister, hier ist gut seyn, laß uns drei Hütten machen, dir eine, Mosi eine und Elia eine; aber „er wußte nicht was er redete": das ist das Urtheil, welches über ihn ergeht. „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meiner Füße Schemel; was ist es denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt? oder welches ist die Stätte meiner Ruhe?" zu solcher Sprache und zu dieser Frage hat auch der verklärte Menschen Sohn sein volles Recht. Er tritt noch einmal und abermals in das Gemach, da die Eilf bei einander sind; er erfüllt noch die Bitte der Zween, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget: aber er kommt als ein Gast zu einem Besuche, wie ihn Abraham in dem Haine Mamre empfing; dort geht er ein durch die verschlossene Thür, und hier verschwindet er vor ihren Augen. Er genießt die Speise, die sie ihm darreichen auf sein Geheiß; aber Niemand wagt die alte Sprache: Rabbi, iß; sie fühlen, daß er jetzt in einem tieferen Verstande sagen darf: ich habe eine Speise zu essen, davon ihr nicht wisset. Sie können es sich nicht verhehlen: das ist der Anfang des Endes; das Waizenkorn ist in der Erde erstorben, — die Frucht des offenen Grabes strebt ihrem eigenen Orte zu; und die Stunde dieses Uebergangs hat nun geschlagen!

Der vierzigste Tag nach den Ostern war angebrochen. Der Auferstandene hat die berufenen Zeugen in Jerusalem versammelt. Er führt sie aus und schlägt den wohlbekannten Weg nach Betha-

nien ein. Auf der Höhe des Oelbergs steht er still. Von dieser Stelle hatte er einst — es war nicht so gar lange her — sein Auge über die Stadt des großen Königes aufgehoben, und unter Thränen geklagt: ich habe dich sammeln wollen unter meine Flügel, und du hast nicht gewollt! Zu gleicher Zeit hatte er das Gericht der Weissagung gehalten: von nun ab werdet ihr mich nicht sehen, bis ihr sprechet, gelobet sey der da kommt im Namen des Herrn. Aber in Einem Sinne sollten auch die Seinen ihn von jetzt an nicht mehr sehen, denn hier zum letzten Male steht er vor ihnen, mitten unter ihnen, im Bereiche des irdischen Gesichtskreises. Aber nicht verschwinden will er vor ihnen, gleichwie Moses den Kindern Israel entschwand, und „Niemand hat sein Grab erfahren bis auf diesen Tag", sondern sie sollen die Zeugen seines Scheidens werden, vor ihren sehenden Augen will er hinübergehen. „Und er ward aufgehoben zusehends": — sein Scheiden ist eine **Auffahrt!** Derselbe Prophet des Alten Bundes, dessen Eifer und Arbeit, dessen Geist und Kraft in der Erscheinung des Täufers sein Gegenbild gefunden hat, war kraft des Ausgangs, den er nahm, ein Vorbild Jesu Christi selbst. „Es kam ein feuriger Wagen und feurige Rosse, und Elias fuhr auf im Wetter". Wir lassen es gelten, daß die Wolke, welche die Jünger anstatt des feurigen Gefährs erblicken, dem linden Säuseln entspreche, das dort vor der Höhle des Horeb auf den Sturm und das Feuer gefolgt ist: daß nur aber Niemand wähne, als hätte die Wolke den Fürsten des Lebens hinweggetragen und emporgerückt! Wie dort, wo er sagt, sie würden kommen sehen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit: so ist auch hier die Wolke nur der Nimbus seiner Majestät, daraus zum letzten Male ohne Wort und ohne Stimme das Vaterzeugniß über ihn erging, „das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören." Nein; er ist emporgestiegen; er hat sich mit selbsteigener Kraft hinaufgeschwungen! Es geschieht wohl auch sonst, daß einzelne Vorgänge in der Geschichte des Herrn, mag der Blick der Andacht oder das forschende Auge des Denkers sie verfolgen, ein mehr oder minder ernstliches Befremden erregen. Aber im höchsten Maßstabe hat man an dem Fuße des Oelbergs den Stein eines solchen Anstoßens gefunden, — gleich als ob hier kein Tageslicht leuchtete und das Dunkel einer dichten Finsterniß uns an dieser Stätte umfinge. Selbst Solche, welche mit aller Befriedigung in Gethsemane verweilen und die im Glauben den

abgewälzten Stein am Grabe des Herrn betrachten, sind keineswegs geneigt, das Wunder seiner Auffahrt in gleicher Weise aufzunehmen. Ist es doch, als hätte der Heiland dieß Aergerniß vorausgesehen, da er in der Schule in Capernaum zu seinen murrenden Schülern spricht: ärgert euch das? wie, wenn ihr denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war? Scheint es doch bald, als hätten die Apostel in einer gewissen Schonung der Schwachheit sich vielmehr die Zeugen seiner Auferstehung, als die Zeugen seiner Himmelfahrt genannt! In der That — bestimmt war dieser Anblick eben nur für die Seinen, nicht für Die, welche weder die Schrift wußten noch die Kraft Gottes. Wie Er schon früher seine Herrschaft über die Natur nur vor vertrauten Augen blicken ließ, wie er nur vor den Jüngern die empörten Elemente bedrohte, so daß es ganz stille ward, und nur vor ihnen auf den Wogen des Meers, als wären sie ein fester Boden, wandelte: so durften auch nur Die ihn auffahren sehen in die Höhe, denen überhaupt die Zusage ertheilt war, „euch will ich mich offenbaren und nicht der Welt", und die sich der Hoffnung getrösteten, dereinst auch ihrerseits hingerückt zu werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, um bei ihm zu seyn allezeit. Und sie sahen das Wunder ohne Befremden, ja selbst ohne Staunen; und in der reinen Stimmung der Anbetung, im Vollgefühle der Freude empfangen sie den Segen des Emporsteigenden. Der Ort, da wir stehen, ist heiliges Land: ziehen wir denn unsere Schuhe aus und thuen die Vorstellungen hinweg, welche der Druck der Pilgerschaft auf Erden uns geläufig erhält. Je entschiedener wir sie bei Seite stellen, desto vollständiger wird der Anstoß an der Auffahrt Jesu Christi nicht allein verschwinden, sondern recht eigentlich als die Sache der Thorheit, als die Frucht der Beschränktheit erscheinen. „O ihr Thoren und träges Herzens", so redet der Auferstandene die Jünger an, welche an dem Tage seiner Verherrlichung voll Trauerns sind: die gleichlautende Rüge darf der Apostel Denen entbieten, welche sich vor der einfachen Folge des Osterwunders entsetzen. „Du thörichter Mensch, das du säest, da säest du ja nicht den Leib, der werden soll, sondern Gott giebt ihm einen Leib wie er gewollt hat, und einem jeglichen seinen eigenen Leib." Und wir wollten diesen geistlichen Leib, der in Kraft und Herrlichkeit erstanden ist, des Geistes wohlgeschicktes, williges Organ, wir wollten ihn mit demselben Maßstabe messen und denselben Gesetzen

unterthänig denken, welchen der in Schwachheit gesäete unterliegt? Ja das wollten wir wagen gegenüber dem Erstlinge unter den Entschlafenen? Der Sänger spricht, „führe ich gen Himmel, bettete ich mir in die Hölle, nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere“ — —: er bezeugt seine Macht, sich im Geiste an die fernsten, tiefsten, höchsten Regionen zu versetzen, wenn gleich der Leib gebunden blieb an seinen Ort. Der Apostel erzählt, daß er entzückt worden sey bis in den dritten Himmel; er rühmt die Gotteshuld, welche ihn wahrhaftig in das Paradies erhoben habe. Darüber äußert er sich ungewiß, ob er zu dieser unvergessenen und unvergeßlichen Stunde — sie hatte ihm vor vierzehn Jahren geschlagen — im Leibe oder außer dem Leibe gewesen sey, Gott wisse es. Aber wenn wir nun auch voraussetzen, daß er auch da in dem Hause der irdischen Hütte gewohnt, noch wallend und nicht daheim: welch' ein Zeugniß liegt uns hier vor Augen — soll ich sagen, von der Macht des geheiligten Gemüths, oder soll ich sagen, von der Macht der himmlischen Gnade, wenn jene Ungewißheit den Apostel hat überkommen können! Und welch' ein Schluß zieht sich daraus von selbst auf Den, von welchem es ausdrücklich heißt: der letzte Adam sey geworden zum lebendig machenden Geiste! Ja wohl, leibhaftig und wahrhaftig ist der Herr vor den Augen seiner Jünger aufgefahren in die Höhe, gleich wie er leibhaftig und wahrhaftig hervorgegangen ist aus seinem Grabe wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und gleichwie er ebenso leibhaftig und wahrhaftig wiederkommen wird an jenem Tage auf die neue Erde, auf welcher die Gerechtigkeit Wohnung hat.

Es war nur die Ahnung der geheiligten Phantasie, welche in jenen Harfenklängen Davids ihre Flügel geregt hat, denn noch hatte sich der Himmel nicht geöffnet; und nur der Glaube, dessen Schwingen den Apostel zu der Stufe der Entzückung erhoben haben, denn er bezeugt es selbst, daß noch kein Auge gesehen, was Gott bereitet habe Denen, die ihn lieben: — der Heiland aber ist emporgestiegen „nicht als aufs Ungewisse“ und „nicht als in die Luft“, sondern dahin, von wannen er gekommen war. „Niemand fähret gen Himmel, denn der vom Himmel herniedergekommen ist, nemlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist“: seine Auffahrt eine Himmelfahrt, ein **Heimgang**! Er hatte gebetet, „ich habe das Werk vollendet, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte; und nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei

dir hatte, ehe die Welt war": jetzt geht er ein zu seiner Herrlichkeit, er setzet sich auf den Stuhl Gottes, zur Rechten der Majestät in der Höhe, und das Scheblimini ist erfüllt, welches Davids prophetischer Mund von seinem Sohne und Herrn geweissagt hat. Es gehört nicht zu unserer gegenwärtigen Aufgabe, die Frage zu erwägen, welche die schöne Strophe des Gesanges berührt: „nun ist dieses dein Geschäfte in dem oberen Heiligthum —". Daß er in den Himmel eingegangen ist, nun zu erscheinen vor dem Angesichte Gottes für uns; daß er ein Pfleger geworden der wahrhaftigen Hütte, welche Gott aufgerichtet hat und kein Mensch; daß er ruhet von seinen Werken und dennoch wirket, auf daß er Alles erfülle, gerechtfertigt im Geiste, gepredigt unter den Heiden, geglaubt in der Welt: das Alles geht hinaus über die Himmelfahrt als solche, und die Bitte der Gemeinde, „Herrscher, herrsche; Sieger, siege; König, brauch' dein Regiment", ergeht an den Erhöhten überhaupt. Aber beschränken wir uns deßhalb auf den Heimgang selbst: so scheint die Wolke, welche den Fürsten des Lebens vor den Augen der Jünger umfing, auch uns jeden näheren Einblick zu versagen; und wenn wir der Rüge jener Engelfrage, „ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel?" eine bleibende Geltung zuerkennen, so wird sie noch jetzt den eitlen Wahn bekämpfen, als vermöchte der unverwandte Blick das Undurchdringliche zu durchschauen. Hier auf der Höhe des Oelbergs sehen wir in der That im höchsten Maßstabe nur durch einen Spiegel im Räthsel. Indeß die Schranken werden sich bezeichnen lassen, innerhalb deren die Betrachtung sich bewegen muß, auf daß ein zwiefacher Abweg vermieden werde. Es ist geschehen und es geschieht noch immer, daß das fromme Gemüth, wenn seine Augen die Wunder am Firmament betrachten, da die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste das Werk seiner Hände verkündigt, an jenes große Scheidewort erinnert wird, „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten", und daß es den verklärten Herrn in diesem Himmel, der sich über unseren Häuptern wölbt, sich thronend denkt. Aber es ist nicht die Schrift allein, welche diesem Irrthum allen Grund und Halt entzieht, sondern schon der nächsten Erwägung wird er als solcher offenbar. „Der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht fassen": so betet Salomo bei der Weihe des von ihm erbauten Tempels; und ausdrücklich lehrt der Apostel, der in die Höhe gestiegen, der

sey aufgefahren über alle Himmel, auf daß er Alles erfüllete. Glauben wir es aber einem anderen Apostel, daß nicht allein die Elemente und die Erde und die Werke, die darinnen sind, sondern auch die Himmel vergehen werden; warten wir nach seinem Zeugniß nicht bloß einer neuen Erde, sondern ebenso auch eines neuen Himmels: o wie könnten wir dann den Thron des ewigen Königes an einer Stätte suchen, die dem gewissen Untergange geweihet ist! Aber daß nur unser Glaube in der Sorge, diese Klippe zu vermeiden, nicht an einer anderen einen weit empfindlicheren Schaden erleide! Wir legen einen Werth auf den genauen Wortlaut in dem Bekenntniß der Kirche: „sitzet zur Rechten des allmächtigen Vaters.“ Hätte es der Zufall so gefügt, oder sollte es nicht vielmehr zur Steuer der Wahrheit geschehen seyn, wenn nicht die Rechte des allgegenwärtigen Gottes, sondern die Rechte des allmächtigen Vaters als der Wohnsitz des verklärten Menschen Sohnes bezeichnet wird? Wir nehmen es strenge mit der Thatsache der Auffahrt. Ist der Herr zusehends vor den Augen der Jünger emporgestiegen in die Höhe, nun so muß er auch gelangt seyn in eine obere Welt, in die Welt, von welcher er zu den Juden gesagt: „ich gehe hinweg, und ihr werdet mich suchen und in eurer Sünde sterben; wo ich hingehe, da könnet ihr nicht hinkommen; — ihr seyd von unten her, ich bin von oben her; ihr seyd von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt;“ und diese obere Welt, dieß Ziel des Heimgangs Jesu Christi, muß alsdann etwas Anderes seyn, als ein bloßes leeres schrankenloses allgemeines Seyn. Sehen wir zu, wie wir sonst vor der Schrift bestehen, ja wie wir auch nur des eigenen Herzens unabweisliches Bedürfniß stillen mögen! Oder sollten es wesenlose Bilder seyn, in welchen die Apostel sich ergehen, wenn sie von der Stadt des lebendigen Gottes erzählen, und was sie im Geiste davon geschaut verkündigen? Jetzt stand Johannes auf dem Gipfel des Oelbergs, und er sahe den Herrn auffahren in die Höhe, die Stadt Jerusalem aber lag unten zu seinen Füßen: Einst war er am Tage des Herrn im Geiste, ein Engel führte ihn auf einen hohen Berg, und über sich sahe er ein anderes Jerusalem, das herabfuhr vom Himmel. Er zählte die Thore dieser heiligen Stadt und maß ihre Mauern, in dem Lamme aber erkannte er ihren Tempel und ihre Leuchte. Das Alles aber lautet wahrlich nicht wie Gleichniß und Bild! Oder hätte ihn ein täuschender Traum umgaukelt, und hätte ein trügerisches Gesicht dem Märtyrer den

Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten seines Vaters gezeigt? Ja sie waren voll Geistes, aber nüchtern von allem Taumelwein des Schwärmens! Und diese grünen Auen, die sich also unserem Auge aufthun, — wir wollten sie eintauschen gegen die dürren Stätten eines unbestimmten nebelhaften ewigen Seyns? Nein; es giebt eine obere Welt im eigentlichsten Sinne des Wortes, und in diese seine Heimath ist der auffahrende Heiland eingegangen. Und er spricht: mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er hat die Schlüssel zum Aufthun und Zuthun. „Heute sollst du mit mir im Paradiese seyn." „Da ich hingehe, kannst du mir dießmal nicht folgen; aber du wirst mir hernachmals folgen." „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten; und wenn ich hingegangen bin und euch die Stätte bereitet haben werde, so will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß auch ihr seyet wo ich bin." Eben das ist die Kraft, welche die gute Botschaft von der Himmelfahrt beschließt und bewährt. Daß der Herr also geschieden ist von der Erde, und also aufgefahren in die Höhe, und also eingegangen in sein Reich: das verbürgt seine dermaleinstige vollkommene Vereinigung mit den Seinen. Daraufhin sprechen die Engel zu den zurückbleibenden Jüngern: dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen in den Himmel, wird ebenso kommen, wie ihr ihn geschaut habt gen Himmel fahren. Und die Gemeinde auf Erden hat von da ab entgegnet: ja, komm, Herr Jesu! Und fühlen wir uns beschwert in dieser Hütte und sehnen uns unter Seufzen, daß wir nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, auf daß das Sterbliche verschlungen würde vom Leben, so macht der Hoffnungsstrahl von dem Oelberge her das Herz getrost —: „auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe, und allen Zweifel, Angst und Pein hiermit stets überwinde; denn weil das Haupt im Himmel ist, wird seine Glieder Jesus Christ zur rechten Zeit nachholen."

F. L. Steinmeyer in Berlin.

Aus der Geschichte Jesu.

31. Maria und Martha.

19. März.

Maria, Lazarus, Martha: — Glaube, Hoffnung, Liebe? — Fast möchte man so deuten. Der Glaube sitzt empfangend zu Jesu Füßen: Maria; — die Hoffnung schweigt, blickt aufwärts und wird gekrönt: Lazarus; — die Liebe wirkt, rührt sich und dienet: Martha. — Doch was bildern wir, wo die Geschichte so mächtig redet und so reiche Gedankenschätze vor uns aufthut? — Maria, Lazarus, Martha. Kaum leben im kirchlichen Bewußtsein drei andre Persönlichkeiten der heiligen Geschichte in sicherern Gestalten und kräftigern Zügen fort, als diese.

Bethanien! Wer vernimmt dieses Namens süßen Klang, und träumt nicht von einem Himmelsvorhof im Thal des Todes? — Das Haus der drei Geschwister war ein solcher. Nirgends findet sich vor dem großen Pfingsttage das neue Geistesleben in solcher Fülle, Frische und Vertiefung schon entfaltet, wie hier. Die Familie Bethaniens gewährt den herzerhebenden, verheißungsreichen Anblick eines lebensvollen Vorbildes des vollendeten Christusreichs auf Erden. Als in dem liebsten Gehege seines hoffnungsvoll erblühenden Gottesgartens pflegte der Herr nach des Tages Last und Hitze hier zu weilen. Auf seine Einkehr in Bethanien hat man das Wort des Hohenliedes deuten wollen: „Mein Freund ist hinab gegangen in seinen Garten zu den Würzbeeten, daß er sich weide und Rosen breche."

An dem Herzen Maria's fand der göttliche Sünderfreund für die Himmelsaussaat seines Worts ein fruchtbares und ergiebiges Ackerwerk. Ein tiefes Heilsbedürfniß führte ihm diese innige und reichbesaitete Seele zu, und ließ sie in dem Manne von Nazareth den Mittler Gottes schon erahnen, ehe dieser es selbst noch an der Zeit erachtete, als solchen sich der Welt zu offenbaren. Mit der

Losung Assaphs in der Tiefe ihres Gemüths: „Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde," klammerte sie sich bald nach der ersten Begegnung schon, eine Halt und Hülfe suchende Epheuranke, mit allen Fasern ihres innern Lebens an ihn an. Was sie mit Schmerzen gesucht, aber nirgends gefunden, fand sie in überschwänglicher Fülle bei Ihm. Vielleicht wußte sie's eine geraume Zeit hindurch mit Namen nicht zu nennen, doch hatte sie's. Saß sie, seinen Lebensworten lauschend, zu seinen Füßen, so fühlte sie sich am Ziele ihres innersten und heiligsten Begehrens, und schaute er sie an mit dem Auge voll Erbarmung, so trank sie wie aus unsichtbaren Wunderquellen an dem Doppelbewußtsein getilgter Schuld und wiedergewonnener Gotteskindschaft eine Friedenswonne sich in's Herz, von der sie früher kaum eine Ahnung hatte.

Welch' ein Festtag ging der Hütte zu Bethanien auf, so oft Er dieselbe mit seiner segnenden Einkehr wiederum beglückte. Dann däuchte der lieben Jüngerin ihr Haus ein Tempel, ihr armes Gemach ein Allerheiligstes, das die Herrlichkeit des Herrn erfüllte. Sie war nur Auge dann und Ohr für Ihn. Wie in den honigreichen Blüthenkelch die Biene, so versenkte sich ihre Seele in jeden Laut seiner Lippe. Wie der Morgenstern, des eignen Glanzes sich begebend, in dem Strahlenmeer der herauffsteigenden Sonne, so ging sie auf in der Herrlichkeit, von der Johannes zeuget: „Wir sahen sie, eine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit."

Lukas, der Evangelist, führt uns in eine solche Feierscene ein. Da begegnet uns denn die Sinnige ganz wieder an den ewigen Magnet ihres Herzens hingegeben. Lebendiges Wasser strömt von seinem Munde: sie trinkt's mit vollen, seligen Zügen. Mit seinen Weisheitssprüchen aber trinkt sie sich sein Bild, mit seinen Trostesworten Ihn selbst in's Herz herein. Martha, die ältere Schwester, vielleicht verwittwet, weil Eigenthümerin des Hauses, ist mit der Bereitung des Abendbrodes für den hohen Gast beschäftigt. Auch sie ist überglücklich, unter ihrem Dache den Mann zu wissen, von dessen Ruhme damals noch Judäa voll war, und welchem die göttliche Sendung so unverkennbar in leuchtenden Zügen von der Stirn strahlte. Was indeß ihre Seele so froh bewegte, war mehr die Ehre seiner Gegenwart, als deren Heilsbedeutung. Aeußerlicher, als Maria, und zur Zeit viel weniger gründlich noch in ihres Herzens wahren Zustand und innerstes Bedürfniß eingeweiht, ge-

langte sie mit ihrer Ahnung über den Gottgesandten Lehrer und Propheten in Jesu kaum weit hinaus, und ihre Liebe zu ihm war bei aller ihrer Innigkeit und Wärme einstweilen mehr erst ein menschlich begeistertes Hingenommensein von dem Ideale sittlicher Schöne und Holdseligkeit, das in seiner Erscheinung ihr verkörpert entgegentrat, als jene heilige, unbedingte Hingegebenheit des in sich selbst verlorenen Kindes an Ihn, als an den einigen Retter und Seligmacher. „Jesus hatte auch Martha lieb," meldet ausdrücklich das Evangelium. Wie hätte er sie auch nicht lieben sollen. Mochte doch eine ungeschminktere, durchsichtigere und wohlwollendere Seele in Israel nicht gefunden werden, als sie; und Jesus, der schon in ihrer Einfalt das Gottessiegel der Erwählung ihr aufgedrückt erblickte, freute sich in der Knospe schon der Rose.

Freilich tritt an Martha bald ein Zug hervor, der, obenhin gewürdigt, an der Kindlichkeit und Lauterkeit der lieben Magd uns wieder irre machen könnte. Wie sie nämlich, emsigst mit den Zurüstungen zu dem Mahl beschäftigt, die Maria unbeweglich zu des Meisters Füßen verharren sieht, wagt sie es, diesen in seiner Rede zu der Gnadendurstigen zu unterbrechen, indem sie sich nicht ohne Empfindlichkeit das etwas unwirsche Wort an ihn erlaubt: „Herr, kümmert's dich nicht, daß mich meine Schwester alleine dienen läßet? Sage ihr, daß sie mit mir angreife."

Wir beklagen diese Aeußerung, die uns allerdings einem rauhen Luftzuge gleich den zarten Blüthenschmelz von ihrer Erscheinung streifen will. Hätte Martha harmlos und ohne Seitenblick in ihrer häuslichen Liebesthätigkeit sich fortbewegt, so fiele uns nicht ein, aus der letztern der rührigen Schaffnerin einen Vorwurf zu machen, oder dieselbe gar als Merkmal eines noch nicht in das rechte Verhältniß zum Herrn eingegangenen Herzens aufzufassen. Wir würden sagen: auch solche Persönlichkeiten haben ihre Stelle im Reiche Gottes, und auch in derartigen Formen bethätigt sich die unermüdliche und erfinderische Liebe zu dem Herrn. Aber daß die Schwester die Hingebung Maria's an Jesum nicht nur nicht begreift, sondern gar darüber aus sein kann, sie aus ihrer innigen Vertiefung in die Mittlerherrlichkeit des Eingeborenen vom Vater in die eigne Zerstreutheit und Vielgeschäftigkeit um den Herrn her herüber zu ziehn, das erscheint bedenklich, und verräth nur die Oberflächlichkeit wie ihres Glaubenslebens überhaupt, so ihrer Anschauungen von Jesu Person und dem letzten Zwecke seiner Sendung insbe-

sondere. Oder sagt ihr vielleicht ein dunkles Ahnen, daß die Schwester den hohen Gast richtiger würdige und gebührender sich zu ihm verhalte, als sie, und darum auch unverkennbar einer nicht geringen Bevorzugung seinerseits sich zu erfreuen habe? In der That hat es den Anschein, als gehe beim Blick auf die so selig an Jesum Angeschmiegte etwas wie Neid, und zugleich wie unwillkührliche Selbstanklage durch Martha's Herz, und als verrathe sich in ihren gereizten Worten ein, wenn auch nur halbbewußter, Versuch, dem Gewissen, das sie richtet, den Stachel abzubrechen, und ihrer Eifersucht den Gegenstand zu entziehen und den Raum zu nehmen. Dürfen wir uns Martha's gemüthliche Stellung also deuten, und wir sind allerdings dazu berechtigt, so söhnen wir uns insofern mit dem freilich immer unentschuldbaren Ausbruch ihrer innern Verstimmung wieder in etwas aus, als wir uns dadurch schon zu dem Schlusse berechtigt glauben, daß sie anfange sich dessen bewußt zu werden, was ihr noch mangele, und als wir daraus die Hoffnung schöpfen, es werde das bessere Gefühl, wider das sie vorläufig noch niederkämpfend angeht, schon die Oberhand in ihr gewinnen.

„Martha, Martha!“ — Mit diesem Wächterrufe gebeut der Herr der ruhelos Umgetriebenen Stillestand auf ihrem Irrgang. Was einst der Hahnenschrei dem taumelnden Petrus, das soll jener Doppelruf der Martha werden. Es ist wohl nie noch auf Erden in einem Worte so viel schonende Zartheit bei so durchdringender Schärfe, so viel liebevolle Milde bei so gewaltigem Ernste offenbar geworden, wie in dem Wort der Rüge, das der Herr an Martha richtet: „Du hast viel Sorg' und Mühe;“ buchstäblich: Um Vieles sorgest und beunruhigest du dich. „Eins aber ist Noth! Maria hat das gute Theil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.“ Unverkennbar wirft er hiermit zunächst der Martha vor, daß sie seine Einkehr in ihr Haus gar zu menschlich ansehe und behandle, da er ja nicht seiner selbst halben gekommen, und am wenigsten erschienen sein könne, sich ein Festmahl bereiten zu lassen. Doch geht der Sinn seiner Rede sofort in's Geistliche über, und rügt an Martha die Vielgespaltenheit und Zerstreutheit in den kleinen Sorgen und Mühen, es ihm unter ihrem Dache recht behaglich zu machen, während sie besser, in Erinnerung an sein Wort, wie er gekommen sei nicht, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, vor Allem darauf bedacht gewesen wäre,

seine Gnadengegenwart für ihre unsterbliche Seele auszubeuten und ihn sammt der Fülle seines Heils lauschend und glaubend in sich aufzunehmen. Nicht ihren Dienst in Vielem verwirft der Herr als solchen. „Gerne nimmt er," bemerkt ein Ausleger bei dieser Stelle richtig, „auch im Vielen die viele Liebe an. Manchmal ist wirklich in äußerer Geschäftigkeit für den Herrn Vieles Noth, und es fleißig zu besorgen ein Lob." Es tadelt der Herr nur die zerfahrene Gemüthsrichtung, die ihrem Dienen zu Grunde liegt. Eins ist Noth: daß man Seiner theilhaftig werde, und vor Allem mit ihm, dem Himmelsbrode, zum göttlichen Leben sich speisen und nähren lasse. Maria hat das gute Theil erwählt, nicht darin etwa, daß sie in müßiger Beschaulichkeit zu Jesu Füßen säße, sondern darin, daß sie durch Beschränkung aller ihrer Sorgen auf die eine, daß nur Christus Gestalt in ihr gewinne, den Weg betrat, in welchem man erst die Tüchtigkeit erlangt, dem Herrn recht zu dienen. „Maria's Theil wird nicht von ihr genommen werden." Was Martha erzielt: die Süßigkeit des Bewußtseins, ihre Sache gut, und dem hohen Gaste in ihrer Hütte es recht angenehm gemacht zu haben, ist eitel, und ohne nachhaltig tröstende, geschweige heilbringende Bedeutung. Maria dagegen legt einen guten Grund auf's Zukünftige, und eignet in der gläubigen Ergreifung Christi einen Schatz sich an, der da bleibet in das ewige Leben.

Daß Martha den Herrn in seinem zurechtweisenden Wort verstanden habe, und auch des ganzen Segens dieses Wortes theilhaftig worden sei, steht außer Frage. Das eigenthümliche Gepräge ihrer ursprünglichen Naturanlage verwischte sich freilich auch nachmals nicht, sondern heiligte und verklärte sich nur. Sie blieb bei allem Zuwachs an Verinnerlichung die heitre, rührige, vorzugsweise zu Geschäftigkeit und Dienst der Liebe aufgelegte Martha. Wie Petrus zu Johannes, so verhielt sie sich zur Schwester Maria. Wie verschieden jedoch die Gefäße, der verborgene Schatz in ihrem Innern war derselbe. Gelegenheit, uns hievon zu überzeugen, geben uns die Tage der Heimsuchung', die bald über die Hütte zu Bethanien hereinbrachen.

Lazarus, der geliebte Bruder, erkrankte schwer, und zum nicht geringen Kummer der Schwestern weilte der Meister zu der Zeit fern in der Wüste am Jordan. Daß Er der Bekümmerten erster Gedanke war, ist begreiflich. Sobald die Krankheit einen bedenklichern Charakter annahm, sandten sie Botschaft an Ihn ab, be-

schränkten sich aber darauf Ihm, dessen Herz sie kannten, in zartester und sinnigster Weise nur sagen zu lassen: „Herr, siehe, den Du lieb hast, der liegt krank.“ Sie trauten's ihm zu, daß er auf diese Kunde unverzüglich nach Bethanien eilen werde; aber — ihre Hoffnung täuschte sie. Der Bote kam ohne Ihn zurück; doch überbrachte er den Sorgenvollen von dem Herrn die herzerleichternde Antwort: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde.“ Was Wunder, daß sie diesem Räthselworte die Deutung gaben, der Bruder werde nicht sterben, sondern zum Preise Gottes wiederum genesen. Wie groß war darum ihre Bestürzung, als statt dessen die Krankheit von einem Augenblick zum andern sich steigerte, ja endlich das für unmöglich gehaltene eintrat, und das theure Bruderhaupt im Tod erblaßte. Ach, sie vernahmen nicht das verheißungsreiche Wort, mit welchem der Meister die Nachricht von des Lazarus Verscheiden entgegen nahm. „Lazarus, unser Freund,“ sprach er, „schläft; aber ich gehe hin, daß ich ihn auferwecke;“ und als die Seinen die bildliche Rede nicht faßten, und erwiederten: „Herr, schläft er, so wird's ja besser mit ihm,“ da fügte er, eigentlicher redend, hinzu: „Lazarus ist gestorben; und ich bin froh um euretwillen, daß ich nicht dagewesen bin, auf daß ihr glaubet; aber lasset uns zu ihm ziehn!“ Doch deß vernahmen die Schwestern nichts, und schwer dürfte zu sagen sein, was sie am tiefsten daniederbeugte: ob die Trauer um den unersetzlichen Verlust, den sie erlitten, oder ob der Schmerz über die bittre, die Herrlichkeit des Herrn ihnen verdunkelnde, Täuschung, welche sie erfuhren.

Vier Tage schon ruhete Lazarus in seiner Gruft, als den Thränenreichen zu Bethanien die Kunde kam, der Meister sei im Anzug. Sofort flog Martha, ganz ihrem Charakter entsprechend, auf, dem Heißersehnten entgegen zu eilen. Dem Herzensbedürfnisse der ganz vom Gram überwältigten Maria entsprach es mehr, daheim zu bleiben, und fern vom Gewühl der Straße, den Nahenden in ihrer häuslichen Stille zu empfangen. „Herr,“ so lautete Martha's Bewillkommsgruß, als sie mit Jesu zusammentraf, „wärest Du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!“ Wie wahr fühlte und redete Martha hier! Es hätte sich nicht geziemt, daß in der Gegenwart Dessen, der das Leben selber ist, Jemand eine Beute des Todes geworden wäre. — „Ich weiß aber auch,“ fuhr Martha fort, „daß, was Du bittest von Gott, wird Dir Gott

geben." Als einen Vertrauten und Liebling des himmlischen Vaters, wie kein zweiter es sei, hatte sie Jesum erkannt; darüber hinaus aber ging — vielleicht ihre Ahnung wohl, — aber noch nicht ihr Glaube. Nichtsdestoweniger erscheint uns Martha gegen früher schon wesentlich am inwendigen Menschen gefördert. Der Herr sucht sie nun stufenweise zu höheren Anschauungen von seiner Person und Würde emporzuheben. Zuerst besiegelt er die Zuversicht, die sie zu ihm geäußert, mit der bestimmten Eröffnung: „Dein Bruder wird auferstehn." Da aber Martha den eigentlichen Kern dieser Rede verkennt, und dieselbe zu der für den Augenblick ihre tief gebeugte Seele wenig zufriedenstellenden Versicherung verallgemeinern und abschwächen will, daß Lazarus einmal in weit entlegener Zukunft, nämlich am jüngsten Tage erstehen werde, da entkleidet der Herr seine Majestät der letzten Hüllen, indem er das große Zeugniß von sich ablegt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben." — Das schlägt durch. Martha's Seele liegt anbetend vor dem Herrn am Staube und als Echo seines Zeugnisses dringt aus ihrem Innern volltönig das Bekenntniß hervor: „Ja, Herr, ich glaube daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der in die Welt gekommen ist."

Auf den Flügeln erwartungsvoller Freude eilt sie nach Bethanien zurück, und, damit ein unnöthiger Volkszusammenlauf verhütet werde, flüstert sie leise ihrer eben von einem Schwarme Beileidsbezeugender Nachbarn und Anverwandten umgebenen Schwester Maria zu: „Der Meister ist da und rufet dir." Diese Eröffnung reicht hin, auch Mariens Füße zu beflügeln. Vor dem Herrn angelangt sinkt sie schluchzend zu seinen Füßen nieder, und spricht, klarer nur des Grundes ihrer Aeußerung sich bewußt, wie Martha: „Herr, wärest Du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben." — „Als nun Jesus sie weinen sah," meldet die Geschichte, „und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, ergrimmte er im Geist und betrübte sich selbst," d. h. da gab er sich ganz der tiefen, heiligen Entrüstung hin, die ihn erfaßte, der Entrüstung des „Heiligen in Israel," des Herrn vom Himmel wider die Sünde, diese furchtbare Mutter all des namenlosen Elends und Gräuels auf Erden. Dann sprach er mit der erhabenen Ruhe Dessen, der sich allen Mächten des Verderbens gewachsen weiß: „Wo habt ihr ihn hin-

gelegt?" — „Herr, komm und siehe!" lautete die Antwort. — „Und Jesu gingen die Augen über. Da sprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt!" Andre sprachen Andres. Nachdem er aber an das Grab herangetreten, gebot er: „Hebet den Stein ab!" — Doch nun sollte noch einmal seiner Herrlichkeit gegenüber die ganze Armseligkeit des kleingläubigen, im Schein befangenen, dem Thatenkreise Gottes entfremdeten und entwöhnten und mit seinen Anschauungen lediglich innerhalb der Grenzen des menschlich Möglichen festgebannten Menschenherzens zu Tage treten. „Herr, er riechet schon," bemerkte Martha, „denn er hat schon vier Tage gelegen." Auf diese klägliche und kleingeistige Aeußerung erfolgte aber zunächst, die Glaubensschwache aus ihren armen, dunkeln Erdenträumen vollends aufzurütteln, das Wort der Majestät: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehn?" — Dann wurde der Stein abgehoben, und was sich nun begab, und wie die Versicherung des Herrn: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde," jetzt Ja und Amen wurde, weiß Jeder. Jenes glorreiche, mit unvergänglichem Glanze die Welt durchleuchtende Wunder der Auferweckung trat jetzt ein, an welches zur Rechten und zur Linken so große Entscheidungen sich knüpften: Entscheidungen zu dämonischer Verderbensreife, aber auch zu göttlicher Glaubensvollendung. Unstreitig fiel auch Martha's vollständigere Erleuchtung und Wiedergeburt mit jener unvergleichlichen Selbstverherrlichung des Meisters in einen Moment zusammen. Viele erstanden geistlicher Weise mit Lazarus von den Todten; was aber die Schwestern feierten und erlebten, glich eher einer Himmelfahrt, als einer Auferstehung. —

Noch einmal führt die heilige Geschichte das liebe Geschwisterkleeblatt, und namentlich die Maria uns vor, und diese in einer Handlung, welche in ihr verborgenstes Innere uns fast noch tiefere Blicke thun läßt, als alle früheren Scenen. Der Herr, auf seinem letzten Gange nach Jerusalem begriffen, weilt, sechs Tage vor Ostern, wieder in Bethanien, wo die dortigen Jünger und Freunde, und zwar diesmal im Hause des durch ihn geheilten Simons, „des Aussätzigen," ihm ein Fest- und Ehrenmahl bereitet haben. Martha erscheint auch in dem befreundeten Hause wieder als die dienende, aber in gar anderm Sinn und Geiste jetzt, wie weiland. Lazarus, den vom Tode auferweckten, dürfen wir uns beim Mahle vielleicht

zur Rechten, Simon, den Hauswirth, zur Linken des Meisters denken, so daß dieser inmitten zweier lebendiger Siegeszeichen erscheint. Maria hängt mit stiller Seligkeit an ihres Freundes Blick und Munde. Ehe man sich's aber versieht, erhebt sie sich von ihrem Sitze, und nachdem sie leise und unvermerkt dem Manne, der ihre ganze Seele ausfüllt, sich genähert, nimmt sie das Köstlichste, was sie besitzt: ein Salbenfläschlein mit edler unverfälschter Narde, zerbricht es über des Meisters Haupt, und salbet ihm nicht dieses nur, sondern überreichlich, in Demuth niedersinkend, auch die Füße, die sie dann mit ihrem aufgelösten Haare wieder trocknet. Diese Handlung, symbolisch durch und durch, deutet jedem sinnigen Gemüthe schon sich selbst. Wer verkennt darin einen Akt rückhaltloser Herzensübergabe an den Herrn, und athmet nicht mit dem süßen Duft der ausgeschütteten Narde, der das ganze Haus erfüllt, zugleich den noch viel köstlichern Wohlgeruch der unbegrenzten Verehrung, feurigen Dankbarkeit und zärtlichen Liebe, wovon Mariens Herz hier überwallt. Mit ihrer Narde gießt sie hier huldigend und opfernd ihre ganze tief bewegte Seele zu Jesu Füßen aus. Unverkennbar aber geht durch ihre freudige Feierstimmung zugleich ein Hauch verborgener Wehmuth. Ein leises Ahnen sagt ihr, daß sie den Meister so in der Gegenwärtigkeit seiner leiblichen Erscheinung nicht lange mehr besitzen werde. Sie weiß ihn auf dem Wege nach Jerusalem, und es bangt ihr vor den Dingen, die dort seiner harren dürften. Doch auch das ist ihr bewußt, daß auch zu diesem verhängnißvollen Gange nur die Liebe ihm räth, die rettende Sünderliebe, und dieser Gedanke steigert die Inbrunst ihrer Gegenliebe vollends zu lodernder Opferflamme.

Ungern leihen wir unser Ohr dem schreienden Mißklang, der, und noch dazu von einer Seite her, von wannen man ihn nicht hätte erwarten sollen, die liebliche Harmonie der sinnigen That Mariens für einen Augenblick stören und unterbrechen durfte. Judas Ischarioth, unfähig, eine That, wie jene, in ihrer Schönheit und Tiefe zu verstehn, erfrechte sich, das Wort zu nehmen, und sprach — (auf eine Untersuchung der verabscheuungswürdigen Motive seiner herzlosen Rede lassen wir uns hier nicht ein): — „Was soll diese Verschwendung? Diese Salbe hätte besser mögen um dreihundert Denarien verkauft und den Armen gegeben werden!" — So der finstre Egoist, und leider! freilich ohne dieselbe böse Absicht, stimmten mehrere der andern Jünger, vorübergehend

von Jenes Gifthauch angesteckt, in des unglückseligen Gesellen heuchlerische, schneidend kalte Worte ein. Da aber wirft sich für die Schwergekränkte, damit sie an sich selbst und ihrer That nicht etwa irre werde, der Herr in den Riß. „Was,“ beginnt er, mit ernster und zugleich wehmuthsvoller Rüge wider die unberufnen Tadler, „bekümmert ihr dies Weib. Lasset sie mit Frieden, sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.“ — Dann, hindeutend auf den tiefern Sinn der That Maria's, und nicht ohne leise prophetische Anspielung auf seine eigne Auferstehung, fügt er hinzu: „Daß sie diese Salbe auf meinen Leib gegossen hat, damit ist sie zuvor gekommen, mich zum Grabe zu bestatten;“ und schließt dann seine Rede mit der Versichrung: „Wahrlich, ich sage euch, wo dieses Evangelium geprediget wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie gethan hat.“

So setzte der Herr seiner innigen, demüthigen Jüngerin selbst ein Denkmal, das, „dauernder, als Erz,“ bis heute steht, und ewig nicht verwittern wird, noch kann. Wo hinfort sein Evangelium ertönt, da wird auch deß gedacht, was Maria im Drange heiligsten Gefühles einst dem Herrn that, und an ihrem Bilde erneut sich immer wieder das Bewußtsein, daß es für Jeden vor allem Andern Eines gelte: die unbedingte Hingabe des ganzen Herzens an Jesum, den Herrn der Herrlichkeit, und daß, was die reine Liebe thut, sie, die das Vorrecht hat, die Formen ihrer Bethätigung sich unbeschränkt zu wählen und zu fordern, daß man nur nach ihrem eigenen Gesetz sie richte, unnachahmlich sei und unantastbar, über jede Bekrittlung erhaben, und in Gottes Augen köstlich, wie nichts Anderes.

F. W. Krummacher in Berlin, später in Potsdam †.

---

32. Maria Magdalena.

22. Juli.

Unter den Jüngerinnen und Begleiterinnen des Herrn auf seinen Wanderzügen durch's gelobte Land gab es, außer seiner Mutter, mehrere Marien: Maria, die Mutter Jacobi und Joses Matth. 27, 56, Maria, Cleophas Weib Joh. 19, 25, Maria von Bethanien, die Schwester der Martha und des Lazarus Luc. 10, 42;

Joh. 11 und 12 und Maria Magdalena. Unstreitig ragt letztere unter allen am bedeutendsten und auf eigenthümliche Weise hervor. Was Petrus unter den Jüngern ist, das ist Maria Magdalena unter den Jüngerinnen, nicht nur eine große Sünderin, von welcher Jesus sieben Teufel ausgetrieben, sondern auch eine feurige, übersprudelnde Liebhaberin des Herrn und die erste Evangelistin am Auferstehungsmorgen. Franciscus von Sales nennt sie die Königin der reuigen Sünder.

Es ist viel in der Kirche darüber gestritten worden, ob Magdalena, die Maria von Bethanien und die große Sünderin (Luc. 7) eine und dieselbe Person seien. Die ältesten Kirchenväter, Irenäus, Tertullianus, Clemens von Alexandrien, hielten sie für verschiedene Personen; erst Pabst Gregor der Große machte aus diesen dreien nur eine, und seitdem ist es bei dieser Auffassung in den Gesängen und im Brevier der römischen Kirche geblieben. Die Theologen der protestantischen Kirche haben meist das Gegentheil behauptet und in ihren Schriften erwiesen, wenigstens allgemein Maria Magdalena und Maria von Bethanien auseinander gehalten; das hatte denn die Folge, daß auch in der römischen Kirche Viele die Unhaltbarkeit jener Meinung anerkannten und ihr öffentlich widersprachen. Für die Identität der Sünderin und der bethanischen Maria spricht nichts als die Gleichheit der Salbung und des Wirthsnamens, Simon; wie groß ist dagegen der in die Augen springende Unterschied! Schon die Zeitdifferenz: jene Salbung fiel in das erste Jahr des öffentlichen Lebens Jesu, diese in's letzte, kurz vor seinem Tode! Jene war das Erzeugniß der tiefsten Reue, diese die Frucht der herrlichsten Dankbarkeit für die Auferweckung des geliebten Bruders Lazarus! Jene Maria benetzte die Füße Jesu mit ihren Thränen, diese nicht! Jene stammte aus Galiläa, diese aus Judäa! Ferner ist offenbar der Simon, bei welchem das Mahl zu Bethania Statt fand, ein Freund des Lazarus, somit auch Christi gewesen; er heißt Matth. 26, 6 der Aussätzige, — vielleicht weil ihn Jesus von dieser Krankheit geheilt hatte und er dem Herrn seitdem mit treuer Dankbarkeit zugethan war — während der Pharisäer Simon (Luc. 7) die Salbende wie den Gesalbten beargwöhnt und verdächtigt. Der Name Simon kam oft bei den Juden vor; befanden sich doch sogar zwei Männer dieses Namens unter den zwölf Aposteln; auch ist Judas Ischarioth eines Simons Sohn. — Das Zusammenwerfen dieser beiden Geschichten

in eine ist eine ähnliche Vermengung, wie die des Hauptmanns zu Kapernaum Matth. 8 mit dem Königischen Joh. 4.

Eine andere Frage ist die: Ist die große Sünderin (Luc. 7) und Maria Magdalena eine und dieselbe Person? Bekanntlich nimmt die kirchliche Ueberlieferung es an, und die Kunst stellt bis auf den heutigen Tag Magdalena nicht anders als eine Büßende dar, und versteht unter den Magdalenen-Orden und Magdalenen-Stiften Anstalten zur Rettung und sittlichen Besserung gefallener Mädchen. Gegen die Gleichheit beider Personen scheint der Umstand zu sprechen, daß Lucas erst Kap. 8, 2 die Maria Magdalena in die Geschichte einführt nach der Geschichte Kap. 7, scheinbar als etwas ganz Neues, als eine früher Besessene, von welcher Jesus sieben Teufel ausgetrieben hatte; daß ferner es zwei ganz verschiedene Zustände sind, besessen oder von den Banden der Finsterniß geistig und körperlich gebunden sein wider Willen, und mit Bewußtsein und Willen sich dem Laster der Unzucht ergeben; zwei verschiedene Zustände, Uebles thun und sündigen; die Besessenen besaßen nicht mehr den freien Gebrauch ihrer Vernunft und konnten weder Buße thun noch glauben, weßhalb ihnen Jesus weder Buße noch Glauben und Bekehrung predigt, sondern den bösen Geist in ihnen bedräut und sie durch seine Allmacht heilt, damit sie durch die Heilung erst der Buße und des Glaubens fähig würden; die Unzüchtigen und Ehebrecher dagegen waren zurechnungsfähig, und für die Gnade des Herrn offen, wenn sie reuig und gläubig Ihm naheten. — Für die Identität beider Personen spricht außer der kirchlichen Ueberlieferung der Umstand, daß sich leicht erklären läßt, warum die Evangelisten wohl die spätere Jüngerin, aber nicht die frühere Sünderin mit Namen nennen und verewigen wollten; ferner die Voraussetzung, daß jene Sünderin, welche mit solcher Hingebung und Wärme die vergebende Gnade Christi pries, sich unter den Frauen und Jüngerinnen gewiß irgendwo wiederfinden wird; und endlich, daß eine Person, welche Jesus von so schweren Sünden gerettet hatte, im Frauenkreise der Jüngerinnen wohl von sich sagen konnte, Er habe sieben Dämonen von ihr ausgetrieben. Jede Sünde hängt ja mit dem Satansreich eng zusammen, und das Besessensein erscheint in der Schrift meist durch die Sündhaftigkeit des Kranken bedingt; die Zahl sieben aber ist nicht nur eine heilige Zahl, sondern bezeichnet oft auch den äußersten, entsetzlichsten Grad einer Sache, z. B. Matth. 12, 45; Luc. 11, 26. — Es wird

unter diesen Umständen immerdar schwer bleiben, die Sache zur vollen Entscheidung zu bringen. An der Tradition festhaltend, wollen wir bei der Identität verharren.

Ueber die Geburt, die Kindheit und Jugend der Maria Magdalena schweigt die heilige Geschichte. Eins wissen wir nur, daß sie den Beinamen Magdalena von ihrem Geburtsort Magdala trägt, einem galiläischen, am östlichen Ufer des See's Genezareth, im Gebiet der Gadarener gelegenen Orte. Die Berge steigen (nach Strauß Sinai und Golgatha S. 358) hier so dunkel und grausig, steil und in Klippen zerrissen auf, daß sie an die schauerlichen Gebirge Moabs am todten Meere erinnern; sie bilden den Rand der Hochebene, auf der Gadara lag, Om-Keis, wo die Besessenen Jesu aus den Gräbern entgegen kamen, Matth. 8. Wo aber die Berge von Tiberias aus schroff abfallen und wie eine steile Mauer vor der reizenden Ebene zurücktreten, liegt das Dörflein el Mejdel oder Magdala, ein Bild des himmlischen Friedens, mit welchem der Herr Marias Herz erfüllt hatte. Malerischer Kontrast! Und die Natur ein treffendes Sinnbild des Gnadenreichs!

Schrecklich war der Zustand einer Besessenen in Israel! Sie war weder ihres Leibes noch ihres Geistes mächtig, sondern anderen Geistern unterthan, die an ihr zerrten und ihre Gesundheit zerrütteten. Auf ihre Umgebung machte sie den Eindruck einer Wahnsinnigen und erregte das tiefste Mitgefühl. So auch war Magdalenas Lage vorzugsweise unglücklich. Um so glänzender jedoch offenbarte sich an ihr die Kraft des Erlösers, des großen Leibes- und Seelenarztes der Menschheit. Kaum hatte der Herr der Geister ihre Gebundenheit gebannt und ihrem Geiste die Freiheit, ihrem Körper die Gesundheit wiedergegeben. da ist sie auch ganz Liebe und Dankbarkeit, und lauert nur auf eine Gelegenheit, sie recht ausdrucksvoll an den Tag zu legen.

Diese Gelegenheit findet sich denn auch bald. Eines Tages ist Jesus von einem Pharisäer — ob in Nain oder in Magdala selbst oder wo sonst, ist nicht angegeben — zu Tische geladen. Er ist der Einladung gefolgt. Warum sollte Er die Pharisäer zurückstoßen, wo sie Ihn selber suchen? Warum nicht auch diese ungesucht dargebotene Gelegenheit, für's Reich Gottes zu wirken, benutzen? Die Menschen sind ja nie empfänglicher für Liebe, als wenn sie Anderen Liebe erweisen, und wie manchmal ist schon ein Gespräch bei Tische die erste Veranlassung gründlicherer Bekanntschaft mit

den Wegen des Heils gewesen! — Was aber geschieht? Wie der leutselige Heiland der Sünder bei Tische sitzt, Irdisches empfangend und Himmlisches spendend, tritt ein Weib in den Saal — Lucas sagt: „die war eine Sünderin"; er bezeichnet die Art und Schuld ihrer Vergehungen nicht näher: somit haben wir auch nicht weiter darnach zu forschen. Wie lange mochte sie dem Fürsten der Finsterniß gedient, wie oft ihr Unglück und ihre Verschuldung gefühlt und nach Vergebung und Heilung geseufzt haben! Da hat sie von Jesu gehört, von seiner Liebe und Macht, und in dem Namen ist ihr eine neue Welt aufgegangen, sie hat es gewagt, Ihm zu nahen, und ihre Ahnung hat sie nicht getäuscht; sie hat gefunden, was sie gesucht, und es ist ihr Heil widerfahren. Jetzt muß sie dafür dem geliebten Helfer ihre Anerkennung öffentlich an den Tag legen. Gleichviel, was die Leute über sie sagen werden, und ob man sie dulden oder heraustreiben wird; ach, sie weiß es ja, daß reuige Sünder in der Regel von den früheren Genossen ihres Lasterlebens verspottet, von den Tugendhaften und Frommen aber meist verachtet werden; aber gleichviel, sie folgt lediglich dem Zuge ihres Herzens, scheut die demüthigenden und geringschätzenden Blicke der anwesenden Gäste nicht, kehrt sich an keine Bedenklichkeit des Orts, der Zeit und der Personen, sie fühlt nur Eins, ihre Sünde und Jesu Gnade, Schmerz über sich selbst und Freude an Ihm, wie sie verloren und unselig ist durch eigne Schuld und nicht Gott, sondern nur sich gesucht hat in allem Genuß des Lebens, und nichts gefunden hat als Zerrüttung der Seele und des Leibes, und satanische Tyrannei, und wie sie keinen Trost mehr hat, als sich Jesu auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der Herr hat ihr bereits vergeben und sie von den dämonischen Einflüssen befreit; aber sie kann sich noch nicht vergeben, was sie gethan, so wenig wie David, nachdem ihm der Prophet Nathan erst Strafe, dann auf sein reuiges Bekenntniß Begnadigung angekündigt, sich vergeben konnte, sondern nun erst recht im Sack und in der Asche Buße that und den 51sten Psalm dichtete; ihr Schmerzgefühl ist zu tief: sie hat ja den Bund mit Gott verletzt, die heilige Furcht des Herrn aus den Augen gesetzt, den unreinen Geistern ihr Herz zur Wohnung eingeräumt, statt der reinen Liebe Gottes die unreine Fleischesliebe erwählt. Indeß nicht in den Tempel, nicht an den Altar, nicht zum Priester eilt sie in ihrer Zerknirschung; sie hat bereits den wahren Hohenpriester der Menschen, Jesum Christum, kennen gelernt und seine

hülfreiche Gnade erfahren. Somit eilt sie zu Ihm hin, Ihn öffentlich mit dem zu ehren, was ihr Sündenwandel bisher zur Eitelkeit und sündlichen Lust gemißbraucht hatte. Aber wie sie nahe steht, um ihre Huldigung darzubringen, kann sie es nicht; sie bricht in lautes Weinen aus, sinkt kniend zu Jesu Füßen nieder, denn sie achtet sich nicht werth, vor seinem Angesicht zu erscheinen, und ihre Thränen strömen auf Jesu Füße; es waren Thränen göttlicher Traurigkeit über ihre Sünden und heiliger Sehnsucht nach einem Gnadenblick des Herrn. Da will sie es wieder gut machen, daß sie Jesu Füße mit ihren Thränen benetzt hat, und sie abtrocknen; aber ach, sie hat kein Tuch bei der Hand; doch sie weiß sich zu helfen, das schöne, wallende Haupthaar, durch welches sie früher vielleicht manchen verführt hatte, der eitle Schmuck und Strick ihrer Sünde, es mag jetzt als Handtuch dienen. Doch bald bemerkt sie, daß dazu ihr Haupthaar sich doch nicht recht eignet und sie Jesu Füße doppelt verletzt hat, mit ihren Thränen und mit der Abtrocknung durch ihre Haare: die Liebe ist erfinderisch und an Mitteln unerschöpflich; nun beginnt sie im überwallenden Gefühl die Füße des Herrn mit ihren Küssen zu bedecken. So folgt ein Zug der Macht ihrer Liebe zu Jesu dem anderen; zuletzt nach allem öffnet sie ihr mitgebrachtes Alabastergefäß mit Myrrhensalbe und salbt die Füße des Herrn, und sagt es Ihm stumm und doch so beredt durch das symbolische Zeichen ihrer opfernden Hingebung: „Herr, alles, was ich habe, ist jetzt Dein; meine Augen, meine Lippen, alle meine Glieder und Güter sind Dein Eigenthum; verfüge Du von nun an darüber; und möchte ich mit meinem Wesen Dir auch ewig dienen, Du hast es um mich verdient, und ich wäre dann unbeschreiblich beglückt, nichts fragt' ich weiter nach Himmel und Erde." Es war ein Augenblick, so heilig und innig, daß die Engel im Himmel sich haben darüber freuen müssen.

Kein Wunder, daß die Hölle voll Neid und Bitterkeit sich an der heldenmüthigen Liebesthat ärgert. Dem Pharisäer war es schon zuwider gewesen, daß das Weib sich in sein Haus eingedrängt hat; noch mehr mißbehagt es ihm, daß sie seinen Gast mit solcher vergötternden Auszeichnung behandelt. Anstatt zu denken: „die Sünderin muß sich wohl geändert haben, daß sie herkommt und sich so rücksichtslos demüthigt, ich will mich auch ändern", schmollt er gegen sie wie gegen den Herrn, und ist erbost eben so sehr über ihre Bekehrung wie über Jesu Gnade. Daraus, daß Jesus dies

dulden und eine so berüchtigte Sünderin annehmen konnte, macht er den Schluß, daß Jesus wohl nicht wisse, was sie für eine Person sei, mithin die Geister nicht zu unterscheiden vermöge und kein Prophet sei, und äußert sich eben so blind, wie selbstgerecht und grausam gegen das Weib: „Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch' ein Weib das ist, denn sie ist eine Sünderin." Nun, Simon sollte gleich erfahren, daß Jesus wirklich ein Prophet war und die Sünderin kannte, zu seiner tiefen Beschämung. Jesus nimmt sich nämlich sofort der verkannten Maria an und erwidert: „Simon, ich habe dir was zu sagen", und als der Pharisäer seine Bereitwilligkeit zu hören erklärt hat, fährt Er in einer Gleichnißrede fort: „Es hatte ein Rentner zwei Schuldner; einer war ihm schuldig 500 Denare, der andere 50; da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte er's beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?" Simon, nicht merkend, daß er sich selbst richte, urtheilt ganz richtig: „Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat." „Du hast recht geurtheilt", entgegnete der Herr, und sich mit unbeschreiblicher Huld dem Weibe wieder zuwendend, spricht Er zu Simon: „Siehst du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit ihren Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbet, sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbet. Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn (d. h. darum) hat sie viel geliebet; welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig." Welche Antwort! Zwei Schuldner: der Pharisäer mithin eben so schuldig vor Gott wie die Sünderin! Beide in gleichem Maaße der göttlichen Gnade bedürftig! Aber der eine ihrer fähig und empfänglich durch Buße und Demuth, der andere ihr verschlossen durch Unbußfertigkeit und Selbstgerechtigkeit. Jener, das Weib, erhält daher Vergebung und liebt innerlich und wahrhaft, in aufrichtiger Dankbarkeit; diesem, dem hochmüthigen Pharisäer, dagegen wird die Sünde behalten und er kennt nur den Haß und den Aerger. „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie liebt viel", d. h. an ihrer großen und herzlichen Liebe kann man erkennen, daß ihr viel vergeben ist, — grade wie wir auch sonst zu sagen pflegen: es will Sommer werden, denn die Bäume schlagen

aus, oder: der Baum ist voll Saft, denn er hat grüne Knospen und Blätter, oder: es ist ein großes Feuer, denn es steigt ein starker Rauch auf; wo das denn allemal das Kennzeichen und die Frucht, aber nie die Ursach und den Grund angeben soll.

Nachdem Jesus die Vornehmthuerei des stolzen Pharisäers getadelt, ruft er dem zerknirschten Weibe das süßeste Wort zu, das jetzt zu ihr konnte gesprochen werden, und das es überhaupt für das menschliche Herz giebt: „Dir sind deine Sünden vergeben, zweifle keinen Augenblick länger daran, es ist gewiß", und ertheilt ihr zur Stärkung ihres Glaubens die Versicherung der erhaltenen Vergebung. Er erscheint in dieser Zusage als der göttliche Gnadenstuhl, bei welchem jeder bußfertige Sünder Trost und Ruhe findet, und als der rechte Seelenarzt, der die zerbrochenen Herzen verbindet und die betrübten Seelen tröstet, und ist diese Geschichte der lebendigste Commentar zu der herrlichen Parabel vom verlornen Sohn. — Natürlich erwacht darüber neuer Ingrimm in den Herzen der anwesenden pharisäischen Gäste, und sie sprechen in ihrem Innern Jesu die Befugniß ab, Sündenvergebung zu ertheilen. Er aber kümmert sich um ihr Murren weiter nicht, sondern, als wollte Er das bekümmerte Herz vollends mit Gnadenströmen überschütten, schließt er die Verhandlung mit den entscheidenden, richterlichen Worten: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden."

Wie muß dem Weibe unter solcher Behandlung gewesen sein! Von nun an kann es ihr Flammenherz nicht mehr ohne den Erlöser aushalten; Ihn muß sie mit den übrigen heiligen Frauen der evangelischen Geschichte begleiten auf allen seinen Wegen, Ihn muß sie bedienen und unterstützen mit ihrem Hab und Gut; sie kannte fortan keine größere Freude, als die, die himmlisch-menschlichen Züge ihres göttlichen Erlösers zu betrachten, seinen holdseligen Worten zu lauschen, seine Wunderthaten zu bewundern, mit der Speise des göttlichen Worts ihre Seele zu nähren, und sich an den Aeußerungen des Staunens und der Dankbarkeit im Volke über die Heilungen Jesu zu erquicken. Tag und Nacht steht Er vor den Augen ihres Geistes. Sie hat 'im Leben nur noch Eine Passion, für die sie glüht und lebt, das ist Er, Er! Auch als Jesus nach Golgatha geführt wird und am Kreuze hängt, kann sie nicht von seiner Seite weichen. Was mochte sie da empfinden? Aber sie muß mit dem Geliebten alle Schmach und alle Schmerzen theilen, sie muß durch den Anblick ihrer Treue seine letzten bittern Stunden

versüßen, seine letzten Worte hören und bei Ihm aushalten bis zum letzten Athemzuge. Endlich ist die heilige Leiche durch Joseph von Arimathia und Nicodemus abgenommen und ruht im Grabe. Nun geht sie heim, nur die Nacht und der folgende Sabbath vermögen sie vom Trost ihrer Seele zu entfernen. O welche Liebesgluth!

Aber noch ist ihre Liebe nicht müde. Wie sie die letzte gewesen bei Jesu Beerdigung, so ist sie auch die erste am Ostermorgen bei seiner Auferstehung. Kaum hat der Tag gegraut, da macht sich schon in aller Frühe Maria Magdalena — denn überall wird sie unter den heiligen Frauen zuerst genannt — und Maria Jacobi und Salome mit der Spezerei, welche sie am Sabbath Abend noch eingekauft hatten, auf den Weg zum Grabe, das ihnen mehr werth ist als die ganze Welt. Erst unterwegs fiel ihnen die Schwierigkeit ein, wer den schweren Stein vom Grabe abwälzen solle. Doch wunderbar, er ist bereits abgewälzt, und Engel verkündigen den überraschten Frauen die Thatsache der Auferstehung des Herrn. Entsetzt fliehen sie von dannen, sowohl ob der gehabten Erscheinung als der empfangenen Botschaft. Unterwegs begegnen ihnen die Apostel Petrus und Johannes, auf demselben Gange begriffen; die Frauen erzählen ihnen, was sie gesehen und gehört, und Magdalena kehrt mit ihnen um. Es ist ihr nicht möglich, sich vom Grabe zu trennen, nicht möglich, ohne die heilige Leiche zu sein, und sie muß herausbringen, wo sie geblieben ist. Insbesondre mochte sie zu Petrus, dem büßenden und kräftigen Apostel, sich hingezogen fühlen. Indessen die Apostel untersuchen Grab und Leichentücher; da sie aber weder den todten noch den lebendigen Christus vorfinden, eilen sie befremdet wieder von dannen. Nur Magdalena bleibt, sie kann das Grab noch nicht verlassen. Hier war ja ihr Eins und ihr Alles begraben worden; eher hätte sie ihr Leben ausgehaucht, als den Ort geräumt, wo sie Ihn zum letztenmale gesehen. So steht sie denn draußen vor dem Grabe und weint. Plötzlich blickt sie mit ihren thränenfeuchten Augen hinein, und gewahrt zwei Engel, die sie fragen: „Weib, was weinest du?“ Sie möchten sie so gern trösten. Maria hätte Grund gehabt zu weinen, wenn sie nur seinen Leichnam vorgefunden hätte; da Jesus aber als der Ueberwinder des Todes das Grab bereits gesprengt hatte, hörte jeder Thränengrund auf, und die Frage der Engel: Weib, was weinest du? hatte den Sinn: warum weinst du noch, du hast ja nur Ursach, dich zu freuen. — Was gehen Maria die Engel an

mit ihren Trostworten? Sie sucht Jesum; den will sie haben, seine Person, seinen Leib: „Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben", d. h. warum sollt' ich nicht weinen, Er fehlt mir ja, und so lange ich Ihn nicht wieder habe, ist mir die ganze Welt ein ödes Grab. Gleich darauf wendet sie sich wieder von ihnen weg, nur die geliebte Leiche suchend. Da erblickt sie Jesum, weiß aber nicht, daß es Jesus ist. Warum nicht? Vielleicht weil sie nicht recht aufsieht, in ihrem tiefen Schmerze Ihn nicht recht ansieht; vielleicht, weil die schweren Todesleiden Jesu Züge entstellt hatten oder die schon eingetretene Verklärung ihnen einen erhöhteren Ausdruck gegeben; vielleicht weil sie zu tief in ihre trüben Gedanken versenkt war und darum keinen klaren Blick hatte in die eigentliche Wirklichkeit. So hält sie Jesum denn für den Gärtner. Warum gerade für den Gärtner? Gewiß weil sie wünscht, daß es der sein möchte, da er nach ihrer Meinung ihr allein Auskunft geben könnte über den Verbleib der Leiche. Mit diesem Wunsch geht der erste Strahl der Hoffnung in ihrer Seele auf, der treue Gärtner werde gewiß den Leichnam vor den entsetzlichen Nachstellungen der Feinde in Sicherheit gebracht haben. Als Jesus sie daher fragt: „Weib, was weinest du? wen suchest du?" — das erste Wort aus dem Munde des Auferstandenen, ein Trostwort für die Weinenden! — erwidert sie auf der Stelle: „Herr, hast du Ihn weggetragen — Ihn, sie nennt Ihn nicht, sie setzt voraus, alle Welt verstehe schon, wen sie in ihrem Liebesschmerz meine, — so sage mir, wo hast du Ihn hingelegt, so will ich Ihn holen." Maria kann sich nicht zufrieden geben, daß sie die Leiche nicht findet, es dünkt ihr härter als der Tod. Da konnte Joseph sich nicht länger halten, als die Brüder vor ihm auf den Knien lagen, und gab sich ihnen zu erkennen. Jesus spricht: Maria — und in diesem einen Worte, und in dem Ton, mit welchem Jesus ihren Namen zu nennen pflegte, kommt Maria Magdalena augenblicklich zu sich selbst. Jesum anschauen, erkennen, zu seinen Füßen niedersinken, diese Füße krampfhaft umklammern und mit ihren bebenden Lippen stammeln: „Rabbuni, Meister! Gott sei gelobt, daß Du wieder lebst!" — das ist das Werk eines Augenblicks. Mit dem einen Worte „Maria" war ihr umnachteter Geist erhellt, ihre Trauer in Freude verwandelt. Sie hat Ihn wieder, und will Ihn nicht lassen. Indeß im Uebermaaß dieser ihrer Freude lag etwas zu Menschliches, zu Sinnliches und Leidenschaftliches, das

zu der Stellung des Auferstandenen zu den Menschen nicht mehr paßte. Jesus beschwichtigt deshalb den Sturm ihrer Gefühle und fordert sie zur Thatkraft auf mit den inhaltreichen Worten, mit welchen diese Geschichte schließt: „Rühre mich nicht an“, mäßige dein Verlangen nach mir, und stehe ab von allen Erweisungen körperlicher Zärtlichkeit, du kannst fortan nicht mehr so wie früher mit mir umgehen; mit dem Umfassen meiner Füße, mit dem Salben derselben ist's jetzt vorbei, du mußt dir alle Erweisungen menschlicher Vertraulichkeit abgewöhnen; denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater, ich bleibe noch längere Zeit bei euch, verkehre aber nicht mehr so mit euch wie ehedem, und meine Himmelfahrt und Vollendung steht bald bevor. Dann wird ein Neues eintreten, keine leibliche Berührung mehr, wohl aber eine geistliche. „Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Maria Magdalena ergriff den hohen Beruf mit Freuden, welchen ihr der Herr gegeben hatte, und eilte, die erste Botin seiner Auferstehung im Jüngerkreise zu werden und denjenigen auch ein Osterfest zu bereiten, welche noch um Jesum weinten und Leide trugen.

Von da an schweigt die evangelische Geschichte über Maria Magdalena, und es existiren nur unzuverlässige Legenden über sie in der Kirchengeschichte. Den Angaben der griechischen Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts zufolge soll sie zu Ephesus selig entschlafen und daselbst begraben worden sein. Kaiser Leo der Philosoph ließ ihre Reliquien nach Konstantinopel übertragen und sie um das Jahr 890 in der Kirche zum h. Lazarus beisetzen. Dermalen glauben die Römer, den Leib derselben, mit Ausnahme des Hauptes, in der Hauptkirche zum h. Johannes im Lateran zu besitzen. Auch andere Städte in Frankreich behaupten, Reliquien von ihr zu haben.

Die Griechen und die Lateiner feiern ihr Fest am 22. Juli, in einigen Kirchen ist es sogar gebotener Feiertag. Seit wann man aber angefangen hat, sie durch einen Gedächtnißtag zu ehren, läßt sich nicht genauer bestimmen; doch muß es schon vor 1109 geschehen sein, da Anselmus von Canterbury, der in diesem Jahre starb, ihn bereits erwähnt. Das Concil zu Toulouse 1229 nahm ihn unter die allgemein zu feiernden Festtage auf, und die evangelische Kirche hat ihn, weil er auf biblischem Grunde beruht, bei-

behalten. Das Evangelium des Tages ist Luc. 7, 36—50, die Salbung der Sünderin, und die Epistel Spr. 31, 10—31, die Schilderung eines tugendhaften Weibes.

Maria Magdalena ist eine Patronin reuiger Sünderinnen. Schon vor dem Jahre 1215 traten mehrere Sünderinnen, die wie sie Reue empfanden und auf Vergebung ihrer Sünden hofften, in Deutschland zu einem Orden zusammen, der auch im übrigen Europa, ja sogar in Indien Verbreitung fand. Sie nannten sich Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, in Frankreich Madelonetten, nahmen die Regel des h. Augustinus an, und theilten sich in mehrere durch Farbe der Kleidung und mannigfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen. Nach und nach wich jedoch der Orden von dieser Norm ab, nur gefallene Mädchen aufzunehmen, und die jetzigen Magdalenenstifte in der katholischen Kirche beschäftigen sich fast nur mit der Krankenpflege. Dagegen hat die evangelische Kirche in der neuern Zeit in England, Nordamerika, Deutschland 2c. zur Besserung gefallener Mädchen ähnliche Asyle unter gleichem Namen hervorgerufen. Die erste Gesellschaft dieser Art wurde 1758 in London vom Doctor Dodd gestiftet.

In der Kunst haben die Gemälde der büßenden Magdalena von Correggio, Guido Reni, Domenichino und Titian Berühmtheit erlangt. F. Arndt in Berlin.

---

33. Maria, die Mutter des Herrn.

15. August, Mariä Entschlafen.

Wenn das Bild der gesegneten, nach Gottes Rathschluß unter Tausenden erwählten Jungfrau vermöge einer Holdseligkeit, welche selbst der Mund des Engels anerkannte, begehren darf, den Lesern zur sinnenden Anschauung dargeboten zu werden: so hat die früher mitgetheilte Betrachtung über „die Verkündigung Mariä"[1]) einem so begründeten Anspruch schon genug gethan. Dagegen könnte es nicht ohne einen Schein des Rechts bezweifelt werden, ob ein eigentliches Lebensbild der holdseligen Mutter sich den übrigen Darstellungen dieser Sammlung passend anreihen würde. Sehen wir

---

[1]) Siehe oben S. 120 ff.

nemlich auch von dem Umstande ab, daß uns die Schrift mit einer auffallenden Beharrlichkeit alle die Aufschlüsse vorenthält, welche einen befriedigenden Ueberblick über ihr äußeres Leben bedingen: so scheint es in dem vorliegenden Falle auch hinsichtlich der inneren Geschichte an alle dem zu fehlen, was einem christlichen Lebensbilde seinen Reiz verleiht und unsere Theilnahme für dasselbe erweckt. Da beruht unser Gedächtniß entweder auf den Werken, welche die Rüstzeuge des Herrn in ihrem mehr oder minder umfassenden Berufe ausgeführt und dadurch ihren Beitrag zu dem Bau des Himmelreichs geleistet haben; oder wenn das nicht, so verfolgt der Blick bewundernd und anbetend die Wege der Weisheit, auf welchen die Gnade Gottes die Herzen gewann, sie zum Glauben erzog und für den Eingang in die Herrlichkeit zubereitete: aber nach beiden Richtungen hin scheint Maria's Leben der Betrachtung keinen reichen und dankbaren Stoff darzubieten. Zwar einen Beruf hatte auch sie empfangen, und wohl einen schönen, ehrenvollen Beruf. Das Kind, in welchem der Welt das Heil erschienen war, sollte sie pflegen, nähren, behüten und seinem Auge jedes Aergerniß entrücken: aber ehe denn das Himmelreich auf Erden in Erscheinung trat, da hatte sie dieß Amt bereits vollendet; in dessen wirkliche Geschichte war ihr besonderer Dienst mithin nicht wesentlich verwebt. Zwar der Züchtigung in der Gerechtigkeit, der Vollbereitung zum ewigen Leben war auch sie wie jedes andere Kind des sündhaften Geschlechts bedürftig, es galt für sie nicht minder wie für Alle anderen, hindurchzudringen durch die enge Pforte: aber besonderer Führungen, welche sie in die Kämpfe der Buße hätten leiten oder aus den Anfechtungen des Zweifels erledigen müssen, sind wir bei ihr von vorn ab nicht gewärtig; wir meinen, daß sie ungleich leichter, als irgend eine andere Seele in Israel, sich in die neuen Gotteswege habe finden können. Und doch ist eben hier der Punkt, welcher unser Auge fesselnd auf sich zieht. Sehen wir mit schärferem Blicke zu, so finden wir uns zu einer Theilnahme gedrängt, wie wir sie keinem Märtyrer schenken, und zu der Anbetung einer Gottesweisheit, wie wir sie nirgends anders in einem gleichen Strahle der Verklärung schauen. Wir fragen, wie Maria glauben lernte!

Verständen wir unter dem Glauben, zu welchem sie hindurchdringen sollte, nur überhaupt die Ueberzeugung von der göttlichen Gestalt des Herrn, so könnten wir freilich von keiner selbstver-

leugnenden Mühe reden, mit welcher sie ihn sich erringen und bewahren mußte. In diesem Sinne war er ihr geschenkt, ja aufgedrängt. Wer anders wußte es mit einer so zuversichtlichen Gewißheit, daß das Heilige, das sie geboren hatte, der Sohn des lebendigen Gottes sey; wer anders hatte in der Rückerinnerung an die unmittelbar erlebten Weihnachtswunder eine so siegreiche Kraft, die leisesten Anwandelungen des Zweifels schon im Entstehen zu ersticken! Was sie dem Engel auf seine Botschaft entgegnet, wovon ihr Lobgesang bei jedem frischen Griffe in die Saiten wiederklang: das stand als beständige Hut an der Pforte ihres Herzens, — der Boden unter ihren Füßen wäre ihr gesunken, wenn sie an diesem Glauben auch nur augenblicklich hätte können irre werden. War aber das ihr vorgestecktes Ziel, daß sie in Jesu ihren Herrn und Heiland fände, dessen Wort ihre Speise, dessen Vorbild ihre Regel war, der auch für sie sein Blut vergossen, auch ihr zu Gute der Pfleger der wahrhaftigen Hütte geworden, ja hingegangen war, um auch ihr die Stätte in dem Vaterhause zu bereiten: wohlan, den Glauben mußte sie sich unter Kämpfen, unter Seelenschmerzen erringen, wie sie in dieser Art, mit solchem Weh nie eine andere Brust ergriffen haben. Nicht sowohl darin war diese Schwierigkeit für sie begründet, daß sie den Herrn als armes schwaches Kind gesehen, und daß sich also auch an ihr vermöge ihres täglichen Verkehrs mit ihm die oft bewährte Erfahrung rechtfertigen konnte, „ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Hause und bei den Seinen“: sondern sie beruhte viel vollständiger auf demselben Umstande, welcher ihr sonst den Glauben wesentlich erleichterte, — auf ihrer mütterlichen Stellung zu dem Heiland aller Welt! Haften wir indeß nicht bloß an dem, was uns zunächst vor Augen tritt. „Geboren von dem Weibe und unter das Gesetz gethan“, hatte sich der Herr auch dem Gebote unterworfen, welches eine Ehrfurcht gegen seine Mutter von ihm forderte. Was uns von dem Knaben ausdrücklich erzählt wird, „und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth, und war ihnen unterthan“, das ragte ohne Zweifel — wenn auch vielleicht unter anderen Formen — noch in die Zeit seiner späteren Gemeinschaft mit der Maria hinein. Manches andere Gemüth hätte dadurch zu irrigen Schlüssen, zu falschen Uebergriffen verleitet werden können: sie hatte das Herz dazu, in dieser Unterwerfung ihres Kindes mit Leichtigkeit die freie Selbsterniedrigung des Sohnes Gottes zu erkennen. Nun aber wurde mehr von ihr

begehrt. Von der Stufe, zu welcher sie die Gnade erhoben hatte, sollte sie in Selbstverleugnung herabsteigen; sie sollte es vergessen, daß sie die Mutter des Erlösers war; dieß Leben sollte sie verlieren, um das wahre Leben einer Jüngerin des Herrn dafür zu finden. Gewiß ist es in allen Fällen eine harte Forderung, um des Herrn willen Vater und Mutter, Weib und Kind zu verlassen: aber für Maria spannte sich dieselbe bis zur allerhöchsten Spitze ihrer Herbigkeit und Schwierigkeit. Denn in ihrem Falle war es derselbe, welchen sie verlassen mußte, und wiederum derselbe, um dessetwillen sie das Opfer bringen sollte; verlassen sollte sie das Kind ihres Leibes, um an der Stelle des Verlassenen den Heiland zu gewinnen, an dessen Gnadenthrone wie für alle anderen Sünderinnen also auch für sie Barmherzigkeit zu finden war. Gewiß ist es unter allen Umständen ein bitteres Geschäft, die Güter der Natur gegen die Gaben der Gnade daranzugeben: aber für Maria war der Tausch mit einer unerhörten Bitterkeit verknüpft. Denn hier streifte die Natur so nahe an die Gnade, daß die Grenze zwischen beiden kaum recht festzuhalten ist; da war das natürliche Band so zart und rein, ja fast so seligmachend, daß die Beharrlichkeit und Zähigkeit des Widerstrebens — aufs Mildeste gesagt — erklärlich, wenn nicht geradezu verzeihlich war. Gleichwohl es mußte überwunden werden, sonst „hatte sie an Jesu keinen ewigen Theil." Und die Weise, wie sie jenen schönen Kampf des Glaubens stritt und endlich das Kleinod errang, — sie macht den wesentlichen Inhalt ihrer inneren Geschichte aus; es ist der goldene Faden, welchen wir verfolgen.

Zu hoch und schwer war die Aufgabe, die sich der Maria stellte, als daß sie aus sich selbst die Kraft zu deren Lösung hätte schöpfen können. Allerdings wir kennen ihre tiefe Herzensdemuth, „siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast"; und wir kennen ihren gläubig frommen Sinn, „o selig bist du, die du geglaubt hast": aber selbst die allerglücklichste Ausstattung des Gemüths machte hier die Hülfe von außen nicht entbehrlich. Von wannen mußte sie ihr kommen? Ob irdische Schicksale, vielleicht ein früher Tod des Mannes, welchem sie vertrauet war, und die dadurch bedingte Wittweneinsamkeit ihr Auge für das Eine Nothwendige mehr und mehr geschärft: wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß der Kreis, in welchem sie sich zu bewegen pflegte, ihr mehr zum Anstoß, als zur Förderung gereichen konnte. Denn

„auch die Brüder Jesu“ — so erzählt das Evangelium — „glaubten nicht an Ihn“; — aber freilich selbst aus einer günstigeren Umgebung würde ihr zu ihrer inneren Arbeit keine bessere Stärkung zugeflossen seyn, als dem großen Kämpfer in Gethsemane aus der Gemeinschaft mit den auserwählten Jüngern. Sie bedurfte der Seelsorge von oben her; die Kraft und Weisheit dessen mußte sich an ihr verherrlichen, der jedes guten Streiters Beistand ist. Sehen wir, wie das geschah! — Nicht leicht hat sich das Schriftwort von der Freude des Weibes, wenn sie den Menschen zur Welt geboren hat, an irgend einer Mutter herrlicher bewährt, als an der auserkorenen Jungfrau selbst. Ihr eigener Mund strömte von der Fülle dieser Empfindung über: „von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder, denn der Herr hat große Dinge an mir gethan“. Und in dem Maße, als das Kind wuchs und zunahm an Alter und Weisheit, an Lieblichkeit vor Gott und den Menschen, gewann der Jubel ihres Herzens neuen Stoff und Halt. Die natürliche Theilnahme mag ihr diese unbefangene Mutterfreude gönnen: das hellere Auge erkennt die Gefahr, die ihr von hier aus drohete und ihr als ernstliche Versuchung nahe trat. Wie leicht konnte ihr die Unmittelbarkeit der Freude die wahren Aufgaben verdecken und sie zu dem Wahne verleiten, als hätte sie bereits was sie doch erst erringen sollte, als wäre Mutterseligkeit die wahre Seligkeit des gläubigen Gemüths! Und so hören wir denn schon jetzt, wo Menschen und Engelzungen sich zum Preise der ihr widerfahrenen Huld vereinigen und wo der volle Strom des Hochgefühls derselben ihre Brust durchwogt, ein Warnungswort vom Himmel her herniedertönen. Sie erscheint das Kind auf ihren Armen vor dem Herrn in seinem Heiligthume; sie will das Opfer ihres Danks bezahlen und die wahre Weihe ihrer Freude heimnehmen. Und ein Greis, welcher bis zum Rande des Grabes auf den Trost Israels geharrt hatte, war aus Anregen des Geistes in den Tempel gekommen. Segnend läßt er seine Hände auf Maria's Haupte ruhen, aber in der Kraft des Geistes entbietet er ihr zugleich das Wort: „es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen.“ Allerdings tritt uns im Lichte dieser Weissagung sofort das Bild der „thränenreichen Mutter“, da sie an dem Fuße des Kreuzes stand, vor Augen: aber schwerlich geht in diesen bloßen Blick auf Golgatha der wahre Sinn der Geistesworte auf. Nicht den Eindruck bringen sie hervor, als würde dereinst ein harter Schlag ur-

plötzlich und zermalmend herniederfahren, sondern sie deuten viel vollständiger einen Schmerz und Kampf, der schon von dieser Stunde ab beginnen sollte. Der Apostel redet später von dem zweischneidigen Schwerdte, welches durchdringe, bis daß es scheide Seele und Geist, auch Mark und Bein, und richte die verborgenen Gedanken des Herzens: nach seiner Regel denken wir in diesem Falle an ein Schwerdt, welches alle mütterliche Wonne in der heiligen Freude an den Heiland Gottes sollte untergehn, ja sterben lassen. Maria behielt die Worte, die Symeon zu ihr geredet hatte, und bewegte sie in ihrem Herzen, wohl ohne sie noch völlig zu verstehn: es schlug die Stunde, da der Keim des Saamenkorns zum Durchbruch kam. „Da Jesus zwölf Jahre alt war, gingen seine Eltern mit ihm hinauf gen Jerusalem nach der Gewohnheit der Ostern." Wir kennen den Verlauf des Festbesuchs. Die Mutter suchte das verlorene Kind; sie fand es in demselben Tempel, in welchem ihr das Wort vom Schwerdt geweissagt war. Und eben hier erlitt sie dessen ersten schneidend scharfen Streich. Gewiß ruht ein jedes Auge mit unbedingtem Wohlgefallen, um nicht zu sagen mit inniger Rührung auf der Erscheinung des Knaben, und nicht Worte genug kann man finden, um die Herrlichkeit seiner Antwort, „was ist es, daß ihr mich gesucht habt? wußtet ihr nicht, daß ich seyn muß in dem, das meines Vaters ist?" nach allen Seiten hin in's rechte Licht zu stellen. Aber Eine Seele wurde dadurch nicht erbaut. Mit Entsetzen sieht ihn Maria mitten unter den Lehrern sitzen, ja seine rechtfertigende Frage steigert ihr anfängliches Befremden zu einer ungleich schmerzlicheren Empfindung. Da achtet der Knabe kaum auf die eintretende Mutter, die Unterbrechung ist ihm beinahe ungelegen; er macht keine Miene, ihr entgegen zu eilen, das aufgeregte Gemüth zu begütigen und eine Freude über die Wiedervereinigung zu äußern; er scheint so kalt, er thut wie fremd! Kann einer Mutter, welche ihr Kind mit ungetheiltem Herzen umfaßt, schon überhaupt die Entdeckung nicht wohlthuend seyn, daß es noch von andern Empfindungen erfüllt sey, als von der Zuneigung zu ihr, daß es von einem anderen Verlangen getrieben werde, als von der Sehnsucht nach Gemeinschaft mit ihr, daß eine höhere Liebe seine Kindesliebe in den Sieg beschloß: wie empfindlich mußte sie vollends das schneidende und scheidende Wort aus seinem Munde berühren, „in dem muß ich seyn, das meines Vaters ist"! Da mischt sich das Salz eines Ernstes in ihr Verhältniß zu ihm, von

welchem sie zuvor noch nichts verspürt, und es zeigt sich ihrem Auge eine Kluft, die ihr das Kind — wir sagen nicht aus dem Auge oder aus dem Herzen rückt, aber um so vollständiger der Unbefangenheit und Unmittelbarkeit der bisherigen Gemeinschaft entzieht. In dem Augenblicke, wo sie den schmerzlich Gesuchten äußerlich gefunden hat, verliert sie ihn in einem tieferen Verstande; aber auch die Ahnung dämmert in ihr auf, daß vermöge einer neuen Herzensstellung zu dem Sohne ein reichlicher Ersatz für den erlittenen Verlust zu finden sey. „Und Maria behielt alle diese Worte in ihrem Herzen." Nein, sie ließen sich nicht leicht vergessen, selbst die Welle des bewegtesten Lebens hätte sie nicht verwischen können: und so bleiben sie bei ihr als eine gute Beilage, damit sie die köstliche Perle jener höheren Gemeinschaft mit Jesu in unverdrossenem Eifer suchte und — wie kostbar der Preis derselben immer war, erstände! Aber fällen wir jetzt ein richtiges Urtheil. Als der Herr sein Prophetenthum begann, als er umherziehend in Israel mächtige Thaten vollbrachte, Schulden erließ und Sünden vergab, Worte der Kraft und des ewigen Lebens redete: da stellte er sich auf eine Höhe, zu welcher jedes aufrichtige Gemüth in tiefster Herzensehrfurcht aufsehen mußte; — wir könnten fragen, ob nicht vor Allen andern „die demüthige Magd" dazu befähigt war. Schon recht; nur Eine Gefahr dürfen wir nicht übersehen, die gerade ihr vorhanden kam! Die Geschichte der Schrift schildert sie selbst. „Und es begab sich, da Jesus eine Rede vollendet hatte, erhob ein Weib im Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, welche du gesogen hast." Konnten solche Empfindungen ein theilnehmendes fremdes Gemüth durchgehen; wie hätte sich nicht Maria's eigene Brust in der Kraft des Gedankens heben mögen: Dieser viel und allgemein Bewunderte, auf welchen Aller Augen sehen, mit seinen holdseligen Lippen, mit seinem mächtigen Arme, — er ist **mein Sohn**! Der **natürliche Mutterstolz** war die Klippe, an der ihr Glaubensschifflein schon im Anfang seines Laufes hätte scheitern können. Fühlte sie sich bei den Regungen desselben bis zum Himmel erhoben: so mußte sie durchaus von dieser Höhe herniedersteigen, denn dort war kein Gedeihen für die Pflanze ihres Glaubens zu erwarten. Aber wie treu hat ihr der Herr geholfen, diesen Niedergang der Demuth zu vollziehen! Was er jenem Weibe entgegnete, „ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren": dasselbe ist die Regel, die er

auch an ihr befolgt, — und seine Arbeit blieb nicht ohne Frucht. Geschah es nur selten, daß er während seiner öffentlichen Wirksamkeit mit seiner Mutter in Berührung trat, so war auch das berechnet und bedacht; aber diese wenigen Begegnungen, wie sie uns das Evangelium erzählt, — von welcher Weisheit tragen sie das Zeugniß in sich selbst! Dem natürlichen Gefühle mögen seine Worte hart und strenge lauten, aber „sie haben ausgerichtet was ihm gefiel, und es ist ihnen gelungen, wozu er sie sendete." Auf der Hochzeit zu Cana finden wir den Sohn und die Mutter. Sie spricht zu ihm: sie haben nicht Wein. Und er antwortet: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? meine Stunde ist noch nicht gekommen! Lassen wir es unentschieden, ob Maria hier ihre Mutterrechte zu einer leisen Bitte geltend macht, oder ob sie ohne eigentliche Absicht nur überhaupt die eingetretene Verlegenheit berührt: darüber kann kein Zweifel seyn, der Heiland scheidet sich von ihr, — nicht minder scharf, wie später von dem Jünger, welchem er gebietet, hinter ihm zu gehen; Er sey von oben her, sie von unten her; Er meine was göttlich, sie was menschlich ist; Seine Gedanken seyen nicht ihre Gedanken und Seine Wege nicht ihre Wege. Aber auch das steht fest: indem sie zu den Dienern spricht: „was Er euch sagt, das thut", so fügt sie sich vor Allem selbst in diese ihr gewiesenen Schranken und sie bescheidet sich in wahrer Herzensdemuth. „Und es begab sich, als Er lehrete, da kam seine Mutter und seine Brüder und standen draußen und ließen ihn rufen. Er aber antwortete ihnen und sprach: meine Mutter und Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und thun." Wir ahnen es in theilnehmendem Mitgefühle, wie tief dieß scharfe Wort in ihre Seele schnitt. Da stellt sie der Herr mit allen anderen Gliedern seines Volks auf eine und dieselbe Stufe, ohne ihr irgend welche besonderen Ansprüche einzuräumen; er will auch sie nach jenem Einen Maßstab messen, der allen wahren Werth erprobt; und befand es sich, daß andere Herzen inniger als sie das Wort der Wahrheit liebten und bewahrten: so war ein rücksichtsloses: „Weiche diesen!" ihr gewisses Theil. Das hieß, den Stolz der Mutter brechen, ja die Axt an dessen Wurzel legen. Aber wollen wir uns von ihr das Bild gestalten, daß sie sich etwa tief gekränkt, eine Thräne des Unmuths im Auge, vielleicht bedauert von dem umherstehenden Volke zurückgezogen habe? Setzen wir eine solche fleischliche Empfindlichkeit nicht mehr bei ihr voraus; wir haben alle Ursache zu

der Annahme, daß sie ungeachtet ihres Wehs gleichwohl in einem neuen und gewisseren Geiste das alte Wort in ihrem Herzen sprach: siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du willst! — So dürfen wir sie denn wohlvorbereitet nennen, den Rest des Kelches, welcher ihr beschieden war, zu leeren. „Es stand aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter." Aber nicht das können wir als die Bitterkeit dieser letzten Tropfen erachten, was uns zunächst unfehlbar in Gedanken kommt. In dem gerechten Mutterschmerze der Maria sehen wir vielmehr die letzte und höchste Gefahr, die es zu vermeiden galt. Gemessen nach dem Maßstab der natürlichen Empfindung war allerdings ihr Schmerz gerecht; denn der Tod entriß ihr ihren „ersten" Sohn — und sie war eine Wittwe; und welch' ein Tod — der Tod der Missethäter! Aber hätte sie diesen Gedanken ausschließlich nachgehangen, wären das ihre Charfreitagsgefühle geblieben: so wäre der glimmende Docht ihres Glaubens unausbleiblich verlöscht und um die wahre Hoffnung wäre sie gekommen. Nein, nicht das war das Schwerdt, von welchem Symeon zu ihr geredet hatte. Sondern hier unter dem Kreuze sollte sie es im tiefsten Sinne und im ganzen Umfange verlernen und vergessen, daß der Zerschlagene und Sterbende der Sohn ihres Leibes sey; hier lernen, daß er als das Lamm Gottes auch ihre Sünde trage, auf daß sie in dem Glaubensblick auf den Versühner Vergebung und das ewige Leben fände. Auch darin war der Herr ihr treuer Helfer. „Da nun Jesus seine Mutter sahe, und den Jünger dabei stehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn!" Wir wehren es Niemanden, hier von einer rührenden Trennungsscene zu reden; selbst das räumen wir bereitwillig ein, daß dem gebeugten Weibe in ihrem überströmenden Schmerze ein Ersatz verliehen werde, wie er nur immer auf Erden möglich war: daß man aber darüber nicht den wesentlichen Inhalt dieses Abschiedswortes versäume! Spricht der Herr: das ist dein Sohn, — so erklärt er ihr unumwunden, er sey es selbst hinfort nicht mehr. Und so entläßt er sie aus ihrer mütterlichen Stellung. „Geboren von dem Weibe und unter das Gesetz gethan": das Beides hat der Apostel unzertrennlich mit einander verbunden, eins steht und fällt mit dem andern. Als Jesus mithin den Fluch des Gesetzes erduldete, so daß es fürder keinen Theil an ihm hatte: so war die Stunde gekommen, wo er auch das andere Band zerschnitt. Gleichsam befreit von demselben und

von seinem mannichfachen Zauber sollte die Maria nun gleich allen anderen sündhaften Töchtern Jerusalems auf den zu ihrer Seligkeit erhöhten Gottessohn emporsehn. Sie starb unter dem letzten Streiche des geweissagten Schwerdtes; aber weil sie durch Jesum gestorben war: so hatte sie den Anspruch auf die österliche Freude. Ihr Ostern war das selige Erwachen zu dem Leben einer gläubigen Jüngerin des Herrn.

Der einzige Blick, welchen uns die heilige Geschichte in den noch übrigen Theil ihrer irdischen Tagesstunden verstattet, zeigt die Maria als ein schlichtes Mitglied der Gemeinde Jesu Christi. „Die Jünger alle waren einmüthig bei einander mit Beten und Flehen, sammt den Weibern und Maria, der Mutter Jesu." Zu dieser bescheidenen Stelle war sie herabgestiegen, — sagen wir vielmehr emporgelangt. Daß sich ihr Bild im ganzen Umfange der Ostergeschichte dem suchenden Auge entzieht: das befremdet uns nicht. Aber wir finden den Grund nicht in der Größe eines Schmerzes, dem die tiefste Einsamkeit Bedürfniß war, sondern er liegt in der Treue der Seelsorge zu Tage, die der Herr noch jetzt an ihr bewährte. Mit Absicht hat der Auferstandene sie vermieden. In einer viel strengeren Weise würde er ihr haben wehren müssen, „rühre mich nicht an!" als wie er jene andere Maria von sich wies; — sie sollte nicht gestört werden in dem Aufgang zu der Höhe, welche der Apostel erreicht zu haben versichert und welche für sie viel schwerer zu erklimmen war, als für irgend ein anderes Gemüth: und ob ich Jesum gekannt habe nach dem Fleische, so kenne ich ihn nun nicht mehr! Bis zu einem gewissen Grade sind wir es im Stande, uns eine Vorstellung von ihrem Leben im Schooße der erblühenden Gemeinde zu gestalten, — und in der That nicht bloß in Kraft der Phantasie! Es ist Niemand, so verheißt der Herr, der um meinetwillen sein Kind verläßt, welcher es nicht in dieser Zeit hundertfältig wiederfände. Maria, die ihr Kind um ihres Heilandes willen verlassen hatte, wird jenen hundertfältigen Ersatz unter den Gotteskindern gewonnen haben, welche das Kreuz des Erlösers gesammelt hatte und vereinigt hielt. Einen Sohn hat sie insonderheit gefunden. Siehe, das ist deine Mutter: so sprach der Gekreuzigte zu Johannes. „Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich." Was später ein Apostel an die ihm äußerlich noch fremde Römische Gemeinde schreibt, „mich verlangt, euch zu sehen, auf daß ich euch mittheile etwas geistlicher

Gabe, euch zu stärken, das ist, daß ich sammt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben, den wir unter einander haben": das wird der Inhalt der besonderen Gemeinschaft gewesen seyn, welche diese Mutter und dieser Sohn im Herrn gepflogen haben. Wie lange sie währte, wie lange überhaupt Maria noch in dem irdischen Canaan weilte: wir wissen es nicht; das aber glauben wir, als ihre Todesstunde schlug, da ist die demüthige Magd des Herrn in Frieden dahingefahren, denn im tiefsten und umfassendsten Verstande hatten ihre Augen den Heiland Gottes geschaut. Reden manche Christen von einer Himmelfahrt der Maria: in Einem Sinne vermögen auch wir uns mit diesem Gedanken zu befreunden. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten; und ob ich auch hingehe, will ich doch wieder kommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyet, wo ich bin." Auch Maria hat er heimgeholt in seines Vaters Haus! Und wiederum, sehen manche Christen im Geiste eine Krone auf ihrem Haupte: in Einem Sinne, aber freilich nur in diesem Einen, spricht auch unsere Kirche dazu ihren Beifall aus. „Hinfort ist mir beigelegt", so sagt der Apostel, „die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter, geben wird an jenem Tage, nicht aber mir allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben." Allen, die seine Erscheinung lieb haben —: in diesem Kreise hat Maria ihren sicheren Platz! Als sie zur Mutter des Herrn war erwählet worden, da griff sie in die Harfe und sang: Er stößt die Gewaltigen vom Stuhle und erhöht die Niedrigen. Jetzt hat sie das Ende ihres Glaubens davongetragen, jetzt die Gnade, welche den Demüthigen verheißen ist, in ihrer letzten, höchsten Entfaltung erlangt, — und diese Krone wird ihr Niemand nehmen.

F. L. Steinmeyer in Berlin.

Der Pfingstkreis und die obere Gemeinde.

---

34. Die Ausgießung des heiligen Geistes.

Pfingstsonntag.

Der Pfingsttag war für Israel angebrochen, das Erndtefest begonnen. Die Straßen Jerusalems waren nicht einsam. „Juden und Judengenossen" aus allen Ländern durchwogten sie. Freude erfüllte die Stadt. Wie zuvor der Beginn der Erndte geheiligt worden war durch Darbringung der Erstlingsgarbe, so wurde nun der Genuß der Gabe Gottes, ehe er begann, geheiligt durch Darbringung der beiden Erstlingsbrode. Aber auch sie waren doch nur ein Schattenriß des Zukünftigen.

Kaum war die dritte Stunde am Tage (Apgsch. 2, 15), nach unserer Rechnung Morgens 9 Uhr, die erste Gebetsstunde, herangekommen; da wurde dem neuen geistlichen Israel auch ein Erndtefest bereitet, nur ein höheres, auch eine Erndtefreude bescheert, nur eine seligere. Das Wort des Herrn (Joh. 12, 24) wurde erfüllt: „es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte." Das edle Samenkorn war nicht blos erstorben, es war auch aufgegangen und reiche Früchte stellen sich dar. Das neue dem Tode abgerungene Leben geht von dem erhöhten Herrn auf die Seinen über. Der Erstling aus den Todten spendet die Erstlinge des Geistes. Wohl war die ganze Zeit, in welcher der Herr auf Erden wandelte, für die Seinen eine große köstliche Erndtezeit, in der sie sammelten, wo sie nicht gesäet hatten. Sie haben genommen aus seiner Fülle Gnade um Gnade; sie haben seine Worte empfangen, wie sie sind Geist und Leben; je völliger sie an ihn glaubten, desto mehr sie von ihm empfingen. Ihre Lehrzeit war eine ununterbrochene Erndtezeit. Seinen Abschluß aber empfing das Alles, als sich die letzte Verheißung erfüllte und sie angethan wurden mit der Kraft aus der Höhe. Was sie hernachmals erlebten, erfuhren, ist

nichts als die Entfaltung der Fülle, die sich ihnen am Pfingsttage erschlossen. Das Heilswerk wird, wie zuvor für sie, so jetzt in ihnen vollbracht. Die Heilsbereitung kommt zu ihrem Ziel. Pfingsten ist das Fest der Vollendung.

Und doch begehen wir mit der Ausgießung des heiligen Geistes auch einen neuen Anfang. Die Zeit der Heilsgründung endet; aber die Zeit der Kirche bricht an. Es handelt sich nicht blos um eine Ausrüstung der Apostel; es handelt sich um eine Geisteserfüllung für alle, die gläubig geworden waren. Hier zeigt es sich, wie aus dem Haupte der Gemeinde zusammengefüget wird der ganze Leib der Gemeinde. Ein unsichtbarer, aber belebender Geistesstrom ergießt sich durch alle Glieder der Gemeinde zu deren Einigung und Selbsterbauung. Die Kräfte der jenseitigen Welt fangen an sich zu regen und sie üben eine überwältigende Anziehungskraft auf Andere aus. Bei dreitausend Seelen werden schon am Pfingsttag hinzugethan zu der Gemeinde. Das Wort der Jünger wird bekräftigt durch mitfolgende Zeichen. Die Kirche Gottes beginnt ihren Gang durch die Welt, und dieser ist zugleich ein Gang zu ihrem Haupte. Mit Seilen der Liebe wird sie zu ihm gezogen, bis sie in der triumphirenden Gemeinde endet. So weisen die Anfänge am Pfingsttag auf den herrlichen Ausgang hin. Die „letzten Tage“, die letzte Periode der Heilsgeschichte, haben ihren Anfang genommen. Was mit dem Pfingsttag begonnen ist, wird mit dem jüngsten Tage vollendet. Was zwischen inne liegt, ist nichts als die Fortführung, die Verbreitung dessen, was am Pfingsttag geschehen ist. Darum ist dieser der große Wendepunkt der Heilsgeschichte. Alles, was ihm vorausgeht, kommt in ihm zum Ziel; Alles, was nachfolgt, spiegelt sich sinnbildlich, urbildlich in ihm ab. Um so bedeutsamer ist die Art, wie die Pfingstthatsache geschehen. Welche ist es? —

Es ist nicht die erste Geistesmittheilung, von der wir hier hören. Schon im Alten Bunde war der heilige Geist wirksam. Der Psalmist bittet: nimm deinen heiligen Geist nicht von mir (Ps. 51, 13). Die heiligen Männer Gottes redeten getrieben von dem heiligen Geist (2 Petr. 1, 21). Das Vorhandensein des heiligen Geistes in der Mitte Israels war dessen Prärogative (Jes. 63, 11). Aber dennoch weist das Alte Testament auch in dieser Beziehung über sich hinaus. Die völlige Ausgießung des heiligen Geistes gehört in ihm zu den Zeichen der letzten Tage (Joel 3, 1 ff.) und die Pfingstausgießung sieht auch Petrus an als die Erfüllung dieser

Verheißung (Apgsch. 2, 16 ff.). Mit der Erscheinung Jesu beginnt auch die neue Zeit des Geistes. Von Christo aus strömt er auf die Gemeinde über und erweist sich als umgestaltende Macht für die ganze Menschheit. Das war so neu, so groß, daß dagegen alles, was zuvor durch ihn geschehen, nicht in Betracht kommt. Daher Johannes sagen kann: „der heilige Geist war noch nicht da, denn Jesus war noch nicht verkläret (Joh. 7, 39)."

Dieser Zusatz: „Jesus war noch nicht verkläret" — weist zugleich auf ein Anderes hin. An die Verherrlichung Christi ist die Ausgießung des heiligen Geistes gebunden. Erst muß die Sünde getilgt, die Scheidewand zwischen Gott und Mensch beseitigt, der Zugang zu Gott eröffnet sein. Ehe Gott den Geist geben kann in ganzer Fülle, muß die Sündenvergebung bewirkt sein in ihrem ganzen Umfang. In der Thatsache der Versöhnung begründet es sich, daß der Geist Gottes nach seiner Einwirkung auf die Menschen, seiner Einwohnung in den Menschen sich frei entfalten kann. Daher geht die Mittheilung desselben dem Tode Christi nicht voran, sondern folgt ihm nach. Es ist der verklärte Erlöser, der ihn seinen Gläubigen spendet.

Der Ausgießung am Pfingsttag geht aber schon eine Mittheilung des Geistes an die Apostel voran. Es war bei einer Erscheinung des Auferstandenen, daß dieser, nachdem er gesagt hatte: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch", sie anblies und sprach: „nehmet hin den heiligen Geist; welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten (Joh. 20, 21 ff.)". Es ist das mehr als ein symbolisches Versprechen, mehr als eine bloße Prophetie auf den Pfingsttag; es ist eine wirkliche Geistesspende. Und sie hat eine doppelte Beziehung. Das Anhauchen weist zurück auf 1 Mose 2, 7. wo Gott dem ersten Menschen den lebendigen Odem einblies: die geistliche Schöpfung wird symbolisch in Beziehung gesetzt zu der ersten Schöpfung, die neue Menschheit in ihren Erstlingen zu der alten Menschheit in ihren Anfängen. Andererseits aber weist dieser Vorgang auch in die Zukunft. Was dort der gegenwärtig sichtbare Christus thut, das thut am Pfingsttag der erhöhte, der unsichtbare, weil er, wie Alles, so auch die Geistesausgießung „im Vorspiel schon während seines Weilens auf der Erde" thut, damit man erkenne, daß er es ist, der es thut. Ueberdies setzt die Eine Geisteswirkung immer die andere voraus. Jede steigert

die Empfänglichkeit für eine neue Geistesgabe. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Und was die Jünger dort empfingen mit Beziehung auf ihre besondere Stellung, das empfingen sie am Pfingsttag in Gemeinschaft mit allen Gläubigen. Handelt es sich dort um die Ausrüstung für ihren Beruf, so handelt es sich hier um die Ausrüstung der Kirche.

Die Pfingstausgießung reicht nehmlich über den engeren Jüngerkreis hinaus. Die Worte: „sie waren alle einmüthig bei einander" beziehen sich gewiß auf die bei der Erwählung eines zwölften Apostels zuvor (Apgsch. 1, 15) genannte Jüngerzahl. Wir haben uns die Schaar jener 120 versammelt zu denken; vielleicht selbst, daß noch andere Jünger, namentlich aus Galiläa, während der Festzeit sich ihnen zugesellt haben. Wo sie versammelt waren, wissen wir nicht. Man hat namentlich mit Rücksicht darauf, daß es die Zeit der ersten Gebetsstunde war, angenommen, daß das Haus, wo die Jünger saßen, zum Tempel gehörte. Und in der That hat der Gedanke, daß „die feierliche Inauguration der Kirche im Heiligthum des Alten Bundes" stattgefunden habe, etwas Ansprechendes. Aber dennoch ist die Annahme weder nothwendig noch zu einiger Gewißheit zu erheben. Kennen wir also auch nicht den Ort, so kennen wir doch die Stimmung der Jünger. „Einmüthig" waren sie bei einander. Es was dies die Einmüthigkeit des Lobens und Preisens, wozu die Himmelfahrt Jesu sie erweckt (Luc. 24, 52 f.), nicht minder die des Wartens und Betens, wozu sie die Verheißung des Herrn (Luc. 24, 49. Apgsch. 1, 8) veranlaßt hatte. Unvermittelt geschieht eben nichts im Reiche Gottes. Ohne Vorbereitung wirkt auch der Geist Gottes nicht. Nach dem Maaß der Empfänglichkeit, das er findet in dem Menschen, richtet sich die Wirksamkeit, die er üben kann auf den Menschen. Die Jünger nun lebten in der gesteigertsten Empfänglichkeit. Dies hindert aber nicht, daß die Wirkungen des Geistes schnell und unvermuthet an ihnen geschahen. Alle Gottes-Ereignisse, auch wo man sie erwartet, haben, wenn sie geschehen, etwas Ueberraschendes an sich. So ist es auch hier.

Das zeigen uns schon die äußeren Zeichen, die der Mittheilung des heiligen Geistes vorausgehen. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel herab, wie wenn ein gewaltiger Wind daherfährt, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen — das ist das Eine. Und es erschienen ihnen sich zertheilende Zungen wie von

Feuer und es setzte sich auf einen Jeglichen unter ihnen — das ist das Andere. Wir müssen auf eine natürliche Erklärung dieser Zeichen, welche Lucas sicher als Wunder angesehen wissen will, eben so verzichten, als wir anerkennen müssen, daß wir eine völlig klare Vorstellung von dem, was damit geschehen ist, nicht besitzen. Aber das erkennen wir aus der Eigenthümlichkeit dieser Zeichen, daß sie nicht blos geschehen sind, um den innerlichen Vorgang äußerlich wahrnehmbar zu machen, sondern daß sie die Art des Geistes und seines Wirkens sinnbildlich darstellen. Es ist als wollte der Herr an den Anfang der Kirche das Sinnbild stellen für die fortwährende Erfahrung der Kirche.

Bei der Taufe Jesu am Jordan sahe Johannes, daß der Geist herabfuhr wie eine Taube (Joh. 1, 32). Das war die Gestalt der friedlichen Einfalt. Hier, wo der Geist es mit sündigen Menschen zu thun hat, sind die Zeichen andere. Sie deuten auf seine Gewalt, mit der er sie erfaßt. Das Brausen wie eines gewaltigen Windes — das weist auf seine erschütternde und doch belebende Obmacht. Die zertheilten Zungen wie von Feuer — sie deuten auf seine verzehrende und doch entzündende Kraft.

In der That, der Geist Gottes gleicht bisweilen dem Sturmwind, der vor Elias Felsen zerriß und Berge erschütterte. Die Berge des natürlichen Hochmuths wirft er nieder, die Felsen der Selbstüberschätzung zerbricht er. Ehe er von dem Innersten eines Menschen Besitz ergreifen kann, muß gar Vieles dahin fallen. Es ist als wandelte man auf lauter Ruinen; aber aus den Ruinen erblüht neues Leben. Die Nebel, die sich vor das Geistesauge gelegt haben und der Erkenntniß des Göttlichen wehren, werden zertheilt. Die ganze Atmosphäre des Menschenlebens wird gereinigt von den aufsteigenden Dünsten, wie sie das Leben in Sünden mit sich bringt. Die Seele athmet freier in der Luft gottgefälligen Wandels. Auch in der Hitze der Anfechtung fühlt man eine Erfrischung und Erquickung, wie sie ein kühlender Hauch mit sich bringt. Ohne Bild: der Geist Gottes erschüttert, aber er belebt auch.

Und er verzehrt, aber er entzündet auch. Der Sündenschmerz, den er weckt, ist ja wie ein verzehrendes Feuer; die Taurigkeit, die Niemand gereut, schlägt mit ihren Flammen bis ins Innerste des Menschen. Aber es wird eben damit auch eine heilige Flamme auf dem innersten Lebensheerd entzündet und diese schlägt als eine rechte Opferflamme zu Gott empor. Eine Inbrunst des Glaubens, eine

Gluth liebender Hingabe an Gott, ein Feuereifer für sein Reich, wovon man zuvor nichts geahnt hat, bewegt die Seele. Und dieses Gottesfeuer, das in dem Menschen aufflammt, leuchtet auch aus ihm heraus. Entzündet von ihm, wie er ist, wirkt er zündend und weckend auf Andere ein.

So ist es mit dem Geist, wenn er in einem Menschenherzen Wohnung macht. Die Sinnbilder deuten auf die innere Wirklichkeit. Es ließen sich noch mehrere solcher Analogien nennen. Wie es Ein Feuer war und doch viele Zungen, so erweist der Geist sich in den mannichfachsten Gaben und Aeußerungen doch immer als einen und denselben. Wie es sich setzte auf einen Jeglichen unter ihnen, so wird auch jeder einzeln vom Geist erfaßt, gesalbt. Wie es Feuerzungen sind, die sich herniedersenken, so wird es immer zunächst das Wort sein, durch welches der Geist sich kundgiebt und mittheilt. Indeß nicht ins Einzelne wollen wir das Bild malen. Nur daran erinnern wir noch, daß, wie das Brausen vom Himmel herkam, so auch das Wunderfeuer aus der Höhe herniederstrebte. Es kam ja eben die „Kraft aus der Höhe" hernieder. War in der Himmelfahrt Christi die menschliche Natur mit erhoben zur Gottesherrlichkeit, so senkte sich am Pfingsttag der Gottesgeist herab in den Menschengeist. Pfingsten ist nur die Ergänzung der Himmelfahrt. —

Es ist bemerkenswerth, daß die eigentliche Pfingstthatsache in dem Bericht nur mit einem kurzen Wort angedeutet wird. Was da innerlich geschehen ist, entzieht sich eben der Wahrnehmung und Darstellung; es will erfahren sein. Aber auch das kurze Wort sagt genug. „Sie wurden alle voll des heiligen Geistes" (Apgsch. 2, 4); so heißt es. Freilich scheint damit auf den ersten Anblick nichts Neues geschehen zu sein. Heißt es doch schon von der Elisabeth und dem Zacharias, daß sie voll wurden des heiligen Geistes (Luc. 1, 41. 67). Im alten Testament selbst finden sich ähnliche Ausdrücke von Einzelnen (2 Mos. 31, 3 ff. 5 Mos. 34, 9). Allein die heilige Schrift liebt „auf allen Stufen der Entwickelung solche Ausdrücke, welche in ihrer vollen Eigenthümlichkeit lediglich der schließlichen Vollendung zugehören." Und überdies dient dort die Geisteserfüllung nur ganz besonderen Zwecken, z. B. dem psalmodischen; am Pfingsttag dagegen ist der Ausdruck im vollen Sinne des Worts zu nehmen. Der Völligkeit der Jünger-Bereitschaft für den Geist entspricht die Völligkeit ihrer Ausrüstung mit dem Geist.

„Sie wurden alle voll des heiligen Geistes." Also nicht blos berührt, getroffen hat er sie, sondern wirklich erfüllt, beseelt. Es handelt sich nicht blos um eine Geistes-Wirkung auf sie, sondern um seine Einwohnung in ihnen. Fortan gilt es von ihnen: die der Geist Gottes treibt, sind Gottes Kinder (Röm. 8, 14). Und wie sie in ihm das Zeugniß ihrer Kindschaft (Röm. 8, 16) besitzen, so haben sie in ihm das Unterpfand des ewigen Lebens. Ihre Lebensrichtung, ihr Grundcharakter ist fortan durch den Geist Gottes bestimmt. Seine Kräfte durchweben ihre Herzen, durchdringen ihr Personleben. Leben aus Gott verspüren sie, und zwar in quellender Fülle. Den Frieden mit Gott schmecken sie, und zwar in seiner Tiefe. Das Vermögen, den Trieb, für Gott Thaten zu thun, besitzen sie, und zwar in seiner ganzen Stärke. Haben sie bisher blos empfangen, so lernen sie nunmehr auch geben. Sie werden fähig Zeugen Christi zu sein und zwar in Erweisung des Geistes und der Kraft. Ströme lebendigen Wassers, wie es der Herr verheißen hat, rinnen fortan von ihnen. Sie stehen vor uns da als neue Menschen; und doch bleiben sie auch wieder dieselben. Der Geist Gottes hebt eben die natürliche Persönlichkeit nicht auf, er hebt sie nur über die bloße Natur hinaus. Er unterdrückt nicht die individuellen Naturgaben, er macht sie sich nur dienstbar und dadurch steigert er sie. Er vernichtet nicht die menschlichen Eigenthümlichkeiten, er verklärt sie nur. Daher zeigt er sich denn auch in Verschiedenen verschieden. Nicht Uniformität, nur Conformität ist es, was er wirkt. Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist. Und in einem Jeglichen erweisen sich die Gaben zum gemeinen Nutzen (1 Corinth. 12, 4 ff.). Aber der Beruf für das Reich Gottes, in den die Einzelnen gestellt sind, ist verschieden. Der Eine wird in die Stille gewiesen, dem Anderen eine große Wirksamkeit anvertraut. Darum haben denn auch unter denen, über welche der heilige Geist kam, die Apostel eine ganz andere Bedeutung gewonnen als die Uebrigen. Unter diesen sind Viele, deren Namen und Werke die Geschichte nicht aufbewahrt hat. Aber die Einen wie die Anderen lebten im Geist, wandelten in ihm, waren voll von ihm. Und bei Allen war die Geistesausgießung nichts Mechanisches, nichts Magisches. Wie ihnen die Voraussetzung nicht fehlt: die gesteigertste Empfänglichkeit, so ist auch nicht in jedem Sinn eine nachfolgende Entwickelung bei ihnen ausgeschlossen. Es bedurfte auch bei ihnen einer fortgehenden Aneignung, einer immer

allseitigeren Auswirkung der eingesenkten Geisteskräfte. Mit dem Leben im Geist wächst auch wieder die Empfänglichkeit für den Geist. Man lebt nicht in Gott, ohne immer von Neuem zu empfangen von Gott. Aber was war das fortan für ein himmlisches Sich-regen und -bewegen in diesen Erstlingen! Wie wurden sie erinnert an Alles, was der Herr gesagt (Joh. 14, 26)! Wie wurden sie geleitet in alle Wahrheit (Joh. 16, 13)! Wie wurde, ob auch ihr äußerer Mensch verweste, doch der innere von Tag zu Tag verneuert (2 Corinth. 4, 16)! Wie erfuhren sie es, daß der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit (1 Corinth. 2, 10)! Wie wurden sie zusammengeschlossen zur Einigkeit im Geist (Eph. 4, 3)! Ein neuer Lebensfrühling ist angebrochen in ihnen und — durch sie.

Wo der Geist wohnt in einem Menschen, da wirkt er auch durch den Menschen. Wir sehen dies sogleich an der ersten Gemeinde. Derselbe Geist, welcher sie gesammelt hat, sammelt durch sie Andere. Zuvor bereitete er das kommende Reich Gottes vor, jetzt breitet er das gestiftete Reich Gottes aus. Zuvor war sein Beruf Israel zu erziehen für das Heil, jetzt ist sein Beruf, zuzueignen das Heil allen Erlösten. Am Pfingsttag bereits beginnt diese Seite seines Waltens. Zeugniß dessen ist die erste Predigt Petri und ihr Erfolg. Und er wird nicht ruhen, bis der ganze Erdkreis dem Herrn zu Füßen liegt. Darauf deutet auch seine nächste Wirkung.

„Sie fingen an zu reden mit anderen Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen (Apgsch. 2, 4 ff.).“ Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Die Gnaden Gottes haben sie empfangen, die großen Thaten Gottes sprechen sie aus (Apgsch. 2, 11). Und die Art, wie dies geschieht, ist neu, ist wunderbar. Der Pfingstbericht läßt keinen Zweifel darüber, daß ein Reden in fremden Sprachen mit den „anderen Zungen“ gemeint ist. Juden, die in allerlei Volk zerstreut gewesen, aber jetzt nach Jerusalem zurückgekehrt sind, hören das Brausen, strömen herzu, vernehmen die Stimmen und „es hörte ein Jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten“. Fünfzehn Länder, aus denen Leute gegenwärtig waren, werden uns genannt. Nicht als hätte jeder der Jünger in mehreren Sprachen geredet, sondern der Eine redete in dieser, der Andere in jener, aber doch so, daß jeder der Zuhörer den Einen oder den Anderen in seiner Sprache reden hörte. Und doch, waren nicht

alle, die da redeten, aus Galiläa? Das Unbegreifliche des Vorgangs war es denn auch, was die Hörer bestürzt machte. Und das Dunkel ist nicht gelichtet bis auf den heutigen Tag. Selbst die scheinbarste Erklärung, welche das „Reden mit anderen Zungen" gleichstellt dem „Reden mit Zungen" (1 Corinth. Cap. 12. 14), genügt nicht. Gewiß, beides ist eine außerordentliche Gabe des Geistes, bei beidem wird nicht Menschen, sondern Gott geredet (1 Corinth. 14, 2). Aber bei dem Zungenreden ist das Dunkel der Sprache, bei dem Reden mit anderen Zungen gerade die Verständlichkeit das Wunderbare; jenes verstehen auch die Gläubigen nicht ohne Auslegung, bei diesem hören Fremdlinge ihre eigene Sprache. Wir vermögen den unbegreiflichen Vorgang nicht zu erklären; aber seine Bedeutung können wir begreifen.

Diese ist, daß im Anfang der Kirche zugleich deren Endziel vor Augen gestellt werden soll. Die Pfingstgemeinde, welche in so vielen Sprachen Gott preist, vergegenwärtigt die ganze Gemeinde des neuen Bundes, in welcher alle Völker in ihren verschiedenen Sprachen Gottes Ehre preisen und seinem Gesalbten lobsingen sollen. Das Sprachengericht zertheilte die Menschheit, ohne die Fähigkeit zur Wiedervereinigung derselben aufzuheben; die Sprachengabe stellt die Menschheit wieder als eine in Gott geeinte dar, ohne die Verschiedenheit aufzuheben. Und was hier vorbildlich geschehen, das wird dereinst noch seine herrliche Erfüllung finden. So gewiß die Zeit kommt, wo Eine Heerde unter dem Einen Hirten sein wird, wo alle Zungen bekennen werden, daß Jesus Christus der Herr sei, so gewiß kommt auch die Zeit, wo alle die vielgestaltigen Sprachen der Erde zu eben so viel Werkzeugen werden, die Großthaten Gottes auszusprechen. Schon wird das Evangelium in einer großen Anzahl von Sprachen verkündet, schon sind Theile der heiligen Schrift in die Mehrzahl der lebenden Sprachen übersetzt. Die Heilswahrheit hat eben die Fähigkeit, sich in jede Sprache zu fügen. Auch in das ärmste Gewand kleidet sie sich, ohne an ihrem Reichthum etwas Wesentliches einzubüßen. Und sie macht aus jeder Sprache eine neue Sprache; sie befruchtet dieselbe, verjüngt das Alternde, bereichert das Dürftige. Wo ein Volk wirklich zum Glauben kommt, da fängt es auch an „zu reden mit anderen Zungen, nachdem der Geist ihm giebt auszusprechen." Welch' eine heilige Harmonie wird es sein, wenn alle Sprachen das Wort vom Kreuze reden!

Dies aber setzt eine neue Menschheit voraus, wo Alle, ohne die Mannichfaltigkeit aufzuheben, „Einer in Christo" sind, Ein Gottesvolk, Ein königliches Geschlecht. So fern wir noch von diesem Ziele sein mögen, die Ausgießung des heiligen Geistes ist doch die Gewähr, daß dasselbe erreicht werden wird. Es geht einer großen Zukunft zu. Mit dem Eintritt der Kirche in die Welt hat auch begonnen ihr siegreicher Gang durch die Welt. Durch alle Lande wird der entfesselte Geistesquell noch seine Ströme entsenden. Mit einem Pfingsten hat die Geschichte der Kirche begonnen; mit einem allumfassenden Pfingsten wird sie auch enden! —

Brückner in Leipzig, jetzt in Berlin.

---

35. Die heilige Dreieinigkeit.

Sonntag Trinitatis.

Gleichwie der Tag Trinitatis den Schlüssel zum Verständniß des Kirchenjahres hergiebt, so erbauet sich aus den Elementen der göttlichen Thatsachen des Heiles in Christus die Wahrheit des dreieinigen Gottes und dienet wiederum der ganzen christlichen Glaubenslehre und Gottesverehrung zum Ausgangspunkte. Es widerspricht sich nicht, daß diese festliche namentliche Bezeichnung der Pfingst-Octave oder des zum Pfingstfeste nach alter Sitte mitgerechneten nächsten Sonntages zu den späteren kirchlichen Bestimmungen (14. Jahrh.) gehört und doch eine Hauptbestimmung für richtige Auffassung des Kirchenjahres abgeben soll, denn der Name könnte fehlen, und es bliebe dabei doch, daß bis zum vollendeten Pfingstfeste die Geschichte des Heils, soweit sie sich in dem Umlaufe zeitlicher Feier darstellt und wiederholt, noch unvollendet ist, und nunmehr eine Entfaltung des vollkommenen Inhalts der Gottesverehrung in Bezug auf Sein und Werden des christlichen Standes und der christlichen Gemeine beginnt, welche sich bis zur Feier der letzten Dinge oder der Heilsvollendung ausdehnt. Schon die frühere Sitte der Kirche und der Kirchengenossen, die Pfingst-Octave zu einem der vorzüglichsten Tauftage für die erwachsenen Täuflinge zu wählen, verursachte, daß sich zu dem Ende das Taufsymbolum an diesem Gemeinde-Tage auf das feierlichste hervorhob. Damit wurde derselbe gewissermaaßen zum Feste des christlichen Glaubens, also auch der heiligen Dreieinigkeit.

Indessen haben Jahrhunderte nachapostolischer Zeit dazu gehört, ehe sich das gemeinchristliche Bewußtsein und die kirchliche Erkenntniß über die Dreieinigkeit Gottes recht zu verständigen und zu einigen wußte. Nicht daß der einfache Ausdruck: Ich glaube an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, überhaupt wäre beanstandet oder aufgegeben worden; dergleichen Erscheinungen, wo sie vorgekommen, sind bedeutungslos vorübergegangen. Darüber aber, wie sich die Dreieinigkeit gegenüber den vorausgegangenen Religionsformen und der Philosophie, gegenüber dem Juden- und Heidenthume, verstehen, frei von Widerspruch behaupten, und dergestalt fassen ließe, daß weder ein Schein von Götterei, von All- oder Mehr-Götterei, noch ein Verlust am großen, praktischen Inhalt der Dreiheit für die Gottesverehrung sich ergäbe, hat nicht nur in allen Zeiten ein schwerer, peinlicher Widerstreit zwischen Verstand und Glauben, Auslegung und Auslegung entbrennen müssen, sondern auch die ganze Folgezeit der Wissenschaft und Bildung in der Christenheit hat immer wiederholte Spur von Neigung zu den überwundenen Standorten gezeigt. Im Gegentheil hat auch die Glaubenslehre nicht ruhen können, nachdem die Kirche des vierten Jahrhunderts schon den christlichen Glauben an Gott in die Form: Ein Wesen in drei Personen, gefaßt hatte, auf dieser Grundlage die Dreieinigkeit nach allen Seiten des Angriffs zu vertreten und nach Anleitung der Schrift immer tiefer und vollständiger zu begründen.

Man glaubt zwar die Eigenthümlichkeit des Christenthums schon voll zu bestimmen, wenn man dasselbe den Glauben an das Heil der Welt in Christus Jesus, oder den Glauben an Christus nennt, und es gehört heut zu Tage wieder zu den Anfangsgründen des Wissens vom Christenthume, zu erkennen, daß es an der Person, an dem Dasein und So-Sein seines Stifters die Religion hat, und nicht bloß durch äußere Beglaubigungen seines Zeugnisses irgend welche gültige Lehren von den göttlichen Dingen. Ist er nun die Religion, die Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen selber, und zwar ausschließlich, also auch in vollkommener Weise nach den Voraussetzungen der alttestamentlichen Offenbarungen und zur Erfüllung des Gesetzes und der Propheten, so fragt sich unter welchen Bedingungen er es sein und es zur erlösenden Mittheilung und Zueignung an die gesammte Menschheit werden kann? Die erste Bedingung ist, daß er die Offenbarung, das Ebenbild

Gottes in menschlichem Wesen selber sei, der Sohn der Eingeborne vom Vater sei, und die andere, daß er als solcher nicht nur den Geist ohne Maaßen vom Vater empfangen, sondern auch mit dem Geist des Vaters und des Sohnes diejenigen taufe, denen er durch sein Zeugniß in Rede und Werk, durch Leiden und Verklärung des Leidens das Herz dazu aufschließt oder den Glauben an seinen Namen erwecket. Bis dahin entwickelt nun sich auch das Zeugniß, welches Jesus als Christus von sich selber zeuget, in welchem eben alle seine Zeugnisse von göttlichen und menschlichen Dingen sich zusammenfassen, also bis dahin, daß indem wir die Gewißheit in ihm, und die Fähigkeit durch ihn erlangen Gott durch Gott zu erkennen und zu verehren, Gott aus Gott inne zu haben, zugleich zu der Erkenntniß gelangen, daß Gott sich selbst Gegenstand wird in dem Sohne, und also durch dessen Gottheit als heiliger und heiligender Geist die Gottesgemeinschaft in den Menschen wirkt. Der Glaube an Christus, in welchem des unsichtbaren Gottes Name, Gegenwart und Offenbarkeit ist, entwickelt sich zum Glauben an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Und das ist der wörtliche Schluß des Evangeliums nicht nur (nach Matth. 28, 19), sondern auch abgesehen davon das Resultat des ganzen Hergangs der evangelischen Offenbarung im geschichtlichen Leben des Erlösers, wie es sich in den drei Hauptfesten der Christenheit darstellt. Jesus zwar hat sich als Evangelist aus dem Himmel also verhalten und gestellet zu denen, die ihn hörten, daß er zu Anfang der Glaubensbildung nicht vorgreifen, sondern kraft seiner Zeugnisse in Wort und Leben sie abwarten, die Jünger und Hörer inne werden lassen wollte, wer er sei. Darum er auch, als endlich die Juden fragen, *wer bist du denn?* zunächst antwortet, fürs erste *der, der ich mit euch rede* (Joh. 8, 25), als wollte er sagen, nun ich bin ja doch keine Meinung, kein Schein, keine Lehre, sondern etwas Wirkliches und leibhaftigen Daseins, urtheilet nach dem, was ihr sehet, höret, gleichwie er auch den Jüngern Johannis des Täufers erwidert (Matth. 11). Denn ob er gleich von Anfang in Allem, was er bezeugte, von *sich* selbst zeugte (Joh. 8, 18) in Gewißheit, daß es am Zeugniß des Vaters nicht fehle, und im Bekenntniß der Auserwählten (Matth. 16, 16) auch des Abwartens Ziel erreicht; so hat er doch erst dem zunehmenden Unglauben der Juden gegenüber sein Selbstzeugniß im engeren Sinne zunehmend dahin abgelegt, daß er der Sohn des Menschen, weiter daß er der Sohn,

daß er der Christus sei. In jedem dieser Namen liegt ein in das einartige menschheitliche gefaßtes göttliche. Denn Seth der Sohn Adams, Isaak der erste Sohn der Verheißung, Salomo der erste Sohn des Königthums sind alle in ihrer Art eingeboren, einzig, aber auch alle nur Vorbilder auf den schlechthin Eingebornen Sohn des Menschen, und dieser kann, nicht wie die andern, welche zwar mitgeschaffen waren nach dem Bilde Gottes in Adam, aber auch von Adam her an der Sünde und Heilsbedürftigkeit theilhaben, nur durch das Fleischwerden des ewigen Bildes in die Welt als sein Eigenthum kommen, in dem sich der Vatergott ein Gegenstand wird. Daher denn Jesus Christus in seinem eigenthümlichen Selbst- und Weltbewußtsein, in dem Bewußtsein einer vollkommenen Gemeinschaft mit dem Vater zugleich das Bewußtsein eines ewigen Seins mit ihm, in ihm hegt, einer Coexistenz oder Inexistenz mit Gott und einer Präexistenz, eines vorweltlichen Seins in sich trägt und ausspricht (Joh. 3, 13. 8, 58. 17, 5. Matth. 11, 27. 22, 42).

Die Apostel aber haben ganz unabhängig von seinen Lehren oder einer sonstigen Lehrüberlieferung durch den Geist und Glauben, zunächst durch den Eindruck seines Persönlichen und also in originaler Weise — 1 Joh. 1, 1. was da von Anfang war, das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen ꝛc. — eine Erkenntniß gewonnen von der Person Christi, welche sie dann einfach oder weiter entwickelt mit Anschluß an alttestamentliche Vorstellungen aussprechen. Sie wiederholen nicht einmal (mit alleiniger Ausnahme des Stephanus A. G. 7, 56) den Namen Sohn des Menschen, mit dem er sich bezeichnet. Aber er war in göttlicher Gestalt und entäußerte sich Phil. 2. Sie legen ihm Namen und Verhältnisse bei, welche von Jehova hergenommen sind Phil. 2, 9—11. vergl. Jes. 52, 13. Offenb. 22, 13. vergl. Jes. 41, 4. 44, 6, er ist der Herr über Alles; sie leiten seine Ankunft aus dem Himmel ab 1 Cor. 15, 47, sie nennen ihn das Wort, das Leben, das vordem bei dem Vater war; sie beschreiben ihn häufig nach dem, was er nach dem Fleisch und nach dem, was er nach dem Geist, was er menschlich und was er gottheitlich sei Röm. 1, 3. 4. 9, 5. Col. 2, 9. und sind soweit entfernt zu glauben, daß der Vater Mensch geworden, daß sie vielmehr in demselben Augenblicke, wo sie der Vielgötterei das Einige Gotteswesen entgegensetzen 1 Cor. 8, 6. zugleich bekennen: Wir haben nur Einen Gott — den Vater, von welchem und Einen Herrn, durch welchen alle Dinge sind.

Und wenn nun auch der Apostel Paulus zu Anfang der Episteln im Namen des Vaters und des Herrn mit derselbigen Unterscheidung grüßt und Frieden anwünscht, gleich als ob eine dritte gottheitliche Ursachlichkeit des Heiles nicht wäre, so achtet er doch es bei den Johannes-Jüngern (A. G. 19, 2) für einen vollen Gottesglauben nicht, daß sie sagen müssen, wir haben auch nicht gehöret, ob ein heiliger Geist sei, und erfährt so, daß sie auch Jesum und die rechte Taufe noch nicht haben, denn niemand kann Jesum einen Herrn heißen, es sei ihm denn gültig durch den heiligen Geist geworden, der auch allein authentisch, was uns in Christo geschenkt sei, lehren könne (1 Cor. 12, 3. 2, 11—12). Und so läßt sich schon das erwarten, was in der That stattfindet, daß aus der Apostel voller ursprünglicher Glaubens- und Heilserfahrung auch in vollständiger Zusammenstellung (1 Cor. 12, 4—6. 2 Cor. 13, 13. 1 Petr. 1, 1.) vollständige, mit dem Schlußzeugnisse Jesu übereinstimmende und doch eigenthümliche Zeugnisse vom dreieinigen Gotte hervorgegangen sind.

Schon daraus kann erhellen, daß nicht etwa die Apostel oder die älteste Kirche zum Christenthume oder zur Verherrlichung Christi morgenländische Gotteslehren dem Glauben an ihn hinzugethan haben, woraus sich dann von selbst eine Dreieinigkeit ergeben hätte, wie dieß etwa altes oder neues Judenthum vorgiebt, wenn es die christliche Lehre und Jesum selbst als Märtyrer eines reineren vergeistigten mosaischen Glaubens anerkennen will. Vielmehr findet sich eben in den einzig gültigen Voraussetzungen des N. T. nämlich im prophetischen Testamente nicht nur die Offenbarung Gottes im Messias sondern auch mit und in ihm die Offenbarung des Dreieinigen angebahnet. Das A. T. ist nicht bloß dadurch, daß es den übernatürlichen Gott, den allmächtigen weisen Schöpfer und Erhalter, den heiligen Gesetzgeber und Stifter offenbart und das Heidenthum überwindet, wahre Religion zur Begründung des N. T., sondern bahnt auch bewußter und ausdrücklicher Weise den Weg zu weiterer vollkommener Offenbarung, theils dadurch daß es überhaupt von Wirkungen und Offenbarungsweisen Jehovas Zeugniß giebt, die in Bezug auf vollkommenen Umfang und vollkommene Art auf die Zukunft deuten, wie die Begriffe vom Worte Gottes und Geiste Gottes in ihrer Unterscheidung und in ihrer Einheit, theils dadurch, daß es mit einem persönlichen Erlöser Elemente vereinigter Gottheit und Menschheit zusammenschaut. Es weiset allerdings auf

der einen Seite auf einen auserwählten Knecht hin, der ganz aufgeht in mittlerische Gottesverehrung (Jes. 53. u. a.), anderwärts aber auf eine vollkommene Theophanie oder Gottes-Erscheinung (Jes. 60. u. a.), Linien der Weissagung, welche in dem Testamente der Erfüllung in Einen Punkt zusammenfallen. Ja, diese Erfüllung selbst, nämlich Gottmenschlichkeit des Messias hat schon hin und wieder Vorandeutung, wie Mich. 5, 1. Jes. 9, 6. 2 Sam. 7, 19. Die ältesten jüdischen Theologen, Verfasser der Lehrbücher unter den Apokryphen (B. d. Weisheit, Sirach, Baruch), sind auch dann, wann sie von ausländischen Lehren angeregt waren, doch ganz erkennbar durch Betrachtung der Offenbarungswege des A. T. zur Beschreibung jener Weisheit gelangt, in welcher sich Gott Gegenstand wird, die sein Abglanz ist, durch welche er Schöpfer, Erhalter, Regent, Offenbarer und Erlöser wird.

Allein die weitere Frage ist doch immer gewesen, ob, wenn allerdings der Offenbarung wegen eine gewisse Dreieinigkeit bestehe, nämlich des Gottes, der sich durch sein Wort in der Geschichte durch den Sohn, und für das Bewußtsein durch den Geist offenbare und zum Heile wirksam erweise — ob er denn deshalb auch in seinem Wesen dreieinig sein könne, und dem Herrn, dem menschgewordenen Wort, und dem Geist eine gleiche gottheitliche Persönlichkeit wie dem Vater zukomme. So unterscheidet man denn eine Dreieinigkeit der Offenbarung und des Wesens. Die ganze Kirche aber bekennet: wie er sich offenbaret, so ist er. Unverzagt hat sie sich zu einer ewigen Zeugung des Sohnes vom Vater und zu einem ewigen Ausgang des Geistes von beiden bekannt, nur daß die Griechische Kirche allein den Ausgang des Geistes vom Vater lehrt. Die Hauptreformatoren schon, vornehmlich Luther und Calvin, haben nicht etwa nur die alten Begriffe müßig angenommen, wie es etwa bei bloßem Einblick in die Bekenntnißschriften der Evangelischen Kirche scheinen könnte, sondern sie mit großer Selbstständigkeit und großem Nachdruck mittels besonderer Schriften als Bibel-Ausleger bestärkt. Die Theologie hat in ihrer Fortschreitung und Nachfolge zeither daran manches zu berichtigen gehabt, aber hin und wieder noch breiteren und tieferen Grund der heil. Schrift dafür aufgebracht.

Ein neuer Blick in die Schrift lehrt uns, daß wir nicht allein in den Thatsachen der Erlösung, sondern auch in den Thatsachen der Schöpfung schon das Verhältniß Gottes zu Gott, Gottes aus

Gott zu erkennen und zu verehren haben. Denn dieselbe gottheitliche Mittelursache, das ewige Wort, der Sohn, der Herr, Christus, durch welche die Erlösung (die Reinigung der Sünde Hebr. 1, 3.) geschieht, ist die gottheitliche Mittlerin der Schöpfung und Erhaltung (Hebr. 1, 3. Joh. 1, 3.), und wenn nun auch das dritte, der Geist in dieser Hinsicht nicht gleicherweise namhaft hervortritt, so ist es doch damit nicht anders als wie wenn die Offenbarungs-Dreieinigkeit in Gott dem Vater und dem Herrn Jesus Christus noch nicht voll ausgesprochen wird. Dieß ergänzt sich theils durch die salomonische Weisheit (Spr. 8.), weil dieser Begriff unmittelbar die weltordnende, werkthätige und die Geist und Wissen mittheilende Kraft in sich vereinigt, theils dadurch, daß nach Joh. 1, 4. in dem Wort, durch welches alle Dinge gemacht sind, Licht und Leben war. Also auch das geschöpfliche Weltall offenbaret göttliche Gedanken, aber dieser der Natur einwohnende Geist, dieses Zweckliche, Wahre, Gute, Schöne, welches ausgegossen ist über Himmel und Erde, vermag nur durch Gott oder nur durch den Geist gewußt und verstanden zu werden und sich dem wissensfähigen Engel oder Menschen aufzuschließen und zuzueignen. Wenn wir aber auch ganz absehen von Schöpfung, Erlösung und Heiligung, allein auf den Gottesglauben, auf Gottes Wesen zurückgehen, so schließt sich die Schrift dem Denken eines Christen zur Lehre von der Dreieinigkeit also auf, daß wir desto fröhlicher uns zu ihr überhaupt bekennen. Der innerste Wesensgedanke drückt sich durch Johannes in 1 Br. 4, 16. Gott ist die Liebe aus. Nun läßt sich aber keine Liebe denken, die nicht den Unterschied des Liebenden und des Geliebten mit sich führte — darum auch Gott in seinem ewigen vorweltlichen Ebenbilde (Col. 1, 18. Hebr. 1, 3.) sich erkennet und spiegelt, von dem der Mensch nur geschöpfliches Abbild ist. In demselben Zuge des Gedankens kommt es nun zwar nicht zu dem Schlusse für Satz und Gegensatz, oder zu dem Sich wieder in eins fassen — in dem heil. Geist, der vom Vater und dem Sohne ausgeht, wohl aber lehrt uns ein anderer Ausspruch (1 Cor. 2, 10. 11.), ein drittes gottheitliches Ich, durch welches und in welchem sich der Vater in dem Sohne, der Sohn in dem Vater weiß, kennet, meinet und liebet. Wie allein der Geist des Menschen weiß was in ihm ist, so weiß auch der Geist Gottes allein was in Gott ist, erforschet und kennet der Gottheit Tiefen.

So wenig wir nun auch auf diese Weise die Geheimnisse der

Dreieinigkeit oder die Dreipersönlichkeit des einigen göttlichen Wesens zu ergründen vermögen, da uns vielmehr jede Offenbarung nur noch mehr in des Geheimnisses Gebiet einführt — daher man mit Recht gesagt hat, die Dreieinigkeit Gottes sei eben Erkenntniß der Unbegreiflichkeit seines Wesens: so dürfen wir doch diejenigen Aehnlichkeiten und Gleichnisse nicht verschmähen, mittels welcher uns eine verhältnißmäßige Erklärung und Denkbarkeit zu Theil wird. Der Mensch selbst, wenn er den Hergang seines zum Wissen gedeihenden Erkennens und Denkens oder den innern Hergang seines werdenden Selbstbewußtseins beobachtet, nimmt dabei ein Ich wahr, aus dem ein zweites erzeugt wird, in welchem er sich Gegenstand wird, und doch muß aus dem Grunde seines Bewußtseins noch einmal ein Act hervorgehen, in welchem er sich mit sich bis zum vollen Eins-sein der Persönlichkeit zusammenfasset.

Eine Fülle ewiger Liebesbewegung aus sich heraus und in sich zurück ist der Gott Jesu Christi schon für sich, ehe noch der Vater durch den Sohn zur Verherrlichung seiner und seines Sohnes in der Schöpfung mit Macht und Weisheit seine Gedanken offenbart, seine Güte von Engeln und Menschen erkennen und preisen oder Gnade der sündigen Welt erscheinen läßt. Sein Wesen ist also kein Einerlei, weil er ein Einiger Gott ist, und wenn der deutsche Dichter im Namen des Griechenthums sein Lied klagen läßt, „Einen zu bereichern unter allen, mußte diese Götterwelt vergehn," so befindet er sich ebenso sehr im Irrthum als diejenigen, welche in der Weise des Islams oder des Judenthums klagen, daß die erhabene Einheit an Dreigötterei, gleichsam an einen andern fabelhaften Anfang von Mehrheit und Vielheit durch das Christenthum verrathen worden sei. Die scheinbare Dreigötterei vielmehr Dreieinigkeit Gottes ist es allein, die den christlichen Verehrer und Denker, der sie nicht mißdeutet, vor der Vielgötterei nicht nur, von welcher gar nicht mehr die Rede dabei sein kann, sondern allermeist vor der Allgötterei (Pantheismus) bewahret. Die Geschichte beweiset es eben an Muhamedanern und Juden sowie an ihnen ähnlichen Kindern der Aufklärung unter den Christen, daß sie durch den vereinzelten Gott nicht befriedigt in ihrem Durst nach Lebens- und Liebesfülle in ein das All der Natur vergötterndes Heidenthum zurückfallen; sie frischen sich den von allem Leben abgezogenen Gott wieder also an, daß er nun nahe empfunden und als reichster Stoff der Einbildungskraft genossen werden kann. Ebenso hoch

erhaben darüber, als nahe und gegenwärtig und einwohnend unter uns ist das göttliche Leben der allerheiligsten Liebe, das entwickelte Wesen des dreieinigen Gottes. Der Fehler einer Verehrung ist entweder, daß ihr Gott nicht erhaben genug oder zu natürlich, oder daß er nicht gut und heilig genug, oder nicht nahe, allgegenwärtig, allwirksam genug gedacht wird. Allen diesen Unvollkommenheiten hilft unsere Religion auf Einmal und zugleich ab. Das aber, daß den Naturgesetzen und der menschlichen Vernunft die Dreiheit so mannichfaltig und tief eingeprägt wurde, daß sie überall, zumal in dem asiatischen Heidenthume das Zeichen für das Vollkommene hergiebt, oder endlich daß die Dichtenden und Denkenden unter den Hindu's, den Aegyptern, den Griechen aus ihrer Götterwelt immer drei Namen vornehmlich hervorheben, sind, obgleich Schatten der Wahrheit, doch nur Schatten unseres Glaubens an den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

C. J. Nitzsch in Berlin †.

---

36. Der Erzengel Michael.

29. September.

Daß die Stufenleiter der vernünftigen Geschöpfe über das Geschlecht der Sterblichen noch hinausrage, ahnte schon das Heidenthum; die göttliche Offenbarung erhob es über jeden Zweifel. Die Engelwelt ist nicht bloß „ein liebevoller, herziger Gedanke", wie Einer sie genannt hat; sondern eine Wirklichkeit voller Herz und voller Liebe. Bevor der Schöpfer des Weltalls den Menschen in's Dasein rief, umgab Er sich mit jenen himmlischen Wesen wie mit den verkörperten Strahlen Seiner Gottesglorie, wie mit den Person gewordenen Tönen einer erhabenen Doxologie. Ja, als die individualisirte göttliche Vorsehung möchte ich sie bezeichnen. Als Vermittler göttlicher Offenbarungen, Führungen, Errettungen und Bewahrungen, wie göttlicher Züchtigungen und Strafgerichte treten sie in die heilige Geschichte ein. Und wie sie die Herablassung Dessen, „der ewiglich wohnet", zu den Kindern des Staubes unsrer Anschauung näher bringen, so dienen sie, den Raum zwischen Himmel und Erde auf's freundlichste bevölkernd, unsern Gedanken zur lieblichsten Himmelsleiter. Ueberdies eröffnet sich uns in ihrer Sphäre welch' eine herrliche Idealwelt! Die Vorstellung

dieser unschuldigen, lichtreinen, in gleichem Maaße in heiligem Eifer für die Verherrlichung Gottes, wie in zarter Liebe zu den Menschenkindern entbrannten Geschöpfe, wie wirkt sie belebend auf unser Glauben, Hoffen und Lieben ein! Nur unsertwegen, der in Christo allerdings zu einer noch höheren Staffel der Vollkommenheit, als sie selbst, Berufenen, scheinen sie dazusein, diese „dienstbaren Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit.“ Sie sind die fürsorglichen Hüter unsrer Kleinen, die hülfreichen Begleiter der Pilger auf dem Wege zur Gottesstadt, die unsichtbare tröstliche Umgebung der Sterbenden. Aber dieses Alles sind sie nur als Werkzeuge Dessen, dem sie mit uns ihre Knie beugen, und welchem darum auch allein die Ehre der Anbetung wie der Anrufung gebührt.

Die Mannigfaltigkeit göttlicher Gaben, Kräfte und Berufungen begründet auch in der Welt jener hehren Wesen eine Rangordnung, eine Stufenleiter. Die Offenbarung redet von „Engeln“ und „Erzengeln“; von „Thronen“ und „Herrschaften“, und, aufsteigend, von „Fürstenthümern“ und „Gewalten.“ Als ein Engel höchsten Ranges, ja vielleicht als der vornehmste und mächtigste von allen tritt Michael auf, den schon sein Name, verdeutscht: „Wer ist wie Gott?!“ nicht allein als einen demuthsvoll ergebenen Diener des Allerhöchsten, sondern auch als einen feurigen und streitbaren Eiferer um die Ehre Seines Namens bezeichnet. Im alten Testamente steht und kämpft er für Israel, das Volk der Auswahl; im neuen zeigt ihn uns das apokalyptische Zukunftsgemälde des Reiches Gottes als den Schutzgeist des geistlichen Israels, der vom „Drachen“ und dessen Engeln angefochtenen und bedrängten Gemeine der Anbeter Christi. Von einem geheimnißvollen Zwischenfall giebt uns, wenn etwa aus einer jüdischen Ueberlieferung, dann jedenfalls aus einer vom heiligen Geist besiegelten, der Apostel Judas in seiner Epistel eine freilich nicht eben leicht verständliche Kunde.

Nachdem nämlich der Apostel über diejenigen, welche aus ihrem traumestrunkenen und von Gebilden des Wahns umgaukelten Herzen heraus „die Herrschaften zu verachten, und die Majestäten“, d. i. die Obrigkeiten, diese Abbilder Gottes und Vertreterinnen Seiner Ordnungen auf Erden, zu „lästern“ sich vermessen, ein Wehe ausgerufen, sagt er: „Michael aber, der Erzengel, als er mit dem Teufel zankend sich beredete über den Leib Mosis, wagte nicht, ein Urtheil der Lästerung zu fällen;

sondern sprach: Der Herr schelte dich!" Von einer Scene der Geisterwelt sehen wir hier den Vorhang gelüftet. Freilich wird hier, was dort einst Uebermenschliches sich zutrug, durch Uebertragung in's irdisch Menschliche unserm Verständniß vermittelt. Die Geister reden und rechten miteinander nicht wie wir. Doch verliert die Thatsache selbst durch diese Umsetzung aus dem Uebernatürlichen in unsre Menschenweise an Wahrheit nichts. Es hat sich wirklich einst zwischen dem Erzengel Michael und dem Haupte der gefallenen Geister, dem Satan, und zwar über den Leib Mosis ein Rechtsstreit entsponnen. Um was es in diesem Kampfe sich gehandelt, bleibt freilich in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, und enträthselt sich nur in etwas der gläubigen Vermuthung. Wir wissen, daß, als Moses auf dem Gipfel des Berges Nebo Angesichts des nach vierzigjähriger Wanderschaft endlich erreichten verheißenen Landes gestorben war, Gott ihn, unzweifelhaft durch den Dienst des Engels, begrub, und Niemand sein Grab erfahren hat. Nicht wohl denkbar ist's, daß dieses Begräbniß, diese Ueberweisung des Leichnams an das Todtenreich, einen Protest des „Mörders von Anfang" hervorgerufen, und den geheimnißvollen Streit veranlaßt haben sollte. Nicht minder aber ist uns bewußt, daß in den Tagen des Menschensohnes bei dessen Transfiguration auf dem heiligen Berge neben Elias auch der große Sohn Amrams in verklärter Leiblichkeit erschien; und dieses Factum berechtigt uns zu dem Schlusse, daß nachmals durch eine göttliche Wunderthat mit dem Leibe Mosis etwas Aehnliches vorgegangen sein müsse, wie vor ihm mit dem Leibe Henoch's, und nach ihm mit dem des Thisbiters. An eine Auferstehung, wie sie, nachdem der „Erstling der Erstandenen von den Todten", Christus, das Siegel des Grabes brach, den Kindern Gottes in Aussicht steht, ist hier freilich nicht zu denken; wohl aber an eine vorläufige Verklärung der Leiblichkeit, an Versetzung in einen Zustand, der die Mitte hält zwischen der irdischen Erscheinung des Individuums, und der vollendeten an jenem großen Tage, da „Alles herwiedergebracht sein wird, was Gott geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten von der Welt an." Welcher Art nun auch die Verherrlichung sein mochte, die Gott dem Leibe seines getreuen Knechtes Mose zugedacht hatte; immer konnte der Satan Grund zu haben meinen, wider dieselbe gegründeten Einspruch zu erheben. Moses hatte gesündigt, sogar nach dem Urtheilsspruche Gottes selbst, der

ihn darum auch richtend das gelobte Land nur aus der Ferne schauen, aber nicht betreten ließ; und so schien ja der Heerführer Israels und Israels Stolz der Gewalt des höllischen Verklägers verfallen zu sein, und der Richter der Lebendigen und der Todten im Widerspruch mit sich selbst und seiner ewigen Reichsordnung sich zu befinden, indem Er den Uebertreter krönte und erhöhte. Aber daß Gott auch an seinem getreusten Diener den scheinbar nur geringen Fehltritt, dessen er sich bei dem Wasser gebenden Felsen in der Wüste schuldig gemacht, nicht unbestraft ließ, war nur eine Demonstration um Israels willen, welches durch diesen richterlichen Act einen neuen und nachhaltigen Eindruck von der Heiligkeit und dem unerbittlichen Ernste des göttlichen Gesetzes erhalten sollte. Gott zürnte seinem Knechte so wenig, daß dieser vielmehr der Deutung nach, welche ältere und neuere Ausleger den Worten 5 Mos. 34, 5 geben zu dürfen glauben, „am Munde", d. i. in einem Kusse des Allerhöchsten starb, und sein Verscheiden darum „Neschita", d. i. „der Tod des Kusses" genannt worden ist. Dies wird nun der Engel dem Vater der Lügen vorgehalten, vor Allem aber wird er ihn daran erinnert haben, daß Moses, wie weiland der Vater Abraham, an den großen Zukünftigen, der mit seinem Opferblute der Welt Sünde sühnen werde, von Herzen geglaubt, und Gott ihm, wie jenem, seinen Glauben zur Gerechtigkeit gerechnet habe. Fußend auf diesem felsenfesten Grunde nun trat Michael, wie einst, laut Bericht des Propheten Sacharja (Kap. 3), der „Engel Jehova" für den von demselben Widersacher angefochtenen und verklagten Hohenpriester Josua, siegreich rechtend für Moses ein; und weit entfernt, in angemaaßter eigener Machtvollkommenheit wider den Satan, der auch in seiner Zerrüttung noch ein Spiegel göttlicher Munificenz, eine Großmacht und Majestät, und ein, ob auch widerwilliges, Werkzeug des Höchsten ist, ein Urtheil der Lästerung zu fällen, sprach er, Gott dem Herrn das Gericht überlassend: „Der Herr schelte dich, du Satan!" — „Virtus angelica: Modestia!" ruft hier der alte ehrwürdige Albrecht Bengel aus.

Der Erzengel Michael lebt nicht bloß fort im Reiche der Kunst, wo er zum constanten Typus und Sinnbilde siegreichen Kampfes gegen infernalische Mächte geworden ist; er steht heute noch, wie von Anfang, der Befehle des Allmächtigen gewärtig, am Stuhle Gottes, und trat aus dem erhabenen Drama der göttlichen

Reichsgeschichte so wenig zurück, daß er vielmehr noch einmal großartig entscheidend in den Gang derselben eingreifen wird. Wir haben bereits darauf hingedeutet, daß er laut dem Worte der Weissagung in der Stunde der großen Versuchung, die über den Erdkreis kommen soll, auf's neue als den Vorkämpfer für das Volk des Herrn, die in die Wüste gedrängte Christusheerde sich bethätigen, und das Gericht wider die „alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas", zum Siege ausführen werde. Mit Recht wird darum der Name Michael von unsern Kalendern fortgetragen von Jahr zu Jahr. Als ein warnendes Unheilszeichen blitzt er von dort alle Feinde Gottes und seines Gesalbten an. Uns aber, die wir uns durchzuglauben und durchzulieben hoffen, leuchtet er als holder Stern, Rettung verheißend, und Schirm, und die Krone eines ewigen Triumphs.

F. W. Krummacher in Potsdam †.

---

37. Aller Heiligen.

1. November.

Dieses Gedächtniß unterscheidet sich von allen übrigen Namen des evangelischen Kalenders dadurch, daß sonst die einzelnen Zeugen der Wahrheit Gegenstand der Betrachtung sind, hier aber viele zugleich vorgestellt werden. Sonst fragt es sich nach ihrer Geschichte, was an ihnen und durch sie gewirkt ist: wir suchen ein Bild ihres Lebens zu gewinnen. Aber wie mag man ein solches von der Gesammtheit der Heiligen aufstellen? Doch muß auch hier gefragt werden: wer sind sie und was sind ihre Werke?

In der Antwort auf beides folgen wir der Anweisung der heiligen Schrift und dem Vorgange der ältesten Kirche, obwohl diese ein solches Gesammtgedächtniß noch nicht gehabt hat. Die Aufnahme desselben in die Festordnung findet sich im Auslande erst im achten Jahrhundert, wie es scheint in Folge einer Anordnung Gregor's III., und der 1. November als Tag aller Heiligen ist zuerst in einem Martyrologium aus Aquileja vom Anfang des neunten Jahrhunderts angesetzt; während bei den Griechen dieser Feier in sinnvollem Anschluß an das Pfingstfest der nächstfolgende Sonntag schon länger gewidmet war.

Wenn wir nun dem geschichtlichen Zusammenhang der evan-

gelischen mit der katholischen Kirche folgend, jenen Monatstag beibehalten; so darf jedoch dies nicht geschehn ohne durchgreifende Veränderung und Rückbildung der Bedeutung im Sinn des protestantischen Bekenntnisses. Denn grade in diesem Punkt tritt der Gegensatz scharf zu Tage, da von der Abwehr der Mißbräuche, die sich hier anschlossen, die deutsche Reformation ihren Anfang genommen hat.

In jener Zeit, als dieser Festtag entstand, hatte die Verehrung der Heiligen einen Charakter angenommen, daß das Bewußtsein der Allmacht und Vorsehung Gottes und der Kindschaft der Erlösten beeinträchtigt, ja verkümmert wurde: die Heiligen waren es, von denen man Hülfe in leiblicher und geistlicher Noth erwartete, deren Gunst durch Andacht zu ihrer Person und Geschenke an ihre Heiligthümer zu gewinnen sein sollte, deren Wundermacht stets bereit sei, in den Lauf der Natur und Geschichte einzugreifen. Ja es wurde für ein Kennzeichen der Heiligen erklärt, daß Wunder von ihnen gewirkt wären. Und weiterhin wurde auch noch das Bewußtsein des Werkes Christi verdunkelt, der Erlösung von Sünde und Schuld allein durch sein Verdienst, da den Heiligen nicht allein eigenes Verdienst beigemessen wurde, sondern auch mehr als sie für ihre Seligkeit nöthig hätten; so daß mittelst ihrer Verdienste Seligkeit auch für Andere könne erworben werden: und über den Schatz dieser Verdienste sollte die Kirchengewalt zu verfügen haben. Dies alles verneint das Bekenntniß der evangelischen Kirche, welche Dank und Gelübde opfert nur dem allein wahren Gott (Joh. 17, 3), dem allein gewaltigen (1 Tim. 6, 15), allein weisen (1 Tim. 1, 17. Röm. 16, 27), allein heiligen (Offenb. 15, 4): und keinen Untergöttern. Wenn aber dies gewahrt, wenn zwei Grund-Artikel des christlichen Bekenntnisses wieder hergestellt sind; so kommt auch der dritte zu seinem Recht, welcher den Geist bekennt, der heilig ist und heilig macht, demnach eine allgemeine christliche Kirche, welche von ihm die Salbung hat, und eine Gemeinschaft der Heiligen. Auf diesem Grunde kann das Gedächtniß aller Heiligen in Lauterkeit gefeiert werden.

Denn „heilig" ist der Name für alle Erlösten. Die Forderung war im Gesetz ausgesprochen: ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig (3 Mose 11, 44). Die Erfüllung ist durch die Gnade gegeben, sofern die Gläubigen in der Taufe abgewaschen sind, abgesagt haben dem Sündendienst, und dem Dienste Gottes geweiht

fortan in einem neuen Leben wandeln (1 Cor. 6, 11. Röm. 6, 4). Also werden die Christen als solche die Heiligen, auch die Heiligen Gottes benannt: namentlich die Gemeinde zu Jerusalem, welche von Paulus verfolgt war, der er selbst auswärtige Unterstützung bringt (Apostelg. 9, 13. Röm. 15, 26). Ebenso die Gemeinden zu Rom, Korinth, Ephesus, Philippi, welche der Apostel in seinen Briefen unter diesem Namen anredet und grüßt. Und dieselbe Anrede wird gelten, wo immer eine Gemeinde den Zusammenhang mit der apostolischen Kirche bewahrt. Sie gilt für jeden Einzelnen, der ein lebendiges Glied der Gemeinde ist. Also ist man berechtigt, bis auf die Gegenwart die heimgegangenen Glieder der Gemeinde, auch jeder die Seinen, die im Glauben geschieden sind, in diesen Christen-Namen einzuschließen. Manche protestantische Kirchen, nach dem Vorgang der preußischen, haben den letzten Sonntag im Kirchenjahr dem Gedächtniß der Verstorbenen gewidmet, — versteht sich derjenigen, die wirklich, nicht bloß dem Namen nach ihnen angehört und darum nicht aufgehört haben, in ihrer Gemeinschaft zu stehen. Dasselbe Gedächtniß erhält seinen Anschluß an einen festen Punkt im Kirchenjahr, wenn der Name „aller Heiligen" für den 1. November herübergenommen wird.

Aber es erschöpft ihn nicht. Der Tag aller Heiligen läßt nicht bloß, auch nicht zuerst an die jüngst Verstorbenen denken (wie es jener Sonntag mit sich bringt), sondern an die Geister der Seligen überhaupt. Doch tritt auch eine Beschränkung oder vielmehr eine Auswahl ein nach der Abstufung, die auf dem irdischen Schauplatz sich gezeigt hat. Und darauf weiset schon das Neue Testament hin. Zwar wenn die Offenbarung Johannis unter denen, die Gott fürchten, zusammenfaßt die Kleinen und die Großen (11, 18), so ist damit nur ein natürlicher Unterschied gemeint; wie weiterhin als solche, die das Thier anbeten, außerdem die Armen und die Reichen genannt werden (13, 16), also nach bürgerlicher Unterscheidung. Aber die geistliche Abstufung zeigt der Erlöser selbst an, wenn er den Kleinsten im Himmelreich für größer als Johannes den Täufer erklärt (Matth. 11, 11). Dieser Unterschied bleibt aber bestehn im jenseitigen Leben, denn der Tod kann daran nichts ändern. Und es mag auf die Seelen angewandt werden das Gleichniß von Sonne, Mond und Sternen, die einer den andern an Klarheit übertreffen, wodurch der Apostel Paulus den Zustand der verklärten Leiber erläutert (1 Cor. 15, 41). Wenn nun die

Gemeinde, ja die ganze Kirche sich um ein Gedächtniß sammeln will, so richtet sich der Blick auf solche, von denen es heißen mochte: ein „Fürst und Großer ist in Israel gefallen“ (2 Sam. 3, 38). Diese Größe mißt freilich nicht nach Ruhm in der Welt; was aber im Reiche Gottes groß ist und unvergänglichem Gedächtniß geweiht, darüber haben die Apostel nicht in Zweifel gelassen. Das sind vor allem die beiden Stände, die leidend oder handelnd nicht bloß Zeugniß abgelegt, sondern grundlegend für die Kirche gewirkt haben. Der eine derer, welche um des Wortes Gottes und ihres Zeugnisses willen erwürgt sind, oder (da die äußere That das entscheidende Merkmal nicht ist), wenn sie dazu nicht berufen waren, gleiche Liebe und Selbstverleugnung geübt haben. Den andern bilden diejenigen, welche das Wort Gottes über Land getragen und die Heiden zum Glauben geführt, die Gläubigen in der Zerstreuung gesammelt, die Gemeinden geleitet und gestärkt, die ganze Kirche erleuchtet und erbaut haben: die Hirten und Lehrer. Oft ist in der alten Kirche beides zusammengekommen, das Hirtenthum und das Märtyrerthum; aber auch alle, die als schlichte Glieder der Gemeinde in der Verfolgung ausharrten bis in den Tod, haben Antheil an der Kirchengründung: denn ohne diese Treue hätte die Kirche von Feinden umdrängt nicht bestehen können. Solcher aber sind die Seelen, von denen Johannes in der Offenbarung verkündet, daß er unter dem himmlischen Altar sie gesehn (6, 9). Von den andern, den Lehrern aber ermahnt der Brief an die Hebräer, an sie zu gedenken, ihr Ende anzuschauen und ihrem Glauben nachzufolgen (13, 7). Das sind unter den Heiligen die besonders Berufenen, an deren Gräbern die Gemeinden im Geist sich versammeln; wie sie einst in Wirklichkeit an den Gräbern ihrer Märtyrer zusammenkamen, um den Herrn zu preisen, der von seinen Knechten solche Zeugen sich auserwählt, und um zu stärken und zu bereiten die, welche folgen würden. Aber der Unterschied der Gabe und des Wirkens unter den begnadigten Seelen ist keine Scheidewand; sondern weil die höchsten auch die demüthigsten sind, so gleicht er im Sinn der dienenden Liebe sich aus: und es können die Glieder dort mehr, als in den irdischen Schranken geschieht, zu einem lebendigen Organismus sich zusammenschließen.

Darum mag von einer Allheit der Heiligen geredet werden gegenüber der Vereinzelung, in der sie an ihren Gedächtnißtagen erscheinen. Das bestätigt die apostolische Verkündigung, wenn sie

auf eine obere Gemeinde hinweiset: „ihr seid genahet der Stadt des lebendigen Gottes und der Menge vieler tausend Engel und der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und den Geistern der vollendeten Gerechten" (Hebr. 12, 22. 23).

Also die irdische Gemeinde in Verbindung mit der überirdischen, — „ihr seid genahet." Zwar getrennt, wie durch einen Vorhang, aber nicht durch eine Kluft gleich der, die nach der Parabel zwischen dem Lazarus in Abrahams Schooß und dem Reichen in der Hölle befestigt war (Luc. 16, 26). Wenn auch nicht gesehn, ist doch diese Gemeinde nicht ferne: sie wird im Geiste erkannt, sie kann auch im Herzen empfunden werden, wenn ein frommer Dichter neuerer Zeit wahr gesungen hat: „Es denken eurer oft, Ihr Lebenden! die Todten, Und mancher stille Gruß wird euch von hier entboten. Allein nur der vernimmt den zarten Geisterlaut, Der in sein Herz hinein und auf zum Himmel schaut." — Dieser Aufblick aber wendet sich nicht bloß zu dem was sie einst waren und vollbracht haben, sondern im Unterschied von dem geschichtlichen Rückblick auf das Leben der Einzelnen schließt sich die Glaubensfrage an nach dem gegenwärtigen Stand und Wirken dieser oberen Gemeinde. Um darauf zu antworten, sind wir nicht genöthigt, an die persönliche Stimmung und Sehnsucht eines Dichters uns zu halten; sondern wir haben dafür Grund des Wortes Gottes.

Erstens verweiset der Erlöser in seinen Abschiedsreden tröstend auf die Wohnungen im Hause des Vaters (Joh. 14, 2); und der Apostel verheißt den Gläubigen, im Unterschied von den Ungläubigen, die unter Moses in der Wüste verfielen, eine Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden sei (Hebr. 4, 9). Also die Fremdlingschaft und Pilgerschaft hat dort ein Ende: die Seelen sind nicht mehr auf der Wanderung, sondern in der Heimath; nicht mehr lagern sie in Zelten oder kämpfen sie um das gelobte Land, sondern im Besitz desselben sind sie eingegangen in den Frieden Gottes.

Aber das ist nur Verneinung irdischer Schranken und Gebrechen, — ist auch nur Andeutung der Lage, noch nicht Zeugniß von dem Leben und Wesen der Seligen. Davon aber sind die Gesichte der Apocalypse erfüllt, welche den Inhalt jener Ruhe auslegen gegenüber den Gerichten, die auf Erden sich vollziehen. Das ist nicht eine Ruhe des Grabes, sondern das Ausströmen der Kräfte der Ewigkeit: es werden an dem überirdischen Ort die Stimmen derer gehört, welche den Schöpfer aller Dinge und König der

Heiligen, seine Werke und seine Wege preisen und ihm Tag und Nacht in seinem Tempel dienen. Aber dieses ewige Hallelujah, sollte es bloße Feier sein? Oder vielmehr sollte nicht dieser ewige Feiertag Tage der Arbeit in sich schließen, gleich der Tages- und Festordnung auf Erden, welche die Alten umgekehrt als eine ewige Sabbatsfeier bezeichnen?

Freilich spricht nach derselben Offenbarung der Geist: „sie ruhen von ihrer Arbeit“ (14, 13). Das heißt aber von einer Arbeit, welche dem Verlust des Paradieses entspricht und den Stachel der Sünde in sich hat: der Arbeit im Schweiß des Angesichtes (1 Mose 3, 19). Obwohl auch solcher Arbeit der Apostel sich rühmen durfte, die er vollbracht in Mühseligkeit und Elend, in Nachtwachen, in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße (2 Cor. 11, 27). Also die Arbeit ist überstanden. Aber es bleibt das Wort und Beispiel des Erlösers, welcher von sich selbst erklärte: wirken zu müssen, so lange es Tag ist; es komme die Nacht, da niemand wirken kann (Joh. 9, 4). Doch hat er nicht aufgehört zu wirken, gleichwie der Vater ewig wirket (Joh. 5, 17). So reicht jenes Wort weiter, als auf den irdischen Zeitlauf. Der Tod schneidet wohl das diesseitige Tagewerk ab (und selbst dies nur in seiner Aeußerlichkeit); aber jenseits ist doch nicht Nacht: also am Tage der Ewigkeit wird ein anderes Tagewerk beginnen. Und darauf findet auch Anwendung, was er von den Seinen fordert in der Parabel von anvertrauten Centnern oder Pfunden, wenn er den untreuen Knecht rügt, der seinen Centner in der Erde verborgen oder sein Pfund im Schweißtuch behalten hatte (Matth. 25, 25. Luc. 19, 20). Das trifft zunächst auch nur den Stand auf Erden. Aber sollten die gelobt werden, die im jenseitigen Leben ihr Pfund vergraben? Oder wären dort die Seelen nicht mehr mit solchem Pfunde ausgestattet, das heißt mit Anlagen, die verwirklicht, mit Aufträgen, die vollbracht werden sollen? Da tritt die ausdrückliche Verheißung Christi ein, daß der, der im Geringsten treu gewesen, je nach dem Maaße seiner Kraft, über fünf oder über zehn Städte gesetzt werden soll (Luc. 19, 19. 17). Was das für Städte sind, ist nicht gesagt und auch nicht zu ergrübeln. Aber über eines sind wir belehrt, was uns zunächst angeht: über das Verhältniß jener oberen Gemeinde zu der streitenden Kirche auf Erden.

Denn der Erlöser erklärt: es werde Freude sein im Himmel, oder vor den Engeln Gottes, über einen Sünder, der Buße thut

(Luc. 15, 7. 10). Darin liegt, daß die Ereignisse auf Erden, selbst was in der einzelnen Seele zwischen ihr und ihrem Herrn vorgeht, den seligen Geistern, das heißt den Engeln und folgeweise den Geistern der abgeschiedenen Gerechten, nicht verborgen sind; sodann daß sie darauf achten, daran Antheil nehmen. Wenn nun der Zutritt des Einzelnen zu dem Reiche Gottes (den die Buße einleitet), Freude im Himmel erregt; so folgt, daß die Lebensäußerungen, welche auf diesen Zutritt sich gründen, um so mehr das Leben und Wirken der ganzen Gemeinde jener Theilnahme gewiß ist. Auf solche Thatsachen gründet sich die gläubige Zuversicht der alten Kirche, welche einer ihrer größten Lehrer, Origenes, kund giebt, indem er von dem Ort des Gebets redet: „jeder Ort, sagt er, ist geeignet zum Gebet, am geeignetsten die Kirche: da sind bei den Versammlungen der Gläubigen die Engel, die Kraft des Heilands selbst, die Geister der entschlafenen Gerechten. So findet immer eine zwiefache Versammlung statt, und das Gebet hat dort eine vorzügliche Kraft."

In dieser Richtung hat das Gedächtniß aller Heiligen seinen praktisch-christlichen Werth. Nicht daß eine begehrliche Speculation, welche in das Geheimniß des Geisterreichs eindringen, oder eitle Wundersucht, welche dessen Kräfte selbstischen Zwecken dienstbar machen möchte, genährt werden soll; sondern es gilt, sich unter das apostolische Wort zu stellen: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe (Ephes. 4, 5), nach seiner schrankenlosen Bedeutung, wie es Himmel und Erde umfaßt und alle Glieder des Reiches Gottes einander nahe bringt.

F. Piper.

Die Apostel und Apostelschüler.

---

38. Andreas.

30. November.

Nächst der Erscheinung Christi selbst ist die Persönlichkeit der von ihm gewählten Apostel von der größten Bedeutung für unser Glaubensleben. Als menschliche Vorbilder sind sie uns gegeben. Wir wissen, daß sie dem göttlichen Erlöser in Liebe und Treue nachgewandelt und in voller Selbstvergessenheit um seines Namens willen Trübsal und Verfolgungen geduldet haben. Gern möchten wir nun auch im Einzelnen ihre gesammte Geschichte kennen lernen und in ihr, wie in einem Spiegel, uns zeigen lassen, wie ein Christ sein Tagewerk auf Erden beginnt, fortführt und beendet. Und doch klagen wir nicht, daß uns die ächten Quellen der heiligen Geschichte nur wenige Züge ihres Bildes überliefern! zu Ihm allein haben sie die Welt führen sollen, diese Aufgabe haben sie gelöst; wir sehen das Werk selbst vollbracht, die Werkzeuge der Gnade aber zurückgetreten; Ihm allein, dem Herrn, haben sie das Feld überlassen.

In der That nur einige wenige Augenblicke, möchte man sagen, aus dem Leben des Andreas sind es, auf denen unsere Erinnerung an seine Person beruht: und auch daß wir diese gewinnen, dazu bedarf es des Durchgehens sämmtlicher Evangelien, von denen Jedes sein Steinchen zu dem kleinen Bau beiträgt. Während Lukas in seinen beiden Werken nur im Verzeichniß der Apostel des Andreas namentlich gedenkt, lassen uns Matthäus und Markus schon mehr sehen, und vor allen ist es Johannes, der selbst mit Andreas in innigerer Verbindung gelebt und dessen Gegenwart bei dem Herrn öfter bezeugt hat. Alle diese geringen Berührungen aber reichen nur hin, um einen fernen Blick in das innere Leben des Apostels zu werfen, den die alte christliche Kirche als den Erstberufenen ehrte und liebte.

Die geistlich Armen hat der Herr selig gepriesen: ein solcher

war auch Andreas; es ist das große Wunder, welches Christus an ihm, wie an allen seinen Mitjüngern vollbrachte, daß er aus ungelehrten Leuten und Laien Märtyrer der Wahrheit gemacht hat. Die evangelische Geschichte hat uns ein theures Wort des Herrn aufbewahrt (Matth. 4, 18 ff. Marc. 1, 16 ff.), das zunächst für Andreas und seinen Bruder bestimmt, die mächtige Lebensumwandlung, welche diese beiden erfuhren, klar und verständlich zur Anschauung bringt.

Andreas war aus Bethsaida gebürtig, jenem kleinen oft genannten Oertchen am See Genezareth, in reizender Gegend gelegen; hatte sich früh nach dem Beispiel seines Vaters Jona dem Berufe eines Fischers gewidmet und trieb dies Gewerbe in den Jünglingsjahren in Gemeinschaft mit seinem, wir wissen nicht ob älteren oder jüngeren Bruder Simon (Petrus). So war er einem Lebenskreise angehörig, welcher dazu zu führen pflegt, daß Jemand, fern von wissenschaftlicher Ausbildung in einfacher stiller Beschäftigung des engsten häuslichen Lebens, unbemerkt von der Geschichte, seine Tage hinbringt. Segen Gottes genug, wenn ohne große Gefahren und Wechselfälle das Geschäft der Familie gedeiht und für die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse genügt. Wider menschliches Denken griff aber eine höhere Hand mächtig ein und wies ihm einen ganz anderen, ungleich schöneren und schwereren Lebensberuf an.

Es war im Anfange seines Missionswerkes, als der Herr einst am galiläischen Meer wandelte und sein Blick auf die Beiden fiel, welche mit ihren Netzen beschäftigt waren. „Folget mir nach," sprach der Herr, „ich will euch zu Menschenfischern machen." Rasch und ohne Zögern waren die beiden Brüder entschlossen; ohne ein Wort zu sagen, folgten sie dem Rufe: das Bild, welches das Wort des Herrn in ihre Seele gelegt hatte, bezeichnete ihnen in unvergeßlicher Weise das hohe Lebensziel, dem sie entgegengingen. Aus den Wogen des See's rief Jesus sie in die Wogen des Menschenlebens, aus der Stille und Verborgenheit zur Unruhe und Oeffentlichkeit, aus dem Umgange mit ihres Gleichen zur heiligenden Nähe des Welterlösers: durch ihn geleitet, sollten sie erst selbst dem Reiche Gottes zugeführt werden und sodann auch lernen, die Pforten dazu dem gesammten Menschengeschlecht zu eröffnen.

Aber dies Zusammentreffen mit dem Herrn war zwar das für sie entscheidende, in Folge dessen sie mit unzerreißbaren Banden an den Meister gefesselt wurden; das erste Zusammentreffen war

es nicht gewesen: wunderbarer noch wäre sonst dieses rasche Folgen, dieser entschlossene Uebergang zu einem so ganz verschiedenen Lebenswerke. Jesu Wahl setzt eine tiefere Anlage, eine innere Vorbereitung voraus, und diese hatte auch schon eine höchst wichtige und merkwürdige Entwickelung erfahren.

Die Jugend des Andreas fiel in eine bewegte, große Zeit, welche mitten in der unheilvollen Epoche römischer Knechtschaft die nahe Erfüllung der herrlichen Verheißungen ahnen ließ, die Israel zu Theil geworden waren. Johannes der Täufer trat auf und machte sich zu einem großartigen Mittelpunkte messianischer Hoffnungen. Nach Galiläa drang schnell sein Ruf. Dort in ihrer Heimath fanden Andreas und Simon noch eine andere Familie, welche durch die Gemeinschaft desselben Berufes mit der ihrigen verbunden war (Luc. 5, 10), die Familie des Zebedäus, aus welcher zwei Söhne, Jacobus und Johannes, mit ihnen aufgewachsen waren. Diese jungen Fischer kannten außer ihrem Gewerbe noch andere, höhere Bestrebungen, welche ihre jugendliche Seele mit großer Gewalt ergriffen: sie eilten zum Jordan, nahmen den ganzen Eindruck dieser wunderbaren Persönlichkeit in sich auf, waren Zeugen seiner Taufe, und vernahmen die ernsten, strengen Mahnungen aus seinem Munde, mit denen er Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte strafte und zur Umkehr rief. Die Nothwendigkeit der Buße und die frohe Aussicht auf die nahe Erscheinung des Himmelreichs erfüllte ihre jugendliche Seele: als Jünger des Johannes hatten sie die Vorstufe erstiegen, von welcher aus sich ihnen unmittelbar das Heiligthum selbst eröffnen sollte.

Einst stand der Täufer am Jordan und Andreas und ein anderer Jünger neben ihm: da sah Johannes Jesus wandeln und brach in jene schon einmal gesprochenen, tiefsinnigen Worte aus: „siehe, das ist Gottes Lamm“. Jene zwei hörten es, folgten sofort dem Herrn nach, und da er sich umwendete, sie bemerkte und fragte: „was suchet ihr?“ antworteten sie mit der Frage: „Rabbi, wo bist du zur Herberge?“ da er sie aber mit den kurzen Worten: „kommet und sehet es“ zu sich einlud, blieben sie sogleich bei ihm und genossen zum ersten Mal seines Umgangs. Kaum hatte Andreas am andern Tage seinen Bruder Simon getroffen, als er ihm mit dem Rufe entgegentrat: „Wir haben den Messias gefunden“ und so Jesu den zuführte, auf welchen dieser wie auf einen Felsen seine Kirche gründen wollte. Andreas war so der erste glückliche

Evangelist. Wohl kehrte er später wieder in das Vaterhaus zurück; aber nun bedurfte es auch nur jener vorher erwähnten Aufforderung des Herrn: er eilte, sich dem Kreis des Messias für immer anzuschließen.

Diesem Anfang konnte nur ein glücklicher Fortgang folgen; fortan genoß Andreas die ganze Freude der Jünger des Herrn in vorzüglichem Maße. Die beiden Brüderpaare und Philippus, der auch aus Bethsaida stammte, blieben, wie unter einander in der innigsten Verbindung, so in der nächsten Umgebung des Herrn, und weilten mit demselben, als er sich nach Kapernaum begeben hatte, vorzüglich gern in der dortigen Gegend. Wenn auch Andreas als Bruder des Petrus vorzugsweise an der ganzen Bedeutung dieses Felsenmannes Theil nahm, so gebührt ihm doch eben wegen seines sanfteren Charakters und der stillern, innigern Theilnahme am Herrn sein eigenes unläugbares Verdienst. Alle bedurften der liebenden Einwirkung des Meisters und empfingen sie, jeder in der Weise, wie es nach seiner Eigenthümlichkeit ihm zum Heil war.

Andreas bedurfte, wie seine Mitapostel, der allerdeutlichsten Wunderzeichen, um sich die ganze Fülle der Messiasidee zu lebendigem Bewußtsein zu bringen. Wieder waren sie einst am galiläischen Meer. Viel Volks hatte sich um den Herrn versammelt: Er, der ihre geistigen Bedürfnisse so herrlich befriedigte, gedachte auch der Nothwendigkeit leiblicher Nahrung. „Wo kaufen wir Brod, daß diese satt werden?“ sprach der Herr zu Philippus, und als dieser von der aufzuwendenden Summe sich zurückschrecken ließ, blieb auch Andreas der Herrlichkeit des Messias uneingedenk und bemerkte: „es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrode und zwei Fische, aber was ist das unter so Viele?“ Kaum aber hatte er dies gesprochen, so ließ der Herr Alle sich lagern, und eben der bezeichnete Knabe mit seinem geringen Vorrath war es, dessen er sich zu der wunderbaren Speisung bediente.

Andreas bedurfte auch der weiteren Belehrungen des Herrn, und er fühlte das selbst. Aufmerksam gemacht auf den Prachtbau des Tempels, hatte Jesus mit Wehmuth darauf hingewiesen, daß all diese Herrlichkeit schnell in den Staub sinken werde. Als sie nun bald darauf auf dem Oelberge waren und sich gegenüber den Tempel erblickten, nahte Andreas mit Petrus, Jacobus und Johannes (Mark. 13, 3) dem Herrn mit der Frage, wann sich ereignen

werde, was er angekündigt habe, und erhielt eine eingehende, ausführliche Belehrung.

Des Vertrauens Jesu erfreute sich Andreas in hohem Grade und trug das Bewußtsein davon in sich. Als kurz vor Jesu Leiden Hellenisten sich einfanden und durch Philippus Vermittlung den Herrn zu sehen begehrten, verband sich Philippus mit Andreas und erfüllte mit dessen Hülfe den Wunsch der Fremden.

So vorbereitet, erlebte Andreas seines erhabenen Meisters Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt, empfing bald darauf mit den andern Aposteln die Gabe des heiligen Geistes und erfüllte sodann das Wort des Herrn, welches ihm gebot, ein Menschenfischer zu werden. Wie dies aber im Einzelnen geschehen, darüber schweigt die Schrift; um so lauter aber und ausführlicher reden mannigfache Traditionen, welche leider so wenig zuverlässig sind, ja zum Theil so den Charakter sectirerischer Erdichtung an sich tragen, daß man ihnen fast nichts mit Sicherheit entnehmen kann. Ist etwas Wahres an den Nachrichten, welche aus verschiedenen Quellen zu uns herübertönen, so ist es dies, daß er das Evangelium vorzüglich unter den Scythen gepredigt und in Paträ in Achaja den Märtyrertod erlitten hat. Als Constantin der Große in der nach ihm benannten Stadt eine Kirche der Apostel weihte, ließ er Andreas muthmaßliche Gebeine aus Paträ holen und unter der Apostelkirche am 30. November feierlich begraben, wo auch Kaiser Justinian bei einem Neubau des Gotteshauses für ihre Bewahrung Sorge trug.

Zu allen Zeiten hat Andreas eine große Verehrung gefunden. Dafür zeugen auch die unächten Schriften, welche unter seinem Namen bekannt sind, eine ausführliche Erzählung von seinem Kreuzestode und eine Schilderung seiner Thaten, welche in einem alten Angelsächsischen werthvollen Gedichte ihren Widerhall gefunden hat. Zwei Ritterorden, in Rußland und Schottland, haben von ihm den Namen: der Orden des goldenen Vließes ist neben der Maria seinem Dienste geweiht; ganze Reiche, wie Rußland und Polen, Städte, Handwerkerinnungen, fromme Brüderschaften verehren ihn als Patron. Eine besondere Form des Kreuzes (in der Gestalt einer römischen Zehn X) wird nach ihm (Andreaskreuz) genannt. Unzählige Reliquien von ihm sind in der Welt verbreitet; seine Gedächtnißfeier stammt schon aus dem vierten Jahrhundert und hat sich bis auf unsere Tage erhalten.

Wir aber, indem wir uns an das lautere Evangelium halten, sehen an ihm, von welchen Ausgangspunkten der Glaube beginnt, wie er von Gnade zu Gnade führt und in der ewigen Gemeinschaft des Herrn seinen Lohn findet. Andreas, der Fischersohn, ist uns ein Zeugniß der göttlichen Liebe, welche die Demuth kindlicher Gesinnung dahin leitet, daß sie Gott schaut und das Himmelreich ererbt.

F. Ranke in Berlin.

---

39. Petrus.

29. Juni.

Dem Lebensbilde, welches wir darzustellen suchen, hat der Erlöser mit selbsteigenem Munde eine Ueberschrift gegeben, an deren Stelle Niemand eine andere setzen darf und die das Haupt des hochbegnadigten Apostels mit einem unvergleichlich hellen Glanz umgiebt. „Du bist Petrus," also lesen wir (Evangel. Matth. Cap. 16. V. 18), „und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Das überschwänglich große Wort ist nur an diesen Einen Mann ergangen; kein Anderer ist so hoch erhoben und in eine solche unmittelbare Nähe zu dem Haupt und König der Gemeinde gerückt worden. Wird er als ein Felsen angeredet, der nicht bloß schwächeren Brüdern irgend einen Halt gewähren, sondern welcher der ganzen Schaar der Gläubigen in allen Zeiten zum festen und gediegenen Fundamente dienen werde: so steht er Dem in einer einzigen Weise nahe, von dem der Vater durch Prophetenmund gesagt, „siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Stein, der wohl gegründet ist." Unter allen Namen, die der evangelische Kalender uns in ein dankbares Andenken, in ein gesegnetes Gedächtniß rufen mag, unter allen Zeugen jener Wolke, deren Ende wir anschauen, deren Glauben wir nachfolgen sollen, unter allen Sternen, die am Himmel unserer Kirche prangen und die als Lehrer, Hirten und Propheten Viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, — nimmt mithin Petrus unbedingt die erste Stelle ein.

Simon, der Sohn und Berufsgenosse eines armen Fischers Jonas in Bethsaida am galiläischen Meere, gehörte zu der kleinen Zahl der tieferen Gemüther, welche auf den Trost Israels harreten

und die Zeichen ihrer Zeit verstanden. Vielleicht bereits zum Manne herangereift, jedenfalls schon verheirathet, hatte er sich dem Prediger der Buße angeschlossen, welcher die Nähe des Gesalbten verkündigte und ihm den Weg zu bereiten berufen war. Nicht er war unter jenen zween Jüngern, an die des Täufers Wort erging, „siehe, das ist Gottes Lamm," und die derselbe hierdurch aus der eigenen Schule in eine höhere hinübertreten hieß; sondern erst von dem Andreas, seinem Bruder, empfing er die Botschaft, „wir haben den Messias gefunden," und durch ihn ward er dem Erlöser zugeführt. Aber schon bei dieser ersten Begegnung zwischen ihm und seinem künftigen Meister wurde es offenbar, daß ihm ein Loos von einer sonderlichen Herrlichkeit in seinen Schooß gefallen war, daß große Dinge seiner warteten. „Da Jesus ihn sahe, sprach er: du bist Simon, Jonas Sohn, du sollst Kephas heißen." Es wird uns nicht erzählt, welch' einen Eindruck der verheißungsreiche Namenstausch auf ihn hervorbrachte und zu welcher lauten oder leisen Frage er ihn drängte; ob er, gleich der gebenedeiten Jungfrau, über die Rede erschrak und bei sich gedachte: welch' ein Gruß ist das? oder ob er, wie Tags darauf Nathanael, entgegnete: Rabbi, woher kennest du mich? Ihm lautete das Wort in dieser Stunde wohl noch gänzlich als ein Räthsel: uns aber deutet gerade dieser Anfang seines Jüngerlebens den wahren Grund der hohen Stufe, zu der er später aufgestiegen ist. Derselbe ruht durchaus in Gottes ewigem Rathschluß. So steht es nicht, als ob der Herr mit seinem scharfen, in das Verborgene eindringenden Blicke die edlen Keime in dem Herzen dieses Simon entdeckte, daß er es ermessen hätte, wie große Dienste sie in ihrer künftigen Entfaltung und Verklärung dem Bau des Himmelreichs auf Erden leisten würden: nach dieser Weise einer menschlichen Berechnung hat Jesus seine Auswahl nicht getroffen. Sondern wie er von den Jüngern allen sagte, der Vater habe sie ihm von der Welt gegeben, und wie er es ausdrücklich bekannte, das Sitzen zu seiner Rechten und Linken zu geben, stehe nicht ihm zu, sondern denen es bereitet sey von seinem Vater: so hieß er auch den Mann, der sich ihm hier von Bruderhand geleitet nahete, als den von Gott zum Felsen der Gemeinde Auserkorenen, als den von Mutterleibe her zu dieser höchsten Würde Ausgesonderten willkommen. Das ist der Sinn des ersten Grußes, das aber war zugleich für Ihn die Regel, nach welcher er fortan mit diesem künftigen Rüstzeug seines Reichs ver-

fuhr. Die evangelische Geschichte, die überhaupt den Namen gerade dieses Jüngers viel häufiger als irgend einen anderen nennt, führt kraft zahlreicher Mittheilungen den Beweis, daß Christus Keinem von den auserwählten Zwölfen ein solches Maaß von Sorgfalt angedeihen ließ, denn ihm. Wohl vergönnte er ihnen allen den Vollgenuß seiner mittheilenden und seiner dienenden Liebe, so daß sie frei und unbeschränkt aus seiner Fülle Gnade um Gnade schöpfen durften. Wohl verstattete er mindestens einem kleineren Kreise den Einblick in die Größe seiner Herrlichkeit, denn auch Johannes und Jacobus bestiegen mit ihm den Verklärungsberg und wurden Zeugen der verborgenen Tiefen seines Wesens. Doch nur dem Petrus widerfuhr die sonderliche einzige Pflege, an welcher nicht einmal der Jünger, der an Jesu Seite ruhte, Antheil hatte. Vor allem haftet unser Auge am Hergang seiner apostolischen Berufung. Mögen wir auf den Umstand achten, daß ihm sein hohes Amt zu wiederholten Malen versiegelt wurde, oder mögen wir der erschütternden Weise gedenken, in welcher das eigentlich entscheidende Wort an ihn erging: von allen Seiten fällt auf ihn das Licht einer eigenthümlichen Auszeichnung. In Simons Schiff trat Jesus ein; dem Simon gab er den Befehl: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus. Derselbe Simon fiel zu seinen Füßen nieder, — Herr, gehe vor mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch; und er insonderheit empfing die Verheißung: fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fahen. Den Simon Jona Sohn nahm der verklärte Herr bei jener letzten Offenbarung an dem See besonders; und was er scheidend von der Erde dem ganzen Kreise der verklärten Apostel entbot — wie mich mein Vater gesandt hat, also sende ich euch; gehet hin und lehret alle Völker —: das hat er ihm in einer neuen Form, mit einer Huld, die augenscheinlich nur auf ihn berechnet war, als Pflichtgebot der Liebe auferlegt, — weide meine Schafe, weide meine Lämmer! In Simons Hütte sehen wir den Heiland den Segen seiner Wunderkräfte spenden, — er legte hülfreich seine Hand auf dessen fieberkranke Schwieger. Das Werk steht einzig da inmitten aller seiner Wunderwerke, von einem ähnlichen erzählt das Evangelium nicht: es läßt sich nur verstehn aus einer Rücksicht Jesu Christi auf die besondere Stellung gerade dieses Jüngers. Und wollten wir auch alle die zahlreichen Fälle, wo sich der Herr mit ihm allein zu schaffen machte, aus mehr oder minder zufälligen Umständen deuten: das mußte

doch sehr bestimmte Gründe und Absichten haben, daß der auferstandene Fürst des Lebens sich diesem Jünger zuerst, mit Ausschluß aller übrigen, offenbart hat; denn „der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simoni erschienen", — mit diesem Rufe hat die Schaar der Eilfe die erste Osterbotschaft ausgebreitet. So konnte es nicht ausbleiben, daß in dem eigenen Gemüth des Petrus eine Ahnung von dem Rathschluß Gottes über ihn erwachte, und daß er ganz von selbst, wohl ohne irgend eine klar bewußte Absicht, den ersten Platz im Kreise seiner Mitgenossen einnahm. Wenn er hervortrat, wo die übrigen verstummten, wenn er das Wort nahm, um der allgemeinen Stimmung einen Ausdruck zu geben, um bald das Erstaunen und die Ueberraschung, bald den Schmerz und die Bangigkeit, die sich aller Herzen bemächtigt hatte, vor Christo zu begründen: so darf das nicht aus seiner natürlichen Lebendigkeit, aus dem Feuer seines Charakters abgeleitet werden; sondern er fühlte sich dazu durch eine innere geheime Macht getrieben, er fühlte sich dazu von obenher befugt; und augenscheinlich haben auch die anderen Jünger ein solches Recht des Petrus willig anerkannt; — die ganze Schaar beherrschte der stillschweigend eingestandene Gedanke, er rage über sie hervor.

Wären wir darauf angewiesen, auf dem Gebiete der Natur und in der Ausstattung, welche dem Simon von ihrer Hand zu Theil geworden war, die Ursache dieser hervorragenden Stellung aufzusuchen: so würden wir vor einem unlösbaren Räthsel stehen. Denn kein anderer Jünger — wenn wir von dem Verräther absehen — hat dem Erlöser so viele Schmerzen zugefügt; und kein anderer ist so augenscheinlich als ein unzuverlässiges schwankendes Rohr erfunden worden, als er. Wir kennen die Aeußerungen seines Eigenwillens, der sich in die göttlichen Wege nicht finden, der sich den göttlichen Gedanken nicht beugen mochte; eines Eigenwillens, welcher das Schwerdt der Sünde zum Kampfe wider einen ewigen Liebeswillen zog; wir wissen namentlich von jenem jähen Wechsel, da sein Gelübde, treu zu seyn bis in den Tod, in einer schimpflichen Verleugnung endigte. Ließe sich daher unser Auge, wenn es prüfend über den Kreis der Zwölfe gleitet, nur durch die Rücksicht auf die natürliche Ausstattung jedes Einzelnen bestimmen: es würde schwerlich gerade diesen Simon zum Felsen für die künftige Gemeinde tüchtig achten. Nun wohl, es war die freie Gnade seines Gottes, die ihn dazu vor allen Anderen ausersehen hat. So mußte

aber eben diese Gnade den Mann ihrer Wahl auch gründen, stärken, kräftigen, vollbreiten, damit er zur Erfüllung der empfangenen besonderen Bestimmung fertig würde. Und was sie in dieser Hinsicht an ihm geleistet hat, den Sohn des Jona in den Felsenmann verwandelnd: darüber verbreitet die evangelische Geschichte das hellste Licht. „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sey? Und wer saget ihr, daß ich sey?“ so fragte Jesus seine Jünger. „Da antwortete Simon Petrus: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Und Jesus sprach zu ihm: selig bist du, Simon Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Zwei Strahlen gehen von dem hellen klaren Worte aus. Wir hören einmal, wie der Herr ausdrücklich die Quelle seines innigen Bekenntnisses in einer unmittelbaren Machtwirkung seines Vaters sucht; aber nicht minder deutlich liegt es zu Tage, daß er den offenbar gewordenen Glauben seines Jüngers als dessen wahre und eigentliche Ausrüstung zu seiner künftigen Bestimmung geltend macht. Im Lichte dieser beiden Strahlen läßt sich das Wesen und der Werth des Glaubens Petri recht verstehen. Was ihm der Vater kraft unmittelbaren Waltens in das Herz gegeben, was er ihm zu dem ausgesprochenen Zwecke verliehen hat, damit es ihn zum Felsen der Gemeinde mache: das kann nicht lediglich der Glaube seyn, der die Verheißung hat, die eigene Seligkeit zu schaffen; es ist nicht bloß das herzliche Ergreifen des Erlösers, das die Gerechtigkeit vor Gott bedingt; nicht bloß die Hoffnung auf die künftige Belohnung, welche die Schmach des Heilandes den Schätzen Egyptens vorziehen lehrt: es muß die Gnadengabe jenes Glaubens seyn, welcher Berge versetzt und Bäume entwurzelt, die unerschütterliche Glaubenskraft und Stärke, die einen fremden Glauben auf sich selbst erbaut, und welche zündend, stärkend, tragend auf ihrem Grunde die gewonnenen Gemüther zu einem heiligen Tempel in dem Herrn erwachsen läßt. Die Art und Weise, wie die Kraft von oben an unserem Jünger diese Wirkung leistete, kann unser Auge freilich nicht verfolgen; kein Scharfblick, keine Feinheit der Beobachtung vermag den Hergang eines Gotteswunders zu durchschauen. Daß es jedoch ein wirkliches Bekenntniß war, in welches Simon auf die Frage seines Meisters ausbrach, kein Uebergriff eines natürlichen Feuers, kein Ausdruck einer rein augenblicklichen Erregung: das läßt sich selbst an den Erscheinungen erkennen, welche einen

derartigen Verdacht am entschiedensten zu rechtfertigen scheinen. Als ihm sein muthvoll angetretener Versuch, auf den Wogen des empörten Meeres zu wandeln, zu der bekannten Niederlage ausschlug, da rügte Christus seine Glaubensschwäche, „du Kleingläubiger, warum zweifelst du?“ und allerdings hat hier der Zweifel seine Kraft gebrochen oder doch gelähmt. Daß aber er vor allen anderen Jüngern auf Jesu Wort das Schiff verließ, gleich wie er einst auf Sein Wort seine Netze ausgeworfen hatte, und daß er anhob auf dem Wasser wie auf trockenem Lande aufzutreten: das gilt uns ungeachtet des beschämenden Erfolges schon an sich selbst als Merkmal einer Glaubenskraft. Als er dann später im Palaste des Hohenpriesters mit den Knechten am Kohlenfeuer saß, und wiederholt betheuerte, er sey kein Jünger des Verklagten, er kenne diesen Jesus nicht: da scheint er freilich einen noch viel herberen Vorwurf zu verdienen, als bloß den Vorwurf einer Glaubensschwäche; man achtet ihn deshalb ganz eigentlich des Abfalls von dem Glauben schuldig, so daß er sich, wie der Erlöser selbst weißagend spricht, zum Glaubenswege wiederum bekehren mußte. Aber daß er es nun vermochte, sich aus der schweren Verirrung bald wieder zurechtzufinden, sich von dem tiefen Falle wieder aufzurichten, ohne dem Verräther gleich die Beute der Verzweiflung zu werden: das läßt sich schlechterdings nur aus der Glaubenskraft verstehen, die ihm in dieser dunkeln Stunde nicht entschwand. Wohl flüchtete sich sein Glaube vor der andringenden Gewalt des Feindes in die verborgene Herzenskammer; doch weit entfernt, daß die Verleugnung seines Mundes auch eine innerliche Lossagung gewesen wäre, blieb hier im Herzen sein einst ausgesprochenes Bekenntniß nicht minder unerschütterlich bestehen wie sein Entschluß, ein Jünger dieses Jesus zu verbleiben. Auch dieß ist nicht sein eigenes Verdienst. „Simon, Simon, siehe, der Satan hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Waizen; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre, und wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder“: und das Gebet der hohepriesterlichen Liebe ward erhört. Gott können seine Gaben und Berufung nicht gereuen. Er hatte gerade diesem Jünger jene gute Beilage verliehen: so blieben seine Hände schützend über sie gebreitet bis zu der Stunde, wo die Gabe ihre Früchte trug. Die Stunde schlug.

Es ist im Wesen der Verheißung selbst begründet, daß der

zum Felsengrunde der Kirche auserkorene und ausgerüstete Apostel vornemlich in den Zeiten der entstehenden, sich sammelnden und bildenden Gemeinde den Namen eines Petrus rechtfertigte, daß eben hier die Weißagung des Herrn den eigentlichen Triumph der Erfüllung feierte. Aber wir würden den richtigen Punkt verfehlen, dafern wir diese ihre herrliche Bewährung vor allem andern in dem Umstande suchen wollten, daß die Gestalt des Petrus in dem Vordergrunde des Gemäldes steht, das die Geschichte von der ersten Christenheit entwirft. Allerdings er war es, welcher in den Tagen des Wartens die Ergänzung der gestörten Jüngerzahl betrieb; er war es, welcher jene Wunderkraft entfaltete, die der Erlöser scheidend seinen auserwählten Zeugen überantwortet hatte; er war es, welcher sich selbst und seine Mitapostel vor den Obersten des Volks verantwortete über den Grund der Hoffnung, die in ihnen war, und der Thätigkeit, die sie kraft eines unausweichlichen Dranges ausübten, der die mannhafte Erklärung gab, man müsse Gott mehr gehorchen denn den Menschen; er war es, welcher die Schänder der jungfräulich reinen Gemeinde züchtigte und aus ihrem Kreise ausschied, was nicht von der Ungerechtigkeit abtreten wollte. Aber wie innig diese Erweisungen auch mit seiner höchsten und letzten Bestimmung zusammenhangen mögen und wie unausbleiblich sie aus ihr hervorgehen mußten: in ihnen allen liegt die wirkliche Erfüllung der Verheißung Christi noch nicht vor; sie wurde wahr in einem buchstäblichen Sinne. Gleichwie ein anderer Apostel von sich rühmt, er habe durch die Gnade Gottes als ein weiser Baumeister den Grund zu der Gemeinde in Corinth gelegt, einen Grund, auf welchem fremde Hände fortgebaut: so war es Petrus, der dasselbe Werk für die gesammte Christenheit vollzogen hat. Und das, was Paulus zu der Ephesinischen Gemeinde sagt, sie ruhe auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein sey: das paßt vornemlich auf den Einen unter ihnen, den die Geschichte als das Fundament der ganzen Kirche kenntlich macht. Sie krönt das Haupt des Petrus mit dem Ruhme, daß er die erste Schaar der Gläubigen gesammelt hat, die den ursprünglichen Bestand der Kirche bildeten. Voll heiligen Geistes tritt er vor sein Volk: „so wisse nun das ganze Haus Israel gewiß, daß Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat.“ „Und da sie das höreten, ging es ihnen durch's Herz und sprachen: was sollen wir thun?“ „Die nun sein

Wort gern annahmen, ließen sich taufen an dem Tage bei dreitausend Seelen.“ Aber so Viele nun von dem Tage an bis auf die gegenwärtige Stunde zu der Stadt des lebendigen Gottes gekommen sind: die sind hinzugethan, sind auferbaut auf die ursprüngliche Gemeinde, und sind mit ihr der Brief, der Lobebrief des Petrus, gelesen von der ganzen Welt, in welchem es mit unauslöschlichen Zügen verzeichnet steht, daß er der Träger der Gemeinde Christi sey. Noch mehr. Gott hatte sich ein anderes Rüstzeug ausersehen, um seines Sohnes Namen auch den Heiden kund zu thun. Gleichwohl selbst an dem neuen Arbeitsfelde, für das ein Paulus zubereitet war, erfüllte Petrus den ihm zugeordneten Beruf. Ihm zuerst wurde es offenbart, er zuerst erfuhr es mit der That und Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern in allerlei Volk, wer Ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm; er zuerst nahm es wahr, daß der Herr auch den Heiden Buße gab zum ewigen Leben, auch ihnen den heiligen Geist verlieh; ja er war es, der mit seiner Sichel den Erstling von der weißen Ernte schnitt. So war und blieb er in dem vollsten Umfange des Begriffes der Grund der Kirche Jesu Christi. Der Glanz, welchen die so erfüllte Weißagung des Herrn dem Namen unseres Apostels verliehen hat, strahlt wahrlich hell genug hervor, als daß es uns gemahnen könnte, ihn noch durch einen falschen Schimmer zu erhöhen. Hegen viele Christen den Wahn, als hätte sich der Mann, welcher zum Grundstein der Gemeinde ausersehen war, gleich als ein Herr und Stellvertreter ihres unsichtbaren Hauptes über sie gestellt, als hätten seine Mitgenossen in dem Amte sich in der Weise vor ihm beugen müssen, wie Joseph seine Brüder in dem Traumgesicht sich vor ihm neigen sah: so hat er selbst dagegen seinen Widerspruch erhoben. Was Paulus zur corinthischen Gemeinde sagt, daß Alles, auch Paulus, Apollo und Petrus ihr gehöre, daß die Apostel eben nur die Diener seyen; und was der Heiland selbst gebietend spricht, „Einer ist euer Meister, ihr seyd alle Brüder“: das war auch eines Petrus Herzensmeinung, und herrlich hat er sie bewährt. Wer hat wohl tiefer und lebendiger als er das Bedürfniß empfunden, die eigene mangelhafte Kraft durch fremde Hülfe zu ergänzen? Was wir in der Geschichte seiner Berufung lesen, daß er den Gefährten in dem anderen Schiffe ein Zeichen gab, sie möchten kommen und das Netz ihm ziehen helfen: das ist ein Vorbild seiner späteren Erweisung auf dem höheren

Gebiet. In der ersten Zeit seiner Laufbahn finden wir ihn fast ununterbrochen in der Gemeinschaft mit dem Johannes, und gerade in den hervorragenden Augenblicken seiner apostolischen Wirksamkeit stand dieser Jünger ihm zur Seite. Mit ihm ging er in den Tempel und that mit ihm auf diesem folgenreichen Gange das große Wunder an dem Lahmen; mit ihm trat er vor das Angesicht der Hohenpriester und litt mit ihm Verfolgung, Schmach und Bande; mit ihm zog er gen Samarien und sicherte mit ihm vereint das dort begonnene Gotteswerk. Und als durch Umstände und Fügungen, in welche uns der Einblick versagt ist, diese gemeinschaftliche Thätigkeit unterbrochen worden war, da war es Paulus, dessen dargebotene Rechte er ergriff, auf daß sie Beide, mit einander kämpfend, leidend, wirkend ihren Lauf mit Freuden vollendeten und das überkommene Amt ausrichteten. So wenig war sich Petrus selbst genug, so lebhaft war in ihm der Drang nach einem brüderlichen Beistand.

Je treuer wir es im Gedächtniß behalten, daß Petrus zum Felsen der Gemeinde Christi auserkoren war und daß sich hierdurch sein besonderer Beruf von selbst begrenzte: desto weniger wird uns der Umstand befremden, daß die heilige Geschichte auf ihren späteren Blättern seinen Namen nur noch selten erwähnt. Nachdem die Kirche einen festen Bestand gewonnen hatte, da war *seine* eigenthümliche Lebensaufgabe gelöst und beschlossen, und was ihm nun noch übrig blieb, war nur noch überhaupt die Mission, welche allen Zeugen des Auferstandenen gemeinsam übertragen war. Und in der That, es fehlt nicht an mannichfachen Spuren, daß er, „so lange er in dieser Hütte war", die allgemeinen Pflichten eines Apostels mit Stetigkeit und Eifer wahrgenommen hat, daß er mit den lieblichen Füßen der Boten, die Gutes predigen, Heil verkündigen, Frieden predigen, gar manches fremde Land durchzogen haben mag (1 Corinth. 9, 5). Aber es konnte nicht ausbleiben, daß diese seine spätere Wirksamkeit vor der glänzenden Laufbahn *des* Mannes verschwand, welcher von sich sagen durfte: ich habe mehr gearbeitet, denn sie Alle, doch nicht ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist. Wie Petrus bei der *Stiftung* der Gemeinde der eigentliche Träger aller Gotteswirkung war, — die Anderen eben nur Gehülfen an dem Werke —: so hatte sich der Herr für ihre weitere *Erbauung* den Paulus als sein Rüstzeug auserwählt, und selbst ein Petrus trat hier mehr zurück und folgte gleichsam seinem Mit-

apostel nach. Nur noch einmal stellt ihn die Geschichte in den Vordergrund, und wir vermuthen schon von selbst, es wird das zu der Zeit gewesen seyn, wo Paulus seinen Lauf bereits vollendet hatte. Das Neue Testament enthält zwei Briefe, welche nicht allein des Petrus Namen an der Spitze haben, sondern die auch durch und durch den Stempel seines Geistes an sich tragen. Daß der Apostel den zweiten derselben am Abend seiner Pilgerschaft geschrieben hat, das hat er selbst bestimmt gedeutet, — „ich weiß, daß ich meine Hütte bald ablegen muß, wie mir denn auch unser Herr Jesus Christus eröffnet hat“ —; und jeder Laut der herzlichen Erweckung zu einer Treue bis an's Ende stimmt zu dem Bilde eines Scheidenden, der selbst bis zu dem letzten Hauche seines Lebens mit Hirtenhänden die gefährdete Gemeinde schirmen will. Aber auch der erste dieser Briefe gehört gewiß dem Ende seines Laufes zu. Er nennt den Kreis, an welchen er ihn richtet; es sind Gemeinden, die zum Theil der Predigt des Apostels Paulus ihren Ursprung verdankten; und in dieß Arbeitfeld wird er nicht früher eingetreten seyn, als bis er es verlassen fand. Da aber mußte es ihn drängen, die bedrückte und von schweren Leiden heimgesuchte Heerde zu stärken, zu kräftigen, zu gründen, auf daß alle ihre Glieder standhaft und fröhlich blieben in der Hoffnung und sich alle Züchtigungen zur Vollbereitung auf die vorgestellte Herrlichkeit gereichen ließen. Einen Gruß finden wir am Schlusse dieses Briefes, der, wenn die Deutung der Worte keinem Zweifel unterläge, ein helles Licht über die späteren Lebenstage unseres Apostels verbreiten würde. „Es grüßet euch die Miterwählte zu Babylon und mein Sohn Markus“ (1 Petr. 5, 13). Wird es aber trotz aller Widerreden immer die bei weitem wahrscheinlichste Auslegung bleiben, daß jene Miterwählte zu Babylon die römische Gemeinde sey: so haben wir hier eine Gewähr für die Richtigkeit der Mittheilung einiger Kirchenväter, daß Petrus im Schooße der römischen Gemeinde seine letzten irdischen Tagesstunden verlebt und in dieser Stadt, die unter eines Nero gräuelvoller Herrschaft als ein rechtes Babylon erschien, das Schicksal erduldet habe, welches ihm sein Herr und Meister als die Pforte seines Ueberganges in das himmlische Jerusalem geweißagt hatte. Allerdings stimmen jene Nachrichten der Väter im Einzelnen nicht überall zusammen, und es ist schwer, die Grenze zu bestimmen, wo die glaubwürdige Geschichte sich von der bürgschaftslosen Sage scheidet; doch so viel dürfen wir

mit Zuversicht als das haltbare Ergebniß einer gründlichen Erwägung derselben festhalten: in Rom hat Petrus seinen Todeskelch geleert, hier starb er wie sein Herr den Tod am Kreuze, hier fand er seine Grabesstatt. Einen besonderen Zug aus der Geschichte seines Märtyrerthums hat Clemens von Alexandrien aufbewahrt. Er erzählt, daß Petrus, als er vor seinem eigenen Ausgange sein Weib zum Tode führen sah, ihr, indem er sie bei ihrem Namen rief, mit innig mahnender und tröstender Stimme die Worte zugerufen habe: „gedenke du des Herrn!" Es wäre dieß der schöne Abschluß einer Ehe, die fern von allen irdischen Gedanken zur Ehre Gottes fortbestand, da jeder Theil, anstatt dem andern zu gefallen, ausschließlich Christo wollte wohlgefällig seyn.

„Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn": das ist der Zusatz, den der Herr zu der Verheißung an den Felsenmann hinzugefügt. So hat die Phantasie der Kunst das Bild des Jüngers aufgefaßt; sie malt ihn mit dem Himmelsschlüssel in der Hand. Der wahre Sinn der Worte Jesu Christi ergiebt sich aus der innigen Verbindung, in welcher sie mit dem vorangegangenen Bekenntniß Petri stehen. Allerdings der Herr allein besitzt den Schlüssel Davids; er ist es, welcher aufthut und Niemand zuschließt, welcher zuschließt und Niemand aufthut. Aber ist es nun einmal nichts anderes als der Glaube, vor welchem sich auch uns dereinst des Himmels Pforte öffnen kann: so darf der Mann im Namen Jesu Christi eine gültige Entscheidung geben, welcher unter allen seinen Mitgenossen zuerst das innige Bekenntniß eines rechten Glaubens ablegte, welcher dann durch das Zeugniß dieses Glaubens die erste Schaar von Gläubigen gesammelt hat und damit jenen Grund gelegt, auf welchem alle Gläubigen zu allen Zeiten ruhen. Folge mir nach: das ist das erste, das ist auch das letzte Wort, mit welchem Christus diesem Jünger nahe trat. Er ist ihm nachgefolgt mit einer Treue bis zum Tode. Hat er dafür die ewige Krone als seinen Gnadenlohn davongetragen, sitzet er auf einem der zwölf Stühle, die um den Thron des Lammes stehen, mitlebend, mitherrschend, mitrichtend: so läßt das Bild, welches sein Wort und Werk, sein Leben und Ende ergiebt, in der Weise der Ermahnung und verheißungsvollen Bitte, doch auch in dem Tone des drohenden Gerichts, und jedenfalls uns zur Ent-

scheidung drängend, die Forderung ergehen: so folget meinem Glauben nach! F. L. Steinmeyer in Berlin.

---

40. Jakobus der ältere.

25. Juli.

Um den Anfang der christlichen Zeitrechnung ward Jakobus am lieblichen, von reizenden Höhen umkränzten See Genezareth in einer galiläischen Fischerfamilie geboren. Nicht arm und dürftig waren wohl seine Eltern, Zebedäus und Salome, da sie sich noch von Tagelöhnern unterstützen ließen (Mark. 1, 10); sie gehörten aber jenem Lebenskreise der arbeitenden Klassen an, die wir als die niederen anzusehen gewohnt sind. Ein ausgezeichneter, im Alter wohl wenig verschiedener Bruder wuchs mit ihm auf, Johannes, an den ihn nicht nur die natürliche Liebe, sondern noch mehr die gleiche Gesinnung und die ganze Entfaltung des Lebens fesselte. Beide nahmen bald an der einfachen Berufsthätigkeit des Vaters Theil und wären unter den gewöhnlichen Umständen gewiß eben so verborgen, wie so viele Tausende ihres Gleichen, aus der Welt gegangen, ohne ein hervorragendes Andenken unter den Menschen zu hinterlassen. Aber nicht vergebens hatte sie Gott in ganz außerordentlicher, großer Zeit ins Dasein gerufen: sie sollten eine Aufgabe lösen helfen, welche weit über die Grenzen ihres geringen Wohnortes, ja ihres Vaterlandes hinausging und ihnen eine welthistorische Bedeutung gab, — die Aufgabe nämlich, aus dem seinem Untergang entgegeneilenden Judenthum ein geistiges Leben zu retten und ein neues Weltalter heraufzuführen.

Den ersten Trieb zu etwas Höherem, als die häuslichen Umstände erwarten ließen, gab dem jungen Jakobus Sinn und Geist der Eltern, welche, wenn wir aus der ganzen Lebensentwicklung der Söhne schließen dürfen, ganz denselben Regungen, wie diese selbst, zugänglich waren. Auch die enge Verbindung mit einer andern Fischerfamilie an demselben See, der des Jonas, wird dem Herrn ein Mittel der Vorbereitung, indem ein zweites Brüderpaar, Simon Petrus und Andreas, durch die Gleichheit des Berufes mit ihnen in näheren Umgang kam, welches derselben hohen Bestimmung entgegen reifte. Da erschien Johannes der Täufer; das ganze jüdische Land ward zur größten Aufmerksamkeit auf den Pro-

pheten ohne Gleichen angeregt, bei vielen freilich nur so weit, daß sie durch Theilnahme an seiner Taufe ihr Interesse öffentlich bezeugten, dann aber ungebessert zu ihren früheren Verhältnissen zurückkehrten. Anders die beiden Brüderpaare. Denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß nicht nur Andreas und Johannes, s. Joh. 1, 15, sondern auch Petrus und Jakobus zu dem Täufer geeilt waren und seine Belehrungen benutzend, sich in die Ideen einlebten, welche er bekannte und in seinem Volke auszubreiten aufgetreten war. Wie dem aber auch sei, nur kurz und vorübergehend, nur ein erstes Moment höheren Lebens, war dieses Zusammensein. Dem Propheten folgte der Messias auf dem Fuße nach, und Johannes ward sammt Andreas von dem Täufer selbst auf das Lamm hingewiesen, welches die Sünden der Welt zu tragen bestimmt sei, und konnte nicht anders, nachdem er den ersten Eindruck vom Messias empfangen hatte, als die fröhliche Botschaft „wir haben den Messias gefunden" in das Vaterhaus bringen und den geliebten Bruder sich nachziehen.

Wen könnte man glücklicher preisen, als die, welche Jesus zu seinen Jüngern, zu Zeugen seines Lebens machte? Was Jakobus, der Fischersohn, besaß, war ein für höheres Geistesleben empfängliches Herz, eine entschiedene Opferfähigkeit für ein edles Werk, ein gläubiges, hingebendes Gemüth. Aber wie gering ist das gegen die Gaben, die er nun empfing? Das Bewußtsein eines göttlichen Rufes, die Anschauung der Wunder des innern und äußern Lebens des Gottmenschen, auf den die Engel hinauf- und herabfuhren, das allmähliche Emporwachsen in einen Standpunkt von unermeßlicher Höhe, die Weihe höherer Wahrheit, Gnade um Gnade, die Gewißheit der Kindschaft Gottes.

Kein gläubiger Leser der Evangelien kann sich einem unbeschreiblichen Eindruck entziehen, wenn er die einfache Erzählung jener großen Berufung zum apostolischen Amte liest, welche dem Jakobus und seinen drei Freunden zu Theil ward, Mark. 1, 16 ff., Matth. 4, 22 ff. Was muß es erst für eine Rückerinnerung gewesen sein, diese erlebt zu haben! Fische fangen, Netze flicken, war ihr Geschäft: da sie sich aufgefordert hörten, Menschenfischer zu werden, von jener seelenvollen Stimme, die sie schon kannten und ehrten, hielt sie nichts zurück: sie ergriffen freudig die Hand, die sich ihnen darbot, und auch ihre Eltern ließen Zweifeln und Bedenken keinen Raum.

Noch war die Trennung vom Haus nicht vollständig; so lange der Meister in Galiläa blieb, war es ihnen leicht, zur Unterstützung der Eltern zuweilen zurückzukehren. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß Jesus zu ihnen kam, Luk. 5, 1ff., und sie zu einer Stunde antraf, in welcher trotz angestrengter Arbeit ihr Werk völlig erfolglos geblieben war. Menschenfreundlich nahm der Herr jetzt selbst an dem Fischfang Theil, zeigte ihnen den rechten Ort für das Gelingen desselben und war ihnen in einer Weise hülfreich, die ihre eigene Erwartung unendlich überstieg. Es war ein großer Augenblick. Waren sie das erste Mal fast willenlos dem Winke des Herrn gefolgt, jetzt empfingen sie von dem ungeheuren Abstand zwischen ihm und sich das volle Bewußtsein, dem Petrus Worte lieh: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch." Sie sahen in ihrer Ohnmacht die aus der Sündhaftigkeit hervorgehende Schwäche, in seiner Wunderkraft die Macht des Heiligen Gottes und lernten in die unendlichen Tiefen hineinblicken, welche sich bei dem Herrn hinter der menschlichen Gestalt verbargen. Als jetzt Christus sein großes Wort, daß sie von nun an Menschen fangen sollten, wiederholte, faßten sie dies viel mehr in seiner wahren Bedeutung auf und konnten an dem irdischen Erfolge, den sie vor Augen sahen, eine erste Ahnung von den großen Thaten erhalten, welche ihnen als Dienern des göttlichen Wortes bei ihrer Arbeit bevorstanden. Es war nicht mehr eine populäre Verständigung über ihren künftigen Beruf: es war eine erhabene Verheißung, die ihnen vorbildlich ihre große Zukunft zeigte, eine weise und ergreifende Ermuthigung, welche ihren Gang beflügelte. Und wie erfüllte sie sich schon am Pfingsttage, als Petrus Wort dreitausend Jünger um die Apostel her nicht minder wunderbar sammelte!

So außerordentlich waren die Ereignisse, unter denen Jakobus ein Glied an dem Leibe Christi ward; so unter die Zwölfe aufgenommen, durchlebte er mit ihnen alle die großen Wendepunkte des gemeinsamen Lebens, das Wunder zu Cana, des Petrus großes Glaubensbekenntniß, daß Jesus der Christ sei, die Weissagungen Jesu von seinem nahen Tode, die Flucht bei seiner Gefangennehmung, die Auferstehung und Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geistes, die ersten Arbeiten der Apostel und die Verfolgungen der Gemeinde in Jerusalem.

Aber mitten aus dem größeren Kreise leuchten hier und da

die Andeutungen hervor, daß die beiden Brüderpaare innerhalb desselben einen kleineren bildeten, der daneben noch seine eigene Geschichte hatte. Ist es doch gewiß nicht Zufall, daß in allen Apostelverzeichnissen, Mark. 3, 17, Matth. 10, 2, Luk. 6, 12, Apostelgesch. 1, 13, immer die vier Namen zuerst angeführt werden. Und wie die bereits berührten Erzählungen aus dem Anfange der Wirksamkeit des Messias auf ein ganz besonders inniges Verhältniß schließen lassen, — auch in Kapernaum als Petrus' Schwiegermutter vom Fieber geheilt wurde, waren die vier zugegen, wie uns Mark. 1, 29 berichtet, von dem (vgl. Matth. 7, 19) überhaupt diese persönlichen Mittheilungen am sorgfältigsten angemerkt sind, — ebenso waren es gegen das Ende des Lehramtes Christi, Mark. 13, 1 ff., diese vier Apostel, welche auf dem Oelberge den Herrn bei Seite nahmen und ausführliche Offenbarungen über den einstigen Fall von Jerusalem und die traurige Zukunft der Juden aus seinem Munde vernahmen, aber auch auf das kräftigste zu verdoppelter Wachsamkeit aufgefordert wurden und den tiefsten Blick in die Gefahren thaten, die sie selbst erwarteten.

Noch enger wird zuweilen der Kreis, wenn auch Andreas aus der Umgebung des Herrn ausscheidet, und das sind gerade einige Höhepunkte des Lebens Jesu, die Auferweckung der Tochter des Jairus, die Verklärung des Herrn und der Anfang seiner Leiden in Gethsemane, an welchen Theil zu nehmen Jakobus mit Johannes und Petrus gewürdigt ward. Sie allein waren es, welche das Talitha kumi vernahmen, Mark. 5, 41, Matth. 14, 1, Luk. 8, 51, welche den Herrn auf seinem geheimnißvollen Wege auf einen hohen Berg begleiteten, Mark. 9, 2, Matth. 17, 1, Luk. 9, 28, Moses und Elias sahen, Gottes Stimme vernahmen; sie allein aber auch waren es, welche seinem Vertrauen nicht entsprachen, als er sich zum letzten, einsamen Gebet entfernte und seine Seele bis zum Tode betrübt war, sondern vergebens mit dem sie übermannenden Schlafe rangen, Luk. 22, 39, Matth. 26, 30, Joh. 18, 1, bis er sie seinem beginnenden Leiden entgegenführte. Wir sehen, Jakobus war so glücklich, mit dem Bruder und Freunde in so besonderem Grade die Liebe und das Vertrauen des Herrn zu genießen, daß er ihn bei den wunderbarsten und schwersten Ereignissen des Lebens mit jenen in seiner Nähe hatte; er selbst aber war keinesweges immer so stark und so zu dem Geiste, dem der Meister sie entgegenführen wollte, emporgedrungen; was uns einige

Erzählungen erkennen lassen, welche den Kreis noch enger ziehen, nur die beiden Brüder handelnd einführen.

Nicht ganz klar ist der Beiname Boanerges „Donnersöhne", welchen Jesus dem Johannes und Jakobus ertheilte, Mark. 3, 17. Wir wünschten wohl, daß er damit die donnerähnliche Rede, den erhabenen Schwung der Seele, die Gewalt der Beredsamkeit als Eigenthümlichkeit der beiden Brüder angedeutet hätte, wovon uns Johannes Evangelium eine so lebendige Anschauung verschafft: aber immer nicht ganz abzuweisen ist die Vermuthung, daß auch ein leiser Tadel mit dem Lobe sich vereinigte.

Aber einer starken Zurückweisung setzten sie sich aus, als sie die Ungastlichkeit der Samaritaner nach Elias Vorgang mit Feuer vom Himmel gestraft wissen wollten, Luk. 9, 51, und mußten daran erinnert werden, daß es ein ganz andrer Geist sei, mit dem der Herr ihre Seelen ausrüsten und Alle statt der Strafe zur Vergebung führen wollte.

Zu einer nicht geringeren Verirrung ließen sie sich sammt ihrer Mutter verleiten, Mark. 10, 35, als sie, wohl eben im Bewußtsein und falschen Verständniß des besondern Vorzugs, den ihnen Jesus gewährt hatte, den Platz zu seiner Rechten und Linken erbaten, wenn er einst zur Vollendung seines Reiches zurückkehren würde. Indem er die Gewährung der Bitte damit zurückweist, daß sie nur in des Vaters, nicht in seinen Händen liege, zeigt er ihnen zugleich den Kelch, den sie nach seinem Vorgange zu trinken haben würden. Um so bedenklicher war ihre Bitte, als sie, wenn Christus dem nicht vorgebeugt hätte, leicht den Funken eines Zwiespaltes unter die Jünger hätte werfen können, der dem Reiche Gottes höchst gefährlich geworden wäre. Schon aber nahten Augenblicke, welche alle solche Verirrungen für immer abschnitten und mehr als Worte dahin führten, daß die Apostel in voller Einheit und Harmonie allein das Gelingen ihres so vielfach angefeindeten Werkes suchen konnten.

Nach der Auferstehung des Herrn und der Ausgießung des heiligen Geistes hat auch Jakobus in treuer Arbeit mit den Mitaposteln gewetteifert und ist mit ihnen in der Kraft des Geistes allem Gegensatze muthig und kräftig, ohne alle Furcht und Aengstlichkeit, entgegengetreten.

Während solcher Thätigkeit erschien das Jahr 44 nach Chr. G. Herodes Agrippa war König geworden, hatte auch Judäa seinem Reiche hinzugefügt und suchte einen Weg, sich die Herzen des Volkes

zu verschaffen; er fand ihn in der Parteiergreifung gegen die Christen. Nicht einmal also eigener Trieb, eigene Ueberzeugung leitete ihn, so wenig als einst Pilatus, da er Jesum zur Kreuzigung verurtheilte: es war Buhlen um Menschengunst, das seine Schritte leitete. An Etliche in der Gemeinde legte er die Hände und den Apostel Jakobus ließ er durch das Schwert hinrichten. Apostelgesch. 12, 1.

Wie ähnlich und wie äußerst verschieden ist doch das Leben der beiden Brüder gewesen; derselben Familie hatte sie Gott geschenkt, durch dieselben Thatsachen einst Beide eingeweiht, durch dieselbe Gemeinschaft mit dem Erlöser ihnen seine Gnade gezeigt; aber fast schweigend geht Jakobus neben seinem Bruder her, und früh wird sein Leben durch tyrannische Hand geendet. So ist immer über das Leben der einzelnen Menschen ein Geheimniß gebreitet: sie erscheinen auf dem Schauplatze der Welt und scheiden aus derselben durch einen höheren Willen, und auch die weisesten und gebildetsten Menschen sind nicht im Stande, den Schleier, der darüber gehüllt ist, zu heben. Aber Christus hat uns gelehrt, in Allem, was uns begegnet, der liebenden Hand des himmlischen Vaters zu vertrauen.

Die böse That hatte die schlimmsten Folgen für die Schuldigen. Die Juden, zu deren Gunsten sie vollbracht war, gingen mit immer rascheren Schritten ihrem Verhängniß entgegen. Der aus der Stadt fliehende Petrus war ein Vorbote jener Zeit, wo nach Jesus Verheißung Alle, welche dem nahenden Unheil entrinnen sollten, die Stadt mieden. Agrippa aber, durch Petrus Rettung nicht belehrt, ging nach Cäsarea und ward dort unmittelbar nach einer glänzenden Versammlung, wo frevelnde Schmeichler ihn für einen Gott erklärten, eher als er es ahnte, aus der Welt hinweggenommen und um seine irdischen Hoffnungen betrogen.

In derselben Zeit hatten die Jünger alle Furcht überwunden und erfüllten sich in dem Gebet immer mehr mit dem Bewußtsein, daß ihre Sache Gottes Sache sei und kein Mensch ihnen wahrhaft schaden könne.

Die näheren Umstände des Processes und der Verurtheilung des Jakobus sind unbekannt; eine liebliche Erzählung aber hat Clemens von Alexandrien und aus ihm Eusebius in der Kirchengeschichte uns aufbehalten. Ein Ankläger hatte Jakobus vor Gericht geführt, als er aber Jenen sprechen und sich vertheidigen hörte, ward er selbst von der Einfachheit und Größe des Apostels

so ergriffen, daß er noch in der Versammlung das Bekenntniß ablegte, daß er selbst ein Christ sei, und zu demselben Tode abgeführt wurde. Unterwegs erbat er sich und erhielt Verzeihung; nach dem Kuß der Versöhnung und dem Abschiedsgruß „Friede sei mit dir" erlitt er standhaft den Tod. Diese Geschichte ist ein schönes Vorbild jener großen Märtyrerzeit, wo ein Christ den andern auf dem letzten Todeswege stärkte und aus dem Blute derselben sich eine Macht erhob, welcher das Heidenthum erlag.

Die Erinnerung an Jakobus hat in der Kirche des Mittelalters eine sagenhafte Fortbildung erlebt. An dem Ort, wo jetzt in St. Jago di Compostella in Spanien eine dem Apostel geweihte Kirche steht, soll einst ein kleiner, dichter Busch gestanden haben, wo in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts Nacht für Nacht ein hellbrennendes Licht bemerkt wurde. Bischof Theodomir hörte von dem Wunder, ließ den Platz untersuchen und entdeckte eine Einsiedelei mit einem Grabe, in welchem der Leichnam des Jakobus enthalten war. Der 25. Juli, der seinem Andenken gewidmet ist, ist der Tag, an welchem die Entdeckung geschehen sein soll. Ein Orden ist dort zu Ehren des Apostels gegründet worden, der sich die Vertheidigung des Grabes gegen die Mauren und andere Feinde zur Aufgabe machte. Spanien verehrt in Jakobus den Schutzheiligen des Landes: St. Jago ist noch immer der größte Wallfahrtsort.

Glücklich wollte das Heidenthum keinen Menschen preisen, dessen Ende es nicht gesehen habe. Nicht war es ihm versagt, im Tode für das Vaterland oder für eine große, begeisternde Idee das Sterben eines glücklichen Menschen zu erkennen. Aber es blieb bei seinem Gesichtspunkte wesentlich auf dem irdischen Grund und Boden. Dem Christenthum war es vorbehalten, das Auge des Glaubens in lebensvoller Klarheit auf das Jenseits zu lenken und dort der Lösung aller Räthsel zu warten. Der Apostel Jakobus ist durch das Schwert hingerichtet worden, hat aber seinen Namen mit der heiligsten Erscheinung auf dem Gebiete menschlichen Daseins in unauflösbare Verbindung gesetzt: er hat die Krone des Lebens und damit die Summe menschlichen Glückes errungen. Was er begründen half besteht und wird sich immer herrlicher entfalten bis an das Ende der Dinge. F. Ranke in Berlin.

---

41. Johannes der Apostel.

27. December.

Der Evangelist oder genauer der Apostel Johannes[1]) ist nach sicheren Zeugnissen der drei ersten Evangelien (Matth. 4, 21. Mark. 1, 19. Luk. 5, 10. Matth. 10, 2. Mark. 3, 17) der Sohn des Zebedäus und der Salome, der Bruder wahrscheinlich des jüngeren, des Apostels Jakobus, den man zum Unterschiede von dem Apostel Jakobus, dem Sohne des Alphäus, so wie dem Jakobus, dem Bruder des Herrn, in der alten Kirche den älteren Jakobus genannt hat, und dessen früher Märtyrertod unter Herodes Agrippa (bald nach dem Märtyrertode des ersten Blutzeugen Stephanus, nach welchem im Kalender sehr sinnig der zweite Christtag benannt wird) in der Apost.-Gesch. 12, 2 erzählt ist.

Der Vater Zebedäus war ein galiläischer Fischer am See Genezareth, dem fischreichen, ob in Bethsaida, dem Orte des Petrus und Andreas, wohnhaft, wie die Alten vermuthen, weiß man nicht; ja es ist sehr unwahrscheinlich. Während der Vater in der evangelischen Geschichte nicht weiter vorkommt, niemals auch nur genannt wird unter den an den Herrn Gläubigen aus Galiläa, gehörte die Mutter Salome wahrscheinlich zu den galiläischen Frauen, welche den Herrn auf seinen Messianischen Wanderungen begleiteten und von ihrem Vermögen unterstützten (Luk. 8, 1—3); ihr Name wird von Lukas hier nicht genannt; aber nach Matth. 27, 55. 56 und Mark. 15, 40 ist sie unter diesen, welche den Herrn auch auf seinem Wege nach Jerusalem zum letzten Osterfeste begleiteten und an seinem Kreuze standen; nach Mark. 16, 1 ist sie auch unter den Frauen, welche nach dem Tode Jesu Spezereien zur ehrenvollen Bestattung seines Leichnams kauften und am dritten Tage, dem Auferstehungstage, in der Frühe zum Grabe gingen, um dem geliebten Herrn und Meister die letzte Ehre zu erweisen. Man sieht schon hieraus, daß die Familie des Johannes nicht zu den Armen im engeren Sinne, den sogenannten Proletariern, sondern zu dem galiläischen Mittelstande, dem Erwerbsstande, gehörte. Zu den nichtshabenden und erwerblosen Armen gehörte überhaupt keiner

---

[1]) Nach der etymologischen Bedeutung des ursprünglich hebräischen Namens ist Johannes so viel, als den Jehova geschenkt hat, Gottesgabe, Gottesgnade, vielleicht dem deutschen wie es scheint nicht sehr alten Namen Gotthold oder Gotteshuld, entsprechend.

der galiläischen Apostel mit ihren Familien. Ja, sie waren wohl Arme, aber in einem anderen Sinne, in dem nemlich, in welchem der Herr in der Bergpredigt die Armen am Geist selig preist. Leiblich arm wurden sie um des Herrn willen in ihrem apostolischen Amte, wie er selbst um unsertwillen arm wurde und nicht hatte, wohin er sein Haupt legte.

Ob die Familie des Johannes mit der Familie Jesu durch die Salome verwandt war, wie man späterhin in der Kirche meinte und wünschte, ist höchst ungewiß. Im Neuen Testament haben wir für diese Vermuthung keine einzige irgend sichere Stelle. Dagegen ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Familie unseres Evangelisten zu denjenigen gehörte, in welchen bei gewöhnlicher Kenntniß der alttestamentlichen heiligen Schrift, wie sie der damalige Volksunterricht, namentlich in den Synagogen gewährte, Eltern und Söhne, und diese wohl vorzugsweise, an den Messianischen Hoffnungen der Zeit mit besonderer Lebhaftigkeit Theil nahmen. Vom Vater Zebedäus wissen wir es nicht bestimmt; er scheint ein in seinem nächsten äußeren Berufe thätiger Mann gewesen zu sein. Aber er gestattete doch den Söhnen, daß sie dem Herrn nachfolgten, und so war er wohl auch ein auf den Messias hoffender Mann. Die Mutter freilich scheint sich gegen die Messianische Neigung und Richtung der Söhne mehr als bloß gestattend verhalten und ihnen geistig näher gestanden zu haben, wie denn oft in der christlichen Geschichte religiös begabtere Männer vorzugsweise aus dem tieferen religiösen Gemüthsleben der Mütter, welche, wie die Frauen überhaupt von Gott zu den Pflegern und Hütern des heiligen Feuers auf dem häuslichen Heerde erwählt und bestellt sind, die Gabe, Weihe und Bestimmung zu ihrem heiligen Lebensberuf empfangen haben.

Nach der Erzählung, Ev. Joh. 1, 35 ff., scheint Johannes, der jüngere Sohn, aus seiner Familie der erste gewesen zu sein, den die Botschaft des Täufers Johannes von dem herannahenden Himmelreiche und dem Erschienensein des Messias aufregte. Denn der ungenannte Jünger, der mit dem Andreas, dem Bruder des Petrus, in der Jordanaue bei dem Täufer steht, als dieser über den herannahenden Jesus von Nazareth das große Wort ausspricht: Siehe, Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt! — ist wahrscheinlich eben unser Johannes, der als Augenzeuge erzählt, was damals geschah, und der noch genau die Stunde wußte, wo er

nach der Weisung des Täufers dem noch im Hintergrunde der Geschichte, wie eine halbverhüllte Gestalt, wandelnden Herrn folgte und mit ihm zusammenkam, wahrscheinlich zu weiterem Gespräch in einer Herberge. Beide Jünger, scheint es, beeilten sich, die Kunde von dem in Jesu von Nazareth gefundenen Messias den Ihrigen mitzutheilen. Andreas führt seinen Bruder Petrus zum Herrn. Daß der andere Jünger, wenn es eben unser Johannes ist, wie zu erwarten wäre, seinen Bruder Jakobus zu Christo geführt habe, wird nicht erzählt. Anderen Tages schließen sich dann noch Philippus und von diesem gerufen Nathanael an den nach Galiläa zurückkehrenden Christus an, und am dritten Tage erscheint der Herr auf der Hochzeit zu Kana, mit seinen Jüngern dazu geladen, wo er sein erstes Herrlichkeitswunder in Galiläa thut, durch welches die Jünger sich in ihrem Glauben an ihn bestimmt entscheiden. Unter diesen ist denn auch Johannes. Nach Matthäus, Markus und Lukas aber scheint Johannes, wie auch Andreas und Petrus, in dieser Zeit noch nicht beständig bei dem Herrn geblieben, sondern zu den Ihrigen und zu ihrem Fischergeschäft am galiläischen See zurückgekehrt zu sein. Die Aufeinanderfolge der Begebenheiten ist hier nicht klar. Aber, wenn doch alle vier Evangelien, jedes in seiner Art, glaubwürdig sind, so muß man annehmen, daß Jesus erst, als er in Galiläa sein heiliges Lehramt in zusammenhängender Weise verwaltete, den Johannes mit seinem Bruder Jakobus, sammt den beiden Brüdern Andreas und Petrus, von ihrem bürgerlichen Geschäft weg und zur bleibenden Nachfolge und zum Apostelamte berief; — aber in Folge jenes ersten bedeutungsvollen Zusammentreffens mit ihnen in der Jordanaue.

Johannes war, sagt man, als er Jünger Jesu wurde, noch sehr jung, unter allen der jüngste. Man schließt dieß daraus, daß er unter den Aposteln am spätesten starb. Der Schluß ist unsicher. Aber es ist allgemeine Ueberlieferung in der Kirche, und die Malerkunst hält sich dadurch für berechtigt, den Johannes vorzugsweise als Jüngling darzustellen. Alle Apostel waren unstreitig junge frische Männer, als sie zu Jesu kamen. Nur solchen konnte er das schwere Amt der apostolischen Mission, welche frische junge Manneskraft forderte, anvertrauen; nur von solchen hoffen, daß sie noch empfänglich genug waren für seine Lehre und Jüngerschaft. Aber bei aller Vorbereitung darauf durch Weissagung und Sehnsucht im Volke, war sein Evangelium doch etwas so Neues, Erhabenes und

Schweres, daß nur jugendliche Gemüther aus dem schlichten Volke im Stande waren, sich allmälig in dasselbe hineinzufinden, und sich vom Judenthum loszureißen. Es mag sein, daß Johannes unter diesen der jugendlichste und frischeste war. Indessen war auch er, wie die anderen, in den Vorurtheilen seines Volkes und seiner Zeit befangen. Der Täufer hatte ihn nur vorbereitend auf Christus hingewiesen. Das volle Verständniß des Evangeliums vom Himmelreich konnte ihm auch der Täufer nicht geben; er besaß es selbst nur in einem dunkeln prophetischen Worte, und blieb vor der Pforte des Messianischen Himmelreiches stehen. Wie empfänglich auch Johannes von Natur sein und in seiner ganzen individuellen Art dem Herrn nahe stehen mochte, er bedurfte, wie alle Jünger, der Wiedergeburt, der Entwöhnung von dem alten und der Gewöhnung zu dem neuen Leben. Die einzelnen Momente seiner Entwickelung, seiner Bildung zum Apostelamte kennen wir nicht. Aber unstreitig hat darauf ganz besonderen Einfluß gehabt, daß er mit Petrus und seinem Bruder vom Herrn eines besonderen engeren Umganges gewürdigt wurde. In diesem engeren Verhältnisse ist er mit den beiden anderen Zeuge besonders merkwürdiger Zustände im Leben des Herrn, ist gegenwärtig bei der Erweckung der Tochter des Jairus (Mark. 5, 37), bei der wunderbaren Verklärung auf dem Berge (Matth. 17, 1 ff.), und in Gethsemane bei dem inneren tiefen Gebetskampfe (Matth. 26, 37). Aber noch mehr! Er wird gerade im vierten Evangelium als derjenige bezeichnet, der dem Herrn noch näher stand, als die beiden anderen, den der Herr besonders lieb hatte, der bei dem letzten Mahle dem Herrn zunächst saß an dessen Busen, der Busenfreund, den die anderen Apostel auch dafür ansahen, so daß sie glaubten, er habe, als der Herr von dem Verräther sprach, ohne ihn zu nennen, eine Frage frei an ihn, die sie nicht zu thun wagten (Joh. 13, 23 ff.). Ihm empfiehlt Jesus sterbend seine Mutter zu kindlicher Pflege an seiner Statt (Joh. 19, 26 u. 27). Aber bei aller dankbaren Gegenliebe und Treue ist er doch nur ein schwacher menschlicher Freund des Heiligen. Er flieht, wie die übrigen Jünger, bei der Gefangennehmung Jesu. Allein er sammelt sich bald wieder und folgt mit Petrus seinem Herrn auf dem Leidenswege bis in des Hohenpriesters Pallast (Joh. 18, 15. 16), und war, wie es scheint, ziemlich anhaltender und dreister Zeuge der letzten Begebenheiten. Er steht mit der Mutter Jesu und anderen galiläischen Frauen unter dem

Kreuze, und nach dem Tode des Herrn ist er derjenige Jünger, der auf die Nachricht der Maria Magdalena, daß der Leichnam des geliebten Meisters nicht mehr im Grabe sei, mit Petrus zum Grabe eilt, aber schneller läuft, als dieser. Die Erzählungen von den Offenbarungen des auferstandenen Christus an seine Jünger am See Tiberias (Joh. 21), auch selbst die wunderliebliche Erzählung, wie der Herr den Petrus, der ihn dreimal verläugnet hatte, dreimal fragt: liebst du mich? und dreimal ihm das Hirtenamt anbefiehlt, und ihm dann seinen Märtyrertod voraussagt, u. s. w. — haben manche historische Schwierigkeit und Dunkelheit, das aber geht klar und gewiß daraus hervor, daß das innigere persönliche Verhältniß Christi zu seinem Lieblingsjünger auch nach der Auferstehung sich fortsetzte und immer mehr verklärte.

Diese besondere persönliche Freundschaft Jesu zu Johannes giebt diesem einen besonderen Glanz, und macht ihn der Christenheit besonders lieb und theuer. Man wüßte gern, welcher Art dieselbe gewesen und worauf sie sich gegründet. Der heilige Gottessohn liebte, wie Johannes selber sagt 13, 1, die Seinen alle mit gleicher Liebe bis zu Ende. Dieß schloß aber so wenig die besondere persönliche Freundschaftsliebe zu den Einzelnen aus, als sie dadurch irgendwie verkümmert und verletzt werden konnte. So stand ihm auch unter seinen Jüngern der eine näher, als der andere; zunächst freilich, je nachdem sie zur Jüngerschaft und dem Apostelthume begabter, tüchtiger waren; aber auch wohl, je nachdem ihre Individualität der seinigen verwandter war, innerlich und äußerlich. Es ist freilich nur Vermuthung, wenn man sagt, es sei im Johannes eine gewisse Andacht zum Herrn gewesen, ähnlich wie in der Maria, der Schwester des Lazarus (Luk. 10, 38 ff.), ein idealer, sich gern vertiefender Sinn, und dieß müsse sich auch in seiner äußeren jugendlichen Erscheinung und seinem ganzen Benehmen gezeigt, und den Herrn besonders angezogen haben. Aber diese Vermuthung wird allerdings insbesondere durch das Evangelium und den ersten Brief bestätigt, obwohl beide Schriften aus einer Zeit im Leben des Johannes sind, wo das persönliche Freundschaftsverhältniß zu dem Herrn in seiner irdischen Erscheinung schon durch den verklärten jenseitigen Christus verklärt und ganz pneumatisch geworden war. Es wird uns von Mark. 3, 17 erzählt, daß Christus die beiden Söhne des Zebedäus einst Donnersöhne genannt habe. Wir wissen nicht, wann dieß geschah, was dazu

den Herrn veranlaßte, ja selbst der Sinn des Beinamens ist zweifelhaft. Wahrscheinlich ist, daß der Beiname sich auf eine Temperamentseigenthümlichkeit der beiden Brüder bezieht, und daß er eine gewisse natürliche Heftigkeit und schnelle, gleichsam detonirende Affectuosität bezeichnen soll. Christus will damit die Brüder nicht gerade tadeln. Das natürliche individuelle Temperament hat auch in der Jüngerschaft Christi sein Recht, es wird die Naturbedingung entsprechender sittlicher Virtuositäten der Individuen. Und so kann es sein, daß der Herr die Brüder durch den Beinamen darauf aufmerksam machen wollte, in welcher Art und Richtung sie sich weiter auszubilden, welche besondere Aufgabe sie hätten, entsprechend ihrem natürlichen Charisma. Ein Beispiel dieser Temperamentsart der Zebedaiden finden wir bei Luk. 9, 51 ff., ein anderes von Johannes allein Luk. 9, 49 ff. vergl. Mark. 9, 38 ff. Solche Aufgeregtheiten, Zornigkeiten aus edlen Motiven, mögen zu dieser Namengebung Veranlassung gegeben haben. Aber aus beiden Erzählungen sieht man deutlich, wie sehr dem Herrn daran lag, die Temperamentsart der beiden Brüder durch den heiligen Geist zu verklären und von ihrer natürlichen Unart zu befreien. Was insbesondere den Johannes betrifft, so scheint dieser Donnersohn sich vorzugsweise in der Auffassung der christlichen Idee des scheidenden Gerichts und des ausschließenden Gegensatzes zwischen Wahrheit und Irrthum, Gut und Bös verklärt zu haben. Davon zeugen sein Evangelium und erster Brief.

Nach der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn treffen wir den Johannes zuerst wieder in der apostolischen Stiftung der Muttergemeinde von Jerusalem; neben Petrus erscheint er (Apost.-Gesch. 3, 1 ff.) im Tempel lehrend, dann auch mit diesem auf einer apostolischen Mission in Samarien, zur Befestigung und Mittheilung des heiligen Geistes an die neuen Christen (Apost.-Gesch. 8). Er kehrt mit Petrus von da nach Jerusalem zurück (Ebend. 8, 25). Aber seitdem schweigt die Apostel-Geschichte gänzlich von ihm. Nur von Paulus erfahren wir (aus Gal. 2, 1—9), daß, als dieser in Jerusalem war, um sich über seinen besonderen heidenapostolischen Beruf mit den Zwölfaposteln und der Muttergemeinde zu verständigen, Petrus und Jakobus (der Bruder des Herrn) und Johannes daselbst anwesend waren und vorzugsweise als Säulen der Gemeinde galten. Ist dieß, wie wahrscheinlich, dieselbe Anwesenheit des Apostels Paulus in Jerusalem, von welcher Apost.-Gesch. 15, 1 ff.

erzählt wird, so war Johannes etwa um das Jahr 53 (nach Christus) noch in Jerusalem. Bis dahin scheint er auch keine auswärtige apostolische Mission gehabt zu haben. Wann er Jerusalem für immer verlassen, ob noch vor der Zeit, wo Paulus das letzte Mal in Jerusalem war und daselbst nur den Jakobus an der Spitze der Muttergemeinde fand, — also im Anfange der sechziger Jahre, (Apost.-Gesch. 21 ff.), oder etwas später, erst im Anfange des Jüdischen Krieges, wissen wir nicht. — Aber unstreitig ist die Zeit, wo er außerhalb des heiligen Landes das apostolische Amt antrat, eine Hauptepoche in seiner geistigen Lebensentwickelung.

Die älteste Ueberlieferung der Kirche bezeugt einstimmig, daß Johannes, — wahrscheinlich nach dem Tode des Apostels Paulus, welcher bis zuletzt selbst noch von Rom aus in seiner Gefangenschaft die kleinasiatischen Gemeinden, deren Mittelpunkt oder Muttergemeinde Ephesus war, leitete, durch Sendschreiben und Sendboten aus seinem engeren Schülerkreise, — in dem kleinasiatischen Gemeindekreis an die Spitze der apostolischen Mission trat, apostolisches Oberhaupt, gleichsam Oberhirt dieses Kreises wurde. Polykrates, Bischof von Ephesus, im zweiten Jahrhundert, nennt in seinem Osterschreiben an den römischen Bischof Victor den Johannes eben den Jünger, der bei dem letzten Mahle am Busen des Herrn lag, den Zeugen und Lehrer, den neutestamentlich priesterlichen Mann, einen großen Gründer der asiatischen Kirchen, und bezeugt, daß derselbe in Ephesus gelebt und gestorben sei. Dasselbe bezeugt nach der Aussage des Bischofs Polykarp von Smyrna, der für einen Jünger des Apostels gehalten wurde, der Bischof Irenäus von Lyon, ein geborener Asiat, am Ende des zweiten Jahrhunderts, welcher den Polykarp noch in seiner Jugend gesehen und gehört hatte. Eben nach Irenäus soll Johannes in Ephesus lange gelebt und gewirkt haben, und im hohen Alter zur Zeit des Kaisers Trajan, welcher im Jahre 98 zur Regierung kam, gestorben sein. So gewiß dieß ist nach dem einstimmigen Zeugnisse der alten Kirche, so wenig hat es irgend Grund, was auch erst späterhin in der Kirche gesagt wurde, daß Johannes auch unter den Parthern das Evangelium verkündigt habe. Aus der Zeit seiner ephesinischen Wirksamkeit hat uns Klemens von Alexandrien, einer der gelehrtesten griechischen Väter aus dem Anfange des 3ten Jahrhunderts, eine Erzählung aufbewahrt, welche er selbst für vollkommen sicher hält, und welche, eine der schönsten Erzählungen des christlichen

Alterthums, uns von dem Charakter des Apostels und der Art seiner ephesinischen Wirksamkeit ein deutliches anziehendes Bild giebt. Nachdem, so erzählt er, Johannes nach dem Tode des Tyrannen Domitian, aus seinem Exil auf der einsamen Insel Patmos (Palmosa), wohin ihn jener verwiesen hatte, nach Ephesus zurückgekehrt sei, habe er schon im hohen Alter, — er heißt vorzugsweise in der Erzählung der Geis, von Ephesus aus eine Missionsreise zu den benachbarten Völkerschaften seines apostolischen Sprengels unternommen, um hier Gemeinden, Bischöfe und Klerus zu ordnen. Auf dieser apostolischen Ordinations- und Visitationsreise habe er in einer Stadt in der Versammlung der Brüder einen Jüngling erblickt, welcher ausgezeichnet an Körper und Geist seine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Bei seinem Abschiede habe er dem Bischof der Gemeinde jenen Jüngling zu besonderer Obhut und Pflege empfohlen. Anfangs habe dieser auch die christliche Lehre und Zucht des Bischofs gern angenommen, aber nachdem er getauft worden, und der Bischof von seiner strengen Zucht nachgelassen, sei er ein Raub der Verführung geworden, und so dem christlichen Leben immer mehr entfremdet, habe er sich unter eine Räuberbande begeben, und sei deren Haupt geworden, und der blutdürstigste, grausamste unter den bösen Gesellen. Als Johannes nach einiger Zeit die Gemeinde wieder besucht und von dem Abfall und dem Verderben des jungen Mannes gehört, habe er sich im tiefen Schmerz darüber eilends auf den Weg gemacht, die Bande aufgesucht, sich von ihr gefangen nehmen und zu ihrem Anführer bringen lassen. Durch bewegliche, väterlich liebevolle Rede habe er dann diesen endlich dahin gebracht, daß er in aufrichtiger Reue und mit neuer Glaubenskraft zur Gemeinde zurückgekehrt sei[1]). — Unverkennbar ist in dieser Erzählung der Donnersohn Johannes, der rasche, erschütternde, und zugleich der Lieblingsjünger des Herrn, der Apostel der heiligen Liebe.

Die Geschichte des Johannes besonders in der ephesinischen Periode seines Lebens ist späterhin in der Kirche vielfach durch allerlei Mythen und Legenden ausgeschmückt worden. Aber der wahre Schmuck des Apostels ist eben seine wahre Geschichte, und

---

[1]) Herder hat diese Erzählung des Klemens in schönster Weise poetisch bearbeitet, in seinen Legenden unter der Aufschrift: der gerettete Jüngling. S. Herder's sämmtl. Werke, zur Literatur und Kunst. Bd. 6. S. 31 ff.

der unvergängliche Kranz um sein edles apostolisches Haupt sind für uns seine Schriften im Neuen Testament. Wir wollen daher von den späteren mehr und weniger unsicheren Erzählungen aus den letzten Jahren seines Lebens nur zwei noch hervorheben, weil sie im Zusammenhang mit seinen Schriften zu stehen und eine Art von Reflex derselben zu sein scheinen. Die erste, schon von Irenäus auf das Zeugniß aus der Umgebung des Polykarpus mitgetheilt, erzählt, daß Johannes einst in Ephesus mit dem juden-christlichen gnostischen Häretiker Cerinth in einem öffentlichen Bade zusammengetroffen sei, dasselbe aber augenblicklich verlassen habe, mit den Worten, daß er fürchte, das Gebäude werde zusammenstürzen, weil Cerinth der Feind der Wahrheit darin sei. Später heißt es, nicht Cerinth, sondern Ebion sei der Ketzer gewesen. Eine solche Aeußerung des Johannes würde dem scharfen Worte (2. Br. V. 10) entsprechen, wo er verbietet, die Gegner der Wahrheit aufzunehmen und zu grüßen. Außerdem aber reflectirt sich in dieser Erzählung die polemische Beziehung des Evangeliums und auch des ersten Briefes auf Häresieen, wie die des Cerinth und Ebion. Die andere, von Hieronymus im 4ten Jahrhundert zuerst und allein erzählt, läßt den Apostel, als er schon zum Sterben schwach war, von seinen Schülern in die Versammlung der Brüder tragen. Nicht mehr im Stande, zusammenhängend zu reden, habe er, wird erzählt, wiederholt nur das eine Wort ausgerufen: Kindlein, liebet Euch unter einander. Als man verwundert ihn gefragt: Meister, warum immer nur dasselbe Wort? habe er geantwortet, weil es das Gebot des Herrn ist, und die Beobachtung desselben alles befaßt, was ein Christ zu thun habe. Das Wort des sterbenden, abscheidenden Apostels, ist es nicht die kurze Summe seines ersten Briefes? Man hat es das Testament des Johannes genannt.

Schon Ev. 21, 21 ff. wird erzählt, daß aus dem Worte Christi an Petrus: Wenn ich will, daß Johannes bleibe, bis daß ich wiederkomme, was geht das dich an, Petrus? schon sehr früh durch einen Mißverstand die Sage hervorging, Johannes werde nicht sterben. Späterhin setzte man hinzu: Johannes sei wohl begraben, aber er schlafe nur im Grabe und sein Athem bewege die Erde auf seinem Grabhügel. Im Mittelalter wird diese Sage vielfach wiederholt und geglaubt. Der Mißverstand ist klar und wird schon im Evangel. 21, 23 ff. widerlegt. Man mag ihn als ein Bild davon betrachten, daß der Apostel, wie freilich die anderen Apostel auch, unsterblichen

Namens und Lebens sei in der Kirche, vornehmlich durch seine Schriften.

Was nun diese Schriften betrifft, so haben wir im Neuen Testamente fünf Bücher unter dem Namen des Johannes: das Evangelium, drei Briefe und die Offenbarung des Johannes. Unter diesen entsprechen das Evangelium und der erste Brief am meisten, am unmittelbarsten dem aufgestellten Lebensbilde des Apostels, wie denn auch beide uns die eigenthümliche Art des Lieblingsjüngers so in der Darstellung wie im Inhalte am anschaulichsten machen; so daß, je nachdem der zweite und dritte Brief und die Offenbarung jenen beiden Schriften entsprechen oder nicht, darnach sich der Grad der Sicherheit bestimmt, mit welchem wir dieselben für Schriften desselben Verfassers anerkennen.

Es ist nicht der Ort, die Schriften genauer im Einzelnen zu charakterisiren. Es genügt, darauf aufmerksam zu machen, daß das Evangelium das Leben des Herrn, wie es der Verfasser selbst angeschauet hatte, nach seinen Hauptmomenten darstellt als das Leben, Lehren, Wirken, Leiden, Sterben und Auferstehen des fleischgewordenen uranfänglichen Wortes, des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit, als das wahre Licht und Leben der Menschen, als die heilige Liebe, welche zum Heil der Menschen das irdische Leben frei in den Tod giebt — den bitteren, schmachvollen Kreuzestod. Je mehr der Evangelist in das innerste Leben und Denken des Herrn, gleichsam in das Herz desselben eindringt, und aus tiefstem Verständniß seiner Person und seines Wortes ihn darstellt, desto mehr kann man von seinem Evangelium in Vergleichung mit den drei anderen sagen, was schon ein alter griechischer Kirchenvater, Klemens von Alexandrien, sagt: es sei das wahrhaft geistige Evangelium, oder wie unser deutscher Kirchenvater D. Luther, es sei das einzige, zarte, rechte Hauptevangelium und den anderen weit vorzuziehen und höher zu halten, womit aber Luther nicht gemeint war, die drei ersten zu verachten, da er sie so gut für Gottes Wort und heilige Schrift hielt, wie das Evangelium des Johannes. In demselben Sinne sagte der große Leipziger Philolog und Theolog J. A. Ernesti von dem Evangelium, es sei das Herz Christi (pectus Christi), und dann Herder, es habe einen stillen Zauber, sei ganz Herz und Seele, das bleibende Evangelium, der Geschichte Christi Geist und Wahrheit.

Nicht weniger fesselt uns der erste Brief durch Inhalt und

Darstellung. Johannes zeigt darin denselben Lesern, für welche er das Evangelium bestimmt hat, daß, wer in Jesu Christo, dem Sohne, Gott den Vater erkenne und an der Gnade Gottes in der Sendung seines Sohnes im wahren Glauben Theil habe, eben in diesem Erkennen und Glauben sich für verpflichtet halten müsse, das Gebot Gottes, die Summe aller Gebote, das Gebot der Liebe streng und treu zu beobachten, Gott über Alles zu lieben und die Welt und ihre Lust zu verleugnen, in dieser Liebe aber allezeit Gott und die Brüder in der That und Wahrheit zu lieben, so, daß er seine Liebe zu Gott bethätige und bewähre in der Liebe zu den Brüdern, diese aber auf jene gründe, nach dem ewigen Vorbilde des heiligen Sohnes Gottes. Wer diesen recht im Glauben festhalte, der habe damit auch den Vater, und in diesem kraft seines Geistes die Welt überwunden, wer aber die Welt überwunden habe, dem sei es auch nicht schwer, die Gebote Gottes treu zu halten und sich vor der Sünde wie vor der Lüge zu bewahren.

Die beiden anderen Briefe an einzelne Personen unter besonderen historischen Verhältnissen, die wir nicht kennen, sind nach Inhalt und Form aus dem ersten zu verstehen.

In der Offenbarung, dem letzten Buche, dem einzigen prophetischen im Neuen Testament, enthüllt der Verfasser, was ihm der Herr auf Patmos im Exil geoffenbaret hatte über seine nahe Wiederkunft, und die Zeichen derselben in der Zeit, nicht zur Befriedigung einer müßigen Neugier, sondern zur Buße und zur Tröstung in schwerer, gefahrvoller Zeit. Er beschreibt diese Wiederkunft als die Zerstörung des Antichrists, jener bösen Weltmacht, deren Mittelpunkt das heidnische Rom war, als die Ueberwindung des Satanas, des Urhebers aller antichristlichen Macht und Gewalt in der Welt, und als die darauf erfolgende Vollendung seines Reiches, als das Herabkommen des himmlischen Jerusalems, der wahren Gottesstadt, des wahren, unverlierbaren Paradieses u. s. w.

Man kann zweifeln, und hat es vielfach von Anfang an in der Kirche gethan, ob dieses prophetische Buch wirklich ein Werk des Apostels Johannes sei. Die frommsten und besonnensten Theologen, unter denen auch unser D. Luther war, haben großes und gegründetes Bedenken getragen, diese Schrift dem Apostel Johannes beizulegen. Aber wenn es auch nicht von unserem Apostel verfaßt ist, — Gott hat es so geordnet, daß die Kirche es in die heilige Schrift des Neuen Testamentes aufgenommen hat, und wir haben

alle Ursach, ihm zu danken, daß wir in diesem Buche die schönste und wahrste Weissagung des heiligen Geistes Christi von dem Ende der Dinge und dem von Gott geordneten Gange der Weltgeschichte, das heißt eben seines Reiches auf Erden haben, durch welche wir uns in jeder Zeit orientiren können über den Stand, Fortgang und Rückschritt seiner heiligen Kirche in der Welt. Wer aber das Buch eben dazu, wozu es Gott in seiner Kirche bestimmt hat, recht gebrauchen will, der muß es lesen nach den Gesetzen der Wissenschaft mit christlicher Weisheit und christlichem forschenden Verstande, nicht in leichtsinniger oder trübsinniger frommer Schwärmerei und mit eitler, unchristlicher Neugier, die Zukunft wissen, und Tag und Stunde, wann der Herr kommt, berechnen zu wollen. Dieß ist strafbarer Vorwitz, den das Buch selbst verbietet. Wer es nicht so liest, wie er soll, der liest es sich zum Verderben, zur Verwirrung des Geistes und zum Gericht.

Friedr. Lücke in Göttingen †.

---

42. Philippus.

1. Mai.

Philippus der Apostel ist nicht zu verwechseln mit dem Philippus, welcher unter den sieben ersten Diakonen der Gemeinde zu Jerusalem erscheint (Ap. Gesch. 6, 5), für das Evangelium erfolgreich in Samaria wirkt (Ap. Gesch. 8, 5 ff.), auf dem Wege von Jerusalem nach Gaza den Kämmerer der Königin Kandace tauft (Ap. Gesch. 8, 26 ff.) und später (Ap. Gesch. 21, 8) als Evangelist in seinem Hause zu Caesarea den Apostel Paulus und dessen Begleiter auf ihrer Reise von Miletus nach Jerusalem aufnimmt.

Der Apostel Philippus, in den vier Apostelverzeichnissen stets als der fünfte in der Reihenfolge, also an der Spitze der zweiten Vierzahl aufgeführt, tritt dieser Stellung entsprechend in der evangelischen Geschichte zwar hinter den beiden Brüderpaaren, welche die erste Vierzahl bilden, etwas zurück, vor den übrigen Jüngern jedoch in manchen Erzählungen nicht undeutlich und zwar stets in derselben Beziehung als Vermittler und Sprecher in einer der Weise des Petrus verwandten Art hervor.

Mit Andreas und Petrus aus derselben Stadt (Joh. 1, 44), Bethsaida in Galiläa (12, 21), wird er einen Tag später als diese

Brüder von Jesu selbst gefunden, als dieser von der Taufstätte am Jordan wieder nach Galiläa ziehen wollte, und mit dem Worte: „folge mir nach" aus einem Johannesschüler zu einem Jünger Jesu gemacht. Sogleich zeigt sich sein praktischer, auf das unmittelbar Vorliegende gerichteter Sinn, seine Lust am Helfen und ungesäumten Zufassen, sein Eifer im Bekennen und Vermitteln, sein lebendiger, schriftmäßiger, auf die persönliche Erfahrung dringender, jedoch noch nicht völlig entwickelter Glaube. Er findet den Nathanael und spricht zu ihm: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn von Nazareth." Und als Nathanael sein Bedenken in der Frage ausspricht: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?" antwortet ihm Philippus mit der Aufforderung: „Komm und siehe es."

Mit dieser Berufungsgeschichte stimmt nicht gut die durch Clemens von Alexandrien uns aufbewahrte Nachricht, Philippus sei der Jünger gewesen, welcher die Aufforderung Jesu: „folge mir nach" mit der Bitte: „Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe" beantwortet und darauf die Weisung empfangen hatte: „laß die Todten ihre Todten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes" (Matth. 8, 21. 22. Luk. 9, 59. 60). Diese Annahme hat nichts für sich als den Gleichklang der Berufungsworte.

Ein willkommenes, wenn auch nur spärliches Licht fällt dagegen auf den Philippus aus den ferneren Berichten des Johannes, zunächst bei dem Speisungswunder kurz vor Ostern (Joh. 6, 5—7). Philippus ist der Jünger, zu welchem sich Jesus, als er viel Volks zu sich kommen sieht, mit der Frage wendet: „wo kaufen wir Brod, daß diese essen?" Das sagte er aber nach der Bemerkung des Johannes, ihn zu versuchen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Und Philippus antwortete: „Zweihundert Pfennig werth Brods ist nicht genug unter sie, daß ein Jeglicher unter ihnen ein wenig nehme." Weiset hier nicht jedes Wort auf einen wohlwollenden Vermittler hin, der als praktischer und stets hülfsbereiter Mann bekannt, sich auch jetzt darüber, daß er Auskunft geben und die Verlegenheit beseitigen soll, durchaus nicht wundert, sondern diese Zumuthung als ganz berechtigt anerkennt, auch schnell mit dem Ueberschlage der Kosten, der Mittel und des Bedürfnisses fertig ist, in diesem Geschäftseifer jedoch den Wink der versuchenden

Frage Jesu mißverstehend, in dem Allernächsten und unmittelbar vor ihm Stehenden nicht sogleich den alleinigen Meister und allgenugsamen Helfer erkennt, von dem er selbst die wahre Praxis der Gotteshülfe noch zu lernen hat.

Diese Erfahrung mag ihn wohl etwas schüchtern gemacht haben; aber seine Stellung und seinen Charakter hat sie nicht geändert. Er ist der wohlwollende Vermittler geblieben, wenn er auch nicht so dreist auftritt wie zuvor. Als einst etliche Griechen, die nach Jerusalem hinaufgekommen waren, daß sie anbeteten auf das Fest, Jesum gern sehen wollten, da traten sie mit der entsprechenden Bitte zu Philippus (Joh. 12, 21). Dieser ist auch sogleich zur Vermittelung bereit. Aber er scheint dessen eingedenk zu sein, daß er sich in Acht zu nehmen hat und nimmt deshalb seinen Landsmann Andreas, der überdies bei dem Speisungswunder mit ihm in ziemlich gleicher Lage und Stimmung war (Joh. 6, 8. 9), in Mitrath und Beihülfe. So glauben wir die Worte der Erzählung verstehen zu dürfen (Joh. 12, 22): Philippus kommt und sagt es Andreas, und Philippus und Andreas sagten es weiter Jesu.

Noch einmal tritt Philippus in der evangelischen Geschichte hervor. Als Jesus auf eine Aeußerung des Thomas geantwortet und seine Rede mit den Worten geschlossen hat: „Wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennet ihr ihn und habt ihn gesehen", da spricht Philippus: „Herr, zeige uns den Vater, so genüget uns" (Joh. 14, 8). Hier äußert sich nicht etwa ein kindisches Verlangen oder die abenteuerliche Forderung eines blöden Verstandes, sondern die kühnste Forderung einer nach Gott dürstenden Seele wird laut und das feurige Heilsverlangen eines Herzens, welches weiß, daß zur vollen Genüge der Gläubigen das Schauen Gottes nicht entbehrt werden kann, macht sich Luft. Philippus fordert und hofft durch Jesum zu erlangen, was Moses begehret hat (2 Mos. 33, 18) aber nicht erlangen konnte, nämlich das Angesicht Gottes zu schauen. Sein Glaube an die Messianität Jesu ist so stark, daß er diesem Herrn, von welchem er so viele Zeugnisse seiner unvergleichlichen Macht gesehen, auch unbedingt das Vermögen zur Bewirkung dieses höchsten Wunders, welches selig macht und das „Genügen" bringt, zutraut. Und seine Liebe ist so lebendig, daß er durchaus nicht eine persönliche Auszeichnung oder eine heimliche Gunst in Anspruch nimmt, sondern von aller Selbstsucht fern das

höchste Gnadenwunder für alle Jünger erbittet und aus dem Gefühl des gemeinsamen Bedürfnisses heraus das kühne Verlangen mit kindlichem Glaubensmuthe stellt. Aber seine Einsicht in das Verhältniß Jesu zum Vater ist noch nicht völlig entwickelt. Er hat es noch nicht erkannt, daß man den Vater nicht außer und neben dem Sohne haben und sehen kann, weil der Sohn das Ebenbild des unsichtbaren Gottes (Kol. 1, 15) und das Strahlbild seiner Herrlichkeit ist (Hebr. 1, 3). Er hält sich noch an den bloßen Unterschied, den der auf Erden wandelnde Jesus, welcher selbst im Gebet seine Augen gen Himmel hebt, zwischen sich und seinem himmlischen Vater macht und gedenkt nicht der ebenso wesentlichen Einheit, kraft welcher der Menschgewordene als Sohn Gottes den Unsichtbaren zur Erscheinung bringt. Er läßt wie Luther sagt, „Christum da sitzen und reden, kann schlecht nicht haften an dem Christo, der mit ihm redet, sondern desselben ungeachtet spazieret er beiseit aus mit eigenen Gedanken und fladdert hinauf in die Wolken: Ach, daß wir den Vater doch sehen möchten, wie er droben sitzet unter den Engeln!" Ihm fehlte damals noch die Erkenntniß von der „Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi" (2 Kor. 4, 6). Aber wir dürfen bei seinem Charakter annehmen, daß es von mächtiger Wirkung gewesen ist, als Jesus sogleich zu ihm sprach: „So lange bin ich bei euch und du kennest mich nicht? Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater? Glaubest du nicht, daß Ich im Vater und der Vater in mir ist?"

Nach ziemlich übereinstimmender Ueberlieferung soll er seinen apostolischen Wirkungskreis in Phrygien gehabt und dort in der Stadt Hierapolis seinen Tod gefunden haben. Für seine geschichtliche Bedeutsamkeit spricht der Umstand, daß manche Gnostiker sich auf ein dem Apostel Philippus zugeschriebenes Evangelium berufen.

C. B. Moll in Halle, jetzt in Königsberg.

---

43. Bartholomäus (Nathanael),

24. August.

dessen hebräischer Name: „Gottesgabe" bedeutet, der Vorgänger aller Theodore, Deodate, Theodorete und Dorothee, der „echte Israelit, in welchem kein Falsch ist" (Joh. 1, 47), wurde auf

Grund von Joh. 21, 2 in Vergleichung mit den Apostelverzeichnissen in Matth. 10, Marc. 3, Luc. 6 und Apostelgesch. 1 schon im frühesten christlichen Alterthum für eine und dieselbe Person mit Bartholomäus (Sohn Thalmai, ein alter palästinensischer Name) gehalten. Er wohnte zu Kana in Galiläa, wo der Herr kurz nach seiner Begegnung mit ihm zuerst auf der Hochzeit „seine Herrlichkeit offenbarte." — Ob Nathanael zu dem Hause gehörte, welches den Herrn zu seinem Feste lud, ob er ihn als einen Schüler des Täufers noch im Jordanlande oder erst nach seiner Rückkehr gen Galiläa irgendwo traf, bleibt unbestimmt. Daß er aber einer von denen war, die „auf den Trost Israels warteten", geht aus der Erzählung bei Johannes hervor. Auch von dem Täufer mußte er wohl, als Freund des Philippus, der wie Simon und Andreas diesem Vorläufer des Herrn zugehörte, in größerm Maaße angeregt sein. Die erste Berührung mit dem Herrn war eine ihm unbewußte. „Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warest, sahe ich dich", spricht Christus zu ihm und dieses Wort ruft die tiefsten Glaubenstöne seiner Seele hervor, ist die Lösung seiner stillen Räthsel. Der Mund der Wahrheit bezeichnet die Thatsache dieses Sehens als etwas „Großes" und kündigt als das „noch Größere" die Oeffnung des Himmels und das Auf- und Abfahren der Engel Gottes an. Demnach muß es ein wunderbares Sehen gewesen sein, ein Sehen mit dem höheren Geistesblick, nicht mit dem leiblichen Auge. Denn sonst hatte es nichts Tieferes zu bedeuten. Aber nicht dieser Fernblick, so staunenswerth er auch war, kann die Glaubenstöne aus Nathanaels Seele hervorrufen, noch weniger aber sie zu solcher Höhe stimmen, daß sie aussprachen, was ein Nikodemus auf alle Zeichen des Herrn noch nicht wagte, was Petrus nur durch „Offenbarung des Vaters im Himmel" zu sagen vermochte. Es war ihm klar, daß der ihn „unter dem Feigenbaum" gesehen, ob er wohl räumlich in weiter Ferne von ihm war, noch tiefer geblickt haben müsse, hinein in die verborgene Welt seines Herzens. Und wenn der Herr auf diesen Blick hin in's Innerste des künftigen Jüngers das köstliche Zeugniß über ihn sprechen konnte, ehe dieser nur den Mund geöffnet außer zu einem Zweifel, was muß das Auge des Herrn da gesehen haben unter dem Feigenbaum? Ohne Zweifel ein Herz voll Sehnsucht nach dem Heil, eine von der Hoffnung der Erlösung, durch Johannes Zeugniß von dem Kommenden, wie in Morgendämmerung

angeleuchtete Seele, ein Gebet, das sich an die Himmelsleiter der Verheißungen und Weissagungen klammerte und zu dem lange verschlossen gewesenen Himmel emporstrebte.

So hatte ihn der Herr gefunden, ehe Philippus ihn fand. Er aber wußte es nicht, sondern der erste Klang der neuen Welt, in die er nach wenigen Augenblicken eintreten sollte, war des Philippus Wort: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und alle Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn, von Nazareth.“ — Es war zu viel für seine sehnende Seele. Das Herz war zu enge für die plötzliche Erfüllung seines innigsten Verlangens, diese rasche Erhörung seines tiefsten Gebetes. Er glaubte im Unglauben und war ungläubig im Glauben. Er widersprach nicht der Sache, nicht der Zeit, nicht dem Namen, nicht der Person. Nur an das letzte Wort: „Nazareth“ heftete sich sein Zweifel.

Nazareth ist ihm zu klein, zu arm, um solche Fülle des Lebens, wie sie seinem sehnenden Herzen der Messias bringen sollte, zu fassen, ja gar menschlich hervorzubringen. Aber dem verlangenden Gemüthe schlägt die Einladung: „Komm und siehe es!“ alle Zweifel nieder. Er schweigt, er geht, er sieht. Und nicht das lobende Wort des Herrn, das er wohl hört, öffnet die Schleusen seines Innern, sondern zum rechten Beweise, daß wirklich in ihm kein Trug war, frägt er nach der Quelle dieses freundlichen Zeugnisses, das er sich selbst nicht würde gegeben haben. Die Art, wie der Herr es ihm giebt, macht falsche Bescheidenheit unmöglich. Er sieht sich im tiefsten Innern, in seinem heiligsten Geheimnisse erkannt und der Ruf: „Rabbi! du bist Gottes Sohn! du bist der König von Israel!“ bildet den Wendepunkt seines geistlichen Daseins. Ein Blitz der gläubigen Erleuchtung hat ihn in's Herz der Ewigkeit blicken lassen, es ist der „Sohn Gottes“ vom Himmel gekommen, wie ihn die letzten Propheten geweissagt, vor dem er anbetend steht. Da war der Apostel geboren im heiligen Geiste und der Anfang war da von dem Oeffnen des Auges für das Niederströmen der Ewigkeit in die Zeit, das Hineinleuchten des Gnadenlichtes in die Nacht der sündigen Welt; des „Menschen Sohn“, der niedrige, ist der Gegenstand des Dienstes der himmlischen Heerschaaren, Krippe und Kreuz sind umleuchtet vom Strahlenglanze der Herrlichkeit.

So steht dieses Apostelbild, nur kurze Zeit von der meldenden Geschichte gesehen, nur genannt mit der Schaar der Zwölfe bis

zur Himmelfahrt des Herrn, vor unsern Augen. Ein stiller, lieblichernster, tiefinnerlicher Jünger des Herrn leuchtet er in unsere Zeiten herab. Ob Indien, Lykaonien, Armenien der Schauplatz seines apostolischen Zeugens und Leidens war, es bleibt dunkel. Die Zeugnisse des Alterthums lassen nur als wahrscheinlich betrachten, daß er im südöstlichen Arabien oder im südlichen Persien den Gottessohn und König Israels verkündete und dort im Glauben die Engel Gottes hinauf- und herabfahren sah.

W. Hoffmann in Berlin †.

---

44. Matthäus.

21. September.

Der Verfasser der ersten Schrift des neuen Bundes ist durch die göttliche Gnade zu der zwiefachen Würde eines Apostels und eines Evangelisten im höheren Sinne (eines Evangelien-Schriftstellers) erhoben worden, obwohl er vor seiner Bekehrung dem von den Juden mißachteten, von den Pharisäern kirchlich geächteten Stande der Zöllner angehörte. Derselbe Stifter des freien Evangeliums, welcher die Maria Magdalena nach ihrer Bekehrung von den Wegen der großen Sünderin zur ersten Evangelistin der Auferstehung machte, berief auch den Matthäus nach seiner Bekehrung von den alten Wegen des Zolleinnehmers zum Ersten der vier Evangelisten. Seine Berufung vom Zollamt am See Genezareth (zu oder bei Kapernaum) zur Nachfolge Christi, welche er selber uns erzählt (Kap. 9, 9), kann keine andere sein als die Berufung des Levi, von welcher uns Marcus (Kap. 2, 13) und Lucas (Kap. 5, 27) berichten, denn die Grundzüge beider Berufungsgeschichten sind dieselben. So ist also der Name Matthäus wohl der neue Name, welchen der Jünger Levi bei seiner Aufnahme in den Kreis der Apostel, eben so wie mehrere Andere oder gar Alle, überkam, wenn derselbe ihm auch nicht gerade so feierlich wie der Name Petrus dem Simon beigelegt wurde. Man muß ihn jedoch nicht mit: Matthias, Gottesgabe verwechseln[1]). Im Apostelverzeich-

---

[1]) Der Name Matthäus könnte den Gottgeschenkten bezeichnen; indessen eben sowohl den Großgewachsenen, den im religiösen Sinne würdigen, freien Mann, und vielleicht bezeichnet es eben diesen im Gegensatz

niß, welches der erste Evangelist uns mittheilt (Kap. 10), hat er sich selber in schöner Demuth den Beinamen der Zöllner gegeben; und wir finden ihn für die erste paarweise Aussendung dem Thomas zugesellt, vielleicht weil er die etwas schwermüthige Bedächtigkeit dieses Jüngers durch seine besondere Glaubensfreudigkeit, wie sie uns aus seinem Evangelium hinlänglich entgegentritt, ergänzen konnte.

Ueber seine apostolische Wirksamkeit werden uns im Neuen Testamente keine weiteren Mittheilungen gemacht. Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius aber berichtet uns, Matthäus habe zuerst den Hebräern das Evangelium mündlich verkündigt, und ihnen dann dasselbe, da er im Begriff gewesen sei, zu andern Völkern zu gehen, schriftlich hinterlassen. Was nun seine spätere Wirksamkeit und Schicksale anlangt, so sind wir darüber im Ungewissen. Die mannigfachen Sagen aber, mit denen die alte Kirche sein Lebensende verherrlicht hat, sind ein Beweis dafür, wie sehr er bei den Christen jener Zeit in hohen Ehren gestanden. Nach Einigen soll er in Macedonien gewirkt haben, nach Anderen in Syrien am Euphrat und in Persien, wiederum nach Anderen in Parthien und Medien. Doch soll er nach der am Meisten anerkannten Sage in Aethiopien (Meroe) gelehrt, und den Martyrtod erlitten haben.

Die Eigenthümlichkeit seiner Glaubensanschauung und Wirkungsweise tritt uns in den Grundzügen seines Evangeliums klar entgegen. Dieses Evangelium hat er nach der alten Ueberlieferung ursprünglich in hebräischer Sprache abgefaßt. Pantänus, der Stifter der alexandrinischen Katechetenschule, fand nach Eusebius dieses hebräische Evangelium auf einer Missionsreise bei den Christen in Indien (vermuthlich dem südlichen Arabien). Doch besitzen wir sein Werk nur in griechischer Sprache, und wenn von verschiedenen Uebertragungen desselben nur Eine kirchlich geworden ist, so mag dies daraus zu erklären sein, daß dieselbe auf ihn selber zurückgeführt werden konnte. Ohne Zweifel entstand die Urschrift des Evangeliums in Palästina; wahrscheinlich in jenen Tagen, als die Christen anfingen, unter dem über Jerusalem sich sammelnden Gewitter, bei der bevorstehenden Belagerung und Zerstörung der Stadt, das in Raserei versunkene jüdische Gemeinwesen nach dem

---

gegen den dem Tempel anhangenden unmündigen Levi; so wie Petrus den Felsen bedeutet im Gegensatz gegen den Simon des Jonas, den Sohn der Taube (die im Felsen horstet).

Befehl des Herrn zu verlassen (Ev. Matth. 24, 15) und nach Pella, jenseits des Jordan zu flüchten. Auf dieselbe Zeit ungefähr zielt der Kirchenvater Irenäus, wenn er berichtet, Matthäus habe sein Evangelium geschrieben, während Petrus und Paulus in Rom das Evangelium verkündigten. Matthäus war ein amtlich gebildeter, ein freier und gläubiger Israelit, von feiner und großartiger Geistesanschauung: diese Grundzüge spiegeln sich in seinem Evangelium deutlich ab. Seiner israelitischen und amtlichen Bildung verdanken wir die sinnige und bedeutsame Sachordnung, in welcher er die Geschichte von der Wallfahrt des Herrn vorträgt: die Verknüpfung der einzelnen Geschichten aus der Kindheit Jesu, welche er uns mittheilt, die Gruppirung der Lehrreden, der Wunderwerke, der Gleichnisse des Herrn, wie wir sie bei ihm finden: ja die völlige Durchführung einer tiefsinnigen israelitisch-christlichen Glaubenslehre durch die Einzeltheile seiner evangelischen Geschichte. Als ein freier Israelit war er besonders berufen, das falsche, verderbte Judenthum, wie es sich in dem Pharisäerthum am bestimmtesten verkörpert hatte, und Christum als den Erben des wahren, geistigen Judenthums, den Sohn Davids und Messias, an's Kreuz schlug, in seiner ganzen, zum Gerichte reif gewordenen Verblendung und Verderbniß hervorzuheben. Mit gleicher Kraft und Klarheit aber stellte er als ein gläubiger Israelit dieser Nachtgestalt das Lebensbild des ächten verklärten Judenthums in dem Lebensgange des Messias gegenüber. Matthäus ist daher vor allen Anderen der historische Evangelist. Nach seiner gemüthlichen und amtlichen Berufung führte er seine alttestamentlich-neutestamentlichen Glaubensgenossen auf die Höhe des geschichtlichen Glaubens, und zeigte ihnen in dem Neuen Bunde die Erfüllung des Alten Bundes; in den kleinsten wie in den größesten Zügen des Lebens Jesu die Erfüllung der vorbildlichen und prophetischen alttestamentlichen Worte, wie sie bewußt und unbewußt, dem Geiste Gottes aber, unter dessen Leitung sie standen, immer wohl bewußt, hingezielt auf die herrliche Erscheinung des wahrhaften Königes des wahren Israel, des wesentlichen und ewigen Volkes Gottes. Daher hat auch in seinem Evangelium insbesondere am Anfange das Stammregister Jesu, und gegen das Ende desselben die Verkündigung der Zerstörung Jerusalems die höchste Bedeutung. Der Mittelpunkt seiner erleuchteten Anschauung der evangelischen Geschichte ist Christus, wie er in Folge seines historischen Zusammenhangs mit den

israelitischen Vätern im Grunde der berechtigte Erbe des Davidischen Throns ist, aber auf dem Wege des heiligen Leidens das Opferlamm zur Versöhnung seines Volkes und der ganzen Welt wird und durch seinen Kreuzestod das ewige Königreich gewinnt, das sich durch Himmel und Erde verbreitet.

Matthäus ist also der eigentliche Evangelist der Weltgeschichte. Er belehrt uns über die wahre und die falsche historische Folge oder Ueberlieferung (Tradition), über die wahre und die falsche historische Treue, über den Unterschied und Gegensatz zwischen dem bloß überlieferten sinnbildlichen und dem freien geisteswesentlichen Glauben. Sein Buch ist so zu sagen die Weltgeschichte des Evangeliums, und das Evangelium der Weltgeschichte; die Verklärung der allgemeinen Geschichte durch die Geschichte Jesu. Von ihm müssen wir es lernen, das tragische Leid zu begreifen in seiner Verklärung zum priesterlichen Leid; und die angeerbte Schuld auch in unsrem Leben zu erkennen, um die Versöhnung derselben in dem hohepriesterlichen Mittler aller Sünder zu finden. Damit erfahren wir es dann zugleich, wie wir die geschichtlichen Sünden unsres Volkes zu beklagen und zu meiden haben, um unser Volk selber in seinem Kern und in seiner geschichtlich-christlichen Bestimmung nun desto treuer und inniger zu lieben.[1])

J. P. Lange in Zürich, jetzt in Bonn.

---

45. Jakobus der jüngere.

1. Mai.

Unter den Männern des apostolischen Zeitalters, welche eine bedeutende Wirksamkeit im Dienste des Evangeliums ausübten, tritt uns eine Gestalt entgegen, welche, auch nachdem sie Christum im Glauben erfaßt und in ihm ihr Heil gefunden hat, doch mit allen Wurzeln ihrer Frömmigkeit in die Formen des Alten Testaments hinein verwachsen blieb, die heilige Stadt als steten Mittelpunkt ihrer Arbeit in ruhiger Stille behauptete und die gleiche tiefe Verehrung von gläubigen und ungläubigen Juden bis an ihr Lebensende genoß. Es ist dies Jakobus, zum Unterschiede von

[1]) Eine weitere Ausführung über Matthäus findet sich in meinem Bibelwerk: Matthäus.

Jakobus, dem Zebedäiden, welcher nach Apostlg. 12, 2 durch Herodes Agrippa den Märtyrertod i. J. 44 erlitten hatte, der jüngere genannt, nach Gal. 1, 19 der Bruder des Herrn, und nach Hegesipp, einem judenchristlichen Geschichtschreiber aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, durch den Beinamen „der Gerechte" ausgezeichnet.

Versuchen wir es, ein Bild seiner Wirksamkeit und seines Charakters zunächst aus den Stellen des N. Testaments, welche sich auf ihn beziehen, zu gewinnen. War er einer der Brüder Jesu, als welche (Matth. 13, 55. Mark. 6, 3) Jakobus, Joses, Simon und Judas genannt werden, und gilt die Bemerkung des Johannes 7, 2 ff. von der Zeit des letzten Halbjahrs vor dem Leiden des Herrn, „daß seine Brüder nicht an ihn glaubten" — womit jedoch wohl der Evangelist nicht sowohl hartnäckigen Unglauben, als vielmehr die aus eitlem Weltsinn entsprungene Zweifelmüthigkeit bezeichnen wollte — auch von ihm: so dürfen wir wohl annehmen, daß die Anschauung von der Wirksamkeit Jesu vorzugsweise in der letzten Zeit seines Lebens und der Eindruck von der göttlichen Größe in seinem Leiden und Sterben, sowie die ihm zu Theil gewordene Erscheinung des Auferstandenen (1 Cor. 15, 7) seinen Glauben bestärkt und vollendet habe. Daher finden wir die Brüder Jesu schon nach der Himmelfahrt (Apstlg. 1, 14) der christlichen Gemeinschaft einverleibt. Bald nach dem Tode Jakobus des älteren muß er in der Gemeinde zu Jerusalem eine bedeutende Stellung eingenommen haben (Apstlg. 12, 17). Denn er galt (Gal. 2, 9) mit Petrus und Johannes als eine der Säulen der Kirche. Auf dem Apostelconvent in Jerusalem (Apstlg. 15) gab seine Stimme die Entscheidung, indem er in Uebereinstimmung mit Paulus zwar die Heidenchristen vom Joch des Mosaischen Gesetzes frei lassen wollte, aber doch für nöthig hielt, durch die Beobachtung der sogenannten Noahischen Gebote zwischen den allzufreien Sitten der Heidenchristen und den ängstlichen Sitten der Judenchristen zu vermitteln. Das Zeugniß der Glaubensgemeinschaft mit Paulus unter Anerkennung der Verschiedenheit des Missionsberufs beider besiegelte er durch brüderlichen Handschlag (Gal. 2, 9). Bei der letzten Anwesenheit des Apostels Paulus zu Jerusalem i. J. 60. (Apstlg. 21) erscheint er mit einem Ansehen bekleidet, wie außer ihm keiner der Judenchristen hatte, zugleich aber verräth er sein Interesse am jüdischen Gelübdewesen, indem er dem Paulus den Rath

ertheilt, durch ein Nasiräatsgelübde von dem Verdachte, als zerstöre er die jüdischen Sitten der Judenchristen, sich zu reinigen. Soll er doch nach Hegesipp von Kind auf ein Nasiräer gewesen sein. Daher beziehen sich auch die Eiferer für das Mosaische Gesetz auf ihn als ihr Haupt (Gal. 2, 12) und suchen der von Paulus geltend gemachten freieren Denkweise entgegenzuwirken.

Diese fragmentarischen Züge ergänzen sich jedoch zu einem lebensvolleren Gesammtbild, wenn wir diesen apostolischen Mann im Spiegel des Sendschreibens betrachten, das er an die 12 Stämme d. h. an die judenchristlichen Gemeinden in der Zerstreuung gerichtet hat und welches nach den frühesten Zeugnissen der Kirche eben ihm als Verfasser zugeschrieben wird. Schon ein solches Sendschreiben an die judenchristlichen Gemeinden und in solchem Tone erlassen kann nur ein Mann, der in entschiedenem Ansehen und in anerkannter Geltung steht. Er zeigt sich aber auch in demselben als ein Mann von festem Character, von sittlicher Strenge und Entschiedenheit, der die Erfüllung des ganzen von ihm in seiner Einheit erkannten Gesetzes verlangt.

Der Hauptgedanke ist: Das christliche Leben muß ein Ganzes, etwas Vollständiges und Vollendetes sein, nichts Halbes und Getheiltes. Der Christ darf in keinem Stücke zurückbleiben, auch nicht in einem Worte fehlen (1, 4. 2, 10. 3, 2). Er verlangt Thäter, nicht bloß Hörer des Gesetzes (1, 22—24); nur in seinem Thun wird der Christ selig (1, 25). Schon das Unterlassen des Guten ist Sünde (4, 17). Das Gesetz aber, dessen Vollbringung verlangt wird, ist nicht das Ceremonialgesetz, sondern das ewig Sittliche im Gesetz, und zwar das Gesetz der Freiheit (1, 25. 2, 12), das königliche Gesetz (2, 8), das nicht knechtet, sondern innerlich befreit, wie Paulus Röm. 8, 2 von einem Gesetz des Geistes redet, der da lebendig macht in Christo. Der wahre Gottesdienst ist thätige Liebe und ein unbefleckter Wandel (1, 27). Auch der Glaube d. h. das Vertrauen soll nicht halb und getheilt, sondern fest und zweifellos sein (1, 6—8).

Jakobus durchschaut das menschliche Herz in seinen geheimsten Neigungen und den Entwicklungsstufen der Sünde (1, 13—15) und ist zugleich voll zarter Theilnahme an den Leiden und Gebrechen seiner Brüder, die besonders durch den Gegensatz zwischen Reichen und Armen und die Lehrstreitigkeiten herbeigeführt wurden. Mit wohlwollender Weisheit warnt er vor Hartherzigkeit

gegen die Armen, vor Neid und Hader und fordert zur Liebe, Demuth und stillausharrender Geduld, sowie zur Weisheit von obenher auf (C. 3. 4. 5).

Er ist jedoch, wie man häufig meint, kein bloßer Moralprediger, sondern erkennt im Christenthum die Mittheilung einer neuen geistigen Lebenskraft, welche mittelst des Worts der Wahrheit den Seelen sich einpflanzt, so daß die dadurch nach Gottes Willen Wiedergeborenen die Erstlinge seiner Kreatur werden (1, 18. 21). Eines solchen göttlichen Lebensprincips bedürfen die Menschen, weil sie immerfort sündigen und die Sünde den Tod gebiert (1, 13 ff. 3, 2).

Er blickt glaubensvoll auf zu Christo als dem Herrn der Herrlichkeit (2, 1) und als dem, der zum Gericht erscheinen wird (5, 7. 8). Er stellt den Glauben an Christus in den Mittelpunkt des christlichen Lebens (2, 1) und beschreibt ihn als inniges Vertrauen (1, 6), das dem Gebet seine Kraft giebt (5, 15), den Armen reich macht (2, 5), als die Gesinnung des christlichen Lebens überhaupt (1, 3).

Aber freilich ist ihm der Glaube nur dann ein wahrer, echter, wenn er Werke hat d. h. durch eine wahrhaft sittliche Thätigkeit im Leben sich erprobt, während ein blos sich so nennender Glaube, ein abstractes für wahr halten, todt und werthlos ist und unfähig, den Menschen des Heils theilhaftig zu machen (2, 14—26). So weit hat Jakobus auch den Paulus für sich, der gleichfalls nur einen solchen Glauben für echt erkennt, aus welchem unmittelbar die Heiligung hervorgeht (Röm. 6, 8), oder der durch Liebe thätig ist (Gal. 5, 6).

Aber in Absicht auf die Bedingung der Rechtfertigung befindet sich Jakobus in einer nicht wegzuleugnenden Differenz mit Paulus. Während dieser lehrt, daß der Mensch nicht durch des Gesetzes Werke, sondern nur durch den Glauben gerecht d. h. Gott wohlgefällig und der Gnade Gottes theilhaftig werde (Röm. 3, 20. 28. Gal. 2, 16) und daß auch Abraham durch den Glauben gerecht worden sei (Röm. 4): behauptet Jakobus, daß der Mensch, wie auch Abraham (2, 21) durch die Werke gerechtfertigt werde und nicht durch den Glauben allein (2, 24); der Glaube wirke jedoch mit zu den Werken und werde durch die Werke vollendet (2, 22). Obwohl also Beide einen lebendigen, in thätiger Sittlichkeit sich bewährenden Glauben verlangen, so ist doch der Unterschied der, daß nach Paulus der Glaube rechtfertigt, und weil er

der rechtfertigende ist, auch die Quelle guter Werke ist, nach Jakobus dagegen der Glaube, weil er die Quelle guter Werke ist, auch rechtfertigt. Denn nur der Thäter des Gesetzes darf sich auf Rechtfertigung Hoffnung machen (1, 25).

Es erhellt hieraus, daß Paulus den Glauben mehr in seiner innerlichen Tiefe als die Bewegung des Herzens zu Gott in Christo hin, Jakobus als Princip der Thätigkeit und erst, wenn er als solches sich bewährt hat, als Quelle der Rechtfertigung auffaßt. Beide jedoch sprechen den Werken keinerlei Verdienstlichkeit zu. Diese Betonung des Glaubens als Thätigkeitsprincips hängt mit dem Hinarbeiten des Jakobus auf Vollkommenheit des christlichen Lebens und Wandels zusammen. Und wenn die Paulinische Lehre vom Glauben von manchen Christen zu sittlicher Trägheit oder zur positiven Unsittlichkeit mißbraucht wurde (Röm. 6, 15), so war es ein Bedürfniß der Zeit und gehörte zur Vollständigkeit der Heilslehre, auch das zum Glauben gehörige Moment der sittlichen Thätigkeit hervorzukehren.

Nehmen wir jedoch hinzu, daß Jakobus, wie er in die innerliche Tiefe des seligmachenden Paulinischen Glaubens nicht eingedrungen ist, so auch andere wesentlich christliche Lehren, wie die Lehre vom Tode Jesu und ihrem Zusammenhange mit der Versöhnung, die Lehre vom Erlöser und vom heiligen Geiste gar nicht berührt: so können wir darin nur Merkmale des judenchristlichen Standpunktes, den Jakobus noch einnahm, d. h. der Auffassung des Christenthums in der Form des Judenthums erkennen.

Ist daher auch das Urtheil **Luthers** zu hart, wenn er in der Vorrede zum N. Testament v. J. 1524 diese Epistel „eine recht ströherne Epistel, denn sie doch keine evangelische Art an sich habe" nennt: so hatte er doch von dem Standpunkte aus, wonach die Rechtfertigung durch den Glauben den Mittelpunkt des ganzen Christenthums bildet, Recht, wenn er diese Epistel (in der Vorrede dazu v. J. 1522) zwar lobt, weil sie Gottes Gesetz hart treibe, aber sie doch „in seiner Bibel nicht in der Zahl der rechten Hauptbücher haben will."

Uebrigens ist der Stil dieses Briefs lebendig, körnig, sententiös, von oratorischem Schwung und vielfach ans Poetische streifend, an die Sprache der A. T.-Propheten erinnernd und durch die Reinheit des Griechischen sich auszeichnend. Dies läßt uns

auf eine hohe geistige Begabung und Originalität des Verfassers einen Schluß machen.

Zur Ergänzung des Geschichtsbildes, wie es aus den N.T.-Urkunden sich ergiebt, dient die Erzählung des oben genannten Hegesipp, welche Eusebius in seiner Kirchengeschichte 2, 23 uns aufbewahrt hat. Sie enthält zwar manche mährchenhafte Züge, das Wesentliche ist aber folgendes:

„Es übernimmt die Leitung der Gemeinde mit den Aposteln der Bruder des Herrn, Jakobus, allgemein der Gerechte genannt. Dieser war von Mutterleibe an heilig (ein Geweihter, Nasiräer). Wein und starke Getränke trank er nicht, noch aß er Fleisch; ein Scheermesser kam nicht auf sein Haupt; mit Oel salbte er sich nicht, noch gebrauchte er ein Bad. Ihm allein war es vergönnt, in das Heiligthum einzutreten. Allein ging er in den Tempel, und man fand ihn liegend auf den Knieen und betend für das Volk um Vergebung, so daß seine Kniee dickhäutig wurden, wie bei einem Kameel, indem er sich immer aufs Knie beugte im Gebet zu Gott und im Flehen um Vergebung für das Volk. Wegen dieser seiner großen Gerechtigkeit wurde er der Gerechte und Schutzmauer des Volks genannt." Hegesipp erzählt nun weiter, daß viele Juden, darunter auch manche Oberen, um Jakobus willen glaubten, Jesus sei der Christ, daß darüber ein Tumult und die Besorgniß entstanden, das ganze Volk möchte Jesum als den Christus erwarten. Die Schriftgelehrten haben daher am Passah den Jakobus gebeten, das Volk vom Irrthum über Jesus abzubringen und ihn zu dem Ende auf die Zinne des Tempels gestellt. Als er jedoch mit lauter Stimme Jesum als den, der im Himmel zur Rechten der großen Kraft Gottes sitze und auf den Wolken des Himmels kommen werde, verkündigte und viele ausriefen: Hosiannah dem Sohne Davids! — haben sie den Gerechten herabgestürzt und gesteinigt, während er um Vergebung für sie gebeten, und ein Walker habe mit seinem Holze ihn vollends todtgeschlagen. Bald darauf habe Vespasian sie belagert. Eusebius setzt noch hinzu, daß die bald nachher erfolgte Belagerung Jerusalems manchen als das Strafgericht für die an Jakobus verübte Gewaltthat erschienen sei.

So hat dieser gläubige Christ und echte Israelite, dieser Lehrer und Vorbild des praktischen Christenthums, der an der Spitze der christlichen Gemeinde doch zugleich das ganze Volk Israel auf seinem betenden Herzen trug, dieser Repräsentant der jüdischen

Sitte und Nationalität in ihrer christlichen Verklärung, ein Mann der Union, durch den der letzte einnehmendste Ruf des Evangeliums an die jüdische Nation ergangen ist, seinen Glauben und seine Treue gegen Christum mit dem Märtyrertode besiegelt.

Es fragt sich nur noch, ob dieser Jakobus mit dem Apostel Jakobus, Alphäi Sohn (Matth. 10, 3), der ein Geschwisterkind Jesu war (vergl. Joh. 19, 25), Eine Person oder davon verschieden sei.

War Jakobus ein Bruder des Herrn im eigentlichen Sinne, so muß er entweder ein Sohn Josephs aus früherer Ehe oder ein später geborener Sohn der Maria gewesen sein. Bezeichnet aber Bruder, was nach dem hebräischen Sprachgebrauche möglich ist, nur einen Verwandten, Geschwisterkind von Jesu, so könnte Jakobus der Gerechte Eine Person mit dem Apostel Jakobus Alphäi Sohn sein. Die Entscheidung ist äußerst schwierig. Schon in den frühesten Jahrhunderten theilt sich die Tradition in zwei Linien, wovon die eine unsern Jakobus von dem Apostel unterscheidet und als wirklichen Bruder des Herrn nimmt, die andere ihn mit dem Apostel Jakobus, Alphäi Sohn identificirt, und bis heute sind die Ansichten der Theologen getheilt. Doch neigt sich die Mehrheit der Ansicht zu, daß Jakobus der Gerechte von Jakobus Alphäi Sohn zu unterscheiden sei. Die Hauptgründe für diese Ansicht möchten folgende sein.

Es liegt immerhin näher, das Wort „Bruder" im engeren und eigentlichen Sinne, als im weiteren = Verwandter zu verstehen. Die Tradition von der Identität unseres Jakobus mit dem Sohn des Alphäus ist von da an in Umlauf gekommen, als es für unangemessen betrachtet wurde, daß Jesus wirkliche Brüder gehabt haben solle. Die Brüder Jesu glaubten noch nicht (Joh. 7, 2 ff.) zu einer Zeit, als der Sohn des Alphäus schon im Apostelkreise sich befand, und werden noch Apstlg. 1, 13. 14, obgleich schon in der christlichen Gemeinschaft befindlich, von den Aposteln unterschieden.

Jakobus der Gerechte ist eine so ausgezeichnete Persönlichkeit und von so entschiedener Eigenthümlichkeit, daß zu erwarten stünde, er müßte, wenn er schon zu Jesu Lebzeiten unter den Zwölfen gewesen wäre, auch in den Evangelien gleich einem Petrus oder Johannes handelnd auftreten, während das gänzliche Schweigen der Evangelien über Jak. Alphäi dafür zu sprechen scheint, daß dieser

Apostel eben nichts besonders Auszeichnendes an sich hatte. Dagegen mochte eben die leibliche Verwandtschaft mit Jesu und die in die Formen des A. Testaments gekleidete christliche Frömmigkeit des ersten Vorstehers der Gemeinde zu Jerusalem ihm in den Augen der Judenchristen ein Ansehen gegeben haben, das ihn den eigentlichen Aposteln gleichstellte, oder über sie noch emporhob. Uebrigens ist die oben versuchte Charakteristik dieser Säule der Urkirche von der Entscheidung dieser zweifelhaften Frage unabhängig.

Stirm in Stuttgart †.

---

46. Simon Zelotes.

28. October.

In sämmtlichen vier Apostelverzeichnissen ist in der letzten durch Jakobus Alphäi eröffneten Abtheilung ein Simon aufgeführt, welcher bei Matthäus 10, 4 und Markus 3, 18 der Kananite oder nach besserer Lesart der Kananäer, bei Lukas 6, 15. Apostelg. 1, 13 dagegen Zelotes zubenannt ist. Nach der griechischen Form dieses Beinamen bei den ersten beiden Evangelisten müßte man eigentlich an Ableitung von einem Ortsnamen denken, wenn auch nicht grade wie gewöhnlich an Kana in Galiläa. Allein wahrscheinlich liegt hier eine ungenaue griechische Umschreibung der chaldäischen Wortform Kan'ani d. i. der Eiferer vor, deren richtige griechische Uebersetzung Lukas gegeben hat. Schwerlich ist bei dieser Benennung an einen in der Sache des Herrn bewiesenen Eifer des Simon zu denken; denn in diesem Falle wäre der in den Urkunden vorhandene gänzliche Mangel an Nachrichten über seine Thätigkeit kaum erklärlich. Man muß diese Bezeichnung wohl aus einem früher bewiesenen Eifer für strenge Beobachtung des Gesetzes oder für Erhaltung der Nationalreligion überhaupt herleiten, wie wir solchen auch bei Paulus vor seiner Bekehrung finden; weshalb wir auch nicht gezwungen sind speziell an die Partei der Zeloten zu denken, welche mit Berufung auf den Vorgang des Pinehas 4 Mos. 25, 7 ff. in fanatischem Eifer selbst zu gewaltsamen Handlungen sich fortreißen ließen und besonders während des römisch-jüdischen Krieges großen Einfluß gewannen. Wir haben also hier einen Typus des religiösen Eifers für

Erhaltung, Ausbreitung und Reinigung der Kirche des Herrn auf Erden.

Eine interessante Frage ist nun die, ob sich eine Familien-Verwandtschaft zwischen diesem Apostel und dem Herrn Jesu nachweisen oder mindestens wahrscheinlich machen lasse.

Diese Verwandtschaft haben von jeher viele Ausleger darin angezeigt gefunden, daß Matth. 13, 55. Markus 6, 3 von den Einwohnern Nazareths unter den Brüdern des Herrn ein Simon neben Jakobus und Joses und Judas aufgezählt und neben den Schwestern Jesu erwähnt wird. Dieser Zusammenhang der Ausdrücke zeigt, daß wenigstens die Nazarethaner an wirkliche Geschwister gedacht haben. Ob auch die Evangelisten? Ich glaube diese Frage bejahen zu müssen und denke an jüngere Kinder Josephs und der Maria. Denn abgesehen davon, daß sich im Neuen Testamente keine Spur von einer frühern Ehe Josephs findet und daß die Ausdrücke bei Matth. 1, 25. Luk. 2, 7 doch eher auf einen ehelichen und mit Kindern gesegneten Umgang der beiden Gatten nach der Geburt Jesu, als auf das Gegentheil schließen lassen — es führt besonders die Weise, in welcher Matth. 12, 46 ff. Mark. 3, 31. Luk. 8, 19. Joh. 2, 12 diese Brüder im Verhältniß zu Maria erwähnt werden, darauf daß auch die Evangelisten die Maria als deren Mutter betrachtet haben. Die evangelische Kirche hat kein Bedürfniß, diese exegetisch am nächsten liegende Auffassung zu verlassen und aus dogmatischen Gründen die Behauptung einer immerwährenden Jungfräulichkeit der Mutter des Herrn sich anzueignen. Zwar könnte man noch an Adoptivkinder denken und diese Annahme zu unterstützen suchen erstens durch Hinweisung darauf, daß auch Maria Luk. 2, 48 den Joseph als den Vater Jesu bezeichnet und der Evangelist selbst V. 41 von den Eltern Jesu spricht, während doch kurz vorher das richtige Verhältniß angegeben war; zweitens durch die Wahrnehmung, daß eine Schwester der Mutter Jesu, Namens Maria, Joh. 19, 25 als Frau des Klopas erwähnt wird und höchst wahrscheinlich dieselbe ist, welche Matth. 27, 56. Mark. 15, 40 die Mutter des Jakobus und Joses heißt und Mark. 16, 1. Luk. 24, 10 Maria Jakobi genannt wird; oder auch (bei einer anderen Beziehung des Ausdrucks „Schwester seiner Mutter" in der Johanneischen Stelle) durch Bezugnahme auf die Angabe des judenchristlichen Geschichtschreibers Hegesippus im 2. Jahrhundert, daß Klopas ein Bru-

der des Joseph gewesen. Allein der erstere Grund führt nicht über die bloße Möglichkeit hinaus; und der andere könnte zwar die Leichtigkeit einer solchen Adoption bei frühem Tode des Klopas erklären, die rein hypothetische Annahme einer solchen wird jedoch grade dadurch höchst unwahrscheinlich, daß diese andere Maria nur als Mutter des Jakobus und des Joses, nirgend aber als die des Judas und des Simon bezeichnet wird. Dieser Umstand fällt besonders schwer ins Gewicht, wenn diese Männer zugleich als die bekannten Apostel betrachtet werden sollen, zu denen grade Joses nicht gehört. Oder will man hiergegen in die andere Wagschale die Bemerkung legen, daß bei der gegentheiligen Annahme zwei Schwestern oder auch zwei Brüder unter ihren Söhnen zwei gleichnamige gehabt haben müßten? Solche Gleichheit der Namen unter Blutsverwandten ist gar nichts Seltenes. Was soll aber diese Bemerkung hier beweisen, wo auf der einen Seite nur zwei Söhne überhaupt genannt sind, auf der andern aber außer Jesu vier unmittelbar neben einander?

Dieser Grund gilt zunächst auch gegen diejenigen, welche die Hypothese einer Adoption nicht für nöthig halten zur Erklärung des Umstandes, daß die Männer, welche eigentlich Vettern Jesu gewesen, an manchen Orten der heil. Schrift seine Brüder genannt würden, sondern hierzu die Berufung auf eine unbestimmtere Bezeichnung solcher Verwandtschaftsverhältnisse bei den Hebräern für hinreichend erachten. Den Werth dieser Berufung zu prüfen würden wir Anlaß haben, wenn der Umstand, zu dessen Erklärung sie dienen soll, etwas Besseres als eine Hypothese wäre, der wir unsere Zustimmung versagen müssen.

Es ist zwar gewiß, daß die Namen Klopas (Cleophas) und Alphäus nur zwei verschiedene griechische Umschreibungen desselben hebräischen Eigennamens sind und niemand zweifelt daran, daß der Apostel Jakobus Alphäi, von Markus 15, 40 auch (zum Unterschiede von dem Zebedaiden Jakobus) der Jüngere genannt, der Sohn jener Maria sei, welche wir als Frau des Klopas kennen, also auch Bruder des Joses. Aber daß er eine und dieselbe Person mit jenem Jakobus sei, der öfter in der Schrift ein Bruder des Herrn genannt wird und dieselbe Bezeichnung auch bei dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus führt, ist mehr als zweifelhaft, obgleich sich diese Ansicht frühe in der Kirche findet (s. den vorigen Artikel, Jakobus der Gerechte S. 395. 400). Ebensowenig läßt sich

erweisen, daß die Apostel Simon und Judas Jakobi, mit welchen wir es in diesem und dem folgenden Artikel zu thun haben, Brüder seien, oder daß Einer von ihnen zu der Verwandtschaft des Herrn, sei es im engern oder im weitern Sinne, gehöre.

Hegesippus nennt zwar einen Bischof Symeon zu Jerusalem als unmittelbaren Nachfolger des Jakobus des Gerechten und bezeichnet ihn als einen Sohn des Klopas. Es wäre also ein dritter Sohn in der Familie des Klopas aufgezeigt. Aber, wenn man die mit offenbaren Fabeln untermischte Erzählung auch in diesem Punkte für glaubwürdig annimmt, so beweist sie doch weder die Identität des Bischofs Jakobus des Gerechten mit dem Apostel Jakobus Alphäi noch die Identität dieses Symeon-Simon mit dem gleichnamigen Bruder des Herrn noch die Identität des einen oder des andern Simon mit dem Apostel Simon Zelotes. Im Gegentheil wird grade Symeon nur als zweiter Verwandter oder Vetter des Herrn bezeichnet, Jakobus der Gerechte dagegen ausdrücklich als dessen Bruder.

Völlig bodenlos ist die vereinzelt auftauchende Meinung, es sei in dem Luk. 24, 34 erwähnten Simon (welcher unzweifelhaft Petrus ist) ein Sohn der Maria und des Klopas zu finden und der letztere selbst sei Luk. 24, 18 erwähnt, so daß wir in den beiden Begleitern Jesu auf dem Wege nach Emmaus diesen Vater mit seinem Sohne anzuerkennen hätten.

Bei dieser Sachlage kann uns die kirchliche, in sich selbst uneinige und in Verwirrung über die Person befangene Ueberlieferung nichts Gewisses über die Schicksale dieses Mannes lehren und es muß dahin gestellt bleiben, ob er zu Salim geboren und in Gemeinschaft mit Judas Thaddäus missionirend nach Babylonien und Persien gezogen und dort erschlagen oder ob er in Aegypten, Cyrene, Mauritanien, Libyen und endlich auf den britischen Inseln umhergezogen und dort gekreuzigt ist. Diejenigen, welche ihn mit dem Bischofe Symeon identificiren, von welchem später (s. No. 60) die Rede sein wird, lassen ihn natürlich unter Kaiser Trajan den Kreuzestod in seinem 120sten Lebensjahre erdulden.

C. B. Moll in Königsberg.

---

47. Judas Jakobi.

28. October.

Unter den zwölf Jüngern, die bei Jesu am Abend vor seinem Leiden waren, nennt Johannes 14, 22 einen Judas, den er vom Ischarioth ausdrücklich unterscheidet. Im Apostelverzeichniß bei Lukas wird derselbe 6, 16 unmittelbar vor dem Verräther und Apostelgesch. 1, 13 nach dem Tode desselben an der letzten Stelle der apostolischen Namen mit der nähern Bezeichnung Jakobi d. i. des Jakobus aufgeführt. Was soll man nun ergänzen? das Wort: Bruder oder: Sohn? Namhafte Schriftforscher denken auch heute noch an das erstere und weisen dann auf den Verfasser des siebenten der katholischen Briefe hin, welcher nach Nennung seines Namens „Judas" und nach Angabe seiner kirchlichen Stellung als „Knecht Jesu Christi" sich offenbar seinen Lesern durch den Beisatz „Bruder des Jakobus" seiner geschichtlichen Person nach kenntlich machen will. Dieser Jakobus ist offenbar jener hochangesehene Mann, welcher nach dem Tode des ältern Jakobus, des Zebedaiden, Apostelg. 12, 2 Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem 15, 13. 21, 18 war, neben Petrus und Johannes Gal. 2, 9. 12 unter den Säulen der Kirche aufgeführt wird, nach Matth. 13, 55. Mark. 6, 3. Gal. 1, 19 ein Bruder des Herrn Jesu selbst heißt und nach dem Kirchengeschichtschreiber Hegesippus (im zweiten Jahrhundert) den Beinamen des Gerechten hatte.

Dürften wir dieser Annahme folgen, dann hätten wir einiges Material zur Charakteristik unseres Apostels. Denn der Verfasser des erwähnten, von Herder als ein „ganzer, kräftiger, wie ein Feuerrad in sich selbst zurücklaufender Brief" bezeichneten Sendschreibens, welches mit dem zweiten Kapitel des zweiten Briefes Petri starke Verwandtschaft und zum Theil Wortgleichheit hat und demselben voraufgegangen zu sein scheint, zeigt sich als einen evangelischen Mann von entschlossenem und sittlich kräftigem Charakter, voll Feuereifers, die Gemeinde von der ihr anklebenden Befleckung zu reinigen und die noch Rettungsfähigen vom nahen Verderben zu erretten. Mit der Eindringlichkeit ursprünglicher, schmetternder Beredsamkeit schildert er in treffenden Bildern und schlagenden, aus dem Kreise des Naturlebens entnommenen Vergleichungen das Wesen der Unseligen, welche unter Abwerfung aller Bande der Zucht und des Glaubens sich nicht entblöden, himmlische und irdische Maje-

stäten zu lästern, aber unausweichlich dem Gericht verfallen sind, dessen an Engeln und Menschen schon vollzogenes Vorspiel durch Beispiele veranschaulicht wird, welche theils aus dem Alten Testament theils aus der jüdischen Sage entnommen sind, wie solche auch in den apokryphischen Büchern Henoch und Himmelfahrt Mosis niedergelegt ist. Diese Gewißheit des göttlichen Gerichtes ist der Hauptgedanke des Briefes und das eigentliche Motiv seiner Ermahnungen, welche zwar alle Hauptpunkte des christlichen Glaubens, jedoch nur kurz berühren.

Bei dieser Auffassung könnten wir auch die Nachricht bei Hegesippus zu Hülfe nehmen, welche von diesem Bruder des Herrn berichtet, es seien Enkel desselben vor den Kaiser Domitian geführt worden, welcher vor ihnen als vor Nachkommen Davids Furcht hatte; er habe sie aber wieder entlassen, als er gesehen, daß es ganz arme Leute waren, Ackerbauer, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährten, und daß ihre Erwartung über die Wiederkunft Christi ganz anderer Art war, als er sich gedacht hatte. Wir hätten hierin zugleich eine Notiz, daß er verheirathet gewesen; was 1 Kor. 9, 5 ff. von den Brüdern des Herrn im Allgemeinen gesagt ist.

Allein die ganze Annahme ist durchaus nicht hinreichend begründet. Vornämlich läßt sich Folgendes gegen dieselbe einwenden:

1) Der Verfasser des Briefes ermahnt V. 17 seine Leser: „gedenket der Worte, die zuvor von den Aposteln unseres Herrn Jesu Christi gesagt sind." Durch diesen Ausdruck schließt sich der Schreibende offenbar von der Zahl dieser Apostel um so entschiedener aus, als schon die V. 1 von seiner Person gegebene Charakteristik ganz abweichend von derjenigen ist, womit die eigentlichen Apostel sich als solche in ihren Sendschreiben bei den Lesern einführen.

2) Die Brüder des Herrn gehörten sämmtlich nicht zu den Zwölfen (Matth. 12, 46 ff. 13, 55. Mark. 3, 31 ff. 6, 3. Luk. 8, 19 ff. Joh. 2, 12). Noch etwa ein halbes Jahr vor dem Tode Jesu sagt Johannes 7, 5 von ihnen insgesammt, daß sie nicht an ihn geglaubt hätten. Erst nach der Auferstehung Jesu scheinen Jakobus (1 Kor. 15, 7) und Judas zum Glauben an die Messianität Jesu gekommen zu sein. Apostelg. 1, 13 ff. Auch werden 1 Kor. 9, 5 die Brüder des Herrn ziemlich deutlich von den Aposteln unterschieden.

3) Wäre der Verfasser des Briefes Judä wirklich eine und dieselbe Person mit dem Apostel Judas Jakobi, dann müßte sein

Bruder Jakobus identisch sein mit dem Apostel Jakobus Alphäi. Wie käme dann aber Lukas dazu, im Verzeichniß der Apostel den einen der beiden Brüder nach dem beiderseitigen Vater zu benennen, den andern dagegen nach einem Bruder, der überdies in den evangelischen Berichten ebensowenig hervortritt als er selbst? Und weshalb sollte er diese beiden angeblichen Brüder von einander getrennt vorführen in jener Aufzählung der Apostel, in welcher sonst die Brüderpaare deutlich genug bezeichnet sind? vgl. Apostelg. 12, 2 und den voraufgehenden Artikel über Simon Zelotes.

Bei dieser Lage der Sache darf man gewiß den Umstand nicht pressen, daß Apostelg. 1, 13 zwei Apostel mit dem Namen Jakobus aufgeführt sind, dann aber nach Erwähnung der Hinrichtung des ersten 12, 2 sogleich V. 17 und dann Kap. 15 und 21 ein Jakobus ohne nähere Bezeichnung unter den Häuptern der Gemeinde zu Jerusalem auf hervorragende Weise auftritt und dieser doch nicht der zweite Apostel jenes Namens, der Sohn des Alphäus, sein soll. Die Art der Geschichtschreibung in der Apostelgeschichte erklärt hinreichend solche Erwähnung eines anderen zuvor noch nicht genannten, aber in der Gemeinde allbekannten Mannes desselben Namens.

Aus diesen Gründen ziehen wir vor, mit Luther und vielen angesehenen Auslegern den von Lukas erwähnten Apostel Judas als den Sohn eines uns sonst unbekannten Jakobus zu betrachten und, da Lukas 6, 13 ihn unter die ursprünglich von Jesus aus der Schaar seiner Jünger ausgewählten Zwölfe rechnet, anzunehmen, daß er nicht etwa erst später an Stelle eines Verstorbenen eingetreten sei, sondern daß er außer den schon erwähnten Namen auch noch den von Markus in seinem Apostelverzeichniß 3, 18 aufbewahrten und im Talmud öfter in der Form Thaddai vorkommenden Eigennamen Thaddäus, sowie den gleichfalls zum Eigennamen gewordenen Beinamen Lebbäus d. i. der Beherzte geführt habe, welchen letzteren das Verzeichniß bei Matthäus 10, 3 und zwar nach berichtigter Lesart ohne jeden weiteren Beisatz angiebt. Die deutsche Bibel hat also die im griechischen Grundtexte Matth. 10, 3 fehlende Verknüpfung der beiden Namen Thaddäus und Lebbäus zwar nur als Uebersetzung der kirchlich recipirten, jedoch kritisch nicht haltbaren Lesart aufgenommen. Aber die dieser Lesart zu Grunde liegende Beziehung beider Namen auf eine und dieselbe Person erscheint, wenn sie auch nur den Werth einer Hypo-

these hat, doch um so berechtigter, als beide Namen etymologisch auf eine sehr verwandte Bedeutung, nämlich auf die hebräischen Benennungen der Brust und des Herzens führen.

In den kanonischen Büchern ist uns von diesem Apostel nur noch das Eine berichtet, daß er Jesum gefragt habe: Herr, was ist es, daß Du uns Dich willst offenbaren und nicht der Welt? Joh. 14, 22. Die kirchliche Sage aber hat sich mehrfach, jedoch in schwankender Weise mit ihm beschäftigt. Die syrische Kirche führt ihren eigenen Ursprung auf Adai Thaddäus zurück und zeigt das Grab desselben in Edessa. In der frühesten Gestalt dieser Ueberlieferung erscheint jedoch dieser Thaddäus als einer der 70 Jünger, welchen der Apostel Thomas nach der Himmelfahrt Jesu dem angeblichen brieflichen Versprechen des Herrn gemäß an den Fürsten Abgarus den Schwarzen zu Edessa gesandt, der von einem für unheilbar gehaltenen Aussatze durch Thaddäus hergestellt und mit dem größten Theile seiner Unterthanen durch die evangelische Predigt desselben bekehrt wird. Hiermit stimmt auch die griechische Form der Ueberlieferung bei Eusebius im 4. Jahrhundert. Ueber hundert Jahre später (bei Moses von Chorene) wird dann erzählt, Jesus selbst habe dem Abgarus auch sein Bild durch den Thaddäus gesendet und die Kirchen von St. Sylvester zu Rom und zu Genua behaupten jede im Besitze des ächten Bildes zu sein, dessen Nachbildung bei Wilhelm Grimm „die Sage vom Ursprung des Christusbildes. Berlin, 1843“ zu sehen ist. In demselben, dem 5. Jahrh., wird aber dieser Thaddäus schon in einer syrischen Schrift des Bischofes Jakob von Sarug theils Apostel theils Bruder des Herrn genannt und auch nach Hieronymus findet sich im Abendlande dieselbe Form der späteren syrischen Tradition, welche von dem Apostel Thaddäus dasselbe erzählt, was die frühere von einem gleichnamigen Jünger aus der Zahl der Siebenzig berichtet. Das Ineinanderfließen dieser beiden Gestalten konnte um so leichter geschehen, als auch die ältere syrische Ueberlieferung den Apostel Thaddäus sogleich nach dem Tode jenes gleichnamigen Stifters der syrischen Kirche in Edessa predigen, dann evangelisirend gen Osten reisen und nach der Rückkunft in Phönizien entweder zu Baruth oder zu Arad den Martyrertod erleiden läßt. Nach der abendländischen Sage soll dies zugleich mit Simon Zelotes in Persien geschehen sein, während die griechische Ueberlieferung ihn in Palästina, Syrien und Arabien predigen und zu

Edessa eines ruhigen Todes sterben läßt. Unter den apokryphischen Evangelien wird eines ihm zugeschrieben; auch trägt eine der apokryphischen Apostelgeschichten seinen Namen.

C. B. Moll in Königsberg.

---

48. Thomas.

21. December.

So wenig die heilige Schrift unsrer wissenschaftlichen Wißbegierde Genüge thut, wenn uns nach einer vollständigen Lebensgeschichte irgend eines Jüngers Jesu aus der Zwölfzahl verlangt, so theuer sind uns die dennoch hin und wieder aufbehaltenen Aeußerungen auch solcher Jünger, über welche die allgemeine Apostelgeschichte schweigt, ohne daß Schriften von ihnen es ersetzen könnten, und so hocherbaulich, so lehrreich ist es, aus sehr wenigen uns erhaltenen Zügen das ganze Bild einer Jüngerseele hervortreten zu sehen. Vornehmlich gilt dieses in Ansehung des Thomas. Alle nachgehends über sein apostolisch Leben ausgesponnenen Sagen sind nicht werth der drei Worte seines Mundes, welche sein Mitjünger von ganz entgegengesetzter Gemüthsart, der Evangelist Johannes, im Sinne behalten hatte. Gerade das Gewicht derselben, vornehmlich des letzten Wortes, scheint dem Antriebe mehr von ihm zu wissen und zu sagen, als zu wissen und zu sagen war, oder in seinem Namen zu schreiben Nahrung gegeben zu haben. Thomas ist der Spätling unter den Jüngern im Anerkennen, daß der Herr auferstanden sei, und doch der erste unter allen Menschen, von dem die ganze Folge dieser Anerkennung in den Worten — Mein Herr und Mein Gott — ausgesprochen worden ist.

Zwar die Geschichte der Berufungen erwähnt nichts charakteristisches von dem Thomas, welchem man, weil sein Name Zwilling (thoam, verdoppeln) bedeutet, auch ganz vergeblich hat einen leiblichen Bruder, sogar unter den Brüdern Jesu, suchen wollen. Eine so zeitige vorbildliche Herzensoffenbarung also, wie Petrus, wie Nathanael, ja selbst Philippus und Andreas laut den Evangelisten in der ersten Begegnung mit dem Herrn hergeben, findet sich unter seinem Namen nicht. Gegen das Ende aber der evangelischen Geschichte wird der Jünger zu drei verschiedenen Malen mit Aeußerungen eingeführt, welche alle Eines Sinnes sind, und

die, wenn sie alle den allerdings schwergläubigen, wissen und sehen wollenden, aber doch tief ergriffenen und empfänglichen Jünger-Geist sprechend charakterisiren, desto eigenthümlicher auf die urplötzliche zu seiner Zeit voll ausgesprochne Bekenntnißfreudigkeit vorbereiten. Das erste Mal befindet sich Thomas im Gefolge des Herrn, da dieser auf die empfangene Nachricht von der Erkrankung seines geliebten Lazarus von Peräa, wo er sich aufgehalten, nach Bethanien aufbrechen will. Die Jünger wollen Jesum zurückhalten, Joh. 11, 8, sie erinnern mit Rückblick auf das 8, 59 erwähnte Ereigniß, an die Gefahr eines Erscheinens in der Nachbarschaft Jerusalems. Jesus giebt ihnen nicht nach, Jesus weicht nicht zurück, spricht vielmehr in bildlicher Weise den Grundsatz aus: das Reich und Wort Gottes liebt nicht die Heimlichkeit, sondern die Oeffentlichkeit. Unsicher ist für einen Zeugen der Wahrheit nichts, als die Gefahr meiden. Offenbar hat ihn Thomas in soweit wohl verstanden, als er — ohne alle Rücksicht darauf, was es für einen Christus und für des Himmelreichs Eröffnung austragen könne, wenn er dem Hasse der Juden als Opfer falle — Jesum entschlossen sieht das äußerste zu leiden. Weit entfernt nun dem Herrn wie Petrus an einem andern Orte (Matth. 16, 22) mit einem „Schone Deiner" entgegenzutreten und sich etwa auch den Satanstitel zu verdienen, verzichtet er vielmehr auf alles Rathgeben und Gegenreden. Hoffnung zwar, Aussicht auf eine bessere Wendung der Dinge muß man ihm nicht zumuthen. Nur daß der geliebte Herr nicht verlassen werde, nur daß die Liebe bestehe und sich bewahre. Wo sollen wir hingehen? Da wendet er sich zu den Mitjüngern allen und spricht seitwärts: Laßt uns mitziehen, laßt uns mit ihm sterben. Welch' ein Wort der Ergebung und Entsagung! Thomas konnte nicht ahnen, daß sein Wort der Grundton christlichen Lebens in der Weise werden könne, wie es Siegmund von Birken in dem rührenden Liede: „Lasset uns mit Jesu ziehen" ausgeführt hat. Uebrigens bleibt möglich zu denken, daß die Worte, obgleich an die Jünger und nicht an Jesus gerichtet, doch diesen selbst auf einem Umwege noch in Demuth bitten wollten, er möge zurückstehen. Ein anderes ist es nun, wo Thomas das zweite Mal beim Evangelisten zum Worte kommt. Jesus ist beim letzten Abendmahle in tröstlicher Zurede für die Jünger begriffen. Was thut er, was redet er nicht, um ihnen das Aergerniß, das sie an seiner Schmach nehmen müssen, voraus schon unschädlicher zu machen, um sie

vollends im Geist einzunehmen und Seiner inne und gewiß werden zu lassen! Er beginnt eben damit, daß er seines Hingehens wegen ihnen das Verlassenwerden mildert. Es sind auch dort Stätten für euch, und diese Welt bleibt mir offen! „Wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch!" Joh. 14, 4. Das ist dem Thomas zuviel. Er spricht: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest, und **wie können wir den Weg wissen?** Den Trost, das Verheißungsgut hält der Jünger so hoch wie irgend einer, während aber andere alles und jedes Verheißne sofort wie Petrus ergreifen und ihm vorgreifen oder dem möglichen Uebel vorbeugen möchten, ist es Thomas, der fürs erste — Gewißheit sucht, Klarheit und sichern Besitz für das Bewußtsein. Dann ja dann wird er sich mit Herz und Mund, mit That und Geduld daran halten. Was ist denn das für ein Wohin? Das unbeschreibliche, das unaussprechliche giebt ihm keinen Anhalt. Doch eben dieser Charakter des Suchens nach Gewißheit durch innere und äußere Erfahrung soll sich in der Geschichte der Auferstehung ganz herauszeichnen und vollenden. Jesus ist aus seiner beginnenden Verklärung einzelnen Jüngern und endlich der Gesammtheit erschienen. Sie sind nun alle schon sehend, wiedersehend froh geworden. Den Thomas haben wir uns ob des sterbenden oder gestorbenen, begrabenen Meisters mehr als Alle zurückgezogen in sich vorzustellen. Er ist jetzt im Stande, daheim zu bleiben, wenn die Gemeine, die hauptlose sich versammelt. Dennoch erreicht auch ihn die Kunde von dem, was die Frauen an Engel-Gesichten gesehn, und daß Jesus dem Simon erschienen ist, ja sie sagen endlich jeder es vor ihm aus — denn ganz ausgeschlossen hat er sich nicht, noch ihn die Gemeine — Wir haben den Herrn gesehn, seine Hände und seine Seite hat er uns gezeigt. Wie er nun schwergläubig ist, achtet er sie für schnell- und leichtgläubig. Es ist ihm zu groß, was er glauben soll, bloßer Ueberlieferung, sei sie auch sonst die glaubwürdigere und anverwandteste, zu glauben. So hoch spannt sich die Weigerung, daß er anknüpfend an die Merkmale des Gekreuzigten — denn diese sind ihm noch wichtiger als den Andern — ruft, es sei denn, daß ich sehe in seinen Händen die Nägelmale und lege meine Finger in seine Nägelmale und meine Hände in seine Seite, will ich es nicht glauben. Anders ist es, etwas tröstliches, etwas der Erlösung und dem Erlöser ähnliches schauen, und seine wirkliche leibhafte Gegenwart schauend, fühlend haben.

Das ist die Frage, ob es wirklich derselbe ist, und wie kann er derselbe sein, der Gekreuzigte und Auferstandene? Dennoch zieht es ihn nun doch dahin, wo sie sind, die gesehn haben und des Sehens froh geworden sind; denn kann er sich noch nicht mitfreuen, so wächst ihm doch aus der tiefen Wehmuth des Entbehrens die volleste Empfänglichkeit für eine große, für die größte Freude hervor. Wie verschieden ist doch der Unglaube, der froh ist, daß die Wahrheit nicht wahr ist, von dem Unglauben, der sich und seine ganze Welt dafür hingäbe, daß die Wahrheit zweifellose Wahrheit würde. Und der letztre thut nicht gut, wer berufen ist zu glauben, thut nicht gut, die Gemeine der Gläubigen zu meiden. Denn was ist dort zum Vorbild geschehn für alle Zeiten? Ueber acht Tage (die herrlichste und schönste aller Octaven!) waren abermal die Jünger darinnen und Thomas mit ihnen; da kommt Jesus — obgleich noch einmal aller Jünger wegen, doch zunächst dem Zweifler zur Hülfe aus seiner Noth —, mit einem neuen Friede sei mit euch tritt er in ihre Mitte, da die Thüren verschlossen waren, und unverweilt spricht er zu Thoma: Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite; und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr, und mein Gott! O wie sorgt doch Jesus für einen jeden, indem er an alle denkt! Wie liebt er doch einen Ungläubigen, den darnach nur verlangt, daß er überzeugt und selig überführt, daß sein banges Herz beschämt, daß seiner Meinungen und Vorurtheile ganzes Gebäude vernichtet werde, einen Zweifler, dessen Liebesdrang schon lange über die Grenzen des Verstandes hinaus liebt, gehorcht, duldet, ja — glaubt! Der letzte im Glauben — im vollen Bekennen ist er der erste geworden. Erst lange nachher schreibt denn der Evangelist, dem wir die Zeichnung des Thomas verdanken, 1 Joh. 1, 1, das wir gesehn haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben und unsere Hände betastet haben u. s. w. und wir sahen seine Herrlichkeit 2c. Augenblicklich, da er die unwidersprechlichen Merkmale hat, er ist es, es ist dennoch derselbe, den sie gekreuzigt, augenblicklich bricht er aus mit dem kürzesten und dem unerschöpflichsten christlichen Glaubens-Bekenntniß: Mein Herr und mein Gott! Thomas hat alle andre Namen und Titel, die er Jesu sonst gegeben und hatte geben können, Rabbuni, Meister, Jesus, Herr (in dem unvollendeten Sinne) vergessen, und dagegen nennt

er ihn so, als trete seine Seele nun erst voll in den Glauben an den Gott der Offenbarung ein. Denn darf wohl die Auslegung seinen Worten ausweichen, als habe er nur Gott überhaupt darüber in Verwunderung und Verehrung angerufen, wie wenn wir über etwas ein Mein Gott ausrufen? Er sprach zu Ihm, er mußte den nennen oder anredend meinen, der ihm wiederlebte, mit dem er durch ein zwiefaches Mein sich für immer und ewig zusammenschloß. Welch' ein liebendes Gelübde der Treue faßt sich hier sofort mit dem Glaubensbekenntniß zusammen! Ja, Thomas ist gewürdigt worden, so vor aller Menschenwelt den Ton des christlichen Glaubens in Herzensworten anzustimmen, wie er auch lauten muß, sollen die Wahrheiten unsers Heiles in dem persönlichen einzigen Weltheilande befestigt sein.

Nichts ist ja gemeiner und oberflächlicher als überhaupt des Thomas wegen, nach dem sich Gläubige bis hieher durch alle Jahrhunderte, und so große christliche Männer wie Thomas von Aquino, Thomas Hämmerken (a Kempis), Thomas Coke, von Westen und viele Andre nennen, nur bei dem Eigenschaftswort Ungläubig zu verweilen. Die h. Schrift, der Herr selbst nennt ihn genau genommen gar nicht so. Irgendwie sind Alle unter den Unglauben von Gott beschlossen, auf daß er sich aller erbarme. Röm. 11, 32. Und was die übrigen Jünger betrifft, sie haben alle müssen durch irgend einen Stufengang in Kleinglauben hinabsinken und zum vollen Glauben hinankommen. Also auch Thomas bestätigt nur, was Augustinus von allen Jüngern sagt, sie mußten zweifeln, daß wir glauben könnten. Nunmehr aber, nachdem durch Sehen und Hören die Menschen zum Glauben gekommen sind, immer nur wieder Wunder und aufgeschlossene Geheimnisse der jenseitigen Welt sehen wollen, nach Zeichen fragen, wo sie schon in Fülle da sind, mit Herodes und den Pharisäern, und anders nicht glauben wollen, ist ein schlimmeres als je dem Thomas schuldgegeben werden durfte. Sehen wollen, wo doch offenbar der Herr im Nichtwissen und im Räthsel den Glauben prüfen und stählen will; sehen wollen, d. h. verstehen und begreifen wollen, wo der Herr fürs Herz nur verheißet oder drohet, das ist und bleibt an einem Christen jüngerhafte Schwäche.

Lerne die Christenheit an Thomas diese bleibenden Verhältnisse würdigen, daß beides vom Uebel ist, Sehen und doch nicht glauben, und Nicht Glauben, weil noch kein Schauen; weiter, welche

Wohlthat für uns im Ganzen es bleibt, daß der Glaube oft nach Wissenschaft und Ueberzeugung ringen muß, ehe er seiner selbst froh werden mag, da doch auch gefährlich ist, sich ungeduldig und vor der Zeit jeder gläubigen Einbildung, jedem Traume oder gar Spuke zu ergeben, als seien es Offenbarungen; endlich, daß wir doch alle noch wenigstens Eines hohen Momentes warten, da wir überboten in all unsren Denkversuchen und Erkenntnißstufen und beschämt über alles Zagen und Schwanken mit dem selig überführten Jünger rufen werden: Mein Herr und mein Gott!

Fast unerklärlich erscheint es, wie grade diesem forschenden, unterscheidenden Jünger Jesu, dem Thomas, ein von wundersüchtigen Fabeln über die Kindheit des Herrn erfülltes Evangelium angedichtet werden konnte. Wohl aber mag es seinen Grund darin finden, daß vermöge einer sonderbaren Irrung der Sage die Annahme herrschte, Thomas sei in der unmittelbaren verwandtschaftlichen Nähe Jesu aufgewachsen.

Noch einmal kommt dieser edle Apostel-Name in der Geschichte der ostindischen Mission des Christenthums vor. Es ist da von Thomas-Christen die Rede. Und je später je zuversichtlicher ist in der Legende behauptet worden, Thomas habe die Bekehrung Indiens begonnen und sei dort durch einen tödtlichen Lanzenstich Märtyrer geworden. Was am meisten eine Spur der Geschichte hat, ist die ältere Nachricht, laut welcher Thomas Syrien und Parthien mit dem Evangelium heimgesucht haben soll. Ueberhaupt galt die Annahme, alle Spuren der ältesten Pflanzung des Christenthums im innern Asien seien auf den Apostel Thomas zurückzuführen; und dieses Umstandes bemächtigte sich die Manichäische Secte, welche aus Persien oder Baktrien stammte oder aus Gegenden, welche alle unter dem Namen Indien begriffen wurden, um für ihre christlich scheinende aber sehr unchristliche, eigentlich heidnische Lehre einen Apostel-Namen zu gewinnen. Aus demselben Grunde, nämlich der Gewohnheit, innerlich asiatisches Christenthum mit demselben zu verbinden, oder auch weil sie unter sich selbst einen ausgezeichneten Bischof Namens Thomas hatten, haben die Nestorianer (die Anhänger des im 5. Jahrh. von der Griechischen Kirche ausgestoßnen Nestorius) in ihrer weiten asiatischen und bis

nach Malabar hinreichenden Verbreitung, den Namen Thomas-Christen sich beigelegt oder beigelegt erhalten.

C. J. Nitzsch in Berlin †.

---

49. Matthias.

24. Februar.

Matthias d. h. Gottesgabe, מַתִּיָה oder Theodorus, Theodotus. Einer der zwölf Apostel, von welchem wir im Neuen Testament das erste und zugleich das letzte Wort erfahren, an Einer und derselben Stelle: Apostelgeschichte 1, 23—26. Außer dieser ersten und letzten biblischen Nachricht über ihn haben wir die kirchenhistorischen Erinnerungen, welche auf ihn zurückkommen, die sagenhafte Legende, welche seinen Namen dem Kalender der Heiligen einverleibt hat, und den apokryphischen Mißbrauch, welchen die alte christliche Volksschriftstellerei von seinem Namen gemacht hat, zu unterscheiden.

Der biblische Gesichtspunkt ist für uns der wichtigste. Wir lernen hier einen Mann von apostolischer Berufung und Würde kennen, welcher an die Stelle des abgefallenen und zu Grunde gegangenen Judas Ischarioth getreten ist. Dabei setzen wir freilich voraus, daß der Apostel Petrus ganz im Geiste des Herrn gehandelt hat, wenn er nach der Auferstehung und Himmelfahrt in den Tagen vor Pfingsten in der Jüngergemeine auftrat und hinwies auf die Lücke, welche durch den Abfall und Ausfall des Judas aus der Zahl der Zwölfe entstanden sei, und wenn er dann beantragte, es müsse an seiner Statt einer von den Jüngern im weiteren Sinne, welcher von der Taufe Johannis an bis jetzt ein Anhänger und Zeuge Jesu gewesen sei, nunmehr zum Zeugen der Auferstehung mit den Aposteln, d. h. zum Mitapostel bestellt werden (Ap. Gesch. 1). Man hat zwar gesagt, Petrus habe hier in seiner feurigen Art der Zukunft vorgegriffen, er habe noch nicht in dem unfehlbaren Geiste des Pfingstfestes gehandelt, welches erst später folgte, daher sei auch diese Maßregel ohne alle Bedeutung geblieben, und die wirkliche Ausfüllung der Lücke habe der Herr selber gemacht durch die Berufung des Paulus. Allein es ist bekannt, daß sich Paulus selbst als der Heidenapostel entschieden von den zwölf Judenaposteln unterscheidet. Paulus war nicht ein Apostel der ersten Grund-

legung des Christenthums in der Welt, sondern seiner ersten großen welthistorischen Entwickelung durch die Berufung der gläubigen Heidenwelt in die Kirche, und daher auch der besondere Typus der evangelischen Reformation. Für das Volk Israel aber sollten nach der Zwölfzahl seiner Stämme auch zwölf Zeugen und Boten Christi vorbereitet dastehen, und ausgerüstet werden mit dem heiligen Geiste. Die Zahl zwölf bezeichnet nämlich die völlig entfaltete Fülle des einheitlichen Lebens. Die zwölf Stämme sind der in seiner Fülle von Heilsempfänglichkeit auseinandergelegte, entfaltete Israel; die zwölf Apostel, der in seiner Fülle von Heilsleben entfaltete Christus. Dazu berief sich Petrus auf Stellen des alten Testaments, welche nach ihrem geistigen Sinn diesen Ersatz forderten (Ps. 69, 26. 109, 8). Ebenso auf den Begriff des Apostels nach der Zwölfzahl. Ein Apostel ist ein berufener Zeuge der Auferstehung Jesu, welcher dadurch auf diesen Beruf vorbereitet worden ist, daß er zuvor ein gläubiger Zeuge des amtlichen Lebens Jesu und seines Kreuzestodes gewesen ist. Mit dieser Bestimmung hat denn auch Petrus die Berufung des Apostels eingeleitet. Nur einer, welcher ein historischer Jünger und Begleiter Jesu war, hieß es, kann den Beruf erhalten. So hatte auch Christus selbst aus einem weiteren Jüngerkreise die Zwölfe ausgewählt. Die Jüngergemeine aber wagt es nicht, den Einen bestimmt zu berufen. Sie erwählt zwei solcher Männer, die nach ihrer Anschauung die gleiche Befähigung und Berechtigung haben, und stellt sie vor den Herrn, um über sie unter Gebet und Flehen um die rechte Entscheidung des Herrn das Loos entscheiden zu lassen: Joseph Barsabas, zubenannt Justus und Matthias. Das Loos fällt auf Matthias, und von jetzt an wird er den zwölf Aposteln zugeordnet. Die Wahl des Looses ist in diesem Falle keine Willkür, noch weniger alttestamentliche Satzung. Die Gemeine erkennt selber zwei Würdige, unter denen sie den weiteren Unterschied, wer der Würdigere sei, nicht mehr zu bestimmen vermag. Diese Entscheidung übergiebt sie dem Herrn, von dem sie gewiß ist, daß er in ihrer Mitte waltet. Und in sofern hat diese Losung die Bedeutung eines heiligen Stichentscheids. Der gute Ausfall ist vollkommen gesichert, wie das Loos auch falle. Zugleich aber will die Gemeine auch das königliche Vorrecht Christi, die Apostel zu berufen, in einem symbolischen Akte darstellen, und Matthias soll als ein berufener Apostel Jesu Christi erscheinen. Matthias also wurde des

Erbes, des Amtes, der Geistessalbung, der einzigen apostolischen Segnungen und himmlischen Ehren theilhaftig, welche Judas durch die furchtbare Schuld seines Verraths und seines Abfalls verloren hatte mit seinem Heil und Leben selbst.

So haben wir hier den erschütternden und höchst bedeutsamen Gegensatz zwischen dem Ischarioth, der aus seinem Amte („Bisthum") verstoßen wird, und zwischen dem Matthias, der berufen wird seine Stelle einzunehmen, zu bedenken. Der Judas ist von Jesus selber berufen und erwählt in historischem Sinne und ausgezeichnet vor der gesammten größeren Jüngerschaar und er wird dennoch sein Feind und Verräther (ein Teufel, Joh. 6, 70); Matthias ist ein bisher ungenannter Jünger geblieben, und es fällt ihm größtentheils durch die Anerkennung und Wahl der Gemeine unter der Leitung des Geistes Christi plötzlich die apostolische Würde zu, nachdem die Zeit der apostolischen Anordnungen Christi schon vorüber zu sein scheint. Judas hat sogar eine hervorragende Stellung im Kreise der Zwölfe eingenommen, er ist der Schatzmeister gewesen, ein Mann, wie seine Geschichte zeigt, von großer Klugheit, großer Willensenergie, und selbst starker Gemüthsbewegungen und Empfindungen fähig, ein hervorragendes Talent, welches wahrscheinlich auch die Zwölfe lange geblendet hat, und besonders durch ihr blindes Vertrauen — vgl. Joh. 12, 4. Matth. 26, 8 — und ihre Vermittelung dem Herrn zugeführt worden ist, so daß er durch ihre Sympathie für ihn veranlaßt wurde, es mit dem merkwürdigen Menschen in der Liebe zu wagen; Matthias hat nur das Zeugniß treuer Anhänglichkeit, und in Bezug auf geistige Auszeichnung kann er auch jetzt noch einen andern unbekannten frommen Jünger, den Joseph Barsabas, nicht überragen. Judas ist mit allen historischen Erfordernissen und Anwartschaften zum Apostelamt, der Auswahl Christi, der Sendung, der Ausstattung mit den Wundergaben (Matth. 10), das verlorene Kind, der Sohn des Verderbens geworden, dem es besser gewesen wäre, er wäre nie geboren; Matthias ist für ewige Zeiten der zwölfte Apostel geworden an seiner Statt, und zwar auf der Grundlage seiner allgemeinen Jüngerschaft durch die Wahl der Gemeine unter der Leitung der Apostel, und durch das Loos. Und insofern bildet Matthias wirklich den Uebergang von dem Apostolat der Zwölfe zu dem Apostolat des Paulus, und seine Berufung kann als eine Prophetie der Berufung des Paulus betrachtet werden. Matthias war zwar noch ein historischer Zeuge

Jesu, allein es fehlte ihm die historische Berufung Jesu zum Apostelamt, und diese wurde ersetzt durch die Wahl der Apostelgemeine, durch die Entscheidung des Looses, und durch seinen Antheil an der Ausgießung des heiligen Geistes über die Pfingstgemeine, d. h. durch lauter solche Momente des Gemeindelebens, in denen der Ausdruck der geistigen Berufung von Seiten des Herrn lag. Bei Paulus fiel nun auch das Erforderniß der historischen Jüngerschaft völlig weg; statt dessen war er im historischen Sinne ein Verfolger der Gemeine gewesen. Berufen wurde er aber von dem verherrlichten Christus vom Himmel herab nicht in Mitten einer ihn begrüßenden Gemeine, sondern in Mitten der Genossen seines Verfolgerlaufs, getauft von einem unbekannten schlichten Christen, Ananias in Damaskus, in sein Missionsfeld gesendet durch die Gemeine zu Antiochien, welche sich nicht darauf berufen konnte, von einem Apostel oder namhaften apostolischen Manne gestiftet zu sein (Ap. Gesch. 11, 20), und seine Beglaubigung fand er selber vielmehr in der Geburt der großen heidenchristlichen Glaubensgemeinen, die sein Wort in's Leben rief (1 Cor. 9, 2. 3; 2 Cor. 3, 2), als in der Anerkennung der großen Judenapostel (Gal. 1 u. K. 2), welche ihm allerdings auch nicht fehlte. Und auf diesem in großer Geisteserfahrung des historischen und verherrlichten Christus wurzelnden Apostelamt beruht zum größten Theil die ganze Erscheinung der Heidenkirche. Die Berufung des Matthias aber scheint gerade vorauszugehen, um den Charakter einer solchen apostolischen Berufung überhaupt zu beglaubigen. Die Wahrheit derselben beruht auf der Thatsache, daß Christus mit seiner Himmelfahrt nicht von der diesseitigen Kirche geschieden ist, sondern über ihr und in ihr waltet, und sich zusammenschließen kann in königlichen freien Berufungsakten mit dem diesseitigen Wort und Zeugniß von ihm.

Die Wichtigkeit der historischen Berufung, Stiftung und Ordnung in der Kirche ergiebt sich aus dem Verhältniß der ordentlichen Berufungen zu den außerordentlichen: Zwölf gegen Zwei. Wie wenig aber die äußere Berufung als solche, selbst von Christus vollzogen, die äußere Jüngerschaft im Umgange mit Jesu selbst und seine eigene Sendung auf eine magische Weise den Berufenen sicher stellt, wie entschieden der Inhaber des historischen Amtes zum großen Verräther an dem Herrn und seiner Sache werden kann, wenn er die innere Gemeinschaft mit ihm nicht treu bewahrt, das beweist als ein ewiges Warnungszeichen der Fall des Judas, wäh-

rend nicht nur Paulus, sondern auch schon Matthias ein Beweis dafür ist, daß der Christus über und in der Gemeine die Mängel der historischen Berufung und Würde durch seine Gnade und seinen heiligen Geist reichlich ersetzen kann.

Der Grund liegt darin, daß die innere Gemeinschaft mit Christo die Bedingung ist für die äußere, daß der neutestamentliche Apostel erst in dem freien Glauben der Gemeine sein Apostolat verwirklicht und beglaubigt, und daß die Gemeine ihrerseits als apostolische in dem Apostolat wurzelt. Hier ist nirgends ein Gegensatz von isolirtem Priesterthum und isolirtem Laienthum; das Amt und das Gemeindeleben umfassen einander, und nach den Bedürfnissen seiner Kirche kann der Herr den Apostel zum Presbyter der Gemeine machen (2 Joh. 1; 3 Joh. 1), den Presbyter zum Apostel (Ap. Gesch. 13, 2). Von aller subjektiven und sektirerischen Willkür aber ist dieses Grundrecht der Gemeine Christi dadurch unterschieden, daß es sich in Akten vollzieht, in denen sich das königliche Walten Christi in der Gemeine bewährt. Die beiden Grundformen dieser höheren Ordnung der Dinge sind durch die Berufung des Paulus und des Matthias festgestellt. Weil das historische Apostel-Amt in einer Weise bedingt ist, daß es der freien Ergänzung bedarf, wird der Heidenapostel Paulus zur Ergänzung berufen. Weil das historische Amt in einem seiner berufenen Träger tief gefallen ist, wird zum Ersatz oder zur Stellvertretung Matthias berufen. Was aber vom apostolischen Amte gilt, gilt auch vom kirchlichen. Der verborgene, stille, zwölfte Apostel steht also zum ewigen Denkzeichen in der apostolischen Kirche da, daß Christus das Haupt der Kirche, wie er nicht bloß historischer Christus ist, sondern auch verklärter Christus, und nicht bloß durch das historische Amt des Wortes und Sakramentes wirkt, sondern auch durch seinen Geist, eben auch an seine historischen Werkzeuge nicht gebunden ist, sondern die unwürdigen verwerfen und durch andere treue Diener aus seiner Gemeine ersetzen kann. In dieser Thatsache, die mit der Lehre vom allgemeinen Priesterthum der Gläubigen Eins ist, wurzelt die Reformation. Und wenn alle Apostel dastehen als ewige Denkmale der Herrlichkeit und Freiheit der Gnade Christi, so steht der Petrus insbesondere als ein solches Denkmal da auch dadurch, daß ihn Christus in ein Amt, das er in der Verleugnung treulos abgeschworen hatte, huldreich wieder eingesetzt, der Matthäus dadurch, daß er von Christus aus einem Zöllner zu einem

Apostel gemacht wurde, unser Matthias aber dadurch, daß ihn Christus in der Gemeine aus einem namenlosen Jünger an die Stelle des verworfenen Judas setzte, und mit einem unvergänglichen apostolischen Namen schmückte.

Die ältere Kirchengeschichte weiß über die Lebensumstände des Matthias nichts Gewisses. Eusebius nämlich berichtet an der Stelle, wo er von den 70 Jüngern Jesu (s. Luk. 10, 1) redet, er sei der Sage nach ebenso, wie der mit ihm dem Herrn vorgestellte Joseph Barsabas aus der Zahl der 70 Jünger gewesen. Wir können fast auf dem Wege der kirchlichen Anschauung sicherer zu dieser Annahme kommen, als durch die Sage des Eusebius. Denn es ist offenbar, daß die 70 Jünger, welche der Herr nur einmal bei seinem Abzug aus Galiläa zur Ergänzung der zwölf Apostel mit in das Arbeitsfeld sandte (und zwar, wie wir vermuthen, nach einer Beziehung der Zahl Siebenzig auf die siebenzig nichtjüdischen Völker zur ersten Anbahnung des Evangeliums in Samaria, vgl. m. Leben Jesu II, 2, 1057), den männlichen Kern der galiläischen Jüngerschaft Jesu bildeten, und diesem muß nach den Erfordernissen, welche Petrus für den neuen Apostel aufstellte, unser Matthias jedenfalls angehört haben. Er war ein alter, treu bewährter Anhänger Jesu; nächst den zwölf Aposteln einer der Anerkanntesten. Die andere Notiz, welche Eusebius über ihn beibringt (III, 25), besteht darin, daß ein apokryphisches Evangelium nach seinem Namen benannt wurde, wie sich ähnliche Dichtungen an den Namen des Petrus, des Thomas und anderer Apostel gehangen hatten. Man hat vermuthet, dieses Evangelium sei ein und dieselbe Schrift, welche ein Jahrhundert früher Clemens von Alexandrien unter dem Namen der Ueberlieferungen des Matthias anführt. Der genannte Kirchenvater erwähnt den Matthias mehrmals; einmal bemerkt er, wie derselbe würdig erkannt worden sei an die Stelle des Judas zu treten (Stromata VI, Pag. 283, Edit. Sylb.). Im vierten Buche (S. 209) wird von dem Oberzöllner Zachäus bemerkt, er werde auch Matthias genannt, und höchst wahrscheinlich ist derselbe gemeint. Außerdem führt Clemens zwei Sentenzen des Matthias an. Die erste (Strom. II, S. 163), er ermahne in seinen Ueberlieferungen: Bewundre das Gegenwärtige[1]); indem er

[1]) Nicht: laß dir genügen an dem Gegenwärtigen, wie gewöhnlich citirt wird.

angenommen, dieß sei die Stufe für eine weitere Erkenntniß. Diese Sentenz führt Clemens an zur Bestätigung der von ihm gezogenen Parallele zwischen der Furcht Gottes, welche Moses als den Anfang der Weisheit stiftete, und der Bewunderung, welche Plato als den Anfang der Weisheit verlangte. Der andere Ausspruch lautet (VII, 318): Wenn der Nachbar des Erwählten gesündigt, so habe der Erwählte selbst gesündigt, denn wenn er sich so verhalten, wie es das Wort oder die Vernunft gebiete, so würde sein Nachbar sein Leben so mit Scheu betrachtet haben, daß er nicht gesündigt hätte. Da Clemens auch sonst apokryphische Schriften citirt, so wäre es wohl möglich, daß er auch hier aus einer apokryphischen Quelle geschöpft hätte. Damit ist jedoch die Unächtheit der überlieferten Sprüche noch nicht ausgemacht. Der Stellvertreter des Judas könnte recht wohl gelehrt haben: Fasse die Gegenwart recht mit Ehrfurcht auf! denn Judas war wahrscheinlich durch chiliastisch schwärmerische Hoffnungen auf die Zukunft, bei denen er den gegenwärtigen Christus mißachtete und mit denen er sich in Geiz verstrickte, zu Grunde gegangen. Der andere Ausspruch könnte auch darauf hinweisen, daß die Jüngerschaft bei dem Falle des Judas mitverschuldet gewesen sei; jedenfalls aber enthält er, buchstäblich genommen, eine Uebertreibung. Bemerkenswerth ist noch, daß sich mehrere häretische Schulen und Sekten auf eine Geheimlehre, die sie von dem Apostel Matthias wollten empfangen haben, beriefen, nämlich die Valentinianer, Basilidianer und Marcioniten (VII, 325) wahrscheinlich, weil sie dachten, der Name des am mindesten bekannten Apostels sei am leichtesten zu mißbrauchen.

Ueber die apostolische Wirksamkeit des Apostels und sein Ende sind zwei Legenden verbreitet, wovon die erste die selbstständigste zu sein scheint. Sophronius im 7. Jahrhundert berichtet, er habe in dem anderen Aethiopien, d. h. eigentlich in dem ursprünglichen ersten Aethiopien, in Kolchis (Mingrelien und Abkhasien) das Evangelium gepredigt und den Martyrtod erlitten. (So auch die griechischen Menologien und Nicephorus im 14. Jahrhundert). Nach den Griechen wurde er in Aethiopien gekreuzigt (und mitunter wird er dabei wohl mit Matthäus verwechselt, der im eigentlichen Aethiopien gewirkt haben soll); nach der lateinischen Legende, die sein Gedächtniß am 24. Februar feiert, wurde er in Judäa gesteinigt und dann enthauptet. Die Kaiserin Helena soll in Judäa sein Grab gefunden und seine Reliquien zuerst nach Rom, dann nach Trier

gebracht haben, wo ihnen die Matthiaskirche gewidmet ist. Die letztere Legende scheint dem Martyrtod Jakobus des Jüngeren nachgebildet zu sein. So viel ist ausgemacht: der amtlich berufene Apostel Judas hat eine weltbekannte Geschichte, und ist gleichwohl das verlorne Kind; der Apostel Matthias, von der Jüngergemeine berufen, sein Stellvertreter ist aus der Verborgenheit hervortretend, wiederum der Verborgenheit verfallen, und dennoch zählt ihn die Kirche mit Zuversicht zu den treuen Zeugen und seligen Aposteln.

J. P. Lange in Bonn.

---

50. Stephanus,

der erste Diakonus und Märtyrer.

26. December.

Der Erstling unter denen, die mit dem Tode ihren Glauben bezeugten, hat nicht blos die Märtyrerkrone auf dem Haupte, er ist selber die Krone der Märtyrer. Stephanus gehört zu den Wenigen, welche gleich dem, in dessen Namen Alle selig werden, auch waren was sie hießen. Kranz oder Krone heißt Stephanus auf deutsch und war er nicht der Kranz der Ehren auf der reinen, vom Zeugenblute gerötheten Stirne der jungen Kreuz-Gemeine? Mit dem Lieblingsjünger des Herrn ist Stephanus, der beredte, begeisterte Jüngling die Lieblingsgestalt des Neuen Testamentes und derer die es lieb haben. Die alte Kirche hat einem Stephanus selbst den Vortritt vor einem Johannes gelassen, indem sie nach des Herrn Geburtstag in's Fleischesleben des ersten Blutzeugen Geburtstag in's ewige Leben setzte. Denn, wie der alte Kirchenlehrer sagt: Christus zog für uns den Menschen an, Stephanus zog ihn für Christum aus. Hat die alte Kirche das in ihrer Vorliebe für das Martyrerthum gethan, so wird auch die evangelische Kirche, welche den St. Stephanstag als zweiten Weihnachtstag beibehielt, aus dieser Feier eine Fülle von Erbauung schöpfen.

Der heilige Lukas berichtet in der Apostelgeschichte (1, 14) wie die Jünger einmüthig bei einander waren mit beten und flehen und sammt denen, die durch sie gläubig wurden, beständig blieben in der Gemeinschaft und im Brodbrechen (2, 42 ff.). Alle Gläubigen waren täglich beisammen im Tempel und ihre gemeinsamen Mahlzeiten hielten sie in den Häusern herum. Der Hausvater

brach da das Brod unter Gebet und Danksagung und sprach den Segen, zum Schlusse verwandelte sich das tägliche „Liebesmahl" in ein heiliges Abendmahl, indem unter heiligen Gesängen das gesegnete Brod genossen wurde und der gesegnete Kelch in die Runde ging.

Wenn schon im Heidenthum das Wort galt: Freunden ist Alles gemeinsam, so trieb die ersten Christen die Liebe des Gekreuzigten noch vielmehr, nicht auf das Ihre zu sehen, sondern auf das was des Bruders ist. „Sie hielten Alles gemein." Nach des Herrn Wort: „verkaufet was ihr habt und gebet Almosen, machet euch einen Schatz, der nicht abnimmt im Himmel," verkauften sie Güter und Habe aus freier Hand und stellten das Vermögen der Gemeinde zu freier Verfügung. So war die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele, keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, jeder sah im eigenen Besitz nur ein Gemeinde-Gut. Mithin war kein Bettler, keiner der Mangel hatte, aus dem gemeinsamen Beutel gab man einem Jeglichen was ihm noth war. Ein Zug freiwillig sich selbst und das Eigene hingebender Liebe ergriff die Herzen, die Regel machte sich von selbst ohne Gesetz und Zwang. Kein Wunder aber auch wenn an diese neue Kirche der gläubigen Liebe Satan gleich seine Kapelle der selbstsüchtigen Lüge anbauen wollte. Ananias und sein Weib Sapphira wollten auch nicht zurückbleiben, verkauften einen Acker, behielten aber einen Theil und legten den andern als sei es der ganze Erlös zu der Apostel Füßen. Sie hätten das Gut behalten mögen und auch der Erlös war in ihrer Gewalt, nachdem sie ihn aber einmal als eine Liebesgabe an die Gemeindekasse erklärt und doch heuchlerisch und lügnerisch ihr einen Theil entzogen, fielen die vom Satan erfüllten Herzen dem Strafgerichte des heiligen Geistes, des Geistes der Wahrheit und der ungefärbten Bruderliebe anheim. Er schlug die Heuchler, daß sie todt niederfielen. Man verscharrte sie neben einander, und vielleicht war Stephanus unter den „Jünglingen", die sie hinaustrugen an ihren Ort.

Der heilsame Schrecken, den dieses Gerichtswunder in und außer der Gemeinde verbreitete, wirkte reinigend und mehrend nach innen und außen. Als aber die Gemeinde sich bedeutend vergrößerte, wurde unter den griechisch redenden, von auswärts gekommenen Judenchristen — theils gebornen und übergetretenen Heiden, theils gebornen Juden, welche die damalige griechische Weltsprache redeten und nun Christen geworden waren — eine

Unzufriedenheit laut gegen die hebräisch redenden und in Palästina wohnenden Judenchristen, daß ihre Wittwen bei der täglichen Verpflegung und Kostreichung übersehen würden. Sogleich beriefen die Zwölfe die in Jerusalem vorhandenen Christen in eine große Versammlung und trugen ihr vor, wie es nicht mehr wohl angehe, daß sie sich wie bisher persönlich der Bedienung bei Tische widmen, es müsse darunter nothwendig ihr Hauptberuf, der Dienst am Worte leiden und könnte bei der wachsenden Christenzahl auch, so gerne sie dem lieblichen Beispiele des Meisters: wer der Größte sei, solle aller Diener sein, folgen und in jeder Beziehung Haus- und Brodväter der Gemeinde sein wollten, selbst die leibliche Bedienung nicht in vollkommener Ordnung geschehen. Wenn sie nicht überall selbst ab- und ankommen konnten, durch Dritte sich vertreten ließen, und dann namentlich verschämte Arme und Wittwen sich nicht zu den Tischen heranwagten, mußte Unzufriedenheit entstehen. Die Gemeinde solle daher sieben Männer von gutem Leumund ersehen, die voll heiligen Geistes und Weisheit zu diesem Geschäfte brauchbar wären, indeß die Apostel dem Gebete und der Predigt ungestört leben könnten.

Die glückliche Erstlingsgemeinde fand bald die nöthigen Männer. Vor Allen fiel die Wahl auf Stephanus, „einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes." Zu ihm hin wurden noch sechs andere erkoren, so daß wohl drei aus den palästinensischen, drei aus den ausländischen Judenchristen und einer, Nikolaus von Antiochia, aus den erst vom Heidenthum in's Judenthum übergetretenen und nun an Jesum glaubig gewordenen Christen genommen wurden. Diese Männer — nicht blos von bürgerlicher Ehrbarkeit und äußerlicher Geschäftstüchtigkeit, sondern voll Glaubens und heiligen Geistes! — wurden unter Gebet und Handauflegung von den Aposteln zu „Diakonen" oder Armenpflegern geweiht. Sie waren damit gesetzt über die Güter der Gemeinde und sollten vornämlich für die Kostreichung und Bedienung bei den gemeinsamen Liebesmahlen sorgen.

Hiemit war eine Anstalt getroffen, die zur Zierde und Ausbreitung des jungen Christenthums die herrlichsten Dienste that. Von solcher geheiligten und geordneten, freiwilligen und persönlichen Liebesthätigkeit überrascht und angezogen, gab die lauschende heidnische und jüdische Umgebung lautes Zeugniß mit dem Ausrufe, den die Geschichte uns aufbewahrt hat: „seht, wie haben sich

diese Leute so lieb!" Und was hier in ersten Grundzügen einfach für die einfachen Verhältnisse apostolisch geordnet war, wurde weiterhin ausgebildete kirchliche Ordnung. Der Apostel Paulus versäumte nicht, dieses heilige Amt der Armen- und Kranken-, Wittwen- und Waisenpflege als geordnete Verwaltung der Gemeindegüter in seinen neugestifteten Gemeinden zu pflanzen und zu begießen. Seinem Timotheus schreibt er (I, 3, 8. 5, 4) die Erfordernisse zu solch einem Diener („Diakonus"), daß er nämlich ehrbar, lauter, mäßig, nur einmal verheirathet, ein guter Erzieher und Hausvater und überall wohl erprobt sein müsse, daß er keine unehrliche Handtierung treiben dürfe, und das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen haben müsse. Deßgleichen dürfen für die weiblichen Armen und Kranken zu Pflegerinnen („Diakonissen") genommen werden nur untadelige, einmal verheirathete, nicht unter 60 Jahr alte Wittwen, welche sich als geordnete Haushälterinnen und Erzieherinnen, gastfrei, mildthätig, dienstfertig bewährt hätten. Eine solche barmherzige Schwester war die Phöbe an der Gemeinde zu Kenchreä, welche der Apostel Röm. 16, 1 empfiehlt.

So mußte der Mann das Diakonenamt am kräftigsten fördern helfen, welcher den ersten Diakonus half zum ersten Märtyrer machen. Stephanus nämlich, der reichbegnadigte, entfaltete in rastlosem Glaubens- und Liebeseifer eine wunderbare Thätigkeit. Mit Wort und Werk war er ein Zeichen vor allem Volke, was ein Mann vermöge, den der Geist und die Liebe Christi dringet. Natürlich wurde dem Zeichen und Zeugniß widersprochen. Namentlich mit Leuten aus der Genossenschaft der Juden, welche als Sklaven nach Rom geführt und daselbst frei geworden waren und ihrer Söhne (Libertiner), ferner mit einigen aus der Schulgemeinde der cyrenischen, alexandrinischen, kleinasiatischen und cilicischen Juden mußte er sich herumstreiten. Aber sie vermochten mit all ihrer jüdischen Schriftgelehrsamkeit und weltlichen Spitzfindigkeit der einfältigen Gottesweisheit in Stephanus nicht zu widerstehen, und eilten, aus dem Schulgezänke eine Volksbewegung zu machen und durch Unterstellung falscher Zeugen den Mann voll heiligen Geistes als Gotteslästerer, Gesetzesverächter, Tempelzerstörer vor das Ketzergericht des hohen Rathes zu schleppen. Man habe ihn sagen hören: „Jesus dieser Nazarener werde diese heilige Stätte zerstören und die von Moses her geltenden Gesetze und Sitten ändern."

Für Stephanus war die schönste Stunde seines Lebens gekommen, er durfte dem Tode seines Herrn ähnlich werden. Keine Spur von Angst oder Schrecken. Sein Antlitz strahlte verklärt wie eines Engels Angesicht; alle Blicke selbst seiner Gegner hingen an dem holdseligen Jüngling, der in heiligem Freimuth sich an seine „lieben Brüder und Väter“ mit einer Rede wandte, welche uns in der Apostelgeschichte (Kap. 7) als ein Zeugniß seines hellen Blickes und seiner überlegenen Kraft aufbehalten ist. Er zeigte, wie er das Alte Testament in Ehren zu halten wisse, und seinen Moses und den Tempel besser verstehe als seine Kläger, welche ächte Söhne ihrer Väter seien. Wie diese keinem Moses folgten und keinen Propheten unverfolgt ließen, so haben auch sie kein göttliches Gesetz gehalten und seien an dem von Moses und den Propheten Verkündigten zu Verräthern und Mördern geworden — „da sie solches hörten, ging's ihnen durch's Herz und bissen die Zähne zusammen über ihm.“ Er aber voll heiligen Geistes sah auf gen Himmel und sprach von dem was er dort sah: die lichte Herrlichkeit Gottes und Jesum zu seiner Rechten stehen — bereit, die Seele seines treuen Zeugen zu sich hinaufzuretten und ihr die Krone des Lebens zu reichen. Mit lautem Geschrei, ihre Ohren vor solcher „Gotteslästerung“ zuhaltend, stürmten sie auf ihn ein, stießen ihn vor die Stadt hinaus und steinigten ihn. Man zeigt noch heute den Platz der Steinigung vor der östlichen Mauer Jerusalems. Mitten unter den Steinwürfen rief Stephanus: HErr Jesu, nimm meinen Geist auf. Endlich auf die Knie fallend schrie er laut: HErr, behalte ihnen diese Sünde nicht! Und als er das gesagt, entschlief er.

Die falschen Zeugen, welche den ersten Steinwurf thun mußten, hatten ihre abgelegten Kleider der Hut eines Jünglings mit Namen Saulus übergeben. Dieser, in der Pharisäer-Hochschule zu Jerusalem erfüllt mit glühendem Eifer für das väterliche Gesetz und mit tödtlichem Haß gegen die neue Lehre, stimmte ohne Wanken und Zweifel dem Bluturtheile bei und hatte sein herzliches Wohlgefallen an der Hinrichtung des „Gotteslästerers.“ Man möchte meinen, die Steine, welche den frommen, unschuldigen Stephanus zu Tode getroffen, hätten auch sein Gewissen treffen müssen. Aber keine Spur hievon. Vielmehr, als die blutige Gewaltthat an Stephanus das Zeichen gegeben hatte, daß noch an demselben Tage der Sturm gegen die Christengemeine zu Jerusalem losbrach,

da war Saulus der Ersten einer, welche nicht Ruhe hatten, bis die Gemeinde zerstört, Mann und Weib aus den Häusern gerissen und in's Gefängniß geworfen war. Was fliehen konnte, zerstreute sich in andere Orte Judäa's und Samaria's. Nur die Apostel blieben fest, wie der Eichenstamm auf ihrem Platze. Doch, was die Menschen gedachten böse zu machen, das wußte Gott gut zu machen. Die zerstreut waren, gingen umher und predigten das Wort. So mußte auf den Fittigen des Sturmes der Blüthenstaub vom jungen Lebensbaume des Christenthums in die Ferne getragen werden. Und aus dem Blute des ersten Märtyrers sollte neue Kraft in den von der Verfolgung durchwühlten Boden der ersten Kirche kommen.

Einige fromme Juden, in welchen wohl nach des Nikodemus und Joseph von Arimathia Weise eine stille Hinneigung zu dem, durch einen solchen Tod bewährten Glauben sich regte, hatten den Muth, den so ungerecht Hingerichteten durch eine feierliche Bestattung zu ehren. Niemand durfte sie in der großen Klage stören, welche sie über ihn hielten.

Stephanus starb etwa 37 Jahre nach seines Herrn Geburt. Im Anfang des 5ten Jahrhunderts wollte man seine Gebeine wieder auffinden, und die Verehrung, die von Anfang dem ersten Diakonus und Märtyrer gezollt wurde, fand ihren besondern Feiertag am zweiten Weihnachtstage. Eine Menge von Städten erwählten sich den Jüngling mit dem Stein auf dem Kopfe oder in der Hand zu ihrem Schutzherrn. Seines Namens Gedächtniß konnte auch in der evangelischen Kirche nicht verschwinden, wenn auch eine Zeit lang das Gedächtniß seines Amtes. Nun aber dieses wieder erweckt ist, bleibt St. Stephanus, der erste Blutzeuge und Diakonus, ein leuchtendes Vorbild für unsere Diakonen und Diakonissen, ein heller Stern auf den dunkeln Gängen der „innern Mission." H. Merz in Schwäbisch Hall, jetzt in Stuttgart.

51. Pauli Bekehrung.

25. Januar.

Der Apostel, dessen Andenken wir an diesem Tage feiern, ist mit Recht durch den Namen des „Apostels der Heiden" ausgezeichnet worden. Alle Millionen der Heidenvölker, welche bisher

bekehrt worden, und bis zur letzten Erfüllung der Verheißungen des Herrn noch werden bekehrt werden, haben ihm besonders das Evangelium und somit ihr Heil zu verdanken. Er ist dazu erkoren worden, das Evangelium in seiner Unabhängigkeit von dem Gesetz des alten Bundes und so in der Gestalt zu verkündigen, in der es zu allen Geschlechtern der Menschen und allen Völkern ohne Unterschied gebracht werden konnte. Und damit hängt zusammen, daß durch ihn besonders die Grundwahrheiten, welche den Mittelpunkt und Angelpunkt des neuen Bundes bilden, unabhängig von allem Andern mit Flammensprache in den Herzen eingeschrieben worden sind: der Gegensatz von Sünde und Gnade, Adam und Christus, der alte und der neue Mensch, das Gesetz und das Evangelium von dem Heil in Christo. Dies ist es, was dem Christenthum seinen Anschließungspunkt in den Gemüthern aller Menschen, unter allen Himmelsstrichen, bei aller Verschiedenheit der Bildungsstufen immer gewährt hat und immer gewähren wird. Denn wie der Mensch nur aus dem Schlamm der Erde auftaucht und zum Bewußtsein seines wahren höhern Selbst gelangt, muß er sich der Knechtschaft, in welcher diese seine höhere, gottverwandte Natur schmachtet, bewußt werden, und das Verlangen nach einer Befreiung, nach einer Erlösung muß in ihm entstehen, welches nur in Christo seine Befriedigung finden kann. Keine Höhe menschlicher Bildung kann dem Menschen jenes Wasser des Lebens, das allein Christus dem sich belastet und niedergedrückt fühlenden Gemüth zu verleihen vermag, ersetzen; ohne jenes Wasser wird doch Alles, was noch so herrlich zu blühen scheint, in Fäulniß übergehen, wie solche Fäulniß unsrer heutigen Bildung droht, wenn sie nicht wieder zu dem Grunde sich hinwendet, von dem sie unter den Heidenvölkern durch die Verkündigung des Paulus ursprünglich ausgegangen. Dieser Apostel gehört in einem besondern Sinne unsrer evangelischen Kirche an, wie sie sich aus der durch Luther unter der gnädigen Leitung des Herrn vollbrachten Reformation entwickelt hat; denn wie dieser Apostel dazu erwählt worden, das Evangelium darzustellen in seinem Gegensatz mit dem Alten Bunde und im Kampf mit allen Versuchen, es zu demselben wieder herabzuziehen, so ist die evangelische Kirche in ihrem Ursprung davon ausgegangen, daß im Gegensatz zu einer neuen Vermischung des Gesetzes und des Evangeliums, des Judenthums und des Christenthums, das Evangelium wieder in seiner Selbstständigkeit hergestellt werden mußte.

Und um diese Reinigung des Christenthums zu vollziehen, mußte eben wieder auf den Paulus zurückgegangen werden. Die deutsche Reformation ist das Werk desselben Paulus, der jenen Kampf mit Juden und jüdischgesinnten Christen zuerst siegreich bestand.

Wie nun Paulus zu diesem außerordentlichen göttlichen Beruf bestimmt war, so ist er durch einen Zusammenhang unberechenbarer großer Fügungen für denselben gebildet worden. Er selbst war sich dessen wohl bewußt, wie er sagt (Gal. 1, 15), daß ihn Gott dazu ausgesondert habe von seiner Mutter Leibe an und dazu berufen durch seine Gnade.

Er stammte von jüdischen Aeltern ab, und wurde geboren, erhielt seine erste Erziehung in der Stadt Tarsus in Cilicien, wo griechische Sprache und Bildung vorherrschte. Sein ursprünglicher Name war Saul, welches Wort nach der ursprünglichen Bedeutung im Hebräischen den Erbetenen, Ersehnten bezeichnet, und es kann dieses wohl vermuthen lassen, — wenn es sich auch nicht beweisen läßt — daß er der erstgeborne Sohn seiner Aeltern war, der ihnen geworden, nachdem sie um eine Frucht ihrer Ehe lange gebetet hatten, ein Kind des Gebetes. Solche Söhne pflegte man besonders dem Dienst Gottes zu weihen, und so wurde Saul von seinen Aeltern dazu bestimmt, der Erforschung des Gesetzes und der Auslegung desselben von früher Jugend an sich hinzugeben. Sein ursprünglicher Name wurde in eine mehr römisch-griechische Gestalt umgebildet, Paulos, sei es, daß er von Anfang an diese beiden Namen führte, den einen für den Umgang mit den Juden, den andern für den Umgang mit den Griechen, oder sei es, daß er erst später, als ihn sein Beruf mit Heiden besonders umgehen ließ, seinen ursprünglichen Namen so umgestaltete; auf alle Fälle trat eben deßhalb jene ursprüngliche Gestalt seines Namens gegen die spätere römische Umgestaltung ganz zurück und der Name Paulos wurde ihm der bleibende.

Vermöge jener von seinen Aeltern ihm gegebenen Bestimmung wurde er als Knabe nach Jerusalem gesandt, um in den Pharisäerschulen zum Gottesgelehrten sich zu bilden. Einer der bedeutendsten Männer unter den Gesetzeslehrern jener Partei, Gamaliel, war sein Lehrer. Wie es für Luthers Bildung zur Gründung der evangelischen Kirche so wichtig war, daß er die damalige scholastische Theologie studiren und vortragen mußte, als deren Gegner er nachher auftreten sollte; so war es für die Bildung des Paulus



zum Apostel der Heiden besonders wichtig, daß er die pharisäische Theologie so eifrig studiren mußte, um nachher das Evangelium im Gegensatz mit derselben desto tiefer erkennen und auf desto lichtvollere, kräftigere Weise entwickeln zu können. Aber Luther kannte damals schon eine bessere in der Schule des heiligen Geistes erlernte Theologie, und mußte im Kampf mit seiner Neigung sich Gewalt anthun, um nach dem Gebot seiner Oberen statt jener Herzenstheologie, die ihm das Liebste war, eine Theologie der Menschensatzungen zu treiben. Doch that er es, obgleich er noch nicht wußte, wozu es ihm dienen sollte, wohl aber wußte, daß Gottes Gedanken nicht Menschen Gedanken sind. Für Paulus hingegen war jene Theologie damals noch das Höchste, und er suchte in der Pharisäer Lehre das Heil. Er sollte aus seinen eignen schmerzlichen Erfahrungen, aus seinen eignen innern Kämpfen lernen, daß kein Fleisch vor Gott gerecht werden kann durch des Gesetzes Werke, daß durch das Gesetz nur Erkenntniß der Sünde und des göttlichen Zornes kommt, daß alles Wollen und Laufen des Menschen nichts ist ohne Gottes Erbarmung und Gnade. Er mußte dieses unter dem schweren Druck jener Jahre seiner Jugend so an sich selbst erfahren haben, um mit dieser Beredtsamkeit des Herzens und der innern Erfahrung so davon zeugen zu können, wie in dem Römerbrief und wie es in seiner mündlichen Predigt gewiß der Fall war. Die Schule, welche Paulus in dem Pharisäerthum durchmachen mußte, ist zu vergleichen mit dem, was für Luther seine innern Kämpfe in dem Kloster zu Erfurt waren. Es gab unter den Pharisäern zwei Klassen, die größere Menge der Scheinheiligen, deren Verderben unser Herr Christus so vielfach bekämpft, und eine Minderzahl von Solchen, denen es mit der Gerechtigkeit ihres gesetzlichen Standpunktes ein voller Ernst war, Solche welche, wie Paulus es bezeichnet (Römer 10, 2), für Gott eiferten, aber mit Unverstand. Zu diesen letztern gehörte gewiß Paulus. Eine gewaltige feurige Natur werden wir bei ihm vorauszusetzen haben, wie bei Luther; große Kräfte, wilde Triebe, welche zerstörend wirken konnten, wenn sie nicht durch die Macht heiliger Liebe beherrscht, beseelt und verklärt wurden. Solche Menschen können oft erst nach längerem schweren Kampfe zwischen Fleisch und Geist zur Ruhe gelangen. Es gelingt ihnen nicht so leicht wie milderen, weicheren, minder reich begabten Naturen, mit sich selbst fertig zu werden. Zwar konnte wohl nicht bei einem Paulus die Macht des unge-

zügelten Fleisches in solchen Ausbrüchen sündiger Lust wie bei einem Augustinus sich offenbaren. Davor bewahrte ihn wie einen Luther die strenge gesetzliche Zucht, unter der er sich entwickelte. Er selbst sagt, daß er unsträflich gewesen sei nach der Gerechtigkeit des Gesetzes (Phil. 3, 6). Aber desto mehr mußte das Böse in ihm nach innen zurückgedrängt werden, wenn es durch den Zaun des Gesetzes nach außen hin hervorzubrechen gehindert wurde, durch die Macht des Gesetzes aber doch nicht überwunden werden konnte. Desto stärker mußten die Regungen des Gesetzes in den Gliedern, die Regungen der dem Gesetze des Geistes widerstrebenden Lust im Innern sich geltend machen. Und Paulus, der nach einer wahren vor Gott geltenden Gerechtigkeit verlangte, nach Heiligung des innern Menschen, mußte, sein Inneres vor Gott prüfend, immer von neuem erkennen, wie fern er war von dieser Gerechtigkeit. Wir wissen nicht, ob nicht vielleicht jene schweren Kämpfe mit sich selbst, die Selbstpeinigungen, die er sich auferlegte, dazu beitrugen, seine Gesundheit und leibliche Kraft zu schwächen, wie uns manche Stellen in seinen Briefen Spuren einer solchen Körperbeschaffenheit bei ihm zeigen. Doch jene Erfahrungen, die er machen mußte, werden ihn nur zu neuen, immer größern Anstrengungen angetrieben haben, um endlich die Macht der Sünde in sich zu brechen, und zur wahren Gerechtigkeit durchzudringen. Wie er von dem Gesetz Alles hoffte, mußte er desto eifriger sein in dem Kampf mit Allem, was gegen das göttliche Ansehn des Gesetzes sich ihm aufzulehnen schien, und dadurch wurde er zum heftigen Verfolger des Christenthums und der Christen.

Es kann dies auffallend erscheinen, wenn wir bedenken, daß Paulus ein Schüler jenes Gamaliel war, der sich freier und milder als andre Pharisäer über die neue Religionssecte aussprach, der in der Art, wie das Christenthum wirkte, wohl etwas Göttliches ahnte, wenigstens etwas, das er sich nicht recht zu erklären wußte und das ihn stutzig machte, der in jenen merkwürdigen Worten (Apost. 5, 38 und 39) dazu räth, daß man dem Gottesurtheil in der Geschichte nicht vorgreifen sollte. Aber wir dürfen ja nicht voraussetzen, daß die geduldig wartende Weisheit des Lehrers auch auf den Schüler übergegangen sei; wir können uns leicht denken, daß das jugendliche Gemüth, der Feuereifer des cholerischen Paulus nicht geneigt war, durch einen solchen Grundsatz sich bestimmen zu lassen, und wir müssen auch wohl berücksichtigen, wie die Sachen

damals standen, als Gamaliel dieses aussprach und wie dieselben sich verändert hatten, als Paulus gegen das Christenthum aufzutreten bewogen wurde. Das Evangelium hatte sich zuerst in den Formen des alten Bundes entwickelt, wie Christus selbst der Erfüller des Gesetzes erschien als ein unter das Gesetz Gethaner (Gal. 4, 4). Der neue, Alles erneuernde Sauerteig des Christenthums sollte erst von innen heraus Alles durchdringen und umbilden. Christus hatte zwar in manchen Aussprüchen klar genug angedeutet, wie durch den von ihm in die Welt gebrachten Geist Alles neu werden, und dieser auch die Formen des alten Bundes zersprengen sollte; aber dies recht zu verstehen, das gehörte zu dem, was Christus diesem Lehrer der Zukunft vorbehielt, was seine Jünger damals, als er auf Erden bei ihnen war, noch nicht fassen konnten, was sie erst durch die Erleuchtung dieses ihnen verheißnen Geistes, dem es vorbehalten war in die ganze Wahrheit sie einzuführen, verstehen lernen sollten. Und so fuhren nun zuerst die Jünger fort, das Gesetz streng zu beobachten, und sie konnten von dieser Seite auch den Pharisäern keinen Anstoß geben, sie waren mit denselben verbunden im Kampf mit den minder strengen Sadducäern. So standen die Sachen, als Gamaliel jenes Wort sprach, und wäre es so geblieben, so wäre auch vielleicht Paulus kein so heftiger Verfolger des Evangeliums geworden. Nun aber scheint dem Stephanus, einem der ersten sieben Diakonen der Gemeinde zu Jerusalem, zuerst ein Licht über das Verständniß jener auf die zukünftige Entwickelung des Christenthums sich beziehenden Worte des Herrn aufgegangen zu sein. Im Lichte des göttlichen Geistes scheint er zuerst erkannt zu haben, wie auf die Zerstörung des alten Tempels zu Jerusalem, mit welchem der ganze alttestamentliche Cultus stehen und fallen mußte, der Aufbau des neuen geistigen Tempels Gottes in der Menschheit, der Tempel der Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit, der an keine Zeit und keine räumliche Stätte mehr gebunden war, folgen sollte, und indem er in prophetischer Begeisterung dies aussprach, erregte er eben dadurch die Wuth der Juden in ihrer fleischlichen Beschränktheit, wurde als Feind des Gesetzes angeklagt und nun erst erschien das neue Christenthum als eine Auflehnung gegen das zu ewiger Dauer bestimmte Gesetz. Nun erst brach eine allgemeinere, heftigere Verfolgung gegen das Christenthum von Seiten der pharisäischen Partei aus und auch Paulus mußte durch seinen Eifer für das Gesetz, welches ihm

damals als der einzige Grund der Rechtfertigung erschien, getrieben werden, die neue Secte, welche dasselbe umzustürzen drohte, mit heftiger Leidenschaft zu bekämpfen.

Wie es in den Wegen Gottes, in der Entwickelung seines Reiches sich oft wiederholt, wer dazu erkoren wird, eine neue Wahrheit auszusprechen, muß als Opfer für dieselbe fallen. Aber das Blut des Märtyrers muß den Sieg der Wahrheit vorbereiten, und wunderbar sind die Wege Gottes, ganz andere, als die Menschen im Voraus berechnen können. Die geheime Weisheit Gottes offenbart sich gern durch Gegensätze, er wirkt, was er vollbringen will, oft durch solche Mittel, welche am meisten dazu geeignet scheinen, ein ganz entgegengesetztes Ergebniß hervorzubringen. Eben der Saul, der am heftigsten gegen den Stephanus wüthete, war dazu auserwählt, in die Fußtapfen des Stephanus einzutreten, die Wahrheit, welche derselbe durch seinen Märtyrertod besiegelte, in sich aufzunehmen, weiter zu entwickeln und in der neuen Gestaltung der Kirche siegreich durchzuführen. Es war die heftigste Verfolgung, die der neuen Secte den Untergang drohte, und grade diese Verfolgung mußte dazu dienen, den mächtigsten Triumph des Christenthums in der Weltumbildung vorzubereiten. Die Reise, welche Paulus, als der heftigste Feind des Evangeliums, um die Kirche zu zerstören, unternahm, mußte dazu dienen, den eifrigsten Verkündiger der von ihm verfolgten neuen Lehre aus ihm zu machen. In der ansehnlichen Stadt Damaskus in Syrien, wo viele Juden wohnten, und fast alle Frauen der Heiden Proselytinnen waren, hatte das Christenthum großen Eingang gewonnen. Paulus reiste dahin als Abgesandter des Sanhedrin, des höchsten Tribunals über alle religiösen Angelegenheiten, mit einer Vollmacht von demselben versehen, um die Verhaftung Aller, die sich zu der neuen Lehre bekannten, zu bewirken. Wir wissen nicht, ob der Anblick des mit verklärtem Angesicht von der Wahrheit zeugenden, mit zuversichtlicher Begeisterung dem Tode entgegengehenden, und als ächter Jünger Christi für seine Mörder selbst betenden Stephanus, ob dieser Anblick nicht doch bei aller Wuth der Leidenschaft gegen seinen Willen einigen Eindruck auf die Seele des Paulus gemacht hatte, ob nicht in seiner Seele Gedanken auftauchten, welche sich gegen sein Toben auflehnten, ihn zu einer neuen Prüfung aufforderten; aber gewiß ist es wenigstens, daß er solche Zweifel nicht in sich aufkommen ließ, und er gab sich desto mehr seiner Leiden-

schaft gegen das Christenthum hin. Es bedurfte einer höhern Macht, um den Sinn des Saulus zu überwinden. Als er sich der Stadt Damaskus näherte, um Mittag, erschien ihm der verklärte Christus in himmlischer Majestät in einem Lichte, welches sein Auge nicht fassen konnte; übermannt von dem gewaltigen Eindruck der himmlischen Erscheinung, fiel er zur Erde nieder und er vernahm die Worte dessen, der sich ihm darstellte als der Christus, den er vergeblich verfolge, vor dessen Macht er sich werde beugen müssen, der ihn dazu erkoren habe, um unter allen Völkern seinen Namen zu verkündigen. Daß die Begleiter des Paulus, welche eher Feinde des Evangeliums als Gläubige waren, auch einen Eindruck von dieser Erscheinung erhielten, ist ein Merkmal von der Wirklichkeit derselben; daß sie aber nicht so die Gestalt des Herrn schauten, nicht so seine Worte vernahmen, wie Paulus, kann uns nicht befremden, — denn die Mittheilungen der unsichtbaren Welt, der wir unserm geistigen Wesen nach angehören, erfolgen nicht auf dieselbe Weise und nach denselben Gesetzen, wie die sinnlichen Wahrnehmungen aus dem Kreise der gewöhnlichen irdischen Erfahrung. Paulus war überzeugt, daß er Christus den Auferstandenen, aus den Schranken des irdischen Daseins in eine höhere Welt Uebergegangenen eben so wahrhaft geschaut habe, wie die übrigen Apostel (1 Kor. 9, 1 und 15, 8). Es war dies auch dazu erfordert, um ihn den übrigen zwölf Aposteln gleichzusetzen, da es zu dem Begriff eines Apostels gehörte, einen persönlichen Eindruck von Christus empfangen zu haben und aus eigner Anschauung ein Zeuge von ihm und insbesondere der Wahrhaftigkeit seiner Auferstehung als der Grundlage des ganzen Evangeliums, mit deren Wahrheit und Wirklichkeit dasselbe steht und fällt, sein zu können (Apostelgesch. 1, 21 und 22). Von dieser Thatsache ging der ganze neue gewaltige Umschwung seines Lebens aus; dies war ihm die Grundlage des Glaubens und der Hoffnung, von welcher er unter allen Kämpfen und Leiden im Angesicht des Todes, bis er sein Blut für den Herrn vergoß, so oft zeugte: sein ganzes, dem Heil der Heidenwelt geweihtes Leben ist ein Zeugniß von dieser göttlichen Thatsache, die dazu erfordert wurde, um aus dem Saulus einen Paulus zu machen.

Doch das Große, was dem Paulus jetzt widerfahren war, dürfen wir nur als die Vorbereitung und die Grundlage von Allem, was seitdem die Gnade des Herrn aus ihm machte, be-

trachten. Durch den gewaltigen Eindruck, den die Erscheinung Christi in ihm hervorgebracht hatte, war ihm noch keineswegs das Licht der evangelischen Wahrheit aufgegangen, er war dadurch noch keineswegs zum Verkündiger derselben befähigt, die Selbstvernichtung mußte der göttlichen Neubelebung vorangehen. Für's erste konnte er nur zu dem Bewußtsein der Nichtigkeit seines bisherigen Treibens gelangen, der Eindruck, den er erfahren hatte, war zu mächtig, als daß das schwache irdische Gefäß nicht hätte demselben unterliegen müssen, leiblich und geistlich mußte er sich wie zernichtet fühlen. Er konnte sich nicht durch sich selbst aus diesem Zustand der gänzlichen Zerknirschung erholen. So brachte er drei Tage fastend in diesem schmerzlichen Zustande des Sich-selbst-Absterbens zu. Der Herr, der Menschen würdigt, Werkzeuge seiner Gnade für Andere zu werden, der gern durch Menschen auf Menschen wirkt, er gebrauchte einen frommen Christen, Ananias, den er dem Paulus zuführte, um ihn aus diesem Zustande des Todes zu neuem Leben zu erwecken. Ananias erschien ihm als Gesandter des Herrn, um ihm die Sündenvergebung in dessen Namen zu verkündigen, ihn von dem Beruf, zu dem er erkoren worden, gewiß zu machen, ihm das Siegel der Gemeinschaft mit dem Herrn durch die Taufe zu ertheilen, und ihm durch das Zeichen der Handauflegung die Weihe des Geistes im Namen Christi zu verleihen. Nun erst konnte er sich ermannen und erstarken zu dem neuen Lebensabschnitt, der für ihn beginnen sollte[1]). Doch wurde ihm Ananias nicht der Führer zur evangelischen Wahrheit; oft beruft sich Paulus darauf, wie besonders im Anfang des Briefes an die Galater, daß er nicht von Menschen seinen Unterricht empfangen, sondern unmittelbar durch die Offenbarung des Herrn selbst das Evangelium erkannt habe in der Gestalt, wie es durch ihn den Heidenvölkern verkündigt wurde. Von demselben Lehrer, welcher die übrigen Apostel in das Ganze der von ihnen aus dem Munde Christi selbst vernommenen Wahrheit einführte, empfing auch Paulus die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit auf die Weise, wie sie grade durch ihn besonders unter den Heidenvölkern verkündigt werden sollte; von diesem innern göttlichen Licht ging bei ihm Alles aus. Wir dürfen dies freilich nicht so verstehen, als ob er durch

[1]) Die Zeit der Bekehrung des Apostels können wir mit Genauigkeit und Sicherheit nicht bestimmen; Alles zusammengenommen werden wir wohl am Besten thun, ungefähr das Jahr 36 nach Christi Geburt zu setzen.

dieses innere göttliche Licht allein auch alles das unmittelbar erkannt hätte, was die älteren Apostel durch Auge und Ohr vernommen hatten, die Worte und Werke Christi. Alles dieses konnte Paulus aus der ursprünglichen Ueberlieferung, die von jenen älteren Aposteln ausging, vernehmen, und wir werden in seinen Briefen in seinem Bericht von der Einsetzung des heiligen Abendmahls (1 Korinth. 11) manche Anklänge von dem, was sich in unsern Evangelien findet, erkennen. Aber wie für die älteren Apostel es noch nicht genug war, alles Dieses äußerlich vernommen zu haben, sondern ihnen nachher erst der von Christus verheißene Lehrer, der ihnen in Allem beistehen sollte, den rechten Schlüssel des Verständnisses geben mußte; so war es auch derselbe Lehrer, der ihm, unabhängig von allem andern Unterricht, den wahren Sinn der Worte Christi aufschloß, und ihn zum Bewußtsein mancher darin liegenden Wahrheit führte, die noch Keiner vor ihm auf solche Weise erkannt hatte.

Und sehen wir nun zu, wie das, was dieser Geist allein in ihm vollbringen konnte, in seinem eigenthümlichen Wesen und seinem eigenthümlichen bisherigen Entwickelungsgang vorbereitet war, so hatte er die ganze Macht der Sünde unter dem Joch des Gesetzes fühlen müssen, hatte die Ohnmacht des Gesetzes zur Befreiung von derselben in schmerzlichen Kämpfen an sich selbst erfahren, hatte die ganze Last der Knechtschaft des Gesetzes aus eigner Erfahrung kennen gelernt, um den Christus, der ihm erschienen war, als den einzigen Befreier und Erlöser erkennen zu können. Es pflegt die Art des Waltens der göttlichen Gnade zu sein, daß sie zuerst, wie Paulus selbst sagt (1 Kor. 1, 27 u. 28), was thöricht ist vor der Welt, erwählet, daß es zu Schanden mache, was stark ist, und das Unedle vor der Welt und das Verachtete, und das da nichts ist, um zu nichte zu machen, was etwas ist. So hatte Christus seine Jünger zuerst erkoren nicht aus der Zahl der Hohen und Weisen der Welt, sondern er hatte dazu gewählt einfache, ungelehrte, ungebildete Jünglinge, Fischer und Zöllner, die zu dem, was er ihnen gab, nichts hinzubrachten, Alles nur von ihm empfingen; auch waren unter ihnen nur wenige große Gaben der Natur, Alles sollte hier zuerst von der überschwenglichen Macht Christi und seiner Gnade ausgehen. Aber es erweist sich dann auch immer wieder, daß der Gott der Gnade der Gott der Schöpfung und der Natur ist, es erweist sich, daß die großen Kräfte, welche

er durch die erste Schöpfung in die Menschen gelegt hat, für das, was von Allem das Ziel ist zur Verherrlichung Gottes, die Gründung und Verbreitung des Reiches der Gnade, auch nicht umsonst sein, sondern, was eben ihre höchste Bedeutung ist, dafür dienstbar gemacht werden sollen. So gehört es zu den eigenthümlichen Wegen der Weisheit Gottes, daß auf die Fischer und Zöllner der reichbegabte, in den Schulen jüdischer Weisheit zu scharfem Denken gebildete Geist des Paulus in der Entwickelung der göttlichen Wahrheit folgen mußte. Ohne Zweifel würde dieser Paulus, wenn er unter den Weisen und Rednern der Welt hätte glänzen sollen, als einer der bedeutendsten aller Jahrhunderte erschienen sein, er würde gewiß nicht Ursache gehabt haben, gegen irgend einen der Weltweisen und Meister der Rede, welche uns das griechische Alterthum erkennen lehrt, zurückzustehen, er hat aber alle seine hohen und reichen Geistesgaben zu den Füßen des Kreuzes niedergelegt, und Alles für nichts geachtet, um Christus zu gewinnen. Er redet nicht in menschlichem Selbstgefühl, im Bewußtsein der Reichthümer seines Geistes, im Bewußtsein seiner geistigen Kraft; er läßt alle seine Gaben zurücktreten, um nur Christus zu verherrlichen, der allein ihm Alles ist, er fühlt sich stark nur im Bewußtsein der Gnade Christi, rühmt sich in Beziehung auf seine menschliche Persönlichkeit nur seiner Schwäche. Doch strahlt uns in seinen Geistesblitzen, in der, auch abgesehen von jenem höhern Sinne, in welchem es nur auf die Wirkungen des heiligen Geistes paßt, in der auch nach menschlicher Art zu reden, geistreichen Weise seines Ausdrucks, in der nach der Mannichfaltigkeit der Umstände und der Zwecke berechneten Art seiner Rede, in der natürlichen Kraft seiner Worte, jener natürliche, vielmehr von ihm verdeckte, als zur Schau getragene Reichthum seines tiefen Geistes, jene seine unverkennbare natürliche Beredtsamkeit entgegen, Alles verklärt und beseelt durch den heiligen Geist. A. Neander in Berlin †.

---

52. Pauli Leben und Leiden.

29. Juni.

Nach der Gewohnheit und den Grundsätzen derer, welche unter den Juden dem Gesetzesstudium sich ergaben, hatte Paulus als Mittel für seinen Lebensunterhalt ein Gewerbe erlernt, und es war

dies grade ein solches, welches insbesondere in den Gegenden des Ostens bei der Art zu reisen überall seinen Ertrag finden konnte, das Gewerbe der Zeltenfabrication. Zwar hatte Christus, wie Paulus selbst (1 Kor. 9) sich darauf beruft, den Verkündigern des Heils das Recht eingeräumt, von denjenigen, denen sie die höchsten geistigen Güter darbrachten, ihren leiblichen Lebensunterhalt anzunehmen. Da aber Paulus es als seine eigenthümliche Gabe betrachtete, daß er um des Reiches Gottes willen, um desto mehr für dasselbe wirken zu können, dem in der menschlichen Natur begründeten Bedürfniß der Eheschließung und des Familienlebens seine Befriedigung versagen konnte; so war er eher als andere Apostel, welche auch für Frauen und Familien zu sorgen hatten, im Stande, sich neben der Verkündigung des Evangeliums durch seiner eigenen Hände Arbeit zu ernähren: er konnte dazu das erlernte Gewerbe benutzen, wozu die von andern Aposteln geübten Erwerbsmittel nicht geeignet gewesen wären. Wie er nicht gleich den übrigen Aposteln sich zuerst freiwillig Christo angeschlossen hatte, sondern wie er gegen seinen Willen zu ihm war hingezogen worden; so fühlte er sich in diesem Bewußtsein von dem, was die Gnade an ihm gethan, gedrungen, noch größere Entsagungen als die übrigen Apostel sich aufzuerlegen, Verzicht zu leisten auf die Ausübung eines apostolischen Rechtes. Indem er von den Gemeinden nichts verlangte, sondern Alles ihnen nur gab, Alles für sie opferte, ohne irgend Etwas von ihnen anzunehmen, wollte er dadurch seinen uneigennützigen Eifer für ihr Seelenheil ihnen beweisen, und ihr Vertrauen sich erwerben, den mannichfaltigen Widersachern, mit denen er zu kämpfen hatte, dadurch jede Veranlassung, ihn verdächtigen zu können, abschneiden. Nur in besondern Fällen der Noth, wo unter seinen mannichfaltigen Reisen, seinen Gefahren und Mühen die Arbeit seiner Hände nicht hinreichte, sein Leben zu fristen, nahm er von einzelnen Gemeinden, die es tief gekränkt haben würde, wenn er die freiwilligen Gaben ihrer Liebe zurückgewiesen hätte, solche an (Phil. 4, 15. und 2. Kor. 11, 9). Paulus gehörte zu den Männern, welche, wie der heilige Bernhard, eine ungeheure Thätigkeit ausübten und mit gewaltiger Kraft wirkten von einem besonders gebrechlichen, schwachen Leibe aus, so daß das Ueberschwengliche der göttlichen Kraft, die durch ihn wirkte, desto stärker hervorstrahlen mußte in diesem Mißverhältniß zu der schwachen unansehnlichen Leibesgestalt, wie er selbst dieses ausspricht (2 Kor.

4, 7). Wir haben schon bemerkt, daß seine Gesundheit und Körperkraft durch seine früheren Anstrengungen und Kämpfe wohl schon mag geschwächt worden sein; dazu kamen nun noch die Leiden, Entbehrungen, rastlosen Arbeiten seines apostolischen Berufs (1 Kor. 4, 11. u. 2 Kor. 11, 23—28). Er selbst bemerkt, wie er die Maalzeichen seiner Nachfolge des Leidens Christi an seinem Leibe trug (Gal. 6, 17). Wenn er in seinen Briefen von dem redet, was ihn seine menschliche Schwäche fühlen ließ, werden wir dabei gewiß auch an dieses zu denken haben, seine Leibesbeschaffenheit, häufigen Krankheiten preisgegeben. Diese Schwäche, die sich in seiner äußerlichen, leiblichen Erscheinung darstellte, wurde von Widersachern, die nur nach dem fleischlichen Maßstabe Alles beurtheilten, das Göttliche in ihm nicht fassen konnten, ihm zum Vorwurf gemacht (2 Kor. 10, 10). Je mehr nun die Beschaffenheit seines Leibes geeignet war, ihn seiner menschlichen Schwäche inne werden zu lassen, ihn zur Erde niederzubeugen, desto mehr wurde er über sich selbst erhoben, unter allen Mühen und Leiden gekräftigt durch die Beweise von der Gegenwart des Herrn, die ihm zu Theil wurden, durch die himmlischen Offenbarungen, deren er gewürdigt wurde, die göttlichen Anschauungen, die Blicke in die unsichtbare Welt, zu denen er im Geiste erhoben wurde. Er selbst sagt (2 Kor. 12, 7), daß, damit er dieser Offenbarungen sich nicht überheben sollte, ihm gegeben worden ein Pfahl (ein Stachel) im Fleisch, d. h. irgend ein Uebel, das er immer mit sich trug, das ihm immerfort wehe that und hemmend auf ihn hinwirkte, gleichwie wenn Einer einen Stachel in seinem Leibe mit sich führte; er hatte den Herrn dreimal gebeten, daß er ihn davon befreien möge, aber es wurde ihm durch die Stimme des Herrn die Antwort, er solle zufrieden sein mit der ihm zu Theil gewordenen Gnade. Im Gegensatz mit der menschlichen Schwäche, die er so tief fühlen mußte, sollte er desto mehr der Kraft Gottes, die in ihm und durch ihn wirkte, inne werden. So lernte er in sich den schwachen Menschen und den mit Gotteskraft ausgerüsteten Menschen in Christo unterscheiden. Es charakterisirt den Paulus, wie die größten der Menschen zu allen Zeiten das Beisammensein der entgegengesetztesten Eigenschaften, die zur Einheit mit einander zu verbinden ihr eigenthümliches Wesen ausmacht. Mit der nach außen gerichteten feurigen Thatkraft verband er die innere Versenkung in die Tiefen des Geistes, wo ihm die himmlischen Offenbarungen entgegenstrahlten, mit dem durch-

greifenden Feuereifer und der unerschütterlichen Festigkeit in der Entschiedenheit für das Eine, die Klugheit, mit der er alle Umstände in ihrer Mannichfaltigkeit am besten zu benutzen, Alles wie es die Umstände gaben, als Mittel für die Zwecke des Reiches Gottes sich anzueignen wußte, die Klugheit, mit der er Allen Alles werden konnte, um Alle auf die beste Weise für die Sache des Evangeliums und ihr eignes Heil zu gewinnen. Diese Klugheit gehörte ohne Zweifel zu seinen natürlichen Geistesgaben und wurde bei ihm durch den Alles verklärenden Geist Christi mit verklärt. Es hing aber auch diese christliche Klugheit bei ihm mit dem zusammen, was zu der Gestalt des neuen Lebens in ihm gehörte, erst von dem neuen Leben der Gnade ausging, jenem Eifer der christlichen Liebe, welche nur nach dem Heil der Seelen verlangend das Fremde wie das Eigne fühlt, von selbst in die Eigenthümlichkeiten, Bedürfnisse, Schwächen derer, auf welche sie einzuwirken hat, sich versetzt, wie uns Paulus selbst einen Blick in seine Gemüthsstimmungen thun läßt (2 Kor. 11, 29). Es war die Klugheit der Liebe, die wir an ihm bewundern müssen und zur Nacheiferung für uns in der Anschauung seines Lebens sich uns darstellen sehn.

Wir wollen die Thätigkeit des großen Apostels in der Verkündigung des Evangeliums nun näher betrachten. Nachdem er sich nach Arabien zurückgezogen und dort vielleicht im Stillen für seinen großen Beruf vorbereitet hatte, trat er zuerst als Zeuge von dem, den zu verfolgen er nach Damaskus gekommen war, in den Synagogen dieser Stadt auf. Er erregte die fanatische Wuth der Juden gegen sich und mußte sich flüchten. Wenn wir eine kurze Anwesenheit des Paulus in Jerusalem mit hinzurechnen, waren unterdeß drei Jahre nach seiner Bekehrung verstrichen. Von nun an scheint er zuerst von seiner Vaterstadt Tarsus aus in Cilicien und den angrenzenden Gegenden gewirkt zu haben. Unterdessen war auch Anderen ein Licht darüber aufgegangen, daß das Evangelium unabhängig von dem mosaischen Gesetz der Heidenwelt verkündet werden sollte; aus einer solchen Art der Verkündigung war zuerst eine kleine Gemeinde unter den Heiden in der großen Hauptstadt des römischen Asiens, in Antiochia, hervorgegangen. Dahin wurde Paulus aus seiner Vaterstadt gerufen, und wirkte mit Barnabas und Anderen zusammen zur Bekehrung der Heiden. Hier bildete sich die zweite große Mutterkirche nach Jerusalem, die Mutterkirche für die Heidenwelt. Daher geschah es, daß hier zuerst die

Gläubigen, die man vermöge ihrer Nichtbeobachtung des mosaischen Gesetzes als eine von den Juden verschiedene Religionsgemeinschaft erkannte, von den Heiden mit dem Namen der Christianer, Christen bezeichnet wurden.

Von Antiochia aus unternahm Paulus, von dem Barnabas begleitet, seine erste Missionsreise nach der Insel Cyprus und nach den dieser Insel näher liegenden Gegenden von Asien. Er pflegte zuerst an die Synagogen der Juden sich zu wenden, da diese durch den bisherigen Entwickelungsgang des Reiches Gottes und die Verheißungen der Propheten für die Verkündigung von dem erschienenen Weltheiland am meisten vorbereitet waren, und darnach die ersten Ansprüche darauf zu machen hatten, daß das erschienene Heil ihnen verkündet wurde (Röm. 1, 16). Von der größeren Masse der versammelten Juden feindlich zurückgewiesen, hielt er sich dann berechtigt, den Heiden sich zuzuwenden: und die in den Synagogen versammelten Proselyten im weiteren Sinne, die sogenannten Proselyten des Thores, welche vom Heidenthum sich losgesagt hatten, ohne doch das mosaische Gesetz in seinem ganzen Umfange anzunehmen, diese bildeten die Brücke des Ueberganges zur Heidenwelt. Paulus konnte sich in seinen Briefen an die von ihm gegründeten Gemeinden auf die mannichfachen, durch ihn verrichteten Wunder berufen (2 Kor. 12, 12. u. Gal. 3, 5). Aber doch sollte der Glaube der Gemeinden nicht auf äußerliche Wunder gegründet sein, sondern auf den innern Erfahrungen von der göttlichen, beseligenden Kraft des Evangeliums ruhen, was er den Beweis des Geistes und der Kraft nennt (1 Kor. 2, 4). Jene in die Augen fallenden Wunder sollten nur dazu dienen, die am Sinnlichen haftende Menge auf die Verkündigung zuerst aufmerksam zu machen, und derselben den Weg zu den Gemüthern zu bahnen, damit in diesen dann von Innen heraus die göttliche Kraft sich bewähren sollte. So geschah es, daß, als Paulus den Bewohnern der Stadt Lystra in Lykaonien das Evangelium verkündete, ein lahmer Bettler im Namen Christi von ihm geheilt wurde. Das unwissende Volk sah darin etwas Uebermenschliches, man meinte, daß der Schutzgott der Stadt, dem vor der Stadt ein Tempel erbaut worden, Zeus, begleitet von dem Götterboten, dem Gott der Redekunst Hermes, herabgekommen sei, Wohlthaten unter den Menschen auszuspenden: und da Paulus das Wort zu führen pflegte und die feurige, die Gemüther ergreifende Beredtsamkeit ihn auszeichnete, er aber, wie wir bemerkten,

in seiner äußerlichen Erscheinung nichts dem sinnlichen Menschen Achtung zu gebieten Geeignetes hatte, was hingegen die äußerliche Erscheinung seines Begleiters des Barnabas ausgezeichnet zu haben scheint; so wurde dieser für Zeus, Paulus für Hermes oder Merkur gehalten. Schon sollten ihnen Opfer dargebracht werden, als Paulus, der es nicht ertragen konnte, daß Menschen die Ehre gegeben werde, die Gott allein gebührt, mit heiligem Zorn unter die Menge sich stürzte und ausrief: sie seien ihres Gleichen, fern bleibe es von ihnen, solche Ehre sich gefallen zu lassen, sie seien eben deßhalb nur gekommen, um sie von der Anbetung der Creaturen zu dem Gott hinzuweisen, der sich auch bisher durch die Gaben seiner Güte ihnen nicht unbezeugt gelassen.

Die Kirche Christi hatte sich nun aus zwei sehr verschiedenartigen Bestandtheilen gebildet, Juden und Heiden. Es sollte sich die Macht Christi darin offenbaren, diesen in der Erscheinung so stark hervortretenden Gegensatz zu überwinden, es sollte, wie Paulus sagt, in Christo weder Jude noch Grieche sein, sondern Alles in ihm Eins werden: worin zugleich dieses liegt, die verschiedenen in der Natur der Völker und ihrem geschichtlichen Entwickelungsgang begründeten Volkseigenthümlichkeiten sollten nicht aufgehoben, in eine dem von Gott in die Natur gelegten Gesetze widerstehende Einförmigkeit umgeschmolzen werden, sondern es sollten diese Verschiedenheiten nur einer höhern Einheit der in Christo gegründeten von der Beseelung seines Geistes ausgehenden sich unterordnen. Christus sollte in Allen Alles werden, aber in mannichfaltiger Gestalt, wie es jenen zum Grunde liegenden Eigenthümlichkeiten menschlicher Volksstämme entsprach. So sollte die Kirche Christi ihre im Innern begründete Einheit haben bei allen noch so stark hervortretenden äußerlichen Verschiedenheiten, wenn die gläubigen Juden nach althergebrachter volksthümlicher Weise das mosaische Gesetz beobachteten und die Heiden auch nach ihrer Väter Weise, mit Ausschließung dessen, was darin Sündiges, dem Wesen des Evangeliums Widerstreitendes war, fortlebten. Aber der Erreichung dieses Zieles stellte sich nun zuerst jener fleischliche, auf das Aeußerliche gerichtete Sinn, jener Geist der Buchstaben- und Formenknechtschaft, jener Geist des Eigenwillens und des Haders entgegen, wodurch die Kirche von den ersten Zeiten an bis auf unsere Zeit so vielfach zerrüttet wurde. Es kamen nach Antiochia Juden aus Jerusalem, welche darauf drangen, daß auch die gläubigen Heiden

Juden werden sollten, durch die Beschneidung und die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, nur unter dieser Voraussetzung als ächte Glieder des Reiches Gottes sie anerkennen wollten. So drohte der beginnenden Kirche elf Jahre nach der Bekehrung des Paulus ein gewaltiger Riß (vergl. Apostelg. 15 u. Gal. 2, 1). Die Stimme des Herrn im Innern führte den Paulus zu dem Bewußtsein, daß eine Besprechung zwischen ihm und den übrigen Aposteln, insbesondere denen, welche als die Säulen der Kirche galten, Petrus, Johannes und Jakobus, nothwendig sei, um vor dieser drohenden Gefahr die Kirche zu bewahren: und zu diesem inneren göttlichen Beruf, der ihn trieb, nach Jerusalem zu reisen, kam der Auftrag der antiochenischen Gemeinde hinzu, durch welchen er und Barnabas zu Abgeordneten gewählt wurden[1]). In der Art, wie jener Streit zu Jerusalem beigelegt wurde, zeigte sich die Macht des unter den Gegensätzen Einheit stiftenden, wo beschränkter Eifer nur spalten will, Alles zusammenhaltenden und die Gemüther versöhnenden Geistes Christi. Paulus verband mit der ächten Geistesfreiheit, der Beharrlichkeit in dem Festhalten der wesentlichen Wahrheit ohne Rücksicht auf das Ansehn der Person zugleich die zum Nachgeben in unwesentlichen Dingen geneigte Mäßigung, die die Schwächen der Menschen, um größeres Uebel abzuwehren, zu schonen geneigt ist. Leicht konnte er sich mit jenen Männern, welche als die Säulen der Kirche galten, darin vereinigen, daß wie der Glaube an Jesus den Weltheiland der Eine Grund des Heils für Alle sei, so von diesem Grunde aus er seinen Beruf als Verkündiger des Evangeliums in der Heidenwelt selbstständig fortführen sollte. Aber der beschränkte Eifer mancher Judenchristen widerstrebte dieser Anerkennung; ihnen widersetzte sich Paulus beharrlich, indem er der Wahrheit des Evangeliums und den Rechten der gläubigen Heidenwelt nichts vergeben wollte. Der bekehrte Heide Titus, einer seiner Missionsgehülfen, den er als lebendigen Zeugen von der Macht, mit der das Evangelium auch unter den Heiden wirkte, mitgenommen hatte, durfte nicht gezwungen werden, sich beschneiden zu lassen. Nachdem in einer größern Gemeindeversammlung in Jerusalem von diesem Streit gehandelt und die gläubige Heidenwelt von der Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes freigesprochen worden, verstand sich aber Paulus dazu, durch Nachgeben in einigen äußer-

[1]) Um das Jahr 50.

lichen Dingen die Lossagung der Gläubigen von ihrem früheren Heidenthum zu besiegeln und ihre Annäherung an die Judenchristen dadurch zu befördern. Es zeigte sich aber doch bald, was sich in der nachfolgenden Geschichte oft wiederholt, wie alle Vereinigung von Außen her nichts helfen kann, wo es an dem die Einheit stiftenden Geiste Christi fehlt. Jene Spaltung brach nachher immer wieder hervor, und jene beschränkten blinden Eiferer aus der Zahl der Judenchristen fuhren fort, dem Paulus seine mit so vielen Mühen, Leiden und Gefahren verbundene ausgebreitete Wirksamkeit zu verkümmern.

Auf der zweiten Missionsreise, welche Paulus sodann unternahm, begab er sich, nachdem er die Kirche in Phrygien und Galatien gegründet hatte, nach Europa hinüber. Er stiftete die Gemeinden Macedoniens, die Gemeinden in Philippi und Thessalonich, und trat dann mit der Verkündigung des gekreuzigten und auferstandenen Weltheilands, welche wie den nur Wunder suchenden Juden ein Aergerniß, so den nur Weisheit suchenden Griechen eine Thorheit war, in der Stadt auf, von welcher alle Weisheit und Bildung der alten Welt besonders ausgegangen war, in Athen. Sein frommes Gefühl mußte tief verletzt werden, wenn er unter der Menge der Altäre und Götterbilder, den Denkmälern der Kunst, die den falschen Göttern geweiht waren, umherging, und nirgends eine Stätte für die Verehrung Jehovah's des allein wahren Gottes finden konnte; aber doch trat er nicht mit blindem Eifer strafend unter den für die reine Wahrheit Unempfänglichen auf, er suchte auch in dem irregeleiteten religiösen Gefühl einen Anschließungspunkt für die Verkündigung von dem wahren Gott. Er ehrte auch in dem Wahn das zum Grunde liegende, unbewußt Gott suchende Gefühl. Die Inschrift eines Altars, der einem unbekannten Gott geweiht war, gebrauchte er als ein Zeichen der den unbekannten Gott suchenden Sehnsucht, den er ihnen als den geoffenbarten verkündigen wollte; den Griechen ein Grieche werdend, berief er sich auf die Worte eines ihrer Schriftsteller, des Aratus, welcher von dem auch in der verderbten Natur des Menschen noch durchstrahlenden Gottesbewußtsein, dem Bewußtsein eines göttlichen Geschlechts, einer göttlichen Abkunft in dem Menschen gezeugt hatte. Er wies die um ihn versammelte Gruppe, in der sich Männer aus den entgegengesetzten philosophischen Schulen befanden, hin auf die unverläugbare Nähe Gottes als dessen, in dem wir ver-

möge unsrer gottverwandten Natur leben, weben und sind: der Zug dieses Gottes, der Zug vom Vater her sollte sie zum Sohne, den er ihnen offenbaren wollte, hinführen; aber nur Wenige folgten diesem Zuge. Als Paulus zu dem eigenthümlichen Wesen des Evangeliums überging, von der Auferstehung Christi, der Grundlage des Glaubens und der Hoffnung, sprach, wurde er verspottet.

Er beschloß diese zweite Missionsreise mit seiner fast zweijährigen Wirksamkeit in der Stadt, welche als eine der bedeutendsten Handelsstädte, Mittelpunkt des Weltverkehrs zwischen dem Osten und Westen für die Ausbreitung der Kirche besonders wichtig war, zu Korinth. Als das zweite Jahr seines dortigen Aufenthaltes begann, drohte ihm eine Störung seiner Wirksamkeit, die aber bald beseitigt wurde. Die Juden wiegelten das heidnische Volk gegen ihn auf, und er wurde vor das Tribunal des Proconsuls geschleppt; aber dieser, Lucius Annäus Gallio, ein durch Milde und Gerechtigkeitsliebe bekannter Mann, nahm bald wahr, daß man dem Paulus keine nach den bürgerlichen Gesetzen strafbare Handlung vorwerfen könne, daß es sich nur um Religionsstreitigkeiten mit den Juden handle, um die er sich als Staatsmann nicht bekümmern wollte. So fiel die Wuth der Heiden nur auf die Juden selbst, die den Paulus angeklagt hatten, zurück.

Der Aufenthalt des Paulus in der korinthischen Gemeinde ist noch dadurch besonders ausgezeichnet, daß wir den großen Apostel auch in seiner Seelsorge für die gegründeten Gemeinden näher kennen lernen; denn er schrieb damals seine beiden Briefe an die Gemeinde zu Thessalonich.

Diese Gemeinde hatte von ihren ehemaligen Glaubensgenossen, welche durch die Juden aufgewiegelt worden, manche Verfolgungen zu erleiden; ihr Glaube bewährte sich unter denselben, ihre Begeisterung für die Sache, für welche sie zu leiden hatte, wurde dadurch erhöht. Die Gläubigen sahen mit desto größerem Verlangen dem verheißenen Triumphe des Reiches Christi entgegen, aber es mischte sich Schwärmerisches in diese Erwartungen ein. Paulus mußte sie darauf aufmerksam machen, daß eine gewaltigere, in den Zeichen der Zeit sich schon anbahnende Offenbarung der Macht des Bösen, welche in der Person eines dem Reiche Christi sich entgegenstellenden Antichrists ihren Mittel- und Gipfelpunkt finden sollte, der siegreichen Offenbarung des Reiches Christi vorangehen werde. In den Zeiten vor der Reformation meinten die Zeugen

der evangelischen Wahrheit, in der verweltlichten Kirche, welche in angemaßter Herrschaft der ächten Herrschaft Christi sich entgegenstellte, diese antichristliche Macht zu erkennen. Mit gleichem und noch mehr Recht kann man in dem Gipfelpunkt der dem Herrn und seinem Reiche sich entgegenstellenden Selbst- und Menschenvergötterung der Gegenwart diese Macht des Antichrists sich entwickeln sehn. Es sind verschiedene Zeichen, welche auf jene letzte entscheidende Epoche, die der Apostel kenntlich macht, hinweisen. Er warnt vor beiden Verirrungen, sowohl der Leichtgläubigkeit, welche ohne Prüfung sich Allem hingiebt, was unter dem Schein der Begeisterung auftritt, als dem zuweitgetriebenen Mißtrauen, welches aus Furcht vor der Schwärmerei alle Begeisterung zurückweist. Er empfiehlt die christliche Geistesfreiheit und Besonnenheit, welche die Geister zu prüfen, zwischen dem Wahren und Falschen zu unterscheiden versteht.

Paulus besuchte sodann wieder die beiden Mutterkirchen, die eine für die gläubigen Juden, die andre für die gläubigen Heiden, zu Jerusalem und Antiochia. Bei diesem Besuch fand in der letzten Gemeinde sein merkwürdiges Zusammentreffen mit dem Apostel statt, dem sich die gläubigen Juden besonders anschlossen, dem Apostel Petrus. Er zeigte, wie ihm kein Ansehn der Person etwas gelte, indem er die Rechte der Heidenchristen gegen Petrus vertheidigte, der durch eine augenblickliche Schwäche sich hatte fortreißen lassen, den von ihm selbst früher ausgesprochenen Grundsätzen untreu zu werden, und den freien Verkehr mit den gläubigen Heiden aus einer in falscher Menschenfurcht begründeten Rücksicht auf seine jüdischen Glaubensgenossen einen Augenblick zu meiden. Paulus strafte freimüthig, was er Heuchelei nannte, auch an dem Apostel, der, wenn gleich geheiligt durch das Evangelium, doch noch kein sündenloser Heiliger war, indem sich seine alte schwache Natur einmal wieder geltend machte. Er wird ihn (Gal. 2, 11) zum Bewußtsein seines Unrechts geführt haben. Dann besuchte er weiter die früher von ihm gegründeten Gemeinden, und den Schlußpunkt dieser Visitations- und Missionsreise machte sein zwei- bis dreijähriger Aufenthalt in der großen Hauptstadt Kleinasiens, Ephesus. Hier zeigte sich die Macht des Evangeliums in dem Sieg über alle Täuschungskünste jüdischer und heidnischer Magie. Durch einen Goldschmidt Demetrius, der einer Fabrik von kleinen tragbaren Abbildungen des berühmten Dianentempels in jener Stadt vor-

stand und in seinem Erwerb durch die Verbreitung des Christenthums sich gefährdet glaubte, wurde unterdessen ein heftiger Volksaufruhr gegen den Apostel angestiftet. Aber er ging siegreich aus diesem Kampf hervor.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Ephesus wurde er beunruhigt durch die Nachricht von dem Umsichgreifen jüdischer Irrlehren in den Gemeinden Galatiens, welche Gesetzes- und Werkgerechtigkeit mit dem Glauben an den Erlöser zu vermischen und diesen dadurch zu verdunkeln drohten. Er bezeichnet in dem an die Gemeinden geschriebenen Briefe diesen Glauben, der die Gerechtigkeit allein in Christo sucht, wieder als den einzigen Grund des Heils. Er spricht den Fluch über Jeden, der etwas Anderes als das Evangelium verkündigt, sagt, daß auch kein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündigen könne. Er macht den Galatern zum Vorwurf, daß sie, die im Geiste angefangen hätten, im Fleische die Vollendung suchten, indem sie zu dem Evangelium des Geistes, welches von Christo aus Alles neu werden läßt, die äußerlichen Werke des Gesetzes noch hinzufügen und darauf ihre Rechtfertigung und Heiligung gründen wollten. In der spätern Zeit dieses seines zwei- bis dreijährigen Aufenthaltes zu Ephesus schrieb er seine zwei Briefe an die Gemeinde zu Korinth, von denen der erste nicht auf uns gekommen ist. Die Geschichte der Gemeinde zu Korinth bildet eine Kirchengeschichte im Kleinen, und das, was der Apostel in Beziehung auf die Bewegungen in dieser Gemeinde schreibt, enthält daher die reichste Quelle der Lehre, Zurechtweisung und Warnung für die Bewegungen der Kirche in allen Zeiten und namentlich auch in der unsrigen. Statt daß, wie Paulus sagt, alle an Christus allein den für ihr Heil Gekreuzigten, in dessen Namen sie getauft worden, sich halten sollten, hatten sich Parteiungen gebildet, welche die christliche Gemeinschaft zu zerspalten drohten. Die verschiedenen Personen, von denen die Verkündigung des Evangeliums ausgegangen war und die doch alle nur als verschiedene einander zu ergänzen bestimmte Werkzeuge des Einen Herrn betrachtet werden sollten, wurden in ihrer Bedeutung überschätzt, den eigenthümlichen Gaben, die der eine vor dem andern voraus hatte, wurde ein zu großer Werth beigelegt, statt daß die Einheit des Geistes in der Mannichfaltigkeit der Gaben, die alle zu dem Einen Zweck des Baues der Gemeinde zusammenwirken sollten, hätte anerkannt werden müssen, wie Paulus dies verlangte.

So theilten sich die Korinther in paulinische, petrinische und apollonische Christen, und es traten nun gar Andere auf, welche, indem sie von Paulus, Petrus und Apollo nichts wissen wollten, in einem falschen eigenwilligen Sinne als die über allen Parteistreit Erhabenen sich auf falsche Weise allein an Christum halten wollten, indem sie einen eignen Christus für sich haben zu können meinten, und ihn selbst zu einem Parteihaupt machten.

Von Ephesus aus reiste er sodann um Pfingsten etwa im Jahr 58 nach Macedonien, wo er mit vielen Drangsalen zu kämpfen hatte, wie früher in Kleinasien, so daß er, wie er selbst sagt, sich dem Tode täglich preisgegeben sah und durch die Macht des Herrn immer wieder wie mitten aus dem Tode auferweckt wurde. Er befand sich unter den dort gegründeten Gemeinden, die immer noch viel zu leiden hatten, umherreisend in großen Bekümmernissen wegen der Zerwürfnisse unter den Gläubigen in Korinth; endlich traf er hier mit seinem Missionsgehülfen, dem Titus, den er früher nach Korinth abgesandt hatte, zusammen, und erhielt durch diesen die noch nicht ganz beruhigenden Nachrichten über den Zustand der dortigen Gemeinde, welche ihn bewogen, den dritten Brief, den zweiten unter den uns erhaltenen, an dieselbe zu richten. Wahrscheinlich im Herbst reiste er selbst nach Korinth und brachte dort die Herbst- und Wintermonate bis zum Anbruch des Frühlings und der Wiedereröffnung der Schifffahrt zu. Da er nun durch seine längere Wirksamkeit in Asien und in dem europäischen Griechenland den Grund zur Ausbreitung der Kirche in der Heidenwelt des Ostens gelegt hatte, wollte er auf dem gelegten Grunde fortzubauen seinen Jüngern überlassen, und selbst einen neuen Wirkungskreis im Westen suchen, sich nach Spanien begeben (Römerbrief 15, 24). Da wurde ihm nun die Gelegenheit gegeben, in der besonders aus dem Stamme der Christen heidnischer Abkunft in der Welthauptstadt Rom durch Solche, die er als seine Jünger betrachten konnte, gegründeten Gemeinde, der er noch nicht, wie er wünschte, persönlich das Wort Gottes hatte predigen können, durch einen ausführlichen Brief als Verkündiger des Evangeliums aufzutreten. Es ist das Hauptthema dieses Briefes, zu zeugen von dem Evangelium als einer Kraft selig zu machen Alle, die daran glauben, Juden und Heiden, das vor keiner Höhe menschlicher Bildung sich zu schämen hat, da alle Menschen in dem Bewußtsein der Sünde sich einander gleich, der Rechtfertigung vor Gott, die Christus

allein verleihen kann, auf gleiche Weise bedürfen, und er schildert darnach die beseligenden Wirkungen des Evangeliums in der Erlösung der Menschheit und der Weltverklärung mit den Aussichten auf ihr letztes glorreiches Ziel. Sodann sind das neunte, zehnte und elfte Kapitel darauf berechnet, die Weisheit Gottes in der Leitung der Völker Juden und Heiden zu diesem Heil darzustellen und wechselseitig den Stolz der Juden und der Heiden zu demüthigen.

Ehe aber Paulus seine Absicht über Rom nach Spanien zu reisen ausführte, wollte er zuerst noch einmal mit einer unter den Gemeinden in der Heidenwelt gesammelten Collecte die alte Mutterkirche Jerusalem besuchen. Diese Opfer dankbarer Liebe sollten unter den Judenchristen, von denen immer viele ihre Glaubensgenossen unter den Heiden mit Mißtrauen betrachteten, davon zeugen, was die Kraft des Evangeliums unter den für unrein gehaltenen Heiden schon gewirkt hatte. Die Gewalt der Liebe ist ja mehr als alle Ueberredung und alle Gründe geeignet, Spaltungen auszugleichen und die getrennten Seelen mit einander zu verschmelzen. Darauf vertraute Paulus. Aber er wußte auch wohl, welche Gefahren bei der fanatischen Wuth der Juden ihm entgegenstanden, und von vielen Seiten wurde er auf seiner Reise nach Jerusalem durch die Liebe der Gemeinden gewarnt, daß er von seinem Vorsatz abstehen möge. Aber er war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es ein von ihm zu erfüllendes Werk Gottes sei, die Einheit der Kirche durch die Beseitigung der Spaltung zwischen diesen beiden Stämmen, aus deren Verschmelzung in der Einheit Christi die Eine Kirche hervorgehn sollte, diese Einheit zu begründen. Sein Leben galt ihm nichts im Verhältniß zu seinem göttlichen Beruf.

Zuerst war es ihm schon gelungen durch diese Liebesspende, durch den Liebesdienst, den er selbst leistete, und indem er den Juden wieder ein Jude wurde, die Gemüther der Judenchristen zu gewinnen. Aber der blinde wüthende Eifer eines Theils der Juden ließ sein Werk mißlingen und brachte ihn selbst in große Lebensgefahr. Er wurde dem wüthenden Volke entrissen und von der römischen Besatzung gefangen genommen, seiner Sicherheit wegen dann nach der römischen Hauptstadt der Provinz, wo der Sitz der Regierung war, nach Cäsarea Stratonis gebracht. Die Bestechlichkeit römischer Statthalter war Ursache, daß seine Gefangenschaft und sein Prozeß sich zwei Jahre in die Länge zog, bis

zum Jahre 62. Vermöge seines römischen Bürgerrechts konnte es ihm nicht versagt werden, an den Kaiser zu appelliren. Nach einer mühe- und gefahrvollen Reise, auf der er durch seine Glaubenskraft seine heidnische Umgebung in Erstaunen setzte, nach der von ihm geweissagten Rettung vom Schiffbruch kam er in Rom an und brachte dort zwei Jahre in einer freiern Gefangenschaft zu. Während dieser Zeit war er thätig in Rom für die Ausbreitung des Christenthums und blieb durch Briefe und Abgeordnete in lebendigem Verkehr mit den durch ihn gegründeten Gemeinden, für die er immer, seine eigenen Leiden und Gefahren vergessend, mit väterlicher Liebe sorgte. Wir erkennen dies aus seinen von Rom aus geschriebenen Briefen an die Gemeinde zu Kolossä, zu Ephesus, an den Philemon in Kolossä und an die Gemeinde zu Philippi in Macedonien. Für die durch einen Schüler des Paulus, den Epaphras, gegründete Gemeinde zu Kolossä in Phrygien war er desto mehr besorgt, weil er sie persönlich noch nicht gesehen hatte. Es hatten hier jüdische Irrlehrer Eingang gefunden. Außer daß diese Gesetz und Evangelium mit einander vermischten, gaben sie auch noch vor, eine höhere Weisheit als die in dem einfachen Evangelium gegründete zu lehren, Aufschlüsse über die Geisterwelt geben zu können, und sie drohten durch den Schein eines vollkommeneren Lebens, welches aber doch von Christus abführte, in mancherlei Enthaltungen und Kasteiungen die Gläubigen zu täuschen, durch eine neue eigne Gerechtigkeit sie zu verführen. Paulus mußte daher die Gemeinde daran erinnern, daß alle Schätze der Weisheit nur in Christo verborgen sind, von den Engeln hinweisend zu ihm als zu dem einzigen Haupt, an das man sich halten müsse, das gemeinsame Haupt, wodurch Alles im Himmel und auf Erden zur Einheit verbunden ist. Er mußte sie hinweisen zu dem wahren Leben der Gläubigen, welches mit Christo verborgen ist in Gott, den Elementen der Welt abgestorben, zum Himmel erhoben, nicht wieder zu den Elementen der Welt, zu den irdischen, äußerlichen Dingen herabgezogen und nicht wieder von diesen dienstbar gemacht werden dürfte. Er leitet jenes scheinbar geistliche Leben doch nur von dem Fleische ab, wie er Alles, was nicht von dem Geiste Christi ausgeht und vor diesem sich demüthigt, als Fleisch und Fleischesdünkel zu betrachten pflegt. Diesem Brief geht der Brief an die Epheser zur Seite, in dem manche Anklänge aus jenem vorher erwähnten Schreiben sich erkennen lassen; der Brief ist aber von allgemeinerem Inhalt, ein

Circularschreiben an mehrere Gemeinden Kleinasiens. Paulus schreibt als Apostel der Heiden an die Gemeinden der Heidenwelt; wir sehen, wie er sie alle in seinem Herzen trägt. In dem Briefe an den Philemon erkennen wir seine zärtliche Liebe zu einem durch ihn bekehrten Sünder, dem seinem Herrn entflohenen Sklaven Onesimus, der durch ihn zum Glauben bekehrt worden. Er läßt vor Gott keinen Unterschied zwischen dem Freien und dem Knecht gelten, fordert den Philemon auf, in dem reuigen, gläubiggewordenen Sklaven den christlichen Bruder, für den Christus gestorben ist, zu erkennen, und um Christi willen die Schuld zu erlassen. In dem Brief an die Gemeinde zu Philippi sehen wir den Paulus noch ungewiß in seinem Schicksale. Nach dem glücklichen Erfolg seiner ersten Vertheidigungsrede weiß er nicht, ob er die Befreiung erwarten oder dem Märtyrertode entgegensehen soll. Er ist auf jeden Fall in den Willen Gottes ergeben; er sehnt sich abzuscheiden und zur Anschauung Christi zu gelangen, was er für das Beste hält, will aber auch gern noch auf Erden zurückbleiben, wenn es nothwendig ist, um für das Heil der Gemeinden zu wirken.

Paulus scheint vor dem Ausbruch der Wuth Nero's, welcher viele Christen in Rom geopfert wurden, seine Freiheit erlangt zu haben. Er besuchte noch einmal die Gemeinden in Kleinasien und Griechenland, wie er früher den Vorsatz hatte und wie wir aus seinem zweiten Brief an den Timotheus auf die Erfüllung desselben schließen können. Er gründete Gemeinden in Creta und ließ den Titus daselbst zurück, an den er nachher einen Brief richtete. Er übertrug dem Timotheus die Sorge für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu Ephesus und richtete an ihn den ersten seiner an ihn geschriebenen Briefe. Er scheint sodann seinem früher gemachten Plane zufolge, nachdem er für die Bedürfnisse der kleinasiatischen Gemeinden gesorgt hatte, sich nach Spanien begeben zu haben. Dort wurde er ergriffen und als Gefangener nach Rom geführt. Im Angesicht des Märtyrertodes schrieb er seinen zweiten Brief an Timotheus, wodurch er diesen zu sich rief. Er sah mit freudiger Zuversicht dem Ziel seines irdischen Kampfes und dem Siegespreis, den er vom Herrn zu erlangen gewiß war, entgegen. Das Jahr seines Märtyrertodes läßt sich nicht genau bestimmen, wahrscheinlich eines der letzten sechsziger Jahre. A. Neander in Berlin †.

---

53. Barnabas.

11. Juni.

In jener Blüthenzeit der ersten Christlichen Gemeinde zu Jerusalem, welche die Apostelgeschichte (2, 44—47; 4, 32—38) mit wenigen aber inhaltsreichen Worten schildert, da die Menge der Gläubigen Ein Herz und Eine Seele war, auch keiner von seinen Gütern sagte, daß sie seine wären, noch einer unter ihnen war, der Mangel hatte, indem diejenigen, welche Aecker oder Häuser hatten, dieselben verkauften, und das Geld den Aposteln brachten, um einem Jeglichen zu geben, was ihm noth war: in jener Zeit der ersten Liebe kam auch Joses oder Joseph, bekannter unter dem ihm von den Aposteln beygelegten Namen Barnabas, und legte den Erlös seines von ihm verkauften Ackers zu der Apostel Füßen (Apostelgesch. 4, 37). Ein Levit, aber aus Cypern, gehörte er, wie der Apostel Paulus, zu jener Classe von Juden, welche, in Gegenden vorherrschend Griechischer Sprache und Bildung geboren, darüber doch die Anhänglichkeit an der väterlichen Religion und Sitte nicht eingebüßt hatten, und deshalb besonders geeignet waren, jenes Friedenswerk vorzubereiten und auszuführen, durch welches aus Juden und Griechen Eins gemacht und beide mit Gott in Einem Leibe versöhnt werden sollten (Eph. 2, 14—17). Das lebendige Bewußtseyn des Vorzuges, der ihnen als Gliedern des Volkes Gottes, und diesem durch die Anweisungen und Einrichtungen zu Theil geworden war, durch welche Gott sein Wesen und seinen Willen kund gethan und höhere Offenbarungen vorbereitet hatte, mochte für Barnabas wie für Paulus der Antrieb geworden seyn, den Aufenthalt an ihrem Geburtsorte mit dem in Jerusalem, als dem Mittelpunkte der Israelitischen Gottesverehrung und Gesetzeskunde zu vertauschen, wo Paulus zu den Füßen Gamaliels für seinen Wissenstrieb, Barnabas in dem Tempeldienste für das ihm als Leviten besonders nahe liegende Interesse am priesterlichen Cultus Befriedigung zu finden hoffen durften. Bey Barnabas kamen aber auch Familienverhältnisse hinzu. Maria, die Mutter des Marcus, der in dem Briefe an die Colosser (4, 10) als Neffe des Barnabas bezeichnet wird, nach deren Hause Petrus sich begab, als er durch den Engel aus dem Gefängnisse befreit war, in welchem seiner der Tod durch den Herodes Agrippa wartete (Apostelgesch. 12, 12—17), war hiernach des Barnabas Schwester oder Schwägerin.

Dort waren viele Gläubige bey einander und beteten, was gewiß den Petrus veranlaßte, sich dorthin zu begeben, wo er einen Kreis von Brüdern und Schwestern zu finden voraussetzen konnte, bereit für seine fernere Sicherheit zu sorgen. Diesem Kreise gehörte auch Barnabas an, als ein Mann von bewährter Frömmigkeit, voll heiligen Geistes und Glaubens von den Aposteln geehrt (Apostelgesch. 11, 24) und Barnabas genannt, weil ihm die Gabe des erwecklichen, tröstenden, lehrenden, ermahnenden Zuredens in höherem Maaße verliehen war. (Apostelgesch. 4, 36; denn das Wort, was Luther durch Trost übersetzt, hat die angedeutete allgemeinere Bedeutung.)

Mehrere Jahre hatte Barnabas durch diese Eigenschaften und Gaben zur Erbauung der Gemeinde beygetragen, als Paulus, nach seiner wunderbaren Berufung und seiner dreijährigen Wirksamkeit in Damaskus und Arabien (Gal. 1, 18) nach Jerusalem kam. Hier war aber die Erinnerung an sein früheres Verhalten noch zu lebendig, als daß die Gläubigen zu ihm Vertrauen hätten fassen können; sie fürchteten sich vor ihm, und glaubten nicht, daß er ein Jünger wäre (Apostelgesch. 9, 26). Da trat Barnabas für ihn ein, der ihm durch die eben bemerkten Verhältnisse der Geburt und Bildung näher stand, und ihn vielleicht schon früher als einen Jüngling, der sich eines unverletzten Gewissens gegen Gott und Menschen befliß (Apostelgesch. 24, 16), und in seinem, wenn auch mißverstandenen Eifer für das väterliche Gesetz es Vielen seiner Altersgenossen zuvorthat (Gal. 1, 14), gekannt und geschätzt hatte. So war er vorbereitet, mit zweifelsfreier Freudigkeit zu vernehmen, was Paulus von der Umwandlung berichtete, welche durch Gottes Gnade in seiner geistigen Richtung eingetreten war, und welche von nun an beide zu einer in gemeinschaftlicher Thätigkeit für das Reich Gottes fruchtbaren Freundschaft verband. Barnabas war es, der Paulum zu den Aposteln führte, ihnen erzählte, wie er auf der Straße den Herrn gesehen und er mit ihm geredet, und wie er zu Damaskus den Namen Jesu frei gepredigt habe. Zwar führte die Nachstellung der Juden sehr bald eine Trennung herbei, indem Paulus sich schon nach vierzehntägigem Aufenthalt nach seiner Geburtsstadt zurückziehen mußte (Gal. 1, 18; Apostelgesch. 9, 30). Daß aber Barnabas seiner und des ihm für die Ausbreitung des Evangeliums verliehenen Berufes eingedenk blieb, fand sich binnen Kurzem zu zeigen Gelegenheit.

Die mit dem Märtyrertode des Stephanus eingetretene Verfolgung und Zerstreuung der Muttergemeinde zu Jerusalem hatte Anlaß gegeben, daß das Evangelium nicht nur in den verschiedenen Gegenden von Judäa und Samarien gepredigt wurde (Apostelgesch. 8, 1. 4), sondern auch bis gen Phönicien, Cypern und Antiochien vordrang (Apostelgesch. 11, 19), wo es zunächst zwar den Griechisch redenden Juden verkündigt wurde, aber auch den Griechen nicht unbekannt bleiben konnte, die, zur Erkenntniß des wahren Gottes gelangt, die jüdischen Synagogen zu besuchen pflegten. In Antiochien bekehrten sich so viele derselben zum Glauben an Jesum, daß zu Jerusalem beschlossen wurde, wie einst den Petrus und Johannes nach Samaria (Apostelgesch. 8, 14), so auch dorthin einen mit den erforderlichen Gaben ausgerüsteten Jünger zu entsenden, der mit apostolischem Ansehn die Gläubigen zu einer geordneten Gemeinde vereinigen und in der erkannten Wahrheit befestigen möchte. Dazu wurde Barnabas ausersehen (Apostelgesch. 11, 22), der mit der Fülle des heiligen Geistes und Glaubens seiner Herkunft nach auch die Fähigkeit verband, mit Männern Griechischer Sprache und Bildung zu verkehren und auf sie einzuwirken. Da Barnabas aber die Gnade Gottes sah, und wie dort ein großes Volk dem Herrn zugethan wurde, holete er sich Paulum aus Tarsus zum Gehülfen herbey; und durch ihre gemeinsame Thätigkeit bildete sich in Antiochien eine zahlreiche Gemeinde, als ein zweiter Centralpunkt, von welchem aus sich das Christenthum besonders unter den Völkern Griechischer Zunge verbreiten sollte. Dies durfte jedoch nicht so geschehen, daß die Antiochenische und überhaupt die Griechischen Gemeinden ihres Zusammenhanges mit den jüdischen und besonders der Muttergemeinde zu Jerusalem vergessen, und damit die Einheit preisgegeben hätten, welche alle Glieder der Kirche Christi verbinden soll. Und zwar beruht diese Einheit nicht bloß auf der Gemeinschaft des Glaubens an den Einen Herrn, dem alle Gläubigen durch Eine Taufe verpflichtet sind (Eph. 4, 5), sondern auch auf dem Bande der Liebe, welche alle Theile des großen Leibes der Christenheit durchdringt, so daß, so ein Glied leidet, alle Glieder mitleiden, und so es einem Gliede wohlgeht, sich alle mitfreuen (1 Corinth. 12, 26). Von dieser Liebe Zeugniß zu geben, fand die Antiochenische Gemeinde bald Gelegenheit, da der Prophet Agabus eine große Theuerung verkündigte, die unter dem Kaiser Claudius in vielen Provinzen des Römischen

Reichs entstand und namentlich auch Judäa heimsuchte (Apostelgesch. 11, 28). Barnabas und Paulus wurden in den Stand gesetzt, den Brüdern in Judäa eine Unterstützung zu überbringen, zu welcher jeder nach seinem Vermögen beyzutragen beschlossen hatte. Nachdem auf solche Weise das Bewußtseyn der Gemeinschaft mit der Muttergemeinde neu war belebt und gekräftigt worden, konnte eine weitere Ausbreitung über neue Gebiete von Ländern und Völkern erfolgen, ohne eine mit der Entfernung von dem Mittelpunkte zunehmende Entfremdung und Zerfallenheit fürchten zu lassen.

Wie sich daher in der Antiochenischen Gemeinde eine über das Bedürfniß derselben hinausgehende Fülle geistiger Kräfte und Gaben zusammenfand (Apostelgesch. 13, 1), hieß der heilige Geist den Paulus und Barnabas zu dem Werke der Verkündigung des Wortes Gottes in andere Gegenden ausgehn. Sie begaben sich zunächst nach dem Vaterlande des Barnabas, nach Cypern, indem der Vetter desselben, Marcus, sie begleitete; dann gingen sie nach dem Festlande von Kleinasien hinüber, wohin Marcus aber ihnen zu folgen Bedenken trug, vielmehr nach Jerusalem zurückkehrte (Apostelgesch. 13, 13). Wie sie darauf in verschiedenen Städten Pamphyliens, Pisidiens, Lycaoniens, Christum verkündigten, indem sie zuerst in den Synagogen auftraten, dann aber, von der Mehrzahl der Juden zurückgewiesen, besonders bei den die Synagoge besuchenden Heiden Eingang fanden, und, obgleich auf Anreizung der ersten verfolgt, Gemeinden gründeten, die vorzugsweise aus gebornen Heiden bestanden, erzählt die Apostelgeschichte ausführlicher (Cap. 13, 14) und zwar so, daß überall Paulus und Barnabas Arbeiten und Gefahren theilten; in welchem Verhältnisse, deutet die Erzählung (Apostelgesch. 14, 12) an, da die Einwohner von Lystra auf Grund der durch Paulus erfolgten wunderbaren Heilung eines Gelähmten in ihnen Götter, die in menschlicher Gestalt zu ihnen herabgekommen seyen, und zwar in Barnabas den Jupiter, in Paulus den Mercurius zu erkennen glaubten, „weil er das Wort führte." Nach Antiochien zurückgekehrt, konnten sie der versammelten Gemeinde verkündigen, wie viel Gott mit ihnen gethan hätte, und wie er den Heiden hätte die Thür des Glaubens aufgethan (Apostelgesch. 14, 27).

Da selbst die Juden den Heiden, welche in dem Gotte, der zu jenen durch Moses und die Propheten geredet hatte, den Einen

wahren Gott erkannten, und sich zur Verehrung desselben mit ihnen in ihren Bethäusern und Synagogen versammelten, nicht zuzumutheten, sich auch beschneiden zu lassen und alle Vorschriften des Gesetzes zu halten: so hatten Barnabas und Paulus diese Forderung an sie zu stellen, wenn sie den Glauben an Christum annahmen, um so weniger nöthig finden können, da es nicht die Werke des Gesetzes, sondern die Gnade Gottes in Christo ist, auf welche das Evangelium die Hoffnung des Heils zu gründen lehrt (Gal. 2, 16). Ohne Zweifel wurde dies auch in der Antiochenischen Gemeinde nicht anders angesehn. Da kamen aber Etliche herab von Judäa (Apostelgesch. 15) und stellten die Annahme von Gesetz und Beschneidung als Bedingung der Seligkeit dar, indem sie, wenn sie auch die Weissagungen von der Berufung der Heiden nicht in Abrede stellten, doch meinten, daß diese zuvor durch die Beschneidung in das Volk Gottes müßten aufgenommen werden. Da Paulus und Barnabas dieser Meinung zwar widersprachen, in Antiochien aber eine Einigung nicht zu erzielen war, so wurde beschlossen, diese Frage den Aposteln und Aeltesten zu Jerusalem vorzulegen. Diese erkannten, wie durch Gott selbst in dem Erfolge, mit welchem er Pauli und Barnabä Wirken unter den Heiden gesegnet hatte, ihre Grundsätze bestätigt waren (Gal. 2, 8. 9), und gaben jene wichtige Entscheidung ab (Apostelgesch. 15, 23—29), durch welche die Freyheit, zunächst der nicht als Juden gebornen Gläubigen vom Gesetze ausgesprochen und damit die Scheidewand hinweggeräumt war (Eph. 2, 14. 15), welche bis dahin Juden und Nichtjuden getrennt hatte.

Von Jerusalem zurückgekehrt beschlossen Paulus und Barnabas, die von ihnen auf ihrer Rundreise gegründeten Gemeinden abermals zu besuchen, um zu sehen, wie sie sich hielten, und sie im Glauben zu befestigen, indem sie ihnen die auch für sie bestimmte apostolische Entscheidung mittheilten (Apostelgesch. 15, 23; 16, 4. 5). Da konnten sie sich über die Begleitung des Marcus nicht einigen, dessen Zuverlässigkeit Paulus, seines Verhaltens auf der früheren Reise, da er sich von ihnen getrennt hatte, eingedenk, in Zweifel zog, während Barnabas durch sein verwandtschaftliches Verhältniß zu ihm und die darin begründete Kenntniß seines Charakters zu einer nachsichtigeren Beurtheilung des Vergangenen und einer größeren Zuversicht hinsichtlich der Zukunft bestimmt werden mochte. Die Folge zeigte, daß er sich nicht getäuscht hatte; wir finden Marcus unter Pauli Mitarbeitern in der Römischen Gefangenschaft, den

Colossern zur brüderlichen Aufnahme empfohlen (Col. 4, 10), und da er, in Erwartung seines nahen Todes, an Timotheus schreibt, fordert er ihn auf, den Marcus mitzubringen, als ihm nützlich zum Dienste (2 Tim. 4, 11). Damals aber schiffte Barnabas mit Marcus nach Cypern, während Paulus mit Silas durch Syrien und Cilicien, und dann weiter durch verschiedene Gegenden von Kleinasien nach Macedonien und Griechenland zog (Apostelgesch. 15, 39. 40; 16—18).

Hier verläßt uns die Apostelgeschichte, und mit ihr alle sichere Kunde von des Barnabas weiteren Schicksalen. Unter dem Namen des Marcus haben wir eine kleine Schrift, nach welcher Barnabas bald nachher auf Cypern den Märtyrertod erlitten haben soll; sie kann weder der Zeit ihres muthmaßlichen Ursprungs noch ihrem Inhalte nach auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Dasselbe gilt von andern Erzählungen oder Andeutungen, nach welchen Rom und andere Gegenden des Abendlandes oder Alexandrien von ihm besucht seyn sollen. Es bleibt nichts übrig, als die Notizen zu beachten, die sich in andern Schriften des Neuen Testamentes über ihn finden.

Nur in vier Stellen kommt noch sein Name vor: Gal. 2, 9 und 13; 1 Corinth. 9, 6; Col. 4, 10; man möchte glauben als eines Mannes, der noch am Leben war, als Paulus diese Briefe schrieb (in den Jahren 56—62 nach Chr. G.). Unter diesen bezieht sich nur Gal. 2, 13 auf einen uns aus der Apostelgeschichte nicht bekannten Vorgang.

Nach Antiochien, lesen wir, kam zu einer Zeit, da Paulus und Barnabas dort anwesend waren (vermuthlich derjenigen, auf welche Apostelgesch. 18, 22. 23 geht), auch Petrus, und machte sich kein Bedenken, mit den Gläubigen, die als Heiden geboren waren und sich deshalb an die jüdischen Speisegesetze nicht banden, zu essen. Als aber Brüder aus der Gemeinde zu Jerusalem kamen, der Jacobus vorstand, die, wie die dortigen Christen sämmtlich, Eiferer für das Gesetz waren (Apostelgesch. 21, 20), zog Petrus sich, indem er die von der Beschneidung fürchtete, zurück, und mit ihm heuchelten (wie Paulus sich ausdrückt, weil dies Verhalten ihrer wahren Gesinnung und Einsicht nicht entsprach) auch die andern Juden und selbst Barnabas, weshalb Paulus dem Petrus unter Augen widerstand. Hatte denn Barnabas der Grundsätze vergessen, die er mit Paulus zu Jerusalem vertreten, Petrus der

Entscheidung, welche er selbst mit den andern Aposteln getroffen hatte? (Apostelgesch. 15.)

Directer Weise nicht. Was zu Jerusalem beschlossen war, war, daß die als Heiden gebornen Gläubigen nicht an Gesetz und Beschneidung gebunden seyn sollten; keinesweges war damit die bindende Kraft des Gesetzes auch für die gebornen Juden aufgehoben; vielmehr lehrt ja Paulus selbst, daß der Beschnittene das ganze Gesetz zu beobachten gehalten sey (Gal. 5, 3). Nun kann aber in der That ein Jude, der es mit der Gesetzesbeobachtung strenge nimmt, die Mahlzeit eines Nichtjuden, in dem Maaße, als dieser von den Vorschriften des Levitischen Gesetzes keine Kenntniß nimmt, nicht theilen, ohne sich mancherlei Uebertretungen auszusetzen, zumal nach den Satzungen der jüdischen Ueberlieferung. Bedurfte es doch einer besonderen Offenbarung, um Petrus zu bestimmen, nur das Haus des Hauptmanns Cornelius zu betreten (Apostelgesch. 10, 28), und konnte er die Vorwürfe der Brüder aus der Beschneidung, daß er zu den Männern, die Vorhaut haben, eingegangen sey und mit ihnen gegessen habe (Apostelgesch. 11, 3) nur durch die Erzählung beschwichtigen, wie auch jenem und seinem Hause der heilige Geist zu Theil geworden sey! Den gleichen Vorwürfen sich auszusetzen und dadurch sein Verhältniß zu den Judenchristen zu gefährden, unter welchen sein Apostelamt zu verwalten er besonders berufen war (Gal. 2, 9), trug Petrus Bedenken; übersah aber, woran Paulus ihn erinnerte, daß er auf diese Weise die Heidenchristen nöthigte, wenn sie auf die volle Gemeinschaft mit dem Apostel nicht Verzicht leisten wollten, nach jüdischer Weise zu leben (Gal. 2, 14). Daß auch Barnabas dies für einen Fall hielt, wo er den Juden ein Jude werden müsse, um sie nicht abzustoßen (1 Cor. 9, 20), werden wir begreiflich finden. Pauli Mahnung wird ihn auf den gemeinsamen Standpunkt zurückgeführt haben, den noch die Erwähnung 1 Cor. 9, 6 voraussetzt.

Es ist aber noch eine andere Schrift des Neuen Testamentes, in der wir zwar nicht den Namen des Barnabas, vielleicht aber Andeutungen über einen spätern Moment seiner Geschichte, ja einen lebendigen Ausdruck seines Geistes und Charakters, seiner Denk- und Lehrweise finden; es ist dies der Brief an die Hebräer.

Wer nämlich der Verfasser dieses Briefes sey, ist eine von der ältesten bis auf die neuesten Zeiten viel besprochene Frage. Wenn wir auf die früheste Zeit zurückgehn, wo sich noch glaubhafte Nach-

richten von dem Ursprunge neutestamentlicher Schriften erhalten haben konnten, so finden wir über den Verfasser des Briefes an die Hebräer eine zwiefache Ueberlieferung. Unter den Griechen, namentlich in Alexandrien, hielt man ihn für ein Werk des Apostel Paulus, und suchte dies selbst gegen die Zweifel, welche die merkbare Verschiedenheit des Styls und der Sprache hervorrief, durch die Vermuthung zu vertheidigen, daß der Brief eine Uebersetzung aus einem Hebräisch geschriebenen Original, oder, wie Origenes meinte, daß die Gedanken von Paulus, die Darstellung vielleicht von einem Andern sey. Im Abendlande legte man, wie aus einer Aeußerung des Tertullian erhellt, den Brief dem Barnabas bey. Letztere Angabe ist lange Zeit so gut wie vergessen und der Paulinische Ursprung allgemein angenommen worden. Luther jedoch erklärte sich gegen denselben, indem er namentlich die Art, wie der Verfasser 2, 3 sich zu denjenigen rechnet, auf welche die ursprünglich von dem Herrn gepredigte Heilsverkündigung durch die, welche ihn gehört haben, gekommen sey, mit Pauli Aeußerungen über sein Verhältniß zu Christo (Gal. 1, 12; 1 Cor. 9, 1) nicht in Uebereinstimmung fand. Der Brief, meinte er, möge wohl von einem Manne wie Apollos (Apostelgesch. 18, 24 flg.; 1 Cor. 1, 12; 3, 5 flg.) geschrieben seyn; eine Vermuthung, die in der That nach dem, was wir von Apollos lesen, als einem Alexandriner, beredt und mächtig in der Schrift, viel für sich hat; namentlich daß die Schreibart unsers Briefes ein Gepräge hat, welches den Schriften des Alexandrinischen Juden Philo verwandt ist; deshalb hat diese Vermuthung auch bei neuern Gelehrten großen Beifall gefunden. Doch ist es immer bedenklich, in Fragen historischer Art bloße Vermuthungen den Zeugnissen vorzuziehn. Diese lauten hier freilich auf Paulus oder Barnabas; wenn man jedoch das erste nicht annehmen zu können meint, warum denn nicht bei dem zweiten beharren? und zwar um so mehr, da in dem Briefe Manches zur Bestätigung desselben dient?

Dahin gehört die Uebereinstimmung mit Pauli Briefen nicht bloß in einzelnen Aeußerungen und Gedanken, sondern in der ganzen Weise, wie die Verfasser das Christenthum in Leben und Bewußtseyn aufgenommen haben; wobei doch wieder unterscheidende Eigenthümlichkeiten bemerkbar sind, wie es sich bei Männern erwarten läßt, die sich nicht als Lehrer und Schüler verhalten, sondern selbständigen Geistes von ähnlichem Standpunkte aus in

gemeinsamem Streben die Wahrheiten des Christenthums sich anzueignen und Andern zu verkündigen als Freunde verbunden waren. Auch scheint es der bei einem Leviten vorauszusetzenden Geistesrichtung zu entsprechen, wenn er, dem der Opfercultus des Alten Testamentes nicht bloß in seinen Einzelnheiten, sondern auch in seinen höhern Beziehungen besonders gegenwärtig und werth seyn mußte, in dem Gedanken des vollkommenen Opfers, welches unser Hoherpriester in sich selber darbrachte, eine Befriedigung für sich und seine Leser fand, gegen welche die Bedeutung des Levitischen Opfers und Priesterthums völlig in Schatten trat. Was für Apollos zu sprechen scheint, der gleichsam Alexandrinische Ton des Briefes, ist auch der Abfassung durch Barnabas nicht entgegen; denn Cypern und Aegypten standen in so nahem Zusammenhang, daß der gleiche Charakter des Hellenismus bei den Cyprischen und Alexandrinischen Juden nicht befremden kann. Dagegen paßt der Nachdruck, mit welchem der Verfasser zu den Hebräern redet (die wir, wenn nicht in Jerusalem, doch nur in Palästina suchen dürfen) und die Autorität, auf die er unverkennbar Anspruch macht, wohl zu einem Manne von so altem und bewährtem Ansehn, wie Barnabas, schwerlich zu einem Apollos.

So dürften wir denn wohl in dem Worte der Ermahnung, wie der Verfasser seinen Brief bezeichnet (Hebr. 13, 22), noch immer jenen Barnabas, jenen Sohn des Trostes und der Ermahnung (Apostelgesch. 4, 36), wie ihn die Apostel benannten, vernehmen, und uns darnach eine Vorstellung der Geisteskraft und hohen Begabung machen, mit welcher er in Jerusalem, Antiochien, Cypern, Kleinasien, und wohin ihn sonst sein apostolischer Beruf trieb, gewirkt hat. Auf keine Weise aber dürfen wir etwas zu verlieren glauben, wenn wir annehmen, daß der Brief an die Hebräer nicht von Paulus, sondern von Barnabas abgefaßt sey; vielmehr dürften wir der göttlichen Vorsehung zu danken haben, daß uns so mannigfaltige Urkunden des apostolischen Christenthums, neben den Schriften der Apostel Petrus, Johannes, Paulus und der Brüder des Herrn, Jacobus und Judas, auch die der apostolischen Gehülfen, Barnabas, Marcus und Lucas, erhalten sind.

Ueber die Umstände, unter welchen Barnabas den Brief an die Hebräer schrieb, enthält der Schluß desselben nur dunkle Andeutungen. Er giebt Nachricht von einer Befragung des Timotheus; er grüßt von den Brüdern aus Italien; wir haben keine

Kunde, wann oder wo Timotheus gefangen gewesen ist, und können aus den Worten nicht einmal sicher entscheiden, ob wir uns den Verfasser in Italien, oder an einem andern Orte, wo sich Brüder aus Italien aufhielten, zu denken haben.

Uebergehen dürfen wir aber nicht, daß wir unter dem Namen des Barnabas noch einen Brief besitzen, über dessen Ursprung die Gelehrten verschiedener Meinung sind. Es ist aber schwer zu glauben, daß eine Aeußerung desselben, nach welcher die Apostel über alle Maaßen Sünder sollen gewesen seyn, von demjenigen Barnabas herrühren sollte, der von Anfang an mit den Aposteln in der engsten Verbindung gestanden hat. Auch wird nicht in Abrede zu stellen seyn, daß jener Brief nach Inhalt, Geist und Darstellung weder mit dem Briefe an die Hebräer verglichen werden kann, noch der Idee entspricht, die wir uns von einem apostolischen Manne wie Barnabas machen. Wohl aber bietet er in der Art, wie er in Einrichtungen und Vorgängen des Alten Testamentes höhere Beziehungen auf Lehren und Thatsachen des Christenthums aufzufinden sucht, eine Aehnlichkeit mit dem Briefe an die Hebräer dar, die man für eine, freilich nicht sehr glückliche Nachahmung desselben halten, oder die Anlaß gegeben haben könnte, ihn demselben Verfasser zuzuschreiben. Twesten in Berlin.

---

54. Marcus.

25. April.

Der Verfasser des zweiten Evangeliums hieß eigentlich mit seinem israelitischen Namen Johannes. Denn der Marcus, welcher uns nach dem Zeugniß der alten Kirche dieses Evangelium hinterlassen hat, ist derselbe, welcher in der Apostelgeschichte zuerst Johannes Marcus genannt wird (Kap. 12, 12. 25), sodann Johannes (Kap. 13, 5. 13), endlich aber bloß Marcus (Kap. 15, 39). Man sieht deutlich, der Evangelist Lucas redet in allen diesen Fällen von demselben Mitglied der apostolischen Gemeine, von demselben Apostelgehülfen, welcher den Christen seiner Zeit allgemein gar wohl bekannt war. Marcus war der Sohn einer angesehenen Christin zu Jerusalem, in deren Hause die Gläubigen nach der Sitte jener Zeit in besonderen Hausgemeinen sich versammelten. Sie muß sich mit Hingebung der Sache Christi geweiht haben, denn

damals gerade, als der ältere Jacobus durch das Schwerdt hingerichtet worden war, und Petrus nur durch ein Wunder aus dem Gefängniß entkam, aus welchem ihn Herodes Agrippa zum Tode wollte abführen lassen, waren viele der Gläubigen in ihrem Hause versammelt zum Gebet, und hier war es, wo Petrus zuerst wieder eine Zuflucht fand. Der Sohn einer solchen Christin, welche sich den andern heldenmüthigen Marien der evangelischen Geschichte so entschieden anschloß, konnte mit der Kraft des Christenthums früh vertraut werden. Der Apostel Petrus soll ihn bekehrt haben. Schon früh widmete er sich als Apostelgehülfe der Ausbreitung des Christenthums, indem er sich dem Apostel Paulus und dem Gefährten desselben, Barnabas, der sein Verwandter war, auf ihrer Rückreise von Jerusalem nach Antiochien anschloß und sodann an ihrer ersten Missionsreise über Syrien und die Insel Cypern nach Kleinasien hinaus Theil nahm (Apostelgesch. 12, 25). Er kam mit ihnen bis Perge in Pamphylien. Hier aber nahm er Abschied von ihnen, und kehrte nach Jerusalem zurück; wie es scheint ohne genügenden Grund. Denn als eine Zeit lang nachher die beiden apostolischen Männer zum zweiten Male auszogen, wünschte Barnabas, der milde Levit aus Cypern, der unter den Ersten gewesen war, welche ihre Habe der apostolischen Gemeine geschenkt hatten, und der Erste, welcher dem neubekehrten Paulus in Jerusalem Vertrauen geschenkt, und ihn bei den Aposteln eingeführt, wiederum seinen Vetter als Begleiter mitzunehmen. Paulus aber hielt es für unzulässig, den jungen Missionsfreund, der auf der ersten Reise seine Festigkeit nicht erprobt hatte, jetzt wieder in die frühere Stellung eintreten zu lassen. Jeder mochte für seine Ueberzeugung besondre Gründe haben, die der Andere nicht ganz sich aneignen konnte; genug: sie kamen in scharfer Spannung dazu, sich zu trennen, um die Reise in verschiedener Richtung anzutreten. Während nun Paulus geradezu von Syrien nach Cilicien reiste, schiffte Barnabas mit dem Marcus nach Cypern. Bei dieser Gelegenheit nennt ihn Lucas zuerst ausschließlich mit dem Namen Marcus[1]). Es ist ein

[1]) Wahrscheinlich fing Marcus hier zuerst an, seinen römischen Namen statt des jüdischen Namens Johannes ausschließlich zu führen, eben so wie auch Paulus auf der Insel Cypern, ohne Zweifel in der Wechselwirkung mit römischen Sitten, Gebräuchen und Namen den jüdischen Namen Saulus abgelegt hatte, um den Namen Paulus zu führen. So wie aber der Saulus noch einen besonderen Grund fand, sich mit dem bescheidenen Namen Paulus (welcher den

Zeugniß für den Geist des Friedens, der in den apostolischen Männern lebte, wenn sie auch in ihren Unternehmungen nicht immer die gleichen Wege gehen konnten, daß wir später den Marcus wieder unter den Genossen des Apostels Paulus während seiner ersten Gefangenschaft in Rom antreffen (Coloss. 4, 10. Philem. 24). Dieß war ungefähr um das Jahr 62. Etwas später dagegen finden wir ihn in der Gesellschaft des Petrus zu Babylon (1 Petri 5, 13), von wo aus Petrus den Christen, an welche er schreibt, Grüße von seinem „Sohn Marcus" mit bestellt. Da nun Paulus zur Zeit seiner zweiten Gefangenschaft dem Titus den Auftrag giebt, er möge den Marcus mit nach Rom bringen (2 Timoth. 4, 11), so hat sich Marcus wohl um die Zeit vom Jahre 64 oder 65 ungefähr in Babylon aufgehalten. Wenn wir ihn aber so abwechselnd im Dienste des Paulus und des Petrus finden, so ist er uns damit ein lebendiger Bürge für die vollkommene Uebereinstimmung zwischen den beiden großen Aposteln der Juden und der Heiden; eben so wie Silvanus, der ein Freund des Paulus war, auch bei Petrus Gehülfendienste besorgte.

Nach dem Zeugniß der Kirchenväter war Marcus ein Hermeneut (Dolmetscher) des Petrus bei seinem apostolischen Werke. Einzelne derselben berichten uns insbesondere, wie er mit dem Petrus in Rom gewesen, von da nach Aegypten abgeordnet worden, und dort christliche Gemeinen gegründet habe, namentlich in Alexandrien. Mit großem Erfolg wirkte er hier, und gewann namentlich viele der griechisch-jüdischen Aszeten für die christliche Kirche. Gegen das Ende der Regierung des Nero soll er ein Opfer der Volkswuth geworden und als Martyrer gestorben sein, nachdem er durch ein himmlisches Gesicht gestärkt worden. Seine Reliquien haben die Venezianer von Alexandrien herüber geholt, und ihn als ihren gefeierten Schutzpatron durch eine prachtvolle Kirche verherrlicht.

Die kirchliche Sage hat sich mit seinem Namen viel beschäftigt. Man unterschied den Evangelisten Marcus von dem Johannes Marcus, und von beiden den Verwandten des Barnabas. Den Evangelisten insbesondere aber verherrlichte man auch dadurch, daß

Kleinen oder Geringen bezeichnet) zu schmücken im Gegensatz gegen den Bar Jesu, welcher sich Elymas oder Zauberer (den Zaubermächtigen) nannte; so mochte auch Marcus es gerathen finden, in aller Demuth jetzt den Johannesnamen bei Seite zu legen, da es sich um neue Bewährung nach schwerer Demüthigung handelte.

man ihn zu den 70 Jüngern des Herrn rechnete, wogegen freilich schon das Zeugniß eines sehr alten Kirchenvaters, des Papias sprechen mußte. Eine Dichtung, welche allerdings zu der raschen feurigen Art seines Charakters paßt, ist die Sage, er sei mit unter den Jüngern gewesen, welche sich über die Worte Christi, daß man sein Fleisch essen und sein Blut trinken müsse, geärgert (Joh. 6, 66); ihn aber habe das Wort des Petrus wieder gewonnen. Mit mehr Grund hat man jenen Zug, den er selbst erzählt (Kap. 15, 41) von einem Jüngling, der in der Nacht der Gefangennehmung Jesu im leichtesten nächtlichen Ueberwurf dem gefangenen Herrn nachfolgte, dann aber entfloh, als ihn die Häscher ergreifen wollten, und dabei das Leintuch, das ihn bedeckt hatte, in den Händen derselben zurückließ, auf ihn bezogen. Denn darin spiegelt sich allerdings seine natürliche feurig rasche, aber auch wandelbare Gemüthsart, deren Sündliches noch nicht ganz überwunden war, als er so rasch bereit war, dem großen Heidenapostel in sein gefahrvolles Missionsfeld zu folgen, und ihn dann mitten im Zuge wieder verlassen konnte. Die Weihung dieser Gemüthsart durch den Geist Christi tritt aber darin erbaulich und erhebend hervor, daß dieser Johannes Marcus später wie ein junger Löwe sich auf dem Kampfplatz der Kirche finden läßt, indem er die gefährlichsten Punkte auswählt, bald in der alten heidnischen Weltstadt Babylon, bald in der neuern, in Rom auftritt, und dabei den gewaltigsten Streitern unter den Aposteln zur Seite steht, bald dem Paulus und bald dem Petrus. Dieses schöne Lebensbild eines vorzugsweise feurigen, herzensfrischen und tapfern Christen, der seinen Herrn am liebsten als den großen Welteroberer anbetet und verkündigt, hat sich denn auch seinem Evangelium aufgeprägt.

Nach der Ueberlieferung der Kirchenväter hat Marcus dieses Evangelium um die Zeit des Martyrtodes Petri zu Rom, also ungefähr um das Jahr 68 in Rom abgefaßt. Nach Clemens von Alexandrien und Eusebius hätte er das Evangelium noch bei Lebzeiten des Petrus abgefaßt; dem Irenäus zufolge aber erst nach dem Tode des Petrus. Wahrscheinlich bezieht sich die letztere Nachricht auf die spätere Bearbeitung eines früheren Entwurfs. Da Marcus mit seinem ursprünglicheren Namen Johannes hieß, so könnte man die Bemerkung machen, daß wir zwei Johannes-Evangelien besitzen. Allein wie so ganz passend ist dieses zweite Evangelium mit dem römischen Namen unseres Evangelisten geschmückt

worden! Die alte Kirche hat dasselbe ganz treffend mit dem Zeichen des Löwen nach jenem geheimnißvollen Thierbilde bei dem Propheten Ezechiel (Kap. 1, 10) bezeichnet. Denn dieses für die thatkräftigen Römer zunächst abgefaßte Evangelium des thatfrohen Evangelisten ist eben vorzugsweise das Evangelium von dem Löwen aus Juda, von der welterlösenden That Christi. Und in diesem Geiste stützt es sich auch auf die Erinnerungen und Predigten des thatmächtigsten unter den zwölf Aposteln, des Petrus. Daher treten in dem Evangelium des Marcus denn auch die Mittheilungen aus der Lehrthätigkeit Christi, besonders der größeren Lehrreden verhältnißmäßig sehr zurück. Christus steht in seiner Anschauung vor Allem da als die urfrische, welterschütternde und weltüberwindende Gotteskraft der erlösenden Liebe, und dieser Anschauung entspricht seine gemüthliche, volksthümliche und malerische Darstellung. Marcus ist also der Evangelist des herrlichen Heldenthums Christi, und mithin auch der Verklärung alles frommen Heroenthums in der Welt. Von ihm lernen wir es besonders, wie Christus sich als der ewige Sieger erweisen will in unserem Herzen und Leben, und wie wir in seiner unendlichen Kraft glaubensmuthig überwinden sollen die Welt.[1])

J. P. Lange in Zürich, jetzt in Bonn.

---

55. Lukas.

18. October.

Der Erste unter den Evangelisten war ein gläubiger Israelit, der zweite ein gläubiger Israelit mit römischer Namensbezeichnung, welche vielleicht auf besondere Beziehungen zur römischen Welt schließen läßt, der dritte aber, Lukas, war wirklich, wie wir aus der Bezeichnung desselben im Briefe Pauli an die Kolosser (Kap. 4, 11—14) schließen müssen, ein Gläubiger aus den Heiden. Auch die heidnische Welt also sollte unter den Verkündigern der geschichtlichen Wallfahrt und Vollendung Jesu, und seines Heils mit vertreten sein.

Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, Lukas der Arzt, von welchem der Apostel Paulus im Kolosser-Briefe Grüße bestellt,

---

[1]) Eine weitere Ausführung über Marcus in meinem Bibelwerk: Marcus.

sei ein andrer, als unser Evangelist[1]). Unter den Zügen, welche in dem dritten Evangelium dafür sprechen, daß der Verfasser einen ärztlichen Blick hatte, ist wohl der lieblichste dieser, daß allein er bei dem Bericht über die Verwundung des Malchus durch das Schwerdt des Petrus die Bemerkung beibringt, Jesus habe dem Verwundeten das abgehauene Ohr wieder geheilt. Man hat aber auch in anderen Anzeichen das Auge und Gedächtniß, die Anschauungsweise des Arztes in dem dritten Evangelium zu finden geglaubt. Zudem hat ihn eine sehr späte kirchliche Ueberlieferung zum Maler gemacht. Diese Sage ist ganz ohne Grund. Vielleicht aber ging dieselbe aus der Voraussetzung hervor, Lukas müsse als der einzige Heide und Grieche unter den Evangelisten außer der Wissenschaft, die er im Kreise der Evangelisten mit vertrat, auch die Kunst der alten heidnischen Weltbildung mit vertreten haben. Man legte ihm dann um so lieber die Malerkunst bei, weil man so einen Namen hatte, auf den man das angeblich ächte Bild von der Mutter des Herrn zurückführen konnte. Im höheren Sinne waren allerdings alle vier Evangelisten große Maler, indem jeder den Herrn in schöner Eigenthümlichkeit, in einer besondern Beleuchtung seiner unendlich reichen, die Gottheit und die Menschheit und alle Welt umfassenden Persönlichkeit darstellte. Und da hatte denn Lukas insbesondre den Beruf, die göttliche Menschlichkeit Jesu, sein himmlisch ärztliches Mitleid, seine Holdseligkeit in seinem Erbarmerwalten unter den Kranken, Elenden und Verlornen in ergreifenden Zügen zu malen.

Woher war aber dieser gläubige Hellene? Und wie kam er in die Gemeinschaft des Apostels? Mehrere Kirchenväter geben als seinen Geburtsort Antiochien in Syrien an. Demzufolge wäre also die berühmte Stadt, in welcher die große, ehrwürdige Muttergemeine aller heidenchristlichen Gemeinen erblühte, seine Vaterstadt gewesen. Man hat ihn auch schon im hohen Alterthum der Kirche für Einen der siebenzig Jünger Jesu gehalten. Mit dieser Nachricht kann es jedenfalls nicht streiten, wenn er im Eingange seines Evangeliums erklärt, er habe den evangelischen Thatsachen nachgeforscht, wie sie von denen überliefert worden seien, welche Augenzeugen und Diener des Wortes von Anfang an gewesen. Denn zu diesen gehörten ja

[1]) Auf der andern Seite darf aber auch dieser Lukas, dessen Name aus Lukanus abgekürzt ist, nicht mit dem Lucius von Cyrene (Apostelgesch. 13, 1), wie dies wohl geschehen ist, verwechselt werden.

die siebenzig Jünger sicher nicht. Ja, auch die Annahme einiger alten Christen, Lukas sei gerade derjenige gewesen, welcher mit dem Kleophas am Auferstehungstage nach Emmaus gegangen, hat nichts Unwahrscheinliches in sich, wenn gleich dieselbe nur eine sinnvolle Vermuthung ist. Nimmt man einmal nach der Ueberlieferung an, Lukas sei Einer von den siebenzig Jüngern gewesen, so wird man die Thatsache merkwürdig finden, daß gerade er allein von dem Gange der beiden Jünger nach Emmaus berichtet, und daß diese Erzählung so überaus lebendig ist, so anschaulich und ergreifend, wie wenn der Erzähler die eigensten Erfahrungen seines innersten Lebens schilderte.

Während der Evangelist Markus sich bald im Geleit des Paulus bald des Petrus befindet, vorzugsweise aber doch von den Kirchenvätern als der Nachfolger und Gehülfe des Petrus dargestellt worden ist, sehen wir den Lukas als einen Evangelisten auftreten, welcher sich ausschließlich und mit treuer Hingebung dem Apostel Paulus auf seinem großen Heldengange anschließt. Wann und wie der Evangelist in die evangelisirende Genossenschaft des Apostels Paulus eintrat, wissen wir nicht genau; obschon er uns in seiner zweiten Schrift, der Apostelgeschichte, die Andeutungen gegeben, aus denen wir entnehmen können, welche Reisen er mit dem Apostel unternommen. „Wir fuhren aus von Troas": mit diesen anspruchslosen Worten tritt er in die apostolische Geschichte ein als Begleiter des Apostels Paulus in dem großen Momente, wo dieser in Folge eines wunderbaren, sehr bedeutungsreichen Nachtgesichts die Küste von Kleinasien verläßt, um unserm Welttheil Europa die Botschaft des Heils zu bringen. Mit dieser Seefahrt des Apostels beginnt der zweite Abschnitt seiner zweiten Missionsreise, welche er um das Jahr 51 unternahm. Zu Philippi in Mazedonien wurde Paulus mit seinem apostolischen Gehülfen Silas, welcher als ein Mann von prophetischer Würde aus der Gemeine zu Jerusalem eine hervorragende Stellung neben ihm einnahm, wegen der Heilung einer Wahrsagerin in's Gefängniß geworfen. Nach der Befreiung und Abreise dieser beiden Männer scheint Lukas in Philippi zurückgeblieben zu sein. Man darf es wohl zu der großen geistlichen Kriegskunst des Apostels rechnen, daß er nicht alle seine Genossen gleichmäßig in's Feuer führte. Wahrscheinlich wurde Lukas dießmal aufgespart, um die von ihm in Philippi bestellte Glaubenssaat nach seiner Abreise zu pflegen. Als aber Paulus später auf seiner

dritten Missionsreise Philippi wieder besuchte, gesellte der Evangelist sich wieder zu ihm, und blieb in seinem Geleit bei seiner Rückkehr über Troas nach Jerusalem (Apostelgesch. 20, 6). Hier wurde er in die Gesellschaft der Apostel mit eingeführt (Kap. 21, 18). Allein in Jerusalem wurde er abermals von seinem geliebten Lehrer getrennt. Der Anschlag, welchen die jüdischen Zeloten auf das Leben des Paulus machten, brachte diesen in römische Gefangenschaft, und hatte zur Folge, daß er von Jerusalem nach Cäsarea abgeführt wurde. In Cäsarea vereinigte sich Lukas auf's Neue mit dem Apostel. Mit Hingebung trat er in die Genossenschaft seiner Leiden und aller Gefahren, die ihm noch bevorstanden, ein. Der Beschluß, welcher über seinen Lehrer verhängte, daß er nach Rom gesandt und vor das kaiserliche Gericht gestellt werden sollte, war auch ein Beschluß über ihn und für ihn. „Es war beschlossen, daß wir abfahren sollten nach Italien", sagt er mit der Sprache treuer Ergebenheit für den Apostel (Kap. 27, 1). So machte er im Herbste des Jahres 60 jene sturmreiche Seefahrt mit, auf welcher der Apostel Paulus durch die Macht des Geistes immer mehr aus einem den Schiffsleuten verdächtigen Gefangenen im geistigen Sinne zum Lootsen und Steuermann, ja man könnte sagen, zum eigentlichen thatsächlichen Kapitain und selbst zum Schutzgeist des Schiffes und seiner Mannschaft emporgerückt wurde. Lukas bewährte sich in Rom als Einer seiner beharrlichsten Reisegefährten. Von hier aus bestellte Paulus Grüße von ihm mit an die Gemeine zu Kolossä, als er an diese seine Epistel schrieb. Eben so finden wir ihn unter den Grüßenden des Briefes an den Philemon. In der zweiten Gefangenschaft, welche der Apostel Paulus ohne Zweifel in Rom unter Nero bestanden hat, war Lukas wiederum sein treuer Leidensgenosse. Ja, damals, als Paulus den zweiten Brief an den Timotheus schrieb, war er allein bei ihm geblieben, während namentlich Demas, wahrscheinlich entmuthigt durch die Verlassenheit und Todesgefahr, worin der Apostel unter dem Schreckensregiment des Nero mit den Seinen schwebte, ihn verlassen hatte, (2 Timoth. 4, 10). Er hielt also aus bei ihm bis in den Tod. Freilich verdankte er ihm auch die reichste Förderung in seinem christlichen Glaubensleben. Was er der Kirche geworden ist als Evangelist, und namentlich auch in seinen Schriften, dem dritten Evangelium und den Geschichten der Apostel, das ist er ihr freilich vor allen Dingen geworden durch die Gnade Gottes in Christo und durch

die Gabe des heiligen Geistes, allein, was das menschliche Mittel betrifft, ganz besonders durch den Umgang mit seinem Lehrer Paulus und durch seine Theilnahme an der großen eigenthümlichen Glaubensanschauung desselben. Seine Schriften sind ganz in dem Geiste und in der Anschauungsweise des Paulus abgefaßt. Wahrscheinlich entstand namentlich seine Darstellung der evangelischen Geschichte unter den Augen desselben, wie in ähnlicher Weise der Evangelist Markus seine Evangelienschrift unter den Augen des Petrus angelegt. Und hat der Apostel auch nicht gerade das Evangelium des Lukas selber gemeint, wenn er sich auf sein Evangelium berief (Röm. 2, 16; 2 Timoth. 2, 7), so meinte er doch sicher eine Gestaltung der evangelischen Botschaft, wie sie schließlich ihren geschichtlichen Abdruck in dem Evangelium nach Lukas gefunden hat. Lukas ist der paulinische Evangelist der Kirche. Als solcher hat er sich als dienender Geleitsmann des Apostels in seinen Schriften und ohne Zweifel auch in seiner ganzen kirchlichen Wirksamkeit nach dem Tode des Apostels bewährt.

Wahrscheinlich entstand das Evangelium des Lukas schon frühe, und zwar zur Zeit der ersten Gefangenschaft des Apostels in Rom (61—63). Denn jedenfalls geht ja das Evangelium der Apostelgeschichte voran. Und auch diese scheint eben gegen das Ende der besagten Gefangenschaft geschrieben zu sein (63 oder 64). Denn sie bricht ab mit der Nachricht, daß Paulus zwei Jahre in Rom gelebt habe. Lukas schrieb die beiden Werke, welche einen wesentlichen Bestandtheil des Neuen Testaments ausmachen, zunächst mit der Bestimmung, einen mit dem Evangelium befreundeten, wahrscheinlich angesehenen Mann, Namens Theophilus, von welchem man keine näheren Nachrichten hat, in der christlichen Erkenntniß, die ihm durch mündlichen Unterricht zu Theil geworden war, weiter zu führen. So innig war in der urkirchlichen Zeit die Predigt für die ganze Welt mit der Seelsorge für die Einzelnen verknüpft. Lukas schrieb seine Werke für Millionen von Gottgeliebten, indem er sie für den einen Gottgeliebten (Theophilus) verfaßte.

Die alte Kirche hat das Evangelium des Lukas mit dem Sinnbild des Opferfarren, des Ochsen aus den Thiergebilden bei Ezechiel (Kap. 1) geschmückt, weil er gleich am Eingang von dem Priesterdienst in Tempel handelt. Man könnte ihm jedoch noch füglicher das Zeichen des Menschenbildes beilegen. Denn Lukas hat ganz vorzugsweise das menschliche Evangelium im heiligen

Sinne, das Evangelium der von der Gottheit erfüllten, heiligen und schönen, liebreichen und erbarmungsreichen Menschlichkeit Christi geschrieben. Dazu war er nach seiner Führung besonders berufen. Zuerst als gebildeter Grieche. Als solcher gründete er seine Arbeit auf sorgfältig angelegte Forschungen, und stellte die evangelischen Thatsachen in einer geordneten Reihenfolge dar, welche freilich nicht auf der strengen Zeitfolge, sondern auf einer tiefdurchdachten sinnreichen Sachordnung beruht. Der Grundgedanke derselben ist: das Heilsleben, insbesondere die Heilswirkungen, die Heilsordnung und die Heilsvollendung des menschlichen Gottessohnes, des Huldreichen, in dem die Gnade Schönheit und die Schönheit Gnade geworden ist, wie dieß in dem entsprechenden griechischen Ausdruck liegt, der Beides in Einem bezeichnet: Schönheit und Gnade. Als griechischer Forscher wußte der Evangelist unter der Leitung des heiligen Geistes auch die apostolischen Geschichten in einer Anordnung darzustellen, welche sowohl die Ausbreitung des vollendeten Heils unter den Juden als unter den Heiden in den sprechendsten Grundzügen, die einander mehrfach als Parallelen entsprechen, erscheinen ließ. Doch auch in dem Inhalt seiner Schriften spiegelt sich seine Eigenthümlichkeit und Bildung. Als christlicher Grieche mußte er einen besonderen Sinn haben für die Züge der reinen Menschlichkeit und der geistigen Schönheit im Leben Jesu. Ebenso aber für die Züge des menschlichen Mitleids und des innigen Erbarmens Jesu, worin sich seine göttliche Gnade kund gab. Namentlich also auch für die Gleichnisse und für die Thatsachen, in denen der Herr die Gnade Gottes in ihrer Freiheit und den Glauben in seiner Seligkeit dargestellt hatte im Gegensatz gegen jüdische Werkheiligkeit und pharisäische Satzungsgerechtigkeit. Diesen durch das Christenthum erneuerten Sinn, wie er in ihm eine kräftig ausgeprägte, individuelle Gestalt angenommen, hatte sein ärztlicher Beruf noch mehr gefördert. Der heilige Geist aber machte diese Eigenthümlichkeit und Vorbildung des Lukas zu seinem Werkzeug. Die Gnadengabe, welche ihm also zu Theil wurde, mußte sich dann in der Schule des Paulus auf's herrlichste ausprägen. Und so ward denn Lukas zum Evangelisten von dem Heilande, von dem gnadenreichen Erbarmer, dem Schönsten unter den Menschenkindern, und von seiner seelengewinnenden Huld im besondersten Sinne. Im Zuge dieser Geistesart legte er schon seine Sammlung an. So gewann er eine reiche Ausbeute von evangelischen Sprüchen, Gleich-

nissen und Geschichten, in denen uns die Lehre von der freien Gnade Gottes, von dem Erbarmen Gottes über die Verlornen, von der Erwählung der Demuth im Gegensatze gegen pharisäische Werkgerechtigkeit, und eben so die thatsächlichen Wunder des Erbarmens Jesu mit ergreifender Macht gegenüber treten. Schon gleich im Eingange des Evangeliums zeigt er uns, wie die Erscheinung des Heils den öden Tempel wieder belebt, uns die alten, hagern, dem Tode entgegenwelkenden Gestalten wieder jung macht und in geistiger Schönheit verklärt. Man lese sodann die Geschichte von der großen Sünderin (Kap. 7), und die herrlichen Gleichnisse von der das Verlorne suchenden Gnade im 15. Kapitel, um zu sehen, wie er im Lichte der Paulinischen Anschauung das Leben Jesu angesehen und seinen Reichthum in sich aufgenommen hat. Daher hebt er auch die Worte und Thatsachen hervor, in denen die Heiden als Mitberufne zum Himmelreich neben den Juden erscheinen. Und dennoch beweist er auch die zarteste Rücksicht für das jüdische Nationalgefühl. In diesem Sinne zeigt uns ja eben Lukas, der heidenchristliche Evangelist, wie der neugeborne Heiland von frommen Israeliten begrüßt wurde, während Matthäus, der judenchristliche Evangelist seine Verherrlichung durch Gläubige aus der Heidenwelt berichtet. Doch war die Verkündigung der allgemeinen, an das Gesetz nicht gebundenen Gnade sein Hauptgesichtspunkt. Auch in der Apostelgeschichte begegnen uns die Zeugnisse von der Freiheit des Evangeliums, das in keiner Weise an die jüdischen Satzungen gebunden sein soll, von Anfang bis zu Ende. Diese besondere Bedeutung der Apostelgeschichte hat auch Luther schon hervorgehoben und gepriesen.

Das Evangelium des Lukas zeigt uns, wie der Christ durch die Erneuerung seines Wesens aus dem Heilsborn der Gnade in der geistigen Verschönerung desselben schon diesseits zu einer vorläufigen Auferstehung gelangt.

Von dem späteren Leben und Wirken unsres Evangelisten haben wir nur unbestimmte Nachrichten. Ohne Grund hat ein alter Biograph angenommen, er sei bald nach der Befreiung des Paulus aus der ersten Gefangenschaft in Rom hingerichtet worden. Er schloß dieß aus dem Umstande, daß der Evangelist mit dieser Zeit die Apostelgeschichte abgebrochen hat. Nach Epiphanius hätte er noch in Dalmatien, Galatien, Italien und Mazedonien das Evangelium gepredigt. Da ihn auch die römische Martyrgeschichte nicht in Rom als Märtyrer sterben läßt, sondern in Kleinasien,

nämlich in Bithynien, so darf man wohl annehmen, er sei in seinem späteren Evangelistenlauf nach jenen Gegenden Kleinasiens zurückgekehrt, von denen er ausgegangen. Nach einem andern Bericht starb er zu Ephesus. Eine sinnige Hindeutung auf die Eigenthümlichkeit seines Evangeliums scheint in der späteren kirchlichen Sage zu liegen, er sei an einem Oelbaum aufgehängt worden. Denn an den Oelbaum des wahren Lebens, an den Oelzweig des Friedens, und an das Oel der Heilung und des Heils erinnert sein Evangelium überall. Wir lesen aber gerne die mehr beglaubigte Nachricht, welche Hieronymus berichtet, daß er das hohe Alter von 84 Jahren erreicht habe. Denn so wäre der milde, der Geistesart des Johannes verwandte Evangelist diesem Apostel auch darin ähnlich geworden, daß er noch lange als ein patriarchalischer Greis des Neuen Bundes die apostolischen Gemeinen erbaut hätte. Jedenfalls gehörte er zu den auserwählten Erstlingen aus der griechischen Welt, welche mit ihrem Beispiel bewiesen haben, daß die Bildung, die Wissenschaft und der weltliche Beruf, besonders auch der des Arztes dem Herrn und seinem Evangelium dienstbar werden und von dem Licht desselben ihre höhere Weihe empfangen sollen. Lukas kann uns insbesondere auch zeigen, wie die natürliche Heilkunst, welche am frühesten von den alten Griechen ausgebildet worden ist, eine weissagende Hinweisung geworden ist auf Christum hin, und wie der verborgene Zusammenhang zwischen der Heilkunde und der schönen Kunst, und eben so zwischen der gründlichen Heilung des Lebens und der schönen Erscheinung, im Christenthum wieder offenbar wird; besonders auch der Zusammenhang zwischen der Heilung der Herzen und Seelen und der Heilung der Leiber. Er ist ein früher Vorläufer der Männer, welche auch in der neueren Zeit wieder den Einklang zwischen der heiligen Gnade und der schönen Menschlichkeit hervorgehoben haben, wie ein Herder, ein Hamann, ein Asmus Claudius und Lavater; und auch derer, welche den Einklang zwischen dem Fleiß treuer Wissenschaft und dem erleuchtenden Geiste Gottes durch ihr Leben gelehrt haben und noch lehren. Am Meisten aber ist er uns ein Vorbild solcher Evangelisten, wie sie unsre Zeit bedarf auf dem Gebiete des freien Erbarmens, der Verklärung des Herrn für die Zöllner und Sünder, und der Rettung des Verlornen, das zu versinken droht in den Schiffbrüchen, die einer großen aber schweren Zeit besonders eigen sind.

J. P. Lange in Zürich, jetzt in Bonn.

56. Timotheus.

24. Januar.

Niemand hat der Apostel Paulus mit mehr inniger und väterlicher Liebe umfaßt, wie seinen Gehülfen in der Heidenbekehrung, Timotheus aus Lykaonien (der Stadt Derbe oder Lystra), eine der lieblichsten und erquickendsten Erscheinungen in der apostolischen Zeit.

Die Pflege seines kindlichen Alters fiel einer frommen jüdischen Mutter, Eunike genannt, anheim, der Gattin eines heidnischen Mannes und Tochter einer ebenfalls durch Gottesfurcht ausgezeichneten Frau, Namens Lois, 2 Tim. 1, 5. Schon durch den Namen des Kindes (zu deutsch Ehregott) hatten sie vielleicht, wie ihre Wünsche, daß er von Herzen Gott ehren möge, so ihre eigene Sehnsucht ausgesprochen. Im Glauben ihres Volkes zogen sie ihn auf und erfüllten ihn mit dem Inhalt der heiligen Schriften. Noch aber stand er im ersten jugendlichen Alter, als der Apostel Paulus von Barnabas begleitet in jenen Gegenden, das Wort vom Heil durch Christus zu verkünden, erschien und durch seine begeisterten und ergreifenden Reden vieler Herzen für das Evangelium gewann. Auch Eunike ward dem Christenthum zugeführt und mit ihrer Mutter und ihrem Sohne getauft, Ap. Gesch. 14, 6. „Du aber bleibe", so schrieb ihm später der Apostel, 2 Tim. 3, 14 ff. „in dem, das du gelernet hast und dir vertraut ist; sintemal du weißest, von wem du gelernt hast. Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißest, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit, durch den Glauben an Christus Jesus." Als Paulus (um das Jahr 52 der christlichen Zeitrechnung) zum zweitenmal in seiner apostolischen Wirksamkeit in jene Gegenden kam, fand er in Timotheus bereits einen Christen, der die Aufmerksamkeit seiner Glaubensgenossen von Lystra und Ikonium erregt hatte, und ward von inniger Theilnahme für ihn ergriffen, Ap. Gesch. 16, 3. Die Thränen, die er damals vergossen, 2 Tim. 1, 4. und die Weissagungen, welche etwas Großes von ihm erwarten ließen, 1 Tim. 1, 18. blieben in des Paulus Erinnerung lebendig und erhielten die gegenseitige, innige und reine Liebe und Hingebung für immer. Der Apostel faßte den Entschluß, den hoffnungsvollen Jüngling aus trefflicher Familie dem engen Kreise der einzelnen Gemeinde zu entziehen, ihn auf seiner weitern Missionsreise als Begleiter bei sich zu behalten und so für das Werk der Verbreitung des Evangeliums unter den

Heiden zugleich zu benutzen und anzuleiten. Jetzt war es, als er ihn in Gegenwart und unter Mitwirkung der gewählten Kirchenvorsteher durch Händeauflegen zur Uebernahme des Berufes eines Evangelisten feierlich weihen ließ, 2 Tim 1, 6. 1 Tim. 4, 14. Aus Schonung aber gegen die dortigen Juden, die seinen heidnischen Vater gekannt hatten, ließ er ihn, den Sohn einer Jüdin, gegen seine sonstige Gewohnheit beschneiden, um so auch den Juden jedes etwaige Aergerniß zu ersparen. So verließ Timotheus den südöstlichen Theil von Kleinasien, dem er durch seine Geburt angehörte, mit dem Apostel, nahm mit jugendlicher Bereitwilligkeit an allen seinen Leiden und Freuden Theil und gelangte bis Korinth, wo er mit ihm an der Gründung der Gemeinde arbeitete. Auf dem Wege dahin hatten sie auch Thessalonich besucht, dessen damals von Paulus in das Leben gerufene Gemeinde viel Schönes und Erfreuliches an Werken des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung vollbrachte, bald aber auch von Zweifeln und Bedenken ergriffen wurde, welche die Sorge des Apostels Paulus für sie wach erhielt. Timotheus war es, mit dem er sie freudig theilte. Er ward der Ueberbringer des ersten Briefes an die Gemeinde, des ältesten, den wir überhaupt von ihm haben, in welcher er ihr bezeugt, daß das Evangelium bei ihnen gewesen sei, 1 Thess. 1, 5. nicht allein im Wort, sondern beides, in der Kraft und in dem heiligen Geiste und in großer Gewißheit, und sie als seine und des Herrn Nachfolger begrüßt, welche das Wort unter vielen Trübsalen mit Freuden im heiligen Geist aufgenommen haben und dadurch ein Vorbild der Gläubigen in Macedonien und Achaja geworden seien. Und als nach Timotheus Rückkehr ein zweiter Brief nothwendig wurde, nennt Paulus nach seiner schönen Sitte auch ihn als Mitverfasser und läßt ihn auch auf diese Weise an seiner apostolischen Thätigkeit Antheil nehmen. Mehr als einmal bezeichnet er in diesen Briefen den jüngeren Mann als Diener Gottes, seinen Bruder und Gehülfen am Evangelium Christi und läßt ihn in nicht minderer Bedeutung, als sich selbst, erscheinen.

Und so blieben beide auch ferner vereinigt, traten gemeinsam die Rückreise nach Jerusalem an, und weilten mit einander in Asien, von wo Paulus, der die geliebte korinthische Gemeinde auch da nicht aus den Augen verlor, den Timotheus wieder zu ihr sendete, 1 Kor. 4, 17. nicht ohne ihn zugleich in verschiedenen Gemeinden, die auf dem Wege lagen, zu beschäftigen. Eben dies aber hielt

ihn ab, wirklich nach Korinth zu gehen: bald kehrte er zu dem Apostel selbst nach Asien zurück.

Und so sind ihre Wege auch fortan vielfach verbunden geblieben. Außer dem schon genannten Sendschreiben tragen auch der zweite Brief an die Korinther, der Brief an die Philipper und Kolosser die Namen der beiden innig verbundenen apostolischen Männer an der Stirn. Denn selbst nach Rom, an den Ort der Gefangenschaft des Paulus, war er seinem väterlichen Freunde freudig gefolgt und blieb ihm mit der entschiedensten Treue zu allen Diensten gewärtig.

Erst in den letzten Lebensjahren des Paulus trennten sie sich auf eine längere Zeit, aber nur, um auch dadurch das Werk des Herrn zu fördern. So entstanden jene beiden Paulinischen Sendschreiben an ihn selbst, welche den herrlichen Briefschatz der Kirche in ausgezeichneter Weise vermehren. Nie sind Briefe eines älteren Mannes an einen jüngern mit mehr Liebe geschrieben worden. Unendlich wohlthuend ist die Wärme, mit welcher er ihm die Hauptsumme des Gebotes, die Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben, zugleich empfiehlt und in seinem Beispiele darlegt. Man wird unmittelbar mit hineingezogen in dies brüderliche Verhältniß; man empfindet, wie er im Gedanken an den Freund, der seine Stelle vertritt, die tiefsten Ausdrücke für die göttliche Wahrheit, die ihn erfüllt, mit Leichtigkeit wählt; man wird mit dem Jünger gegen die Fehler jener Zeit gestählt und in die einfache christliche Wahrheit klar und entschieden eingeführt. „Denn das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort", schreibt er ihm, „daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin", 1, 1, 15. „Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung", 1, 2, 5 f. „Und kündlich groß ist das gottselige Geheimniß. Gott ist offenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit", 1, 3, 16. „Aber du Gottesmensch, fleuch solches! jage aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth; kämpfe den guten Kampf des Glaubens: ergreife das ewige Leben, dazu auch du berufen bist und bekannt hast ein gut Bekenntniß vor vielen Zeugen", 1, 6, 11 ff. „Ich

habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit", 2, 4, 7. Und mitten unter diesen und vielen andern köstlichen Aussprüchen, welche die ganze Größe des Apostels an den Tag legen, vergißt er auch nicht der geschwächten Gesundheit seines Bruders, um ihn zu leiblicher Pflege zu mahnen, 1, 5, 23.

In der Zeit der letzten Gefangenschaft des Paulus, die mit dessen Märtyrertod endigte, ward auch Timotheus derselben gewürdigt; während aber der Meister dem Wunsche seines Herzens gemäß für seinen Herrn starb, ward Timotheus befreit und zu neuer Thätigkeit entlassen, Hebr. 13, 23. Ob er aber Bischof in Ephesus gewesen und daselbst zuletzt den Märtyrertod erlitten habe, ist unsicher.

Gewiß aber hat er den Erwartungen, welche seine Jugend erweckte, in jeder Beziehung entsprochen. Von Großmutter und Mutter war er in den Worten des Glaubens und der guten Lehre aufgezogen worden, 1 Tim. 4, 6. Dabei blieb er immerdar. Der in sein jugendliches Herz niedergelegte Same reifte und gedieh zu reichlicher, herrlicher Frucht, an welcher auch wir späte Nachfolger Christi uns laben. F. Ranke in Berlin.

---

57. Titus.

4. Januar.

Um den Apostel Paulus bildete sich allmählich während seiner treuen Arbeit für die Ausbreitung des Evangeliums ein Kreis von befreundeten jüngeren Männern, welche mit ihm an dem segensreichen Werke der Berufung der Heiden zum Reiche Gottes lebendigen und von Erfolg gekrönten Antheil nahmen. Viele von ihnen hatte er selbst durch seine Predigt dem Herrn gewonnen, und weil er in apostolischer Weisheit die Gabe der Gemeindeleitung und die Lehrgabe in ihnen bemerkte, zu umfassenderer Wirksamkeit bestimmt. Nur durch christliche Gemeinschaft mehrerer gleichgesinnter Männer konnte das große Werk gelingen: es bedurfte vieler Kräfte; aus der Zahl der Heiden selbst mußten Boten an die Heiden gesendet werden, Männer, welche von jüdischen Vorurtheilen frei und den eigenthümlichen Fehlern dieser Nation fremd in reiner, freudiger Begeisterung für die beseligende Botschaft dem Herrn ihr Leben

zum Opfer zu bringen bereit waren. Mit den Bedürfnissen und der Denkweise der heidnischen Welt aus eigner Erfahrung bekannt und durch das Beispiel des Paulus, dem sie in Liebe und Dankbarkeit angehörten, mit dem rechten Wege, auf dem etwas gewirkt werden konnte, vollkommen vertraut, konnten sie leichter als andere im vollsten Bewußtsein der Einheit mit dem Apostel die Heiden auf die neue Bahn führen und die Herzen derselben mit dem ächt christlichen Geiste erfüllen.

Einer der frühesten Freunde dieser Art, der schon in Antiochien dem Apostel Paulus zur Seite stand, als dieser eben erst seine Missionsthätigkeit begann, war Titus, von Geburt ein Heide, aber durch die Weihe des heiligen Geistes ein treues Rüstzeug in der Hand Gottes für die ersten Zeiten und als Paulus ächter Sohn durch das Band kindlicher Liebe mit seinem Lehrer verknüpft, s. Br. an die Galater 2, 3, an Titus 1, 3. Die näheren Umstände seines früheren Lebens, seine Herkunft und seine sonstigen Verhältnisse sind uns gänzlich unbekannt; nur was er im Auftrage des Paulus unternommen und gewirkt hat, kann einigermaßen aus den Briefen des Apostels erkannt werden, genügt aber auch so, uns ein erfreuliches Lebensbild zur Nacheiferung vorzuhalten.

Als Paulus (etwa um das Jahr 51 der christlichen Zeitrechnung) Antiochien verließ, um mit den übrigen Aposteln in Jerusalem zusammenzutreffen und ihnen über die eigenthümliche Art seiner Thätigkeit für die Heiden Bericht zu erstatten: nahm er als lebendigen Zeugen derselben auch Titus mit dorthin, der zwar nicht, wie einige Eiferer für das mosaische Ceremonialgesetz forderten, durch die Beschneidung zuerst in das Judenthum aufgenommen worden war, aber deßungeachtet von den Aposteln als Christ anerkannt wurde und keinen Anstoß erregte, s. Gal. 2, 1 ff.

Später treffen wir Titus zu Ephesus in Kleinasien bei dem Apostel (im Jahre 57), in einer Zeit, als die Gemeinde zu Korinth, jene dem Herzen des Apostels so theure Schmerzenstochter, in welcher manche unerfreuliche Erscheinungen hervorgetreten waren, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Da wählte er ihn, um daselbst den Eindruck, welchen sein erster Brief an die Gemeinde gemacht hatte, theils zu erforschen, theils wenn es nothwendig wäre zu verstärken und im Geiste des Apostels weiter zu wirken. Titus entledigte sich dieses Auftrags mit der größten Treue. In Troas hatten sie wieder zusammentreffen wollen. Da Paulus ihn

aber dort nicht fand, ging er ihm voll Eifer nach Macedonien entgegen und vernahm dort erwünschte Nachrichten, die ihn aber nicht vollständig beruhigten. Eben in jenen Gegenden schrieb er daher jenen zweiten herrlichen Brief in Gemeinschaft mit Timotheus, der mit ihm in Korinth gearbeitet hatte, und ließ ihn der Gemeinde durch Titus überbringen, s. 2. Br. an die Korinther 1, 19. 2, 12 ff. 7, 7. Ausdrücklich bezeugt er hier, 7, 13 ff. wie das Herz des Titus durch seine erste Aufnahme bei ihnen erquickt worden sei und dieser es darum gern und freiwillig übernommen habe, zu ihnen zurückzukehren.

Zu einer andern Zeit, welche sich nicht mit Genauigkeit bestimmen läßt, begleitete er den Apostel nach der Insel Kreta, wo durch Paulus gesegnete Wirksamkeit überall christliche Gemeinden entstanden und die weitere Einrichtung derselben betrieben werden mußte. Als der Apostel aber den Grund gelegt hatte und sich wieder entfernte, ließ er Titus zurück, um als sein Genosse und Mitarbeiter das begonnene Werk zu Ende zu führen, Aelteste einzusetzen, die Gläubigen in der Treue zu befestigen, die Irrlehrer aber zu überwinden. Bald darauf schrieb er ihm jenen Brief, von dem unser Luther sagt: „dies ist eine kurze Epistel, aber ein Ausbund christlicher Lehre, darinnen allerlei so meisterhaft verfasset ist, das einem Christen Noth ist zu wissen und darnach zu leben.“ Dem mündlichen Unterrichte, wie er seinem Berufe am Besten genügen könne, fügt er hier zugleich einen schriftlichen bei, welcher einerseits ihm selbst ein beglückendes Zeichen des großen Vertrauens und der herzlichen Liebe, welche der Apostel gegen ihn hegte, geben mußte, andererseits aber ihn von neuem bei den Gemeinden beglaubigte. Große Schwierigkeiten waren zu besiegen, welche durch den Charakter der Eingeborenen, 1, 12. und die Bösartigkeit jüdischer Verführer, 1, 10. bedeutend erhöht wurden. Dringend ermahnt er ihn daher, 2, 7. ein Vorbild guter Werke zu sein, mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit und mit heilsamem und untadeligem Wort; und heißt ihn mit ganzem Ernst reden und strafen. Die heilsame Gnade, die Freundlichkeit und Leutseligkeit seines Gottes und Erlösers legt er ihm und den Gemeinden von neuem in den ergreifendsten Worten an und in das Herz. Nach beendigtem Geschäft aber soll er rasch zu dem Apostel nach Nikopolis kommen, wo dieser den Winter zuzubringen gedachte.

Ueber sein späteres Leben und sein Ende ist keine zuverlässige Nachricht auf uns gekommen. Sicher ist, daß er im Auftrag des

Apostels eine Reise nach Dalmatien unternommen, 2 Tim. 4, 10. Daß er aber das Amt eines Bischofs in Kreta verwaltet habe, wie einige erzählen, bleibt ungewiß. So ist die ganze, der Kirche heilige Erinnerung an ihn mit der an den Apostel Paulus verknüpft. Wir sind dem Manne innig dankbar, der seinen Meister, der ihn zuerst in die Tiefen des Christenthums eingeführt hatte, stets mit Treue geehrt und in dem schweren leidenvollen Beruf der Heidenbekehrung kräftig und erfolgreich unterstützt hat. Dem großen Apostel der Heiden ist er nach einander Schüler, Missionsgehülfe, Mitarbeiter und Bruder gewesen, und hat mit ihm unsterbliche Erfolge errungen, welche seinem Namen bis an das Ende der Tage ein unvergängliches Andenken sichern. Mit Paulus gehört er in ganz besonderem Sinne der evangelischen Kirche an: er ist einer der ersten Kirchenlehrer, die mit dem Judenthum gar keine Gemeinschaft gehabt haben.

F. Ranke in Berlin.

Evangelische Zeugen
aus der Kirche.

Erste Periode. Bis zu dem Frieden der Kirchen unter Constantin d. Gr. und dem ersten allgemeinen Concil.

Erster Abschnitt. Bis zum Ende des ersten Jahrhunderts.

Athen. Jerusalem. Rom.

58. Dionysius Areopagita.

9. October.

Nordwestlich von der gefeierten Akropolis Athens mit ihrem Reichthum an Wunderwerken der Kunst erhebt sich, durch ein tiefes Thal davon geschieden, ein schmaler nackter Rücken von Kalksteinfelsen, der im Norden allmählich emporsteigt, im Süden dagegen steil abfällt. Das ist jener alte Hügel des Ares (Areopag), auf dem einst in Griechenlands alten Tagen, nachdem mit der Einführung des Apollocultus das Gesetz der Blutrache allmählich verstummt war, die Pflege sittlicher Gerechtigkeit von Seiten des Staats begonnen hatte und Jahrhunderte lang über peinliche Verbrechen Gericht gehalten war. Noch jetzt sieht man auf der Spitze die Sitze der Richter und der Partheien in den Felsen gehauen, und im Südwesten führt eine gleichfalls in den Felsen gehauene Treppe in das Thal hinab.

Wahrscheinlich diese Treppe war es, auf welcher, von dem alten Markte her, der zwischen jenem Felsrücken und dem Versammlungsplatze des freien athieniensischen Volkes, der Pnyx, lag, der Apostel Paulus bei seinem ersten Missionsbesuche den Areshügel hinangeführt wurde. Dort stand er nun, umgeben von den Weisen und Gebildeten des Volks, das alle Bahnen wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung durchmessen zu haben schien, und nun, des eigenen Reichthums satt und überdrüssig, nur nach Neuem verlangte,

mit jener ewig denkwürdigen Predigt des Evangeliums, die uns Lukas in der Apostelgeschichte 17, 22—31 aufbewahrt hat. Es ist mit derselben ein gewaltiger Umschwung im Gebiete der Geister, eine weltgeschichtliche Aufgabe bezeichnet, an deren Lösung die christliche Kirche fort und fort zu arbeiten hat.

Der Erfolg des wunderbaren Worts war ein sehr verschiedener. Etliche hatten's ihren Spott, etliche aber sprachen: „Wir wollen dich davon weiter hören", vielleicht weniger von aufrichtigem Verlangen getrieben, als unbewußt ergriffen von jener Gewalt, mit der der heilige Geist in den Dienern des Herrn die Welt richtet um der Sünde willen, wie sie über den Landpfleger Felix kam, als er sprach: „Gehe hin auf dieß Mal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen." Wenigstens fügt Lukas seinem Berichte weiter hinzu: „Also ging Paulus von ihnen." „Etliche Männer aber" — folgt dann zuletzt — „hingen ihm an und wurden gläubig, unter welchen war Dionysius, einer aus dem Rath."

Es liegt ein beredtes Schweigen auf dieser Stelle. Das Samenkorn ruht ja eine Weile in der Erde, — darnach gehet es auf. Die Wirksamkeit des Paulus war darum keine geringere, sie war langsamer, aber vielleicht nachhaltiger. Jenen Dionysius, den „Areopagiten", Mitglied des höchsten Gerichts also, macht die von Eusebius aufbewahrte kirchliche Sage zum ersten Bischof der christlichen Gemeinde in Athen, den Paulus selbst zu solchem Amte eingesetzt habe; ja, dieselbe läßt ihn auch nach anderweitigen Zeugnissen dort am Ende den Märtyrertod erleiden. Sonst ist von seiner Person wenig oder nichts überliefert; die unter seinem Namen gehenden Schriften, von denen die ersten fünf Jahrhunderte der christlichen Kirche nichts wissen, an deren Echtheit dann aber Jahrhunderte lang kein Zweifel gehegt wurde, gelten nunmehr lange schon für unecht, wenn auch Gedanken, wie die nachfolgenden, die uns Johannes Damascenus „vom echten Glauben" aufbewahrt hat, eines Apostels der feinen Athenienser wohl würdig wären: „Gott ist die Ursache und der Grund aller Dinge, das Wesen der Wesen, das Leben der Lebenden, die Vernunft der Vernünftigen, der Verstand der Verständigen, die Wiederbringung und Auferstehung derer, die sich davon verirrt haben, die Erneuerung und Umbildung derer, welche die Natur verdorben haben, die heilige Befestigung derer, welche durch einen unheiligen Trieb in Bewegung gesetzt werden,

die Sicherheit derer, die da stehen, der Weg und die zurechtweisende Handleitung derer, die dahin aufsteigen wollen."

Es gab noch andere Diener der ältesten christlichen Kirche, die den Namen Dionysius trugen und mit dem hier bezeichneten nicht zu verwechseln sind, unter welchen vor den übrigen derjenige hervorragt, welcher für den Apostel von Gallien gilt. Aber keiner von ihnen hat die vorzügliche Beachtung verdient, wie derjenige, in welchem das Samenkorn der Paulinischen Predigt an die bildungsuchende und bildungsstolze Welt, die von der altberühmten Mutter der feinsten und gesuchtesten Erkenntniß repräsentirt wird, die erste reife Frucht trug. In ihm haben wir den Widerschein jener Strahlenbrechung, welche entsteht, wenn das Licht der ewigen Wahrheit durch die Wolken menschlicher Bildung fällt.

Nicht mit Unrecht hatte die Stadt Athen in dem Munde eines ihrer frömmsten und sinnvollsten Dichter den Namen der gottesfürchtigsten unter den hellenischen Städten geführt. Auch der Apostel Paulus bezeugt es ihr, daß die Spuren eines ununterbrochenen Suchens nach der gefürchteten höheren Macht überall in ihr unverkennbar seien; aber je mehr denn nun gesucht worden ist und nicht gefunden, desto lebendiger tritt die Mahnung heran, den zu ergreifen, der sich selber darbietet und offenbart. Und als ob die Athener ängstlich gefürchtet, daß sie noch eine ihnen dunkel gebliebene Kundgebung göttlichen Wesens ohne Zeichen der Verehrung gelassen hätten, haben sie auch dem „unbekannten Gotte" seinen Altar gebauet. Sie haben gemeint, die Fülle des Ewigen und Unsichtbaren durch die Formen des Endlichen und Sichtbaren erschöpfen und würdig darstellen zu können; so wurde ihr Cultus veräußerlicht und aller wahrhaftigen Erkenntniß und thatkräftigen Liebe entblößt. Sie haben darnach gerungen, Gott und die Welt klar von einander zu unterscheiden; aber sie sind so dahin gerathen, Gott und die Welt völlig von einander zu trennen und haben hinwiederum zuletzt beide nur um so vollkommener mit einander vermischt und so die Gottheit in die Schranken der natürlichen Welt beschlossen. Gott hatte es ihnen freigelassen, den Umkreis ihrer selbsterzeugten religiösen Gedanken und sittlichen Grundsätze nicht innerhalb der festen Schranken einer mit Mauer und Zaun umgebenen Nationalität zu halten, aber sie haben darum auch nicht vermocht, über den Gegensatz von Grieche und Barbar hinauszukommen, blieben also ohne die Ahnung einer das menschliche Ge-

schlecht umfassenden Gemeinschaft, in welcher Gott mit seinem ewigen Regimente Alles geordnet und nach Völkern und Zeiten weislich vertheilet hat. Und über dem Allen hatte er ihnen das vollste Maaß geistiger Gaben und Kräfte gegeben, damit sie ihn suchen sollten, ob sie ihn tasten und finden mögten; aber das Verlangen und die Sehnsucht, die er in der Tiefe ihrer Seele Wurzel schlagen ließ, waren größer als das Vermögen, die rechte Befriedigung dafür zu schaffen. Ja, sie wurden ihrem eigenen besseren Sinne selbst ungetreu: ungeachtet der von ihren Dichtern bezeugten Ahnung einer Gottesverwandtschaft, die freilich als ein unverstandenes Räthsel vor ihnen lag, zu welchem erst die Offenbarung in der uns anerschaffnen göttlichen Ebenbildlichkeit die Lösung fügen konnte, haben sie doch nicht einmal zu der selbstbewußten freien Persönlichkeit mit ihren Göttern sich erheben können, sondern sind zu den Gebilden menschlicher Hand hinabgesunken und so in die unwürdigste Knechtschaft des Götzendienstes gerathen.

Um die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts stand Athen am Grabe aller seiner Hoffnungen: seine bürgerliche Freiheit war geknechtet, seine geistige Blüthe verwelkt, das stolze Gebäude seiner die Welt umfassenden Gedanken zertrümmert. Ausgegangen von dem Jenseitigsten und Fernsten, dahin die menschliche Betrachtung sich verlieren kann, war es bei dem Unmittelbarsten und Nächsten zuletzt wieder angekommen, und hatte in diesem ganzen Kreislauf den Trost und die Wahrheit nicht gefunden, wonach es rastlos gesucht. Grade in der schwersten Aufgabe, auf dem allein möglichen Wege, der dem Menschen durch die selbstbewußte Einheit seines leiblich-geistigen Wesens erleichtert wird, nemlich in der lebendigen Zuversicht des Glaubens die Brücke vom Endlichen zum Unsichtbaren hinüber zu schlagen, waren die Griechen endlich wieder bei dem Punkte angekommen, wo sie, in den Dienst der Sinne und des endlichen Wesens festgebannt, jede Fähigkeit zur Lösung eingebüßt hatten. Eben darum war in einer Zeit, wo das Suchen vorüber und nun mit dem Annehmen eines Gegebenen ganzer Ernst zu machen war, die Verkündigung des menschgewordenen Gottes, der selber auf das Klarste das Ewige mit dem Endlichen verbunden und aus dem Tode wiederum das Leben genommen hatte, wie den Juden ein Aergerniß, so den Griechen eine Thorheit.

Aber in der Seele Einzelner ging die mächtige Umwälzung vor sich; als ihren Erstling und Vertreter ehrten die Jahrhunderte

den Areopagiten Dionysius. Und als Raphael zu den in Flandern gewirkten Tapeten, die zum Schmuck der sixtinischen Capelle bestimmt waren, seine unsterblichen Cartons arbeitete, da wählte er unter den bedeutendsten Momenten aus der Gründungsgeschichte der christlichen Kirche auch die ewig denkwürdige Predigt auf dem Areopag. Friedr. Lübker in Parchim, zuletzt in Flensburg †.

---

59. Die Eroberung Jerusalems durch Titus.

10. August.

Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Ein Aas ist das Volk, aus dem der heilige aus Gott geborne Lebensodem weggestorben ist, in dem kein Puls zur Buße und zur Erneurung mehr schlägt. Das Volk Israel war ein Aas geworden. Man weiß nicht, worüber man sich bei ihm mehr wundern soll, ob über die Langmuth Gottes bei aller seiner Sünde, oder über seine Sünde bei aller Langmuth Gottes. Gott der Herr ist gnädig, barmherzig und von großer Geduld. Er stellt nach der letzten Bußpredigt gewöhnlich den Völkern und Einzelnen noch Fristen. 120 Jahre hatte er den Menschen vor der Sündfluth gestellt; 40 Tage sollte Ninive zu seiner Buße Zeit haben; 40 Jahre sind den Kindern Israel noch übrig geblieben von der Zeit ab, da sie ihr eigen Heil an's Holz genagelt hatten. Solche Fristen sind lang oder kurz nach dem Maaße der Liebe, die er an ein solches Volk gewendet hat. Ohne Frucht ist diese Frist auch in Israel nicht gewesen. Viele von dem alten Bundes- und Gnadenvolke haben sich zu dem Herrn bekannt. Auch viele von den Pharisäern und Priestern sind gläubig geworden. Aber die große Masse sank immer tiefer in Tod und innere Fäulniß. Grausame, habsüchtige römische Statthalter drückten das Volk bis auf's Blut, und dieses wehrte sich wiederum mit Empörungen. Einer trieb den andern immer tiefer in die Sünde. Es blieb nichts mehr übrig als ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den Römern und den Juden.

Er hob an im Jahre 66 nach Christi Geburt. Da kommen die Adler geflogen. Seine Taube, seine Gemeinde, hatte der Herr vorher geborgen. Sie war aus Jerusalem nach Pella am todten Meere gezogen. König Aretas von Arabien hatte ihr dort eine Freistätte eingeräumt. Wie die Schwalben ein Haus verlassen,

das die Maurer einzureißen anfangen, so war diese Friedensgemeinde von dannen gezogen. — Der letzte römische Statthalter hieß Florus. Er hatte der Greuel gar viel verübt. Um sie zuzudecken scheint er das Volk absichtlich zum Aufruhr getrieben zu haben. Er brach los. Aus Jerusalem ward die römische Besatzung vertrieben. Das ganze Volk bis nach Galiläa hinauf trat unter die Waffen. Ein wohlgerüstetes römisches Heer unter Cestius Gallus rückte von Syrien her auf Jerusalem los. Es kam bis vor die Stadt. Aber Unentschlossenheit entriß dem Feldherrn den Sieg, den er schon in der Hand hatte. Er wandte sich zum Rückzuge. Der Rückzug ward zur Flucht und zur schmählichen Niederlage. Der größere Theil des Heeres ward von den Juden niedergemetzelt. Der Rest zog sich nach Syrien zurück; das jüdische Volk war noch einmal eine Weile frei. In dieser Freiheit hat es gezeigt, daß es reif war zum Gericht. Es konnte sich selbst nicht mehr regieren. In wenigen Wochen dieser Freiheit sind größere Greuelthaten verübt, als unter den Römern in langen Jahren. Das ganze Land, vorzüglich Galiläa, war durchschwärmt von Räuberbanden, und zwar von den wildesten und schamlosesten, die man sich denken kann. In großen Rotten unter schlauen und tollkühnen Anführern plünderten sie Dörfer und Städte. Zuletzt ward ihnen dies Handwerk alltäglich und langweilig. Die Hauptleute traten zusammen, vereinigten ihre Banden, und schlichen sich mit ihnen truppweise in die herrenlose Stadt Jerusalem ein. Sie bemächtigten sich des Tempels, und trieben von dort aus Raub und Mord nach Belieben. Ihr Anführer hieß Eleazar. — Aber die Adler sammeln sich, wenn sie auch langsam heranfliegen. Vespasianus, der Feldherr des Kaisers Nero, und sein Sohn Titus langen mit 60,000 Mann römischer Kerntruppen in Galiläa an. Eine galiläische Stadt nach der andern wird gestürmt, die Juden wehren sich tapfer; aber keine Gegenwehr hilft, sie fallen zu vielen Tausenden unter den Schwertern der Römer. Aus der Stadt Gischala, vor der die Römer lagern, entflieht in der Nacht ein schlauer, verwegener, meineidiger Abenteurer mit Namen Johannes. Die waffenfähige Mannschaft, Weiber und Kinder nimmt er mit. Sein Weg geht nach Jerusalem. Etliche Stunden draußen im Felde läßt er die Weiber und Kinder zurück. Er selbst kommt mit seiner Schaar in die Stadt, und schließt sich an die bessere Partei, an den Hohenpriester Ananus an. Ananus, ein weiser Mann, wohl noch ein

ächter Israelit ohne Falsch, will Frieden mit den Römern, will den Eleazar im Tempel bekämpfen und der Stadt Ruhe schaffen. Die Bürger folgen ihm, die Räuber werden in den Tempel zurückgeworfen und eingeschlossen. Aber Johannes von Gischala, der sich dem Hohenpriester in's Angesicht überaus freundlich und unterwürfig stellt, ist ein Verräther. Alle Pläne des Hohenpriesters theilt er den Räubern oder Zeloten mit. Weil aber diese allein den Kampf gegen Ananus nicht wagen können, laden sie sich heimlich die wilden Söhne Esaus, die Edomiter, zu Hülfe. Sie langen an. Der Hohepriester verschließt ihnen die Thore. In einer gräßlichen Sturm- und Wetternacht liegt ihr Heer draußen vor den Mauern. Unter dem Gerassel des Sturmes sägen die Räuber die Riegel der Tempelthore durch, schlagen die Schlösser ab, brechen heraus, öffnen die Stadtthore und lassen die Edomiter ein. Nun geht es an ein Morden, das keine Feder beschreiben kann. Johannes von Gischala schlägt sich öffentlich zu den Räubern. Der Hohepriester Ananus wird getödtet und unbegraben hingeworfen. Aber nach etlichen Tagen fingen die Edomiter an, sich der Thaten zu schämen, zu denen sie geholfen hatten. Der größere und bessere Theil von ihnen zog wieder in die Heimath. Jerusalem hatte nun zwei Tyrannen, Eleazar und Johannes, Niemand konnte ihnen widerstehen. — Die aber den dreieinigen Gott verachtet hatten, sollten auch noch den dritten Zwingherrn bekommen. In der Festung Masada saß als Fürst einer Meuchelmörderbande Simon von Gerasa. Die ganze Gegend ringsum zitterte vor ihm. Sein Heer wuchs an auf 20—30,000 Mann. Hebron eroberte er, ganz Idumäa plünderte er aus, Jerusalem stürmte er, aber vergebens. Durch einen Hinterhalt hatten die Juden in Jerusalem sein Weib gefangen genommen. Seine Wuth darüber kannte keine Grenzen. Was sich aus der Stadt herauswagte, ward unter den ausgesuchtesten Martern getödtet. Endlich gaben ihm die von Jerusalem sein Weib zurück. Bei dieser Gelegenheit erschien er ihnen sanfter und milder. Sie faßten ein Zutrauen zu ihm und ließen ihn in die Stadt ein, damit er ihnen ein Hort sei gegen Eleazar und Johannes. Der Hohepriester Matthias holte ihn selbst herein. Doch nun war das Maaß des Elends erst voll. Simon raubte, schändete, mordete wie jene. Johannes und Eleazar hatten sich entzweiet. Jener hatte den Tempel, dieser den Tempelberg und die untere Stadt, Simon die obere Stadt inne. Am Osterfeste, wo Eleazar den Tempel für

die Opferer öffnete, schlich sich von dem Heere des Johannes eine Schaar mit heimlichen Waffen unter der Menge mit in den Tempel. Plötzlich zogen sie Dolche hervor, stachen die Feinde nieder und machten den Tempel in vollem Sinne zu einer Mördergrube. Sie behielten den Sieg, machten jedoch Frieden mit Eleazar, und beide Parteien schmolzen in eine zusammen. So ist von nun an die Stadt nur noch in zwei Theile getheilt, Simon gebietet in der obern, Johannes im Tempel und in der untern Stadt. Zwischen den beiden Räuberfürsten war ein beständiger Krieg. Damit sie ein gutes Schlachtfeld gewönnen, brannten sie den Theil der Stadt nieder, der zwischen ihnen lag. Die Drangsale der Bürger waren unaussprechlich. Mord, Unzucht und Plünderung hörten nicht auf. Das waren die Geier, die den Adlern vorangeflogen waren.

Die Römer hatten sich Zeit genommen. Sie wußten, daß die Juden sich unter einander selbst aufrieben. Dazu war Nero ermordet. Drei unfähige Kaiser hatten sich auf dem Throne nicht behaupten können. Vespasianus war vom Heere zum Kaiser ausgerufen, nach Italien gegangen und hatte seinem Sohne Titus allein den jüdischen Krieg überlassen. — Endlich kamen die Adler. Am Oelberge, an derselben Stätte, wo Christus so bitter über Jerusalem geweint hatte, schlug Titus sein Lager auf. Es ist wahr, selber durch diese letzten Gerichte leuchtet noch die Barmherzigkeit Gottes hindurch. Er hat dies Volk lieb gehabt, Ephraim ist sein lieber Sohn gewesen. Er hatte ihm sogar einen barmherzigen Feind geschickt. Es scheint uns, als ob von der Lagerstätte aus noch etwas von dem Liebesgeiste Christi in den Titus aufgestiegen sei. Er wollte säuberlich fahren mit dem wilden Absalom. Schon ehe der Krieg begann, hatte der König von Chalcis, Agrippa, ein Abkömmling der frommen und tapfern Makkabäer, weislich und kräftig zum Frieden gerathen. Zum Dank dafür hatten ihn die Juden mit Steinen geworfen. Als die Belagerung schon begonnen hatte, versuchte Titus alle Mittel, das Volk zu gütlicher Unterwerfung zu bringen. Zum Dank dafür ward bei der einen Unterredung sein Freund Nicanor in die Schulter geschossen; bei der andern der jüdische Geschichtschreiber Josephus, der das Wort führen mußte, mit einem großen Stein an den Kopf getroffen, daß er schwindelnd zu Boden stürzte. Bis zu den letzten Kampfestages hat dieser milde Sinn den Titus dennoch nicht verlassen. Aber es war umsonst, es war vor ihren Augen verborgen.

Kommen wir nun zum Kampfe. Mit aller Ruhe und Kaltblütigkeit gingen die Römer an die Belagerung. Wälle wurden aufgeworfen, Schutzdächer wurden aufgebaut, unter diese wurden die Mauerbrecher gebracht, die in starken Seilen schwebend mit eisernen Köpfen gegen die Mauern pochten, um Löcher hineinzubrechen oder sie einzustürzen. Aber die Römer hatten es hier mit einem Volke zu thun, das mit der Wuth wilder Thiere, mit dem Wahnsinn Verzweifelter focht. Die Juden machten die wildesten Ausfälle. Tausende von Römern fanden ihr Grab vor der Stadt. Titus selbst war wiederholt am Rande des Todes. Nur die kaltblütigste Tapferkeit rettete ihn. Zweimal wurden die römischen Belagerungsmaschinen verbrannt. Wenn auch die Juden von römischen Geschossen schon halb durchbohrt waren, ließen sie doch nicht ab, bis das Holzwerk brannte. Sie fragten nicht nach ihrem eignen Leben, wenn nur Feinde dabei umkamen. Sie hatten auch Volks genug, denn über 1,000,000 Seelen waren in die Stadt zusammengedrängt. Festgäste aus allen Theilen der Erde waren mit eingeschlossen. Indessen dauerte drinnen der Krieg immer fort. Nur wenn die Mauerbrecher der Römer zu gewaltig pochten, machten Simon und Johannes Waffenstillstand, und kämpften eine Weile gegen den gemeinschaftlichen Feind. — Zu den Feinden drinnen und draußen kam noch ein dritter, der Hunger. Die Horden der beiden Tyrannen lebten zwar noch in Saus und Braus, denn sie hatten von den Bürgern zusammengeraubt, was sie brauchen konnten. Aber in dem eigentlichen Volke trieb der Hunger seine grause Arbeit. Schaarenweis liefen sie die Nacht hinaus, um Kraut und Gras zur Nahrung zusammenzurupfen. Viele von ihnen wurden von den Römern gefangen. Denen aber, die zur Stadt zurückkehrten, ward ihre Beute von andern Haufen, die auf sie lauerten, wieder entrissen. So viel Liebe, daß man sich darin getheilt hätte, war nicht mehr da. Man schlug sich um den letzten Bissen Brot, und riß ihn sich aus dem Munde. — Dennoch ward manches in die Stadt eingeführt, dennoch ging dem Titus die Belagerung zu langsam. Er bot die letzte Kraft seines Heeres auf, und ließ eine Mauer um die ganze Stadt bauen. Niemand konnte mehr aus und ein. Nur auf dem schmalen Raume zwischen beiden Mauern suchte man in der Nacht arme Kräuter. So groß war der Hunger, daß oft 500 solche Sucher in einer Nacht gefangen genommen wurden. Mit dem Trotze der Juden wuchs der Grimm der Römer.

Wer als Flüchtling aus der Stadt kam, wurde zwar noch gut von ihnen aufgenommen. Aber jene Gefangenen wurden zumeist gekreuzigt. Es fehlte endlich an Holz zu den Kreuzen, an Platz für die Kreuze. Drinnen überstieg der Jammer alle Beschreibung. Vom Hunger verzehrt bis auf's Gebein baten Bürger die Räuber um einen gnädigen Tod durch's Schwert. Diese antworteten ihnen höhnisch, sie möchten sich gedulden, bis ihnen der Hunger den Garaus machte. Anfangs begrub man in der Stadt die Todten noch. Später reichten die Kräfte dazu nicht mehr hin. Man warf sie über die Mauern in die Schluchten des Berges. An solcher ritt Titus vorbei. Das Herz ging ihm über bei dem Anblicke. Er hob seine Hände zum Himmel empor und bezeugte vor Gott, daß er nicht Schuld an diesem Greuel sei. — Doch das war nicht das letzte. Der Ueberläufer in's römische Lager wurden immer mehr. Da fehlte es an Nahrung nicht. Aus Syrien und andern Nachbarländern kam Zufuhr genug. Die dem Hunger entflohen waren, starben hier am Essen. Sie konnten ihre Gier nicht zähmen. Ihre Leiber waren völlig zerstört. Ueber dem ersten Gericht gaben sie den Geist auf. — Noch gräßlicher erging es andern. Im römischen Heere dienten viele Syrer und Araber. Diese hatten erfahren, daß viele Ueberläufer ihr Gold verschluckt und im Leibe mit herausgebracht hätten. Da sollen sie in einer Nacht 2000 von ihnen aus Goldgier den Leib aufgeschlitzt haben.

Doch genug und schon zu viel davon. Ihr werdet fragen, liebe Leser: „Sah man denn unter diesem unaussprechlichen Elend keine Buße, kein Suchen nach dem barmherzigen Gotte?" — Wisset, auch die Buße hat ihre Zeit. Es kommen Tage, wo man auch sie nicht mehr finden kann. Jerusalem hat von Anfang an in mancher Anfechtung gestanden. Gott hat es oft um seiner Sünde willen unter die Zuchtruthe genommen. Fühlte es dann seine Schuld, so riefen die Könige und Priester Bußtage aus. In Sack und Asche beweinte das Volk seine Sünden. Dann hörte der Herr, und erweckte ihm einen Heiland. Von dieser letzten und größesten Züchtigung Israels haben wir eine vollständigere Beschreibung, als von irgend einer in der ältern Zeit. Aber kein Wörtlein von einem Fasten, von einem bußfertigen Schreien zu dem Herrn kommt vor. Der Jude Josephus, der uns die genaueste Nachricht über dies große Gottesgericht giebt, sagt selbst: „Gott hatte das Volk mit Blindheit geschlagen wegen seiner Sünde," und „Gott war es, der

das ganze Volk verdammet hatte.“ Es war ein Sumpf in einem tiefen Bergkessel, kein frischer Wind wehete mehr hinein, ihn zu reinigen.

Vergleichen wir aber diese letzten Zeiten der Belagerung mit den Tagen, da der Aufgang aus der Höhe das Volk heimsuchte, so befällt uns ein wunderbares Grauen. Die Gerichtshand Gottes schaut zu klar aus dieser Geschichte heraus. Noch einmal kommt in diesen letzten Zeiten eine Maria vor, aber eine, — die ihren eigenen Sohn geschlachtet, gekocht und zur Hälfte gegessen hat. Die andere Hälfte setzte sie den Banden des Johannes und Simon vor, die vom Geruch des Fleisches in das Haus gelockt waren. Noch einmal kommt in diesen letzten Zeiten ein Jesus vor, ein Sohn des Ananus. Aber es ist ein anderer Jesus. Vier Jahre vor Beginn des Krieges fing er am Laubhüttenfeste plötzlich an zu schreien: „Eine Stimme vom Aufgang, eine Stimme vom Niedergang, eine Stimme von den vier Winden! Eine Stimme über Jerusalem und über den Tempel, eine Stimme über den Bräutigam und die Braut, eine Stimme über das ganze Volk!“ Das schrie er dann Tag und Nacht. Er ward deßhalb vor den römischen Landpfleger Albinus geführt. Derselbe ließ ihn geißeln, bis die Knochen bloß lagen. Aber der Jesus hatte darauf keine andere Antwort, als den kläglichen Ruf: „Wehe, wehe über Jerusalem!“ So hat er's getrieben 7 Jahre und 5 Monate. Am letzten Tage setzte er hinzu: „Wehe auch mir!“ Gleich darauf ward er durch einen schweren Stein von einer römischen Wurfmaschine getödtet. Er starb mit dem Wehe im Munde. Ihm war von dem ersten Jesus nichts übrig geblieben, als das Wehe. — Noch einmal kommen die Namen Johannes und Simon vor. Ihr kennt die beiden Männer schon. Sie sind Spottbilder auf die heiligen Apostel, die das Volk verachtet hatte.

Der Hunger, die Krankheit und das Schwert wütheten in der Stadt. Den Hohenpriester Matthias, der den Simon eingelassen hatte, ermordete dieser sammt seinen drei Söhnen. Die Reichen boten ihr ganzes Vermögen für ein Maaß Weizen oder Gerste. Gürtel, Schuhe und andere Dinge, die wir gar nicht nennen mögen, wurden aus Hunger verzehrt. Alle Liebe und Theilnahme der Familien war zerrissen. Die Frau riß dem Manne, der Mann der Frau den Bissen aus den Zähnen. Wie bleiche, hohle Schatten schlichen die Bürger durch die Stadt. — Die untere Stadt hatten die Römer ziemlich schnell erobert. Ehe sie der Burg Antonia in

der Nähe des Tempels Herr werden konnten, lief Mannai, der Sohn des Lazarus, zu ihnen über. Er hatte das Amt gehabt, die Todten zu zählen, die zu dem einen Thore hinausgeschafft waren. Ihrer waren bis dahin 115,880 gewesen. — Endlich gewannen die Römer die Burg Antonia. Die Gegenwehr der Juden war matter geworden. Nun war der Angriff auf den Tempel leichter. Noch einmal ließ Titus die Juden durch Josephus zu friedlicher Uebergabe ermahnen. Es war umsonst. Simon und Johannes mordeten jeden, der dazu rathen wollte. Aber heimlich flohen viele der Vornehmen in's römische Lager. Noch einmal gelang es den Juden, eine große Zahl Römer, die in der Hitze der Verfolgung auf Leitern eine hohe Halle erstiegen hatten, mit derselben zu verbrennen. Aber nun drang Gottes Gericht auch heran bis zu der heiligen Stätte. Titus wollte zwar den Tempel retten. Aber der Grimm seines Heeres, der auch jetzt noch durch Hohn und Spott von den Juden angeschürt ward, hörte selbst die Stimme des geliebten Feldherrn nicht mehr. Die Außenwerke des Tempels brannten bereits. Da stieg ein Soldat auf die Schultern eines andern und schleuderte durch ein goldenes Fenster einen Feuerbrand in die dem Tempel nähern Zellen. Der Brand zündete. Die Stätte, da Gott der Herr seinen Heerd und sein Feuer gehabt hatte, stand in Flammen. Die Juden erhoben ein gräßliches Geschrei. Titus mit seinen Anführern ging hinein in das Allerheiligste. Als er heraustrat, befahl er dem Hauptmann Liberalis, er solle die Soldaten mit Schlägen zum Löschen zwingen. Es war umsonst. Wuth und Raubsucht machte sie taub auch gegen Schläge. Der ganze Tempel ward ein Raub der Flammen. Das ist geschehen am 10. August im Jahre 70 nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes. An demselben Jahrestage hatte einst Nebucadnezar auch den ersten Tempel verbrannt. Vom Bau des ersten salomonischen Tempels bis zur Zerstörung dieses letzten waren verflossen 1130 Jahre, 7 Monate und 15 Tage.

Noch war die obere Stadt in der Gewalt der Juden. Noch einmal versuchte Titus durch Güte dies verstockte Geschlecht zu überwinden. Josephus war wiederum Dolmetscher. Spott war auch jetzt noch die Antwort auf seine Ansprache. Die Maschinen der Römer rückten an. Der Kampf dauerte noch einen Monat. Der Muth der Juden war gebrochen. Was fliehen konnte, floh. Simon und Johannes verkrochen sich in unterirdische Höhlen. Dieser von

Hunger getrieben, bat die Römer um Gnade. Jener hatte Nahrung mitgenommen, wollte sich mit etlichen Genossen unter der Erde fortarbeiten und entfliehen. Aber die Nahrungsmittel gingen zu Ende, und sie waren noch nicht weit gekommen. Auch ihn trieb der Hunger heraus. In weißem Kleide mit purpurnem Ueberwurf kroch er an der Stätte, wo der Tempel gestanden, aus der Erde heraus und ward gefangen. Johannes ward zu ewigem Gefängniß verurtheilt, Simon im Triumph mit aufgeführt und zu Rom getödtet.

Die Zahl aller durch die innern Kämpfe und durch die Römer Getödteten giebt Josephus auf 1,100,000, die der Gefangenen auf 97,000 an. Dieser Rest ist theils umgekommen in den Schauspielen, wo sie wilden Thieren vorgeworfen wurden, theils in die Sclaverei verkauft. Die Stadt ist verbrannt, ihre Mauern sind niedergerissen, das Volk ist zerstreuet in alle vier Winde, allen Völkern zum Denkmal, daß sie ein um so unbarmherzigeres Gericht erfahren werden, je größere Gnadengüter sie verscherzt haben.

Fr. Ahlfeld in Halle a. S., jetzt in Leipzig.

---

60. Symeon, Bischof von Jerusalem.

18. Februar.

An der Spitze der christlichen Muttergemeinde zu Jerusalem war zuerst Jakobus, der Bruder des Herrn, gestanden. Derselbe ist als Bekenner und Blutzeuge Jesu Christi eines gewaltsamen Todes gestorben. So viel steht außer Zweifel, daß dies noch vor der Belagerung und Eroberung Jerusalems, welche dem jüdischen Staat, der Stadt Jerusalem, dem Tempel ein Ende machte, geschehen ist. Nur darüber bestehen Zweifel, ob das erst kurz vor der Katastrophe, im Jahre 69 nach Christo, oder schon 6—7 Jahre früher, im achten Regierungsjahre Nero's, 62—63 nach Christo sich ereignet hat. Der frühere Zeitpunkt scheint der wahrscheinlichere zu sein.

Nun wurde, an Statt des Jakobus, nach einstimmiger Willensmeinung der Betheiligten, Symeon Vorstand der Christengemeinde zu Jerusalem. Eine Sage, welche wir bei Eusebius Kirchengesch. 3, 11 finden, beschreibt den Hergang sehr feierlich: die Apostel und die ursprünglichen Jünger Jesu, so weit sie damals noch am Leben waren, seien von überall her zusammengekommen (in Jerusalem),

und haben in Gemeinschaft mit den leiblichen Verwandten Jesu, von welchen noch mehrere sich am Leben befanden, sich darüber berathen, wen man für würdig halte, Nachfolger des Jakobus zu werden. Und da hätten sie denn alle einhellig den Symeon, Sohn des Kleophas, des bischöflichen Stuhls daselbst würdig erkannt, da er ein Vetter des Erlösers war. Das ist jedenfalls eine Ausmalung aus späterer Zeit; wenigstens sind die Nachrichten, welche der Berichterstatter des vierten Jahrhunderts aus dem mindestens 150 Jahre älteren Hegesippus einflicht (3, 32; 4, 22), ungleich einfacher. Aber so viel bezeugt auch der letztere, daß Symeon, der Sohn des Kleophas, des Oheims Jesu, also leibliches Geschwisterkind des Herrn, einmüthig zum Nachfolger des Jakobus, Bruders des Herrn, erwählt worden sei. Ohne Zweifel wirkte der Charakter des Mannes und das Vertrauen, das er ohnehin genoß, zu dieser Auszeichnung mit. Aber die geschichtlichen Zeugnisse lassen doch deutlich erkennen, daß hiebei die leibliche Verwandtschaft mit dem Herrn selbst ein namhaftes Gewicht in die Wagschaale legte. Es ist das eine sichtbare Spur von der bei der Urgemeinde zu Jerusalem, vor dem Gericht über Jerusalem, noch vorwaltenden judaistischen Vorneigung.

Ist demnach Symeon noch vor dem Ausbruch des jüdisch-römischen Krieges an die Spitze der Christengemeinde zu Jerusalem getreten, Bischof derselben geworden, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß er, wie die ganze christliche Gemeinde Jerusalems, Ende des Jahres 66 oder Anfang des folgenden Jahres, ehe Vespasian seinen Feldzug begann, die Stadt verließ und mit den übrigen nach Pella im Ostjordanlande zog, wo sie während der Kriegsstürme eine stille Ruhestätte unter Gottes Schutz gefunden haben.

Nach Vollendung des göttlichen Strafgerichts über das Volk Israel siedelte sich die Christengemeinde aufs neue in Jerusalem an, wo unter den wenigen verschont gebliebenen Gebäuden auch die christliche Kirche (um den späteren Namen zu gebrauchen), auf dem Berge Zion noch stand. Von seiner Rückkehr an scheint Symeon sammt der christlichen Gemeinde insofern eine gewisse Ruhezeit genossen zu haben, als die Kirche Christi damals noch nicht mit gnostischen Sekten zu kämpfen hatte, vielmehr, wie Hegesippus sich ausdrückt, noch eine reine Jungfrau war, indem die Verderbniß der Lehre nur erst im Stillen zu schleichen begann.

Wohl aber läßt sich, so weit wir die damaligen Zustände kennen, mit Grund annehmen, daß die Rachsucht und Eifersucht von Seiten der ungläubigen Juden sich in einem gesteigerten Christenhaß kund gab. Dieser Haß führte, unter der Regierung des Kaisers Trajan (98—117) zu einer förmlichen Anklage von Seiten jüdischer Parteien wider Symeon, als einen Nachkommen von David und als Christen. Die Anschuldigung scheint somit, ähnlich wie in dem Processe wider Jesum selbst, eine doppelte gewesen, und theils von dem Gesichtspunkt der Politik theils von dem der Religion ausgegangen zu sein. Die Abstammung von dem königlichen Geschlechte David's hatte schon unter der früheren Regierung Domitian's (81—96) den Anlaß dazu gegeben, daß mehrere Christen, Enkel des Judas, der ein Bruder Jesu gewesen war, als verdächtig nach Rom transportirt und dem Kaiser persönlich vorgeführt werden, der sie jedoch als harmlose arme Leute erkannte und freisprach. Jetzt machte man aufs neue denselben Versuch. Es gelang, den Symeon wegen seiner Blutsfreundschaft mit Jesu und seiner Abstammung von dem königlichen Geschlechte David's, bei der römischen Provinzialregierung in Palästina anzuschwärzen, als ginge er mit Gedanken der Aufwieglung und mit Plänen der Usurpation um. Der andere Stützpunkt der Anklage, welcher mit dem ersten wahrscheinlich in innere Verbindung gebracht wurde, war das Bekenntniß Symeon's zu Jesu als dem Messias.

So wurde denn eine Untersuchung über den Mann verhängt. Man verhörte ihn mehrere Tage lang unter Anwendung der Folter. Aber er legte hiebei in so standhafter Weise ein Bekenntniß zu Jesu Christo ab, daß der römische Statthalter, der Consular Attikus selbst und alle Anwesenden sich über die Maaßen verwunderten, wie ein Greis von 120 Jahren das alles zu ertragen vermochte. Endlich wurde er auf Befehl des Statthalters gekreuzigt. Das geschah, wie Eusebius in seiner Chronik angiebt, im Jahr 109 nach Christo. Darnach müßte Symeon, welcher angeblich 120 Jahre zählte, noch früher als Jesus selbst geboren sein. So wurde denn der treue Mann, nachdem er volle vierzig Jahre lang der Gemeinde zu Jerusalem vorgestanden war, und zuletzt noch vor Heiden und Juden sich öffentlich zu dem Erlöser bekannt hatte, Jesu Christo, seinem Verwandten nach dem Fleisch und seinem Heiland, auch in der schrecklichen Todesart ähnlich, die er erduldet hat.

Gotthard Lechler in Vaiblingen, jetzt in Leipzig.

---

61. Die Märtyrer zu Rom unter Nero.

2. August.

Während das Evangelium seine jugendliche Lebenskraft erprobte in den Ländern der Heiden rings umher, während es seine Sendboten ausgehen ließ zu Wasser und zu Lande unter den mannichfaltigsten Gefahren, um dem Gebote des Herrn gemäß allen Völkern das Wort zu bringen, das den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit war: saß die Selbstsucht und die Sünde auf dem Herrscherstuhle des damaligen Weltreichs. Da mußte denn auch die junge Gemeinde in Rom die erste Feuerprobe der Wahrheit bestehen und es an den Tag legen helfen, daß das Blut der Märtyrer die Aussaat der Kirche ist.

Der Kaiser Nero war nicht ohne den Schmuck leiblicher und geistiger Gaben auf den Stuhl gestiegen, zu dem ihm Frevel und Gewaltthat den Weg gebahnt hatte. Auch hielt der Einfluß seines Lehrers Seneca, der ihm ohne Zweifel eine Richtung zu geben bemüht war, die mehr mit dem Wesen jener verdorbenen Welt, als mit dem Geiste des Christenthums in Widerspruch stand, nur einige Jahre (man spricht von fünf) vor. Dann ging es wie mit jenem unsauberen Geiste, der, nachdem er von dem Menschen ausgefahren ist und dürre Stätte durchwandelt hat, wieder umkehrt in sein Haus und sieben andere Geister zu sich nimmt, die ärger sind denn er selbst. Einem Manne, der nicht die leiseste Ahnung hatte von dem Ernste des Lebens oder einem ewigen Gerichte, der seine eigene, ihm freilich nicht von Gott gegebene, hohe Stellung zu dem albernen Tand eines öffentlichen Sängers und Schauspielers misbrauchte, und unter Sclaven und schmutzigem Pöbel im ehrlosen Handwerk des Wagenlenkens sich übte, mußte der heilige Ernst und stille Friede auf einer jeden Christenstirne etwas Entsetzliches haben, das ihn mit Haß erfüllte. Und dennoch lag das versunkene römische Volk vor ihm auf den Knieen und betete ihn an, weil er täglich neue und vorher nie gesehene Spiele und Schaugepränge hielt, welche Tag und Nacht dauerten, weil er auf die sinnloseste Art vergeudete, was zum Theil unter den Todesseufzern seiner Unterthanen erpreßt war.

Einst im Jahre 64 brach ein Feuer aus in den Prachthöfen des berüchtigten Gastgebers Tigellinus; es breitete sich am Circus aus, ergriff die Buden, wo Fettwaaren und andere brennbare

Materialien aufgehäuft lagen; dann wälzte es sich gegen den palatinischen und cölischen Hügel hin mit reißender Schnelligkeit fort. Nero war abwesend, er befand sich in Antium und zögerte auf die erhaltene Kunde noch lange. Endlich kam er, aber es war ihm kein Ernst dem Feuer zu wehren; er freuete sich vielmehr, daß durch diese Zerstörung seinen Plänen zur Verschönerung Roms ein freies Feld der Verwirklichung sich öffnete. Er hinderte darum die Anstalten zum Löschen, ja er ließ sogar diejenigen gewaltsam abhalten, die dem Feuer Einhalt thun oder auch nur ihr Eigenthum retten wollten. So wüthete das Feuer denn sechs Tage und sieben Nächte hindurch: es wurden von den vierzehn Quartieren der damaligen Hauptstadt der Welt drei von den Flammen ganz verzehrt, aber auch von sieben anderen nur einzelne Häuser und Trümmer gerettet, während nur vier Quartiere völlig unberührt blieben.

Nero wälzte die Schuld des Brandes auf die ihm verhaßten Christen, deren vermeintliche Sonderbarkeit, deren stilles, zurückgezogenes Leben der geeignetste Träger eines solchen Verdachtes schien. Großartige, aber auch pomphafte Veranstaltungen ließ er treffen, um Unterkommen und Nahrung für die Armen zu bereiten; aber dennoch hatte er jetzt die Volksgunst verloren und gewann sie nie wieder. Es war bezeichnend genug, daß er auf der Stätte, wo die Hütten der Armuth gestanden, von dem letzten Sparpfennig verwüsteter Provinzen sein „goldenes Haus" bauen ließ; er verrieth seinen Sinn und sein Streben, wenn er behauptete: Keiner der Fürsten habe noch gewußt, was ihm frei stände.

Jenseits des Tiberstroms, auf dem rechten Ufer desselben, von der vatikanischen Brücke aus über den reizenden Hügel der Barberinischen Villa hin dehnten sich in weitem Umfange und ausgesuchter Pracht die Gärten des Nero aus; sie waren ohne Zweifel vereinigt aus den Gärten der älteren Agrippina, der Gattin des Germanicus, und der Domitia, der väterlichen Muhme Nero's, deren Tod er beschleunigte, um in den Besitz ihrer Güter zu kommen — wenn die letzteren auch zu der Zeit, von der wir hier sprechen, vielleicht noch nicht dazu gehörten. Sie erstreckten sich bis nahe zum Ufer, gegen welches hin das darin befindliche Gartenhaus einen Altan hatte, womit ein Säulengang nach dem Ufer hin abschloß. Vor dem Haupteingange derselben, der nach der Tiberebene zu, wahrscheinlich der vatikanischen Brücke gegenüber, sich befand, empfing einst Caligula eine Gesandtschaft der Juden, deren

in Rom lebende Genossen ihr Quartier in der Nähe dieser Gärten hatten. Und eben diese Gärten, in deren Mitte Nero einen Circus zu seinem, erst geheimen, dann öffentlichen Gebrauche errichten ließ, sind der Schauplatz der grausamen Hinrichtung der ersten Christen.

Ob eine, auch noch so falsche Anklage, ob irgend welche Untersuchung den unmenschlichen Qualen vorausging, die man gegen sie ersann, wissen wir nicht. Freilich sagt der römische Berichterstatter Tacitus, der hier ein um so sicherer Gewährsmann ist, als ihm das Wesen des Christenthums völlig fremd und deshalb nach damaliger Auffassung zuwider ist: zuerst wären solche ergriffen worden, welche bekannten, alsdann auf deren Anzeige eine ungeheure Menge, nicht sowohl der Brandstiftung als des allgemeinen Menschenhasses überwiesen. So also erschien den Heiden der weltverachtende Glaubensmuth der Christen und ihre Weigerung, an heidnischen Cultusformen sich zu betheiligen. Vielleicht mag die Mehrzahl derselben gekreuzigt worden sein; aber Andere wurden nach demselben Berichte in die Felle von wilden Thieren eingenäht und dann die Hunde auf sie gehetzt, damit sie von diesen zerfleischt sterben sollten. Noch Andere wurden an ihren Kleidern mit allerlei brennbaren Stoffen bestrichen oder in Pechsäcke eingehüllt, dann angezündet, und mußten so im langsamen Feuertode dazu dienen, bei Nachtzeit als Fackeln die kaiserlichen Gärten zu erleuchten. Und vielleicht schon zum Schlusse dieser schaudervollen Belustigungen in seinem Park gab Nero ein Circusspiel, wobei er selbst im Aufzuge eines Wagenlenkers erschien. Das Volk aber ward nicht befriedigt, es fühlte vielmehr Mitleid mit den Christen, die ja nicht dem allgemeinen Wohle, sondern der Mordlust eines Einzigen geopfert wurden.

Beschränkte sich auch diese Verfolgung, eben um des gebrauchten Vorwandes willen, zunächst auf die Christen in Rom, so blieb dennoch auch die nachtheilige Rückwirkung auf die durch die Provinzen hin zerstreuten Christen nicht aus. Ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit mußte sich ihrer bemächtigen, das bei jeder gegebenen Veranlassung, bei dem häufigen Regierungswechsel u. s. f. in fieberhafte Spannung sie versetzen konnte. So fanden sie denn zunächst auch keine Beruhigung darin, als vier Jahre später der Tod des unmenschlichen Kaisers ihnen gemeldet ward. Daher bildete sich eine Sage und blieb lange Zeit weit verbreitet unter dem christlichen Volke, indem ein heidnisches Element darin christlich aus-

gemalt wurde: Nero sei nicht gestorben, sondern habe sich über den Euphrat zurückgezogen und werde wiederkommen als der Antichrist.

Kaiser Constantin ehrte die Stätte, wo das Blut dieser treuen Zeugen in so reichen Strömen geflossen war: er baute auf jenem Platze eine große, reich geschmückte Basilika, von der wir wissen, daß sie die rechte Seite des Neronischen Circus einschloß. Sie hat lange gestanden; in ihr empfing Karl der Große die römische Kaiserkrone. Seitdem sie aber im funfzehnten Jahrhundert hat abgebrochen werden müssen, wölbt sich über der nämlichen Stätte die Kuppel von St. Peter, und noch jetzt glaubt das Volk, daß in den unterirdischen Gewölben dieser größten Kirche der Welt die Gebeine jener Märtyrer ruhen.

Friedr. Lübker in Parchim, zuletzt in Flensburg †.

---

62. Flavia Domitilla.

7. Mai.

Der heidnische Kaiser Domitianus hat durch seine Grausamkeit gegen die Christen aller Orten einen bösen Namen auf Erden zurückgelassen. Gegen ihn war Kaiser Nero, so schreibt ein Heide, wie ein Mädchen, das die Harfe spielt: ein andrer heidnischer Schriftsteller seiner Zeit nennt ihn das allergräulichste Thier, womit wir Christen noch heut zu Tage an das Thier, das aus dem Meere aufsteigt, und an das andere Thier, das von der Erde aufsteigt, unwillkürlich erinnert werden, wie davon Johannes im 13. Capitel der Offenbarung schreibt. Domitianus nannte sich nicht anders als Herr und Gott: je mehr er sich in seinen blutdürstig-despotischen Eigenwillen verstrickte, desto hartnäckiger behauptete er seine Gottheit. Ein Kaiser von Gott verordnet zu sein, war ihm zu gering, er wollte als Gott selbst verehrt werden. Darum ließ er auch sein Bildniß überall in goldenen und silbernen Bildsäulen zur Anbetung aufrichten. Auch davon finden wir die Vorzeichen in der Offenbarung Johannis 13, 12. 15. Die meisten Unterthanen fügten sich dem kaiserlichen Gebote, und beteten das Thier an, um nicht getödtet zu werden, wie ebenfalls geschrieben steht. Aber die Christen, die wirklich Christen waren, konnten dem Kaiser nur geben, was des Kaisers ist: sie mußten Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die nun standhaft blieben und dem Kaiser die

Anbetung verweigerten, welche Gott allein gebührt, wurden theils gefangen genommen und auf wüste Inseln ausgesetzt, theils ertödtet. Damit sind wir wieder an das Wort erinnert, welches Johannes hörte und niederschrieb Offenb. 13, 10: „So Jemand in das Gefängniß wegführet, der wird in das Gefängniß gehen; so Jemand mit dem Schwerdte tödtet, der muß mit dem Schwerdte getödtet werden.“ Das ist dem Verfolger gesagt und zu allererst an dem K. Domitianus im J. 96 der christlichen Zeitrechnung wirklich in Erfüllung gegangen. Aber den verfolgten Christen ist gesagt: „Hie ist Geduld und Glaube der Heiligen.“

Ehe indessen Domitianus zu seinem Ende kam, hat er noch fürchterlich gewüthet. Alle, die ihn als Gott nicht anbeteten, wurden der Gottlosigkeit beschuldigt und auf diese Anklage verdammt. So verkehrt war der Welt-Sinn, daß die Christen, welche von der Gnade Gottes in Christo zeugten, von den Heiden, die ohne Gott waren, der Gottlosigkeit, der Gottesläugnung beschuldigt wurden. Abgötterei galt für Frömmigkeit, Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit für Gottesverläugnung.

Selbst seinen Schwestersohn, den Consul Flavius Clemens ließ Domitianus hinrichten um des christlichen Zeugnisses willen, welches als sträfliche Gleichgültigkeit gegen die Staatswürde ausgelegt ward. Auch die Frau des Consuls Flavia Domitilla wurde auf die Insel Pandateira verbannt: sie war ebenfalls eine Blutsverwandte des Kaisers. Wir wissen nicht, was weiter aus ihr geworden: aber der Herr weiß es. Wir erinnern nur daran, daß auch den Apostel und Evangelisten Johannes — entweder gleichzeitig, oder schon früher — dieselbe Strafe getroffen hatte, als er auf die Insel Pathmos verbannt wurde, und zwar, wie er selbst schreibt (Off. 1, 9), „um des Wortes willen, und des Zeugnisses Jesu Christi.“ Aber das Elend wurde ihm reichlich vergolten durch die göttlichen Offenbarungen, deren er daselbst gewürdigt worden ist, an welchen wir nicht auslernen, an welche wir auch durch diese wenigen Mittheilungen erinnert worden sind. Dem Apostel Johannes war übrigens noch hienieden die Freiheit und die Rückkehr beschieden.

Unter der Regierung des Kaisers Domitianus begegnet uns auch die Jungfrau Flavia Domitilla, die Nichte des Consul Flavius Clemens. Auch sie wurde um das Jahr 95 verbannt, und zwar weil sie eine Christin war, und Christum, ihren Herrn, nicht verläugnen wollte. Spuren ihrer Hütte in Pontus sollen noch

lange hernach entdeckt und besucht worden sein. Es wird berichtet, daß sie später, und zwar im J. 102, von Pontus nach Terracina geschleppt, und daselbst, nachdem sie abermals den Namen des Herrn Jesu Christi standhaft und festiglich bekannt, mit ihren beiden Schwestern Euphrosyne und Theodora öffentlich verbrannt worden sei. Aber das ist nur eine unzuverlässige Sage, woran sich noch viele andere Zusätze angeschlossen haben: denn die Menschen können es nicht lassen, was Gott weislich verborgen hat, schon hienieden voreilig aufzuklären, was der schweigenden Stille befohlen ist, zu verlautbaren, und was von der Geschichte nur schlicht und einfach, kurz und enthaltsam erzählt wird, durch die Legende weiter auszuschmücken. Es geschieht oft aus guter Meinung und lebendiger Theilnahme, aber in Unverstand und Ungeduld.

Domitilla's Geschichte ist besonders dadurch lehrreich und beredt, daß sie uns so gar wenig von ihr sagt. Sie bekannte, und ward verbannt: das ist Alles was wir wissen: und solches geschah wo nicht zur Zeit der Offenbarung St. Johannis, doch einige Zeit hernach, noch vor dem Ende des ersten christlichen Jahrhunderts. — Domitilla die Jungfrau (20. April) gehört wie Domitilla die Frau (7. Mai) recht eigentlich zu den vielen Verborgenen, welche von der Geschichte eben nur genannt, oder auch nicht einmal genannt werden, aber in dem Buche des Lebens angeschrieben stehen. C. F. Göschel in Berlin †.

---

63. Clemens von Rom.

23. November.

Die Vorsehung hat auf verschiedene Weise für das Gedächtniß der Heiligen und der Männer und Frauen gesorgt, die sich um die Kirche Christi (nach menschlicher Weise zu reden) verdient gemacht haben. Während sie uns von den Einen die äußere Lebensgeschichte, die Geschichte ihrer Thaten und Leiden aufbewahrt hat, hat sie uns von Andren blos ihre schriftlichen Werke erhalten und sie auf die Nachwelt kommen lassen. Dies Letztere ist der Fall mit dem Manne, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, und der zu der Reihe der „apostolischen Väter" oder der Männer gehört, die noch an das apostolische Zeitalter hinanreichen, und deren Schriften dem Alter nach den kanonischen Schriften des N.T. am nächsten stehen.

Wir wissen nur wenig über sein äußeres Leben; aber in seinen Schriften, oder vielmehr in der einen, mit Sicherheit ihm zugeschriebenen Schrift, haben wir ein Zeugniß seiner christlichen Denkweise, das so gut eine That genannt werden darf, als irgend eine andere Glaubens- und Liebesthat zum Besten der Kirche.

Clemens von Rom (Clemens Romanus), den man zum Unterschiede von einem andern, um ein volles Jahrhundert spätern Clemens, dem von Alexandrien (Clemens Alexandrinus), immer mit diesem bestimmten Beisatze anführt, ist nach dem Dafürhalten Vieler derselbe Clemens, den Paulus, Phil. 4, 3, seinen Mitarbeiter nennt, dessen Name mit dem der übrigen Mitarbeiter „eingeschrieben sei im Buche des Lebens." Ein Zeugniß, das die schönsten und ausgeführtesten Biographien vieler weltberühmten Leute aufwiegt! Unsern Clemens finden wir zu Ende des ersten Jahrhunderts als Bischof zu Rom, und zwar als Nachfolger des Anakletus (Kletus), der auf Linus gefolgt war. So berichtet wenigstens der Kirchengeschichtschreiber Euseb (K. G. III, 13 u. 15). Andere lassen ihn gleich nach Linus, noch Andere unmittelbar nach Petrus folgen. Er starb (nach dem Zeugniß desselben Geschichtschreibers III, 34) im dritten Jahr der Regierung des Kaisers Trajan (101), nachdem er neun Jahre lang der Predigt des göttlichen Wortes und der Leitung der Kirche vorgestanden. Spätere katholische Schriftsteller haben ihn einen Märtyrer genannt. Nach der Legende soll ihn nämlich Trajan nach dem taurischen Chersones verbannt und ihn in Folge wunderbarer Ereignisse haben im Meer ertränken lassen; allein die beglaubigte Geschichte weiß davon nichts. Starb Clemens auch (wie anzunehmen ist) eines natürlichen Todes, so dürfen wir ihn dennoch den Glaubenszeugen der Kirche zuzählen, insofern seine unter mannigfachen Leiden und Drangsalen bewährte Gesinnung der eines Märtyrers würdig ist.

Diese Gesinnung tritt uns besonders aus dem Briefe entgegen, den Clemens an die Gemeinde zu Corinth richtete. Wie diese Gemeinde schon zu Paulus Zeiten durch Spaltungen zerrüttet war, so scheint diese Uneinigkeit, wenn auch unter andern und rohern Formen, aufs Neue ausgebrochen zu sein, da sie sich namentlich in Widersetzlichkeit gegen die kirchlichen Obern kund gab. Der hiervon unterrichtete Clemens ermahnt nun die Gemeinde in seinem Schreiben, das er wohl gegen Ende der Neunzigerjahre verfaßt haben muß (obwohl Andre es früher setzen, noch vor die Zerstörung

Jerusalems), zur Einigkeit, zur Demuth, zum Gehorsam, zur Geduld, und hält ihnen das bevorstehende Gericht und die Hoffnung der künftigen Auferstehung vor, von der schon die Natur mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, von Saat und Ernte, sowie der Vogel Phönix in Arabien ein sprechendes Sinnbild sei. Ebenso benutzt er die sichtbare Schöpfung zu seinem Hauptzwecke, die störrischen Gemüther zur Ruhe zu weisen, indem er in ihr eine Stimme Gottes an den Menschen sieht, die ihn zum Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze auffordert. Bewegt sich doch der Himmel nach diesen ewigen Gesetzen; Tag und Nacht durchwandeln die ihnen angewiesene Bahn, ohne einander zu stören. Sonne und Mond und der Sterne Chor kreisen nach des Schöpfers Geheiß in den ihnen bestimmten Schranken, ohne sie zu überschreiten. Die fruchtbare Erde bringt nach seinem Willen zu ihrer Zeit Nahrung in Fülle hervor für Menschen und Thiere und alle Geschöpfe auf ihr, ohne Weigerung und Zögerung. Die unzugänglichen Tiefen des Abgrundes werden durch dieselben Gesetze gehalten, und des ungeheuern Meeres Schlund wird durch seine Schöpfermacht zusammengedrängt, damit er nicht die ihm gesetzten Riegel sprenge; denn also spricht der Herr: „bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen." Der den Menschen unüberschreitbare Ocean und die Welten, die drüber hinaus liegen, folgen denselben Anordnungen des Herrn. Frühling, Sommer, Herbst und Winter lösen einander in friedlichem Wechsel ab. Die Winde verrichten ungehindert ihren Dienst an ihrem Orte und zu ihrer Zeit. Die nie versiegenden Quellen, geschaffen zu unserm Genuß und zu unserer Gesundheit, reichen unaufhörlich ihre Brüste dar zur Erhaltung des menschlichen Lebens, und in Frieden und Eintracht verkehren die kleinsten Thiere miteinander. Das Alles hat der große Schöpfer und Herr aller Dinge geordnet, daß es bestehe in Frieden und Eintracht, zum Besten Aller, besonders aber zu unsrem Besten, die wir unsre Zuflucht nehmen zu seiner Barmherzigkeit durch unsern Herrn Jesum Christum, welchem sei Ehre und Lobpreisung von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Wie auf die ewigen Gesetze der Schöpfung, so weist Clemens seine Leser auf die Heilige Geschichte. Er stellt ihnen das Beispiel eines Henoch, Noah, Abraham, Loth, Moses, Hiob, David und Anderer, auch das Beispiel der christlichen Märtyrer, besonders der Apostel Petrus und Paulus vor Augen. Vor Allen aber weist er sie auf Christum hin, den er ihnen als das erhabenste Beispiel

der Demuth und des Gehorsams darstellt. „Sehet, ruft er aus, geliebte Männer! welch' ein Beispiel uns hier gegeben ist. Wenn sich der Herr also erniedriget hat, was sollen wir thun, die wir durch ihn unter das (sanfte) Joch seiner Gnade gekommen sind." So ernst und nachhaltig übrigens Clemens zur christlichen Tugend ermuntert, so weit entfernt ist er von dem Wahne, als ob der Mensch durch seine eigene Gerechtigkeit das Wohlgefallen Gottes sich erwerben könne. Vielmehr spricht er es deutlich aus, daß wir, die wir durch den Willen Gottes in Christo berufen sind, nicht durch uns selbst gerechtfertigt werden, weder durch unsre Weisheit noch durch unsern Verstand, noch durch unsre Frömmigkeit, noch durch die Werke, die wir in der Heiligkeit unsres Herzens gethan haben, sondern durch den Glauben, durch welchen der allmächtige Gott von Ewigkeit her Alle gerechtfertigt hat. Deßhalb sagt er auch: „Jesus Christus ist der Weg, auf dem wir unser Heil finden; er, der Hohepriester, der unsre Gaben darbringt, er der Fürsprecher und Beistand unsrer Schwachheit. Durch Ihn lasset uns aufschauen zu des Himmels Höhen, durch Ihn, wie durch einen Spiegel schauen Gottes unbeflecktes und erhabenes Angesicht; durch Ihn sind die Augen unsres Herzens aufgethan; durch Ihn ist unser unverständiges und verfinstertes Gemüth wieder zu seinem bewundernswürdigen Licht erfacht; durch Ihn wollte uns der Herr seine unsterbliche Erkenntniß zu schmecken geben, durch Ihn, welcher ist der Abglanz seiner Herrlichkeit." — Diese Stellen mögen genügen, uns eine Vorstellung von dem Geist und Inhalt des Briefes zu geben. — Es wurde derselbe in der ersten Christenheit sehr hoch gehalten und (nach der Versicherung alter und glaubwürdiger Zeugen) mit den heiligen Schriften in den christlichen Versammlungen vorgelesen. — Außer diesem (ersten) Briefe wird noch ein zweiter Brief des Clemens an die Corinther genannt, der aber nur in Gestalt eines Bruchstückes, und zwar eher einer Rede (Homilie), als eines Briefes vorhanden ist und den Manche dem Clemens absprechen.

Auch sonst sind noch Schriften unserm Clemens zugeschrieben worden, die aber durch ihre ganze, vom reinen apostolischen Christenthum abweichende Haltung, sich als das Machwerk häretischer Parteien verrathen, und die daher von allen Einsichtsvollen für untergeschoben gehalten werden. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein in diese pseudo-clementinischen Schriften näher einzugehen, so sehr sie für den Kirchenhistoriker eine interessante Quelle sind, aus der

die Geschichte der christlichen Verirrungen, wie sie schon in den ersten Jahrhunderten, der gesunden Predigt des Evangeliums gegenüber Platz griffen, geschöpft werden muß. In einer dieser Schriften (Recognitiones) erscheint die Geschichte unseres apostolischen Vaters in Form eines Romanes, dessen Inhalt kurz folgender ist: Clemens, der Sohn eines vornehmen Römers, Faustinianus, wird nach langen und schweren Zweifelskämpfen durch die Predigt des Barnabas in Rom veranlaßt, nach Palästina zu reisen, um dort vom Apostel Petrus sich genauer im Christenthum unterrichten zu lassen, zu dem ihn schon längst eine Sehnsucht hingezogen hatte. Er findet den Apostel zu Cäsarea und empfängt von ihm den Unterricht im Christenthum, wobei aber dem Petrus Lehren in den Mund gelegt werden, die durchaus nicht mit der apostolischen Lehre übereinstimmen, sondern Wahres und Falsches, Christliches und Jüdisches, in seltsamer Mischung untereinander mengen. Von dem unverhofften Wiederzusammentreffen des Clemens mit seinem Vater und seinen verloren geglaubten Brüdern hat das Buch seinen Namen. In ähnlichem Geiste sind die sogenannten Clementinen (Homiliae) geschrieben, in denen das häretische Element noch stärker hervortritt, als in den Recognitionen. — Es gehörte das nun eben mit in den geschichtlichen Entwickelungsgang der Kirche Christi, daß auch die verfinsternde Macht des Irrthums mit dem Schein der apostolischen Autorität sich zu umgeben suchte, um desto sicherer die Herzen zu bethören. Es ist daher eine ernste Aufgabe der theologischen Wissenschaft, das Wahre vom Falschen zu scheiden, und die ehrwürdigen Gestalten des Alterthums von dem Spinngewebe zu befreien, womit sie entweder die bewußte Lüge oder eine traumreiche Einbildungskraft umsponnen hat. Dieß ist denn auch namentlich in neuerer Zeit durch die gelehrten Untersuchungen geschehen, welche über diese pseudo-clementinischen Schriften angestellt worden sind. Je mehr die Nebel des Irrthums sich zerstreuen, desto reiner wird uns der Glanz des ächten clementinischen Briefes entgegenstrahlen; ein milder Stern am Himmel der ersten Kirche, der, wenn auch überstrahlt von dem kräftigern und reinern Lichte des apostolischen Wortes, dennoch sein Licht von derselben Sonne empfängt, wie diese.

K. R. Hagenbach in Basel.

Zweiter Abschnitt. Vom Ende des ersten bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts.

1. Kleinasiatische Kirchenlehrer.

64. Ignatius, Bischof von Antiochien.

1. Februar.

Unter den Märtyrern, welchen die Bewunderung und Liebe der Nachwelt im eminenten Grade gebührt, weil ihr Blut als die Erstlingsaussaat der Kirche auf dem Boden der Heidenwelt den Sieg des Christenthums kräftig herbeiführen half, nimmt eine der ersten Stellen der Bischof Ignatius von Antiochien ein, noch ein Zeitgenosse und Schüler apostolischer Männer, über dessen Leben indeß wenig Sicheres bekannt ist. Er soll durch den Apostel Johannes oder Petrus in die christliche Heilserkenntniß eingeführt sein, auch als Nachfolger des Petrus auf dem Bischofsstuhl Antiochiens von einem der beiden Hauptapostel (sei's Petrus oder Paulus) die kirchliche Ordination empfangen haben: — wovon historisch nur etwa dies wahr ist, daß, während er in schroffem Abstoßen alles Jüdischen die Neuheit und Selbstständigkeit des Evangeliums gern an dem Ausschließlichen der Namen „christlich“ und „Christenthum“ ins Licht setzt, in ihm sich die mystische Gefühlstiefe des Johannes mit der Glaubensgerechtigkeit des Paulus durchdringt. Als dann in Antiochien der kunstvolle Kirchengesang aufkam, wußte die syrische Kirche für diesen dramatischen Antiphonienwechsel keine wirksamere Empfehlung als das heiliggehaltene Vorbild ihres Bischofs Ignatius, welcher, wie es hieß, darin die himmlischen Jubelchöre der Seraphim nachgebildet habe. Schon frühe hatte man dem Glaubenshelden auch den Ehrennamen Theophorus (Gottesträger) beigelegt, welchen eine sinnige Deutung in Uebereinstimmung mit dem Grundton seiner Briefe die Beziehung gab, daß Ignatius liebend Christus in seiner Brust getragen, bis das Mittelalter, nach seiner Weise auch hier das Geistigste vergröbernd, die Fabel in Umlauf brachte, Ignatius habe den Namen

Christi in Goldschrift buchstäblich im Herzen gehabt. Das allein Gewisse in diesem ganzen Sagenkreise ist dies, daß Ignatius nicht lange nach Anfang des 2. Jahrhunderts den Märtyrertod litt und als Märtyrer die Leuchte der syrischen Kirche wurde.

Wenn man absieht von dem alten Martyrologium, welches dem Kaiser Trajan, während er auf dem Partherzug in Antiochien Winterquartier hielt, das Schuldig des Todes in den Mund legte, dessen Unglaubwürdigkeit indeß schon durch die innere Unmöglichkeit der Sache und durch das Stillschweigen der Kirchenväter bis ins 6. Jahrhundert evident wird, und wenn man sich allein an deren Zeugnisse, oder was wichtiger ist, an den Text der dem Ignatius im Alterthum einstimmig zugeschriebenen Briefe hält; so war derselbe wegen seines christlichen Bekenntnisses und als hochangesehener Bischof der Kirche Syriens bei Gelegenheit einer Verfolgung, welche über Antiochien hereinbrach, zum Tode verurtheilt worden. Er sollte in Rom wilden Thieren vorgeworfen werden. Diese grausame Todesart war schon seit Anfang des 2. Jahrhunderts ein beliebtes Mittel christenfeindlicher oder popularitätssüchtiger Statthalter, sich durch Abwechselung in der Schaulust die Gunst der Menge zu erwerben. Von wem der Richterspruch über Ignatius gefällt sei, wird nicht erzählt; aber eine für die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung sehr bedeutsame Thatsache ist, daß kein einziger der Väter, welche seines Todes oder seiner Briefe gedenken, über Trajans Antheil daran ein Wort hat. Es war also wohl die gewöhnliche Ortsobrigkeit, der Statthalter Syriens, welcher dies Urtheil sprach. Und ein Beweis dafür, bis zu welchem Umfange der Mißbrauch, daß man Verurtheilte nach Rom oder in eine andere Provinz als Thierfutter des Circus sandte, stattgefunden haben müsse, ist das Gesetz des 3. Jahrhunderts, welches diese Uebersendung von der Ermächtigung des Kaisers abhängig machte. Hierdurch tritt auch der Brief des Ignatius an die Römer erst in sein volles Licht, welcher die dortige Christengemeinde in der stärksten Erregtheit des Affects beschwört, daß sie nicht durch unzeitige Dazwischenkunft den Vollzug der dem Sprecher bestimmten Todesstrafe aufhalten möchte. Er fürchtete eine Appellation an den Kaiser, welche nach römischer Proceßordnung Rechtsgültigkeit hatte, auch wenn sie nicht vom Verurtheilten oder gar wider seinen Willen eingelegt wurde. Die Reise, eine Art Triumphzug, geschah wechselnd bald zu Wasser bald zu Lande. Von Smyrna bis Troas wurde

Kleinasien, von Neapolis bis Dyrrhachium Macedonien und Illyrien auf der Militärstraße durchschnitten. In Smyrna begrüßten den Gefangenen Gesandtschaften christlicher Städte, welche ihm zum Theil auch das Ehrengeleit durch die Halbinsel gaben. Es war dies ein Ausdruck herzlicher Theilnahme, womit alle Christen einander als Miterlöste und Genossen einer Hoffnung umfaßten, welche aber zum rührendsten Wetteifer wurde, wo es galt, einem Märtyrer die letzten Tage zu versüßen. Seinen Dank stattete Ignatius ab in fünf von Smyrna und Troas aus an kleinasiatische Gemeinden und einem an den Bischof Polycarpus in Smyrna gerichteten Schreiben, welche voll Todesmuthes, wie der Römerbrief, uns einen tiefen Blick in sein von den mächtigsten Gedanken, Sorgen, Hoffnungen bewegtes Gemüth thun lassen. Es sind Lob- und Siegeslieder eines Scheidenden, der sich bewußt ist, indem er untergeht von der Welt, aufzugehen in Gott, und der, was seine Seele erfüllt, was er als die brennende Frage der Zukunft erkennt, hart an der Schwelle des Grabes gleich als ein Vermächtniß den Gläubigen noch einmal ans Herz legen will. Beides, was man als Verdachtsgrund gegen die Geschichtlichkeit der ganzen Deportationsreise hat benutzen wollen, das Ab- und Zuströmen glückwünschender Besucher und die Abfassung von Briefen, war statthaft theils nach den römischen Haftverhältnissen (Apostelgesch. 24, 23. 27, 3. 28, 30 f.), theils wurde es erkauft durch Geldgeschenke an die bewachenden Soldaten, wie solche Bestechung in der Geschichte des altkirchlichen Märtyrerthums nur zu viele Beispiele hat. Was der geistreiche Spötter, der heidnische Rhetor Lucianus (um Mitte des 2. Jahrhunderts) als Parodie des Christenthums über den philosophischen Abenteurer Peregrinus erzählt, daß er sich eine Zeitlang zu den Christen gehalten und ihm, als er in Palästina gefangen saß, asiatische Christengemeinden Abgeordnete geschickt hätten, um ihn zu trösten und zu erleichtern, und daß er an fast alle berühmten Städte habe Briefe ausgehen lassen, könnte direct aus der Leidensgeschichte des Ignatius geschöpfte Züge enthalten. Jedenfalls sind diese historisch treu, wie auch Ignatius selbst auf die geschehene Bestechung hindeutet, wenn er im Brief an die Römer (Cap. 5) sagt: „Von Syrien bis Rom kämpfe ich mit Thieren zu Lande und zu Wasser, bei Nacht und Tag, gebunden an zehn Leoparden, nämlich die Escorte der Soldaten, welche selbst durch Wohlthun noch grimmiger werden.“ Nach einstimmiger Tradition der alten Kirche hat Ignatius, was er so

heiß ersehnte, erreicht: er wurde im Colosseum zu Rom um das Jahr 107 von wilden Thieren zerrissen.

Das Hauptdenkmal dieses tragischen Lebensausgangs, wie überhaupt seines bischöflichen Wirkens, soweit uns darein noch ein Einblick vergönnt ist, sind die hinterlassenen sieben Briefe, in welchen sich ein nicht gerade christlich durchgebildetes, aber durch und durch religiöses, in der Liebe des Ueberirdischen gewurzeltes, charaktervolles, originelles Lebensbild vor Augen stellt — ein Bild, dessen Märtyrerthum bis heute darin fortgeht, daß, weil Ignatius das Mißgeschick hatte, daß sein Name zur Firma einer Reihe apokryphischer Tendenzschriften und er selbst der enthusiastische Lobredner einer Institution wurde, welche dem protestantischen Bewußtsein leicht als unchristlich, weil hierarchisch erscheint, eine vorurtheilsvolle Kritik nicht blos seine sämmtlichen Briefe als gefälscht oder gänzlich untergeschoben ansah, sondern ihn selbst fast zur mythischen Erscheinung stempelte, während doch sogar die beiden Punkte, an welche vorzugsweise der Zweifel seine Hebel ansetzte, die in den Briefen bekämpfte judaistisch-doketische Häresie und die durch sie begünstigte bischöfliche Würde, so wenig in Widerspruch mit den eigenthümlichen Bildungsverhältnissen der Zeit sind, daß vielmehr ihr Emporkommen und die ihnen zugetheilte keimhafte Gestalt zu keiner andern Zeit möglich war, als in der, welcher die geschichtliche Situation der Briefe sie zuweist. Es war ein besonderer Unstern, daß früher als die sieben Briefe in der kürzern griechischen Textgestalt, welche allein das Siegel der Urspünglichkeit hat, ein Doppelgänger bekannt wurde, welcher ihren körnigen Inhalt in den ordinären Stil einer spätern Rechtgläubigkeit umsetzte, und daß vor wenigen Jahrzehnten noch dazu ein stark verkürzter Text dreier Briefe in syrischer Sprache auftauchte, welcher, wie eine gründliche Untersuchung gezeigt hat, nichts als ein farbloser Auszug für praktische Frömmigkeit ist. Hierdurch verstärkte sich das Mißtrauen gegen eine Literatur, welche schon an sich voller Räthsel, im Grunde ein bloßes Maskenspiel hierarchischer Ideenpropaganda schien. Und doch — überblickt man die Briefe in ihrer ganzen, bis auf das feinste Gefüge eigenartigen Physiognomie, die Beschaffenheit ihres Christenthums, welches bei aller Einfachheit in Lehre und Leben keineswegs mehr die apostolische Geistesfrische und Geistesfreiheit erkennen läßt; die dogmatische Unbestimmtheit, welche, so freudig sie ihren Glauben an die Gottheit Christi und seine wahre Mensch-

heit bekennt, noch nirgends schulmäßig formulirte und abgegrenzte Begriffe zeigt; die Selbstgewißheit eines Glaubens, welche keine Rechtfertigung aus Sprüchen neutestamentlicher Schriftsammlung für nöthig hält; den Uebergangscharakter der Häresie und bischöflichen Verfassung, welcher sich genetisch als nothwendiges Mittelglied zwischen Keimhaftem in der apostolischen Zeit und der Entwickelungsstufe um Mitte des zweiten Jahrhunderts kenntlich macht; das Originelle einer Individualität, welche, ganz Gefühl, Phantasie, Feuer, Kraft, sowohl da, wo sie sich liebeglühend in das Bild ihres Heilandes versenkt und stürmisch nach der Glorie des Märtyrerthums verlangt, und gerade im Excentrischen der Gefühlsausbrüche, als da, wo ihre reine Geistesflamme sich mit selbstischem Feuer vermischt, am meisten den Eindruck der Naturwahrheit macht, zumal diese Gefühlsstimmung sich auch keineswegs in derselben Temperaturhöhe hält, sondern je nach Umständen bald erregter bald kühler den innern Wogendrang schon in dem Eckigen, Gedrängten, Dunkeln, Springenden des Stils abspiegelt; die äußern Gewährsmänner, welche in geschlossener Reihe von dem Zeitgenossen Polycarpus an bis auf den Vater der Kirchengeschichte Eusebius für die Echtheit einstehn: — so kann für Jeden, welchem nicht Vorurtheil den Blick trübt oder alles Gefühl schriftstellerischer Diagnose abgeht, kein Bedenken sein, daß uns in den sieben Briefen des Ignatius ein authentisches und unverfälschtes Denkmal urchristlichen Schriftthums aufbewahrt ist.

Allerdings in den sich gestaltenden Lehrbau dieser grundlegenden Zeit eröffnen sie uns nur spärliche Blicke. Denn da Ignatius bei weitem mehr Mann der That als des Gedankens, mehr Talent für kirchliche Organisation als für wissenschaftliche Ideenbildung war, so ist selbst das, was er über die Grundwahrheiten des Christenthums vorträgt, mehr Lobgesang als Dogma, mehr unmittelbarer schwunghafter Gefühlsausdruck, denn logisch durchdachtes und articulirtes Bekenntniß. Und wo er einmal für das, was sein Herz schwellt und beseligt, eine bis in die Tiefen der Gottheit reichende Speculation versucht, da streift er entweder an trinitarisch-christologische Irrthümer oder nähert sich stark gnostischen Vorstellungen, welchen er sonst mit aller Macht den Krieg erklärt. Es ist das Fundament seines Lebens, daß er den Erlöser als Gott, als seinen Gott anschaut; er weiß ihn als den Logos, welcher, seit Ewigkeit beim Vater, zeitlos, unsichtbar, unfaßbar, nicht wie der

Gedanke aus dem Menschengeist, so aus dem Schweigen Gottes hervorsprang. Er bezeugt auf das Nachdrücklichste das kündlich große Geheimniß der Menschwerdung Gottes und die daran sich knüpfenden Heilsthatsachen, wie der Höchste in Christus sich offenbarte, wie Christus als Sohn der Jungfrau aus Davids Geschlecht menschlich aß und trank, unter Pontius Pilatus wahrhaftig litt und am Kreuz starb, wie er durch die Kraft Gottes auferstand. Er erblickt in der Gewißheit dieser göttlichen Heilsgeschichte, zumal des Todes Christi, den besten Ankergrund, den Sinn und Zweck seines ganzen Lebens. „Warum" — ruft er den Doketen zu — „befinde ich mich, wenn das Alles bloßer Schein ist, in Banden? warum überliefere ich mich dem Tode, zum Feuer, zum Schwert, in die Zähne der Thiere? sterbe ich grundlos?" Aber wenn er nun so in den Grundartikeln des apostolischen Glaubens fest wie der Fels im Meer steht, macht er sich keinen Scrupel, von einem Leiden, von dem Blut Gottes zu reden; er ahnt nicht, daß er die Gottheit Christi in der Wurzel angreift, wenn er ihn Sohn Gottes bloß durch den Willen des Vaters sein läßt. Er bedroht die sittliche Weltverklärung des Christenthums mit Umwandlung in einen Naturproceß oder in kosmologische Zauberei, wenn er die drei Mysterien lauten Schalles, welche Gott in der Tiefe seines eignen Rathschlusses still vorsehend vollzog, die Jungfräulichkeit der Maria, ihre Mutterschaft und den Tod Christi (offenbar in concretem Ausdruck die gesammte Erlösungswirksamkeit des Christenthums) der Welt auf die Weise kund werden läßt, daß plötzlich ein Stern, alle Gestirne überstrahlend, am Himmel aufleuchtete.

Köstliche Sprüche dagegen entströmen dem beredten Munde des Ignatius, wo er, abgewandt speculativer Betrachtung, das Wesen des Christenthums als ausschließliches Heils- und Erziehungsprincip in seiner Bedeutung fürs Leben schildert. Seine Worte haben oft etwas Erhabenes, Feierliches, Rührendes. Es klingt aus ihnen wie Glockenton. Dem Gehobnen des Inhalts entspricht die gedrungene, sinnspruchähnliche, fast orakelhafte oder liturgisch tönende Sprache. Das Ergreifende des Eindrucks steigt, wo er gleichwie aus dem Morgengrauen der höhern Welt dieser irdischen den Scheidegruß zuwirft oder im Vorschmack ihrer himmlischen Verheißung die göttliche Liebesoffenbarung im Christenthum preist. Das Christenthum ist ihm das Ein und Alles. Wie er mit großartigem Geschichtsblick alles Edle und Schöne, dessen die vor-

christliche Zeit sich erfreute, im Christenthum nicht blos gipfeln, sondern als ein prophetisches Christenthum vor Christus aus seinem Lebensborn hervorgehen läßt; wie Heiden und Juden, in deren Mund man den Namen Christi nicht hört, nichts sind als Aufschriften von Gräbern, wo nur der Name Mensch (d. h. etwas Leeres) zu lesen steht: so verräth der eine dürftige Einsicht in die Herrlichkeit des Christenthums, der es für eine bloße Sache des Scheines oder der Redekunst halten wollte. Es ist durch und durch Handeln; es ist Großthat, zumal wo es vom Hasse der Welt verfolgt wird. Nicht so sehr aufs Bekennen kommt es jetzt an, als auf die Kraft des Glaubens bis ans Ende. Es ist besser Schweigen und Sein, als Reden und Nichtsein. Alles laßt uns in der Zuversicht thun, daß Christus in uns wohnt, damit wir seine Tempel seien und er in uns als unser Gott. Aber welches sind die Kanäle, durch welche sich dieser Gnadenreichthum des Evangeliums über das Leben der Erlösten ergießt? Die Antwort, welche Ignatius hierauf giebt, läßt bemerken, wie er, obwohl auf gleiche Weise von Johannes und Paulus angeregt, doch am liebsten den Bahnen des Paulus folgt, dessen thatkräftiger in Handeln wie Leiden imposanter Charakter seiner eignen Geistesart näher stand als das mehr stillgelassen beschauliche, in Gott befriedigte Wesen des Johannes. Glaube und Liebe, versichert er, ist das Ganze, über welches nichts geht, worin alle Tugenden des Christenlebens urwüchsig angelegt sind und woraus sie mit Nothwendigkeit treiben. Der Glaube eignet sich zunächst das Heil in Christus an. Und nachdem es so als Princip eines neuen göttlichen Lebens dem Erlösten Gehalt und Richtung gegeben hat, ist es die Liebe, in welcher die Einheit des Göttlichen und Menschlichen sich offenbart und vollendet. Beide in Eins vermählt sind von Gott. Wer den Glauben hat, sündigt nicht, die Liebe verscheucht den Haß; wie es zwei Münzen giebt, die Gottes und der Welt, und eine jede ihren eigenthümlichen Charakter hat, so tragen die Gläubigen ihr Gepräge in der durch Christus ihnen eingepflanzten Liebe. Ignatius will, wie man sieht, ebenso dem einseitigen Quietismus thatlosen Gefühlsschwelgens in Gott als dem Dünkel menschlicher Selbstrechtfertigung die Spitze abgebrochen haben.

So gut evangelisch indeß und fürs Leben fruchtbringend diese Grundsätze der Heilsordnung waren, doch bilden sie nicht das Charakteristische im Bilde des Ignatius. Was sein Lebensbild,

wie es frisch und plastisch uns aus seinen Briefen anspricht, so anziehend macht, das ist die feurige, in vollem Sinn persönliche Liebe zu Christus, welchem alle Pulse entgegenschlagen, weil außer ihm nichts ist, was besser wäre, und weil seine Gemeinschaft alles in sich faßt, was dem Leben Trost, Kraft, Erhebung, Frieden, Seligkeit zu gewähren vermag. Ihn sucht er, der für uns gestorben ist; ihn will er, der für uns auferstanden ist. Nicht blos alle Schätze der Erlösung, der Erkenntniß und Liebe, Gott selbst hat er in ihm. Aus diesem Ueberströmen des Gefühls erklärt sich das Excentrische einer Stimmung, welche, durch ein cholerisches Temperament und die Gluthsonne Syriens verstärkt, es selten zu einem recht ruhigen Gleichmaß kommen läßt; jene leidenschaftliche Erregtheit und Ueberschwenglichkeit, wovon Ignatius selber ein überraschend klares Bewußtsein hat: „Die Leidenschaft wird nicht vielen sichtbar, aber mir setzt sie um so mehr zu, ich bedarf der Gelassenheit, durch welche der Fürst dieser Welt überwunden wird." Daher das ungeduldige Hinausstreben über die Schranke des Disseits, welches im Märtyrertod das Ziel und den Gipfel des Lebens erblickt; daher das hochgespannte Selbstgefühl, welches im Bewußtsein das Höchste, die Fülle göttlichen Lebens, ob auch in irdenem Gefäß, zu besitzen, so oft dieses Bewußtsein mit ganzer Stärke über ihn kommt, schwer der Versuchung widersteht, sich selbstbespiegelnd der erlangten geistlichen Erkenntniß, des Bekennermuthes und Menschenruhms zu überheben. Daher das Outrirte einer Demuth, welche sich erinnernd, daß dieses Gefäß doch immer noch so unreine Elemente und so vieles zur Vollendung nicht hat, in den schneidendsten Ausdrücken das Selbstgericht über sich vollzieht, mit einer Schonungslosigkeit, daß Ignatius, freilich auch hier mit dem Urbild des Apostels Paulus coquettirend, sich eine Fehlgeburt, einen Auswurf nennt.

Bei solcher Kraftnatur, welche, obwohl aus Einem Guß, doch überall erst aus dem Contrast der wechselnden Impulse und Stimmungen sich zur Einheit mit sich selbst hindurchzuarbeiten hatte, wird nicht befremden, daß ein Protestantismus, welcher gern die Geschichte sich nach dem Richtmaß doctrinärer Begriffsweisheit oder der Durchschnittsnorm prosaischer Alltäglichkeit zurecht legt, sich in einen Charakter wie Ignatius nicht zu finden wußte, daher seine Frömmigkeit für eine manirirte, seine Demuth für maskirten, hierarchischen Hochmuth, seinen Märtyrerdrang für magische Ueber-

schätzung der äußeren That ausgab. Ohne Zweifel widerstrebt es dem gesunden, christlichen Gefühl, welches seine Wissensbruchstücke an der Erkenntnißtiefe des göttlichen Wortes würdigen gelernt hat, was Ignatius den Trallianern vorhält: „Vieles weiß ich in Gott, aber ich setze mir selbst Maß, um nicht durch Selbstrühmen zu Grunde zu gehen; ich könnte euch das Himmlische schreiben, aber ich besorge, es möchte euch Unmündigen Schaden bringen, denn auch ich vermag nicht deshalb, weil ich Gebundner bin, das Himmlische zu erkennen, die Rangstufen und Geschäfte der Engel, Sichtbares und Unsichtbares: — hierin bin ich noch Schüler." Auch seine Christusliebe ist nicht frei von der Zuthat eines feineren Egoismus, welcher sein eignes Fünklein auf den Altar Gottes trägt, oder sie wird zur düsteren Weltflucht, welche, verschlossen gegen die Liebesoffenbarung Gottes, auch auf den niedrigsten Stufen des Daseins alles Irdische feindlich von sich stößt, gleichviel ob sie es ihrer Sorge nicht werth hält, oder als Brutstätte gefährlicher Versuchungen, als Schranke des freien Aufschwungs zu Gott verabscheut. Daher der Ungestüm eines Märtyrerthums, welches den Tod bald begierig als gottbeschiedenes Theil herausfordert, bald den Anschein gibt, als sei ihm der Tod als solcher der Sieg über die Welt, der Eingang zum Himmel. Ja in dem Grundgefühl, daß erst das Gefesseltsein für Christus der Anfang der wahren Jüngerschaft, das Nahesein dem Schwert so viel als nahe bei Gott sei, fleht Ignatius zu den Römern, daß sie ihn nicht durch Verhinderung des Märtyrertodes um sein vorbestimmtes Loos bringen und so zur Wiederaufnahme des beinahe abgebrochenen Wanderlaufes nöthigen wollten. „Ein Weizenkorn Gottes bin ich, und durch die Zähne der Thiere werde ich gemahlen, auf daß ich als ein reines Brot Gottes erfunden werde.... Möchte ich nur die Thiere prompt finden, welche für mich bereit stehn. Schmeicheln will ich ihnen, daß sie mich sogleich verschlingen, und wenn sie widerstreben, will ich sie mit Gewalt antreiben. . . . Was mir frommt, weiß ich..... Feuer und Kreuz, Haufen wilder Thiere, Zerreißen und Zerstreuen der Knochen, Zusammenschlagen der Glieder, Zerstampfen des ganzen Körpers, schauerliche Martern des Teufels mögen über mich kommen, nur daß ich zu Jesus Christus durchdringe." Welch' heroische, aber auch welch' vermessene Sprache! Das ist nicht die Stimme dessen, welcher, ob er wohl wußte, daß seine Stunde gekommen sei, doch um das Vorübergehen des Kelches betete. Indeß, so wenig

ein solcher mehr pathologischer als ethischer Gefühlsdrang dem Geist des Christenthums entspricht, so weit war Ignatius von dem Wahn, daß der Märtyrertod als solcher die Blüthe christlicher Frömmigkeit sei, entfernt. Wer auch da, wo er sich im Geist bereits zwischen den Thieren fühlt, doch noch das brünstige Flehen hat, daß es nur im Namen Jesu Christi geschehe: dem war das Märtyrerthum sicher nichts bloß Gemachtes, vom sittlichen Gesammtleben Abgetrenntes. Allerdings seine Freude am Märtyrerthum hat etwas Uebertriebenes, Krankhaftes, in der zugespitzten Rede Mißverständliches. Aber was Ignatius vor allem im Märtyrertod suchte, das war volle und ungetheilte Gemeinschaft mit dem Herrn, sein Ringen darnach eine sittliche That. „Meine Liebe ist gekreuzigt“ — ruft er entzückt — „und in mir ist kein Feuer, welches die Materie liebt. Die Geburt steht vor der Thür, hindert mich nicht zu leben, laßt mich reines Licht einnehmen. Dort angelangt werde ich ein Mensch Gottes sein. Brot Gottes will ich, himmlisches Brot, Brot des Lebens, welches ist das Fleisch Jesu Christi, des Sohnes Gottes; Trank Gottes will ich, sein Blut, welches ist unvergängliche Liebe und ewig strömendes Leben.“

Es liegt im Wesen solcher Gefühlsnaturen, daß sie in den Punkt, welcher ihr Interesse gerade beschäftigt, die ganze Kraft legen, daher zu Einseitigkeiten neigen; weshalb zur Ermöglichung eines Totalbildes durch die Summe ihrer Charakterzüge und Thätigkeiten gleichsam die Durchschnittslinie zu ziehen ist. Wir kennen Ignatius nur nach einem Moment seines Lebens. Es ist eine ganz außerordentliche Lage, welche alle Fibern seines Naturells in Schwingung zu setzen geeignet war. Er hat mit Temperamentsfehlern zu kämpfen. Besondere Versuche, welche er schweigsam in seine Brust verschließt, die täglichen Quälereien der militärischen Escorte, die rasch wechselnden Scenen auf dem Zuge durch Kleinasien, die näher winkende Märtyrerkrone mit der Reaction des natürlichen Lebensgefühls, die unvorsichtigen Huldigungen der Kleinasiaten, wie sie der altkirchlichen Ueberschätzung des Märtyrerthums eigen waren: diese Umstände wirkten zusammen, die Härten seines Charakters schärfer hervortreten zu lassen, als dies im geordneten Gange des Lebens wohl der Fall war. Läßt man diese Momente nicht außer Acht, so gewinnt man im Portrait des Ignatius allerdings kein Heiligenbild, nicht einmal das Bild überlegener Geistesgröße, aber ein Bild, welches in seinen Grundzügen wahr, edel, kerngesund,

bei allen Extremen sympathisch anspricht durch die Energie, womit es in der einen Idee aufgeht: Christus Alles in Allem!

Einen Namen in der Geschichte hat Ignatius hauptsächlich als Vorkämpfer der Episcopatsidee, wodurch er den ersten kräftigen Impuls zur monarchischen Ausgestaltung der Kirchenverfassung gab. Es bewegte ihn hierzu kein unreines, auf hierarchische Machtstellung gerichtetes Interesse. Er kennt noch kein specielles kirchliches Priesterthum, auf dessen Leiter die Gläubigen zum Mitgenuß der himmlischen Gnadengüter emporsteigen und, als wären sie nicht selbst das Volk Gottes, welches in seinem Glauben unmittelbar den Zugang zu Christus hat, ihr Herabkommen erwirken müßten. Auf dem Grund apostolischer Gleichberechtigung Aller läßt er die kirchliche Amtspyramide sich auferbauen, deren Häupter nicht deshalb an der Spitze der Gemeinde stehen, weil sie Recht und Auftrag zu herrschen hätten, sondern weil in ihnen die Gemeinde die gleichsam verleiblichten Gedanken ihres christlichen Selbstbewußtseins, die geistigen Lichtpunkte ihres Christenberufs anschaut. Es zeigt sich noch keine Spur einer compleren Gesellschaftsordnung, welche die Gesammtheit der Gemeinden auch äußerlich in eine nach dem Princip der Unterordnung geregelte Gemeinschaft bringt. Aber Ignatius ist der Mann der Einheit. Wie er sich persönlich so organisirt weiß, daß er mit dem Dringen auf Einheit nur dem Naturzug seines Wesens folgt, so sieht er die Einheit, den Grundhebel der kirchlichen Verfassungsbildung, schon im innersten Wesen des Christenthums mitgesetzt. „Einen Jesus Christus haben wir, dessen Herrlichkeit nichts gleich kommt; der Herr sammelt euch alle wie zu Einem Tempel Gottes, wie zu Einem Altar, wie zu Einem Jesus Christus, welcher von dem Einem Vater ausging und bei dem Einen lebte, zu welchem er zurückging.“ Und diese Einheit erschöpft sich nicht darin, daß die Christenheit Eines ist in der Lehre des Herrn, in der Eintracht der Gesinnung und Liebe; sondern Ignatius will das ursprünglich im Christenthum mitbefaßte Einheitsprincip sogleich in der Kirchenverfassung verwirklicht sehn. Nur die Gemeinde ist ein Lobpreis Christi, welche mit Einer Stimme wie chromatisch dem Vater in Christus dadurch Loblieder singt, daß sie Eins in der Harmonie der Herzen, zugleich treu zum Bischof und den ihm, wie die Saiten der Cither, unzertrennlich verbundenen Presbytern hält.

Der Grundgedanke nicht nur, sondern der Hauptinhalt der sieben Briefe ist die Aufforderung zum innigsten Anschluß an den

33*

Bischof: nicht als wäre die bischöfliche Würde der Selbstzweck, aber sie ist das wirksamste und im Grunde einzige Mittel zur Bewahrung der Gemeindeeinheit gegen die Verführungskünste der Häresie. Noch zwar sind die Gemeinden im Allgemeinen von Irrlehren und Spaltungen frei. Es sind auch nur vereinzelte, zwar rührige und nicht mehr ganz unentwickelte, aber doch für jetzt noch im Finstern schleichende häretische Irrthümer. Aber sie greifen das Christenthum in seinem innersten Wesen an, sei's daß sie es auf dem Elementarstandpunkt des buchstäbischen Judenthums festzuhalten suchen, oder durch Leugnung der Hauptthatsachen des Lebens Christi, der Realität seiner Menschwerdung, des Leidens und Auferstehens, die Wahrheit der Erlösung in Frage stellen. Diese Sectirer ließen zwar die bestehende Kirchengewalt unbestritten, vereinigten sich aber in abgesonderten Gottesdiensten und unbekümmert um die Einsetzung Christi zu einer symbolisch-geistigen Abendmahlsfeier, durch welche sie mit ihrem ätherischen Christus in Verbindung zu kommen hofften. Gegen solche Häresien, welchen, so grundstürzend sie auftraten, die Gemeinden nichts als einen unbefestigten Glauben, keine Uebung des Kampfes, keine wissenschaftliche Erkenntniß entgegenzusetzen hatten, wußte Ignatius keine bessere Schutzwehr als die Aufrichtung einer Institution, welche, wie er glaubte, sich durch die Apostel und Christus bis auf Gott zurückführen ließ. Und mit einer Dringlichkeit, als handle sich's um die ewigen Güter des Heils selbst, schärfte er den Gemeinden die Wahrheit ein, daß die Kirche, sobald sie von der Einheit mit dem Bischof ließe, ohne ein Oberhaupt, ohne eine das Ganze wie das Einzelne fest leitende Hand, allen Gefahren der Irrlehre und Spaltung bloßgestellt sei. Der Episcopat steht deshalb auf so schwindelnder Höhe, denn die Würde der Bischöfe, sofern sie die Organe der kirchlichen Einheit sind, ist keine geringere als die der sichtbaren Stellvertreter Christi. Der Episcopat ist vorerst bloß noch Gemeindeamt, ohne alle Beziehung auf das Ganze der Kirche. Zu den Presbytern, deren Collegium seinen Stuhl wie ein geistlicher Kranz umgiebt, steht er in demselben Verhältniß wie Christus zu den Aposteln. Er hat den Vorsitz an Gottes Statt, in den Presbytern reflectirt sich der Apostelchor, den Diakonen ist die Diakonie Jesu Christi anvertraut. Allen schuldet die Gemeinde Ehrerbietung und Gehorsam. Auf den Bischof hat sie zu blicken wie auf den Herrn selbst. So reicht der kirchliche Verfassungsbau, obwohl beschränkt auf den Um-

kreis der Territorialgemeinde, hoch hinauf bis in die unsichtbare Welt.

Verhält sich's nun so, daß in dem Episcopat sich die Herrlichkeit Christi offenbart, dessen Repräsentant er ist, so ergiebt sich als praktische Folge einfach das, was Ignatius für die Machtsphäre des Bischofs in Anspruch nimmt, nämlich daß alle christliche Gemeinschaft und aller Antheil an der Erlösung bedingt bleibe durch die Verbundenheit mit dem Bischof, daß keine gottesdienstliche Handlung Gültigkeit habe ohne seine Mitwirkung oder Bevollmächtigung. Ein Gebet, Eine Bitte, Ein Sinn, Eine Hoffnung soll, so oft sich die Gläubigen versammeln, sie in Liebe und ungestörter Freude vereinigen. „Wer innerhalb des Altars — d. h. der durch den Bischof verwirklichten kirchlichen Gemeinschaft — ist, der ist rein"; „wer nicht innerhalb des Altars ist, beraubt sich des Brotes Gottes."

Das sind die Grundlagen eines kirchlichen Verfassungsbaues, welcher allmählich viele Kreise und Formen des kirchlichen Lebens umspinnend, das Christenthum zuletzt auf den alttestamentlichen Standpunkt theokratischer Weltherrlichkeit zurückschraubte. Der Episcopat des Ignatius war freilich noch kein eigentlich hierarchischer, weil ihm die Idee des particularen Priesterstandes fehlt und der Gehorsam gegen die Bischöfe auf der freien Unterordnung unter eine Autorität ruht, in welcher das christliche Volk den Reflex seines eigenen sittlichen Gesammtwillens, ein Bollwerk gegen Weltsinn und Häresie erblickte. Nur wie der Vater zu seinen Kindern, steht der Bischof an der Spitze der Gemeinde. Aber in diesem Keim lag die ganze spätere Hierarchie. Die Universalmonarchie des Papstthums war bloß der Schlußring, welcher in dem Episcopat des Ignatius mit seiner aus dem Verhältniß zu Christo abgeleiteten Gewalt über die Gemeinde hing. Der Irrthum des Ignatius war, daß er die Gefahr des Mißbrauchs nicht erwog und über der Freude an der ideellen Gegenwart die Kehrseite der Institution übersah. Die Moral ist, daß der Episcopat, eben weil er von Natur zur Hierarchie neigt, soviel man ihn idealisire und läutere, niemals eine organische Verfassungsform des Protestantismus sein kann.

C. Semisch in Berlin.

---

65. Justin der Märtyrer.

13. April.

Justin der Märtyrer wurde zu Flavia Neapolis (dem alten Sichem) in Palästina geboren. Seine Geburt fällt wahrscheinlich noch in das Jahrhundert der Apostel. Von seinen Eltern wissen wir nur dieß, daß sie griechischer Abkunft waren. Daß er im Glauben des Heidenthums großgezogen sei, erzählt er selbst. Alle diese Umstände waren von entscheidendem Einfluß auf seinen Bildungsgang. Was zunächst das römische Heidenthum betrifft, so konnte es ihm auf der Stufe seines damaligen völligen Verfalles keine Befriedigung gewähren. Denn nach dem Erlöschen der ursprünglichen Sitteneinfalt bildete Erwerben und Genießen für die Meisten die alleinige Losung. Das Sittenverderben stand auf einer Höhe, daß die bessern Zeitgenossen für dieses Nachtgemälde die Farben nicht dunkel genug finden können. Eine ähnliche Schilderung gibt der Apostel Paulus in seinem Römerbrief (1, 21 ff.). Das Mährchenhafte der alten Götterlehre war längst selbst den Kurzsichtigsten kein Geheimniß. Indeß das Volk sich dem rohesten Aberglauben in die Arme warf, galt den Gebildeten ein herzloser Unglaube als die höhere Weisheit. Selbst Priester lächelten, wann sie sich begegneten. Ernstere Gemüther suchten Trost in gehäuften Gottesdiensten, Ceremonieen oder Kasteiungen. Man hoffte die Wahrheit von der Mischung der verschiedenen Religionen und Weisheitslehren. Die am meisten Heißdürstenden sah man Länder und Meere durchziehen, um Frieden und Gewißheit in göttlichen Dingen zu finden. Zur Klasse solcher Suchenden gehörte Justin. Von früh auf beseelte ihn ein brennender Wissenstrieb und, über das verborgene Wesen Gottes Aufschluß zu erhalten, war ihm Herzensbedürfniß. In dieser Absicht wandte er sich an die damals berühmtesten Weisheitslehrer. Nach vielfacher Täuschung schien er am Ziel. Denn die Schule des alten griechischen Philosophen Plato verhieß ihm das endliche Anschaun der Gottheit. Um dieselbe Zeit zog ihn zum ersten Mal die Hand des Herrn. Die Standhaftigkeit und Heiterkeit, mit welcher er die Christen für ihren Glauben in Marter und Tod gehen sah, erregte seine Aufmerksamkeit. Er begriff, daß Lüstlinge und Menschenfresser (wie der heidnische Volkshaß die Christen sich vorstellte) dem Tod nimmermehr furchtlos ins Angesicht blicken würden. Diese Begeisterung für ein unsicht-

bares, überirdisches Gut, nach welchem er selbst voll Sehnsucht rang, ließ ihn bereits in der Religion des Kreuzes etwas Göttliches ahnen. Aber sei's, daß dieser Eindruck ein noch zu flüchtiger oder sein Vertrauen auf die menschlichen Lehrer ein noch zu mächtiges war: — diese früheste Berührung mit den Christen hatte zunächst keine weitere Folge. Allein das Herz war für den zweiten Gnadenzug der rettenden Liebe vorbereitet. Um sich ungestört dem Nachdenken über das Göttliche widmen zu können, begab sich Justin meist an einen menschenleeren Ort. Hier traf er mit einem Greise von mildem, ehrwürdigen Aussehn zusammen. Das Unverhoffte dieser Begegnung führte zu einem Gespräch. Der Greis, ein Christ, der alsbald an dem Philosophenmantel abnahm, daß Justin ein Liebhaber der Weltweisheit sei, nahm davon Veranlassung, ihm das Unbefriedigende dieser wie aller bloß menschlichen Weisheit vor Augen zu stellen. Als Justin über diese Entdeckung seinen Schmerz äußerte, verwies ihn der Greis auf die wahren Weisheitslehrer, die vom Geiste Gottes erleuchteten Propheten des Alten Testaments, bei denen er den vollesten Aufschluß über alles zur Seligkeit Wissenswerthe finden würde, und entließ ihn schließlich mit der Ermahnung: „vor Allem aber bete, daß dir die Pforten des Lichts aufgethan werden; denn Niemand kann diese Wahrheiten verstehen ohne Erleuchtung durch Gottes und Christi Geist." Noch während der Greis so sprach, geschah's dem Justinus, wie einst den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus. Es brannte das Herz in ihm, da er den Herrn sah, den er doch nicht kannte. Eine nähere Vertiefung in die heiligen Schriften des Alten Bundes und die Bekanntschaft mit den „Freunden Christi" vollendete den Durchbruch seiner Bekehrung. Aus dem Alten Testament trat ihm überall Geisteshoheit, Einfalt, Uebereinstimmung und Voraussicht des Zukünftigen entgegen. Im Verkehr mit den Christen fesselte ihn das Majestätische und Beseligende der Reden Christi. Die ernst fortgesetzte Prüfung schloß mit der Ueberzeugung, daß allein das Christenthum die wahre und heilbringende Philosophie sei.

Zugleich fand er in dieser Ueberzeugung den himmlischen Fingerzeig, der über seinen künftigen Lebensberuf entschied. Nach dem Grundsatz, daß, „wer die Wahrheit verkündigen könne und nicht verkündige, Gottes Gerichten verfalle", stand ihm sofort der Entschluß fest, als reisender Evangelist Mitgehülfe an dem Bau des Reiches Gottes zu werden. Für diesen Zweck durchzog er, uner-

müdlich bis an seinen Tod, die Hauptländer des römischen Reiches. Das größeste und lockendste Feld zur Arbeit bot Rom selbst. Deshalb hielt er hier sich am längsten auf und errichtete für junge Griechen eine Missionsschule. Auf allen Reisen behielt er seinen Philosophenmantel bei, weil diese Kleidung ihm die Gelegenheit zur Anknüpfung religiöser Unterredungen erleichterte. Von welchem Erfolge diese vielseitige Wirksamkeit gewesen, läßt sich bei der Spärlichkeit der Nachrichten zwar mit Sicherheit nicht entscheiden. Allein wenn es wahr ist, daß ein gutes Wort meist eine gute Stätte findet, und wenn die ausgezeichnete Verehrung, welche Justin im Andenken der spätern Kirche genießt, einen Rückschluß begründet: so gehörte Justin zu den bedeutendsten Rüstzeugen der Kirche. Allerdings besaß er die Gabe, wie ein Paulus mit Zungen zu reden, nicht. Seine Rede hat niemals den Schwung, der, überwältigend wie der Bergstrom, welcher aus verborgenen Klüften springt, Alles mit sich reißt. Dagegen quillt seine Beredtsamkeit stets aus einem für das Evangelium begeisterten Herzen. Was ihr daher an Schwung abgeht, ersetzt sie durch Wärme und Klarheit.

Die Schriften, welche wir von Justin noch übrig haben, sind insgesammt christliche Vertheidigungs- und Streitschriften. Denn um den Anfang des zweiten Jahrhunderts galt es vor Allem die Einführung des Christenthums in die Welt. Tausend Mißverständnisse, Leidenschaften und Verhältnisse stellten sich seiner Aufnahme entgegen. Daß man die neue Heilslehre einfach verkündigte und die Unschuld der Christen betheuerte, konnte nicht genügen. Man mußte das Unhaltbare der seitherigen Religionen und Gottesdienste darthun. Dazu kam, daß damals sich zuerst gebildete Heiden in größerer Anzahl dem Evangelium zuwandten und gelehrte Feinde dessen Lehren und Verheißungen angriffen. Die zweite Hauptaufgabe war also die, daß man die göttliche Wahrheit des Christenthums nachwies. In dieser Sachlage hat es seinen Grund, sowohl daß Justin vorzugsweise als Vertheidiger des Evangeliums auftrat, als auch daß er diese Vertheidigung durch wissenschaftliche Begründung desselben führte. Obenan stellte er bei diesem Geschäft die prophetischen Zeugnisse und Vorbilder des A. T. auf Christus. Denn in diesem Verhältnisse zwischen Weissagung und Erfüllung schien ihm Gottes Finger vorzüglich sichtbar. „Wer sollte" — fragt er sogar einmal — „einem gekreuzigten Menschen glauben, daß er der erstgeborene Sohn Gottes sei und dereinst über das Men-

schengeschlecht Gericht halten werde, wenn nicht Zeugnisse aus der Zeit vor seiner Menschwerdung vorlägen?" Diesen Beweis aus den Weissagungen unterstützte überdieß die Neigung des ganzen Alterthums. Die Kirche nannte ihn mit Vorliebe den Beweis des Geistes. Ein gebildeter Heide setzt den Unterschied zwischen Gott und dem Menschen beinahe ausschließlich darin, daß Gott allein die Voraussicht des Zukünftigen habe. Aber ein gleich offenes Auge hatte Justin für die sittliche Herrlichkeit des Evangeliums. Ja so oft seine Rede einen höhern Aufflug nimmt, geschieht dieß, wo er die Wirkungen desselben auf die Wiedergeburt der Menschheit beschreibt. „Das hat Gottes Kraft und nicht menschliche Beredtsamkeit bewirkt!" so ruft er bei solcher Gelegenheit aus. Gern stellt er die Sittenreinheit der Christen mit der Entsittlichung des Heidenthums in Vergleich. „Die wir einst an der Wollust unsere Freude hatten," rühmt er in dieser Hinsicht, „leben jetzt ausschließlich der Keuschheit; die wir lose Künste trieben, dienen dem guten Gott; die wir Geld und Gut über Alles stellten, überlassen unser Vermögen der gemeinen Wohlfahrt; die wir einander mit Haß und Mord verfolgten, leben an Einem Tische und beten für die Feinde. Denn nicht in Worten, sondern in Werken besteht unsere Frömmigkeit." Oder er sammelt Aussprüche des Herrn, um darzuthun, auf welch' hohen Posten Gott die Christenheit gestellt habe. Schon hieraus erhellt, welch' fleißigen Gebrauch Justin überall von dem Worte Gottes macht. Die Schrift ist das Herzblut, an welchem sein geistiges Leben sich nährt. Einen höhern Beweis der Wahrheit kennt er nicht, denn daß etwas in der Bibel steht. „Man kann," so äußert er sich, „mit Recht nichts tadeln von all' dem, das die Propheten geredet oder gethan haben, wenn man nur das rechte Verständniß hat. Denn erfüllt vom heiligen Geist, haben sie nur geredet, was sie gesehn oder gehört haben." Von besonderer Wichtigkeit ist diese Benutzung der heiligen Schrift für die Evangelien des Neuen Testamentes, weil sie uns die Gewißheit gibt, daß schon in so früher Zeit — Justin schrieb mehrere seiner Werke vor dem J. 140 n. Chr. — diese Evangelien als Werke der Apostel und Apostelschüler anerkannt und deshalb in allen Hauptkirchen zu gottesdienstlichen Schriftlectionen gebraucht waren.

Zu den erbittertsten Feinden der Christen in den Tagen Justin's gehörten die cynischen Philosophen. Denn die weltverachtende Erhabenheit über die irdischen Bedürfnisse, welche diese Philosophen

damals mit oft schmutziger Gemeinheit bloß heuchelnd zur Schau trugen, leuchtete bei den Christen in ungekünstelter Herrlichkeit. Ueberall machten jene Scheinheiligen es sich zum Geschäft, das Hohe und Heilige, wo sie es trafen, in den Staub zu ziehn. Und da Religion für sie höchstens als Mittel für selbstsüchtige Zwecke Werth hatte, so befeindeten sie die durch ihre Frömmigkeit lästigen Anhänger des Gekreuzigten, schon weil sie dafür auf den Beifall des heidnischen Pöbels rechnen durften. Ein Weltweiser der Art war der Cyniker Crescens in Rom. Als er einst nach seiner Weise die dortigen Christen zur Belustigung der Menge als Gottesleugner lächerlich machte, deckte Justin dem Volk mit Freimuth die Quelle auf, aus welcher die gehässige Anklage fließe. Oft schon hatte er Gelegenheit gehabt, den scheinheiligen Volksverführern die Maske vom Gesicht zu reißen. Er nannte auch jetzt den Verläumder ohne Rückhalt einen ehrgeizigen Lärmmacher, dem der Menschenbeifall Alles, die Wahrheit Nichts gelte. Die Antwort des beschämten Philosophen blieb nicht aus. Auf sein Anstiften wurde Justin als Verächter der römischen Götter mit noch sechs andern Genossen öffentlich angeklagt. Der Bericht, welchen wir über diese letzten Stunden Justin's noch haben, zeigt denselben Geistesadel und Glaubensmuth, der uns das Bild des Kirchenvaters auch sonst so verehrungs- und liebenswürdig macht. Als der heidnische Richter die Angeklagten nach der Lehre der Christen befragte, erwiederte Justin: „wir glauben an Einen Gott als Schöpfer aller Kreatur, der, unsichtbar und erhaben über den Raum wie er ist, Himmel und Erde erfüllt, und an Jesus Christus als Sohn Gottes und Lehrer der Wahrheit, wie schon die Propheten geweissagt haben!" Auf die weitere spöttische Frage des Präfekten, ob er an seine Auffahrt gen Himmel wohl auch dann noch glaube, nachdem er geköpft sei, gab er die demüthig hochherzige Antwort: „ich glaube, daß, wenn ich dieß gelitten, ich Christi Gnadengabe empfangen werde; ja ich weiß es so gewiß, daß kein Zweifel statthat." Der Präfekt, um durch Martern einzuschüchtern, gebot hierauf, daß die Angeklagten den Göttern opferten. Diesem Ansinnen setzte Justin das Bekenntniß entgegen: „wir wünschen nichts mehr als für unsern Herrn Jesus Christus zu leiden; denn das gibt uns Freudigkeit vor seinem furchtbaren Gericht, vor welchem alle Welt erscheinen muß." Hiermit war die Geduld des Richters erschöpft. Er erkannte nach den Gesetzen über die Widerspenstigen die Todesstrafe und Justin mit

seinen Gefährten starb den Märtyrertod durch das Schwert (166 n. Chr.). So streute Justin auch noch durch sein Blut eine Aussaat für die Kirche. Er hatte einst die Versicherung gethan: „wenn man uns tödtet, freuen wir uns." Dieses Pfand löste sein Tod, würdig eines christlichen Philosophen. Und wenn ein gleichzeitiger Kirchenlehrer die Kirche mit einem Thurm vergleicht, der aus den lebendigen Gliedern der Gemeinde sich auferbaut; so gehört Justin unfehlbar zu den weißen Quadersteinen, mit welchen der geistliche Bau anhebt. K. Semisch in Greifswald, jetzt in Berlin.

---

66. Polycarpus, Bischof von Smyrna.

26. Januar.

Polycarpus ist eine der ehrwürdigsten Erscheinungen des christlichen Alterthums: es vereinigt sich vieles, ihm unter den hervorragenden Männern noch eine auszeichnende Stelle zu geben. Zuerst die Zeit und der Ort seines Auftretens. Es ist das Zeitalter an der Grenze des apostolischen: ihm selbst war vergönnt zu den Füßen des Johannes zu sitzen, und unter denen, die also bevorzugt waren, ist er der einzige, von dessen persönlichem Verhältniß zu dem Apostel Kunde überliefert ist. Und es ist das Land, Kleinasien, welches in diesem Zeitalter, dem zweiten Jahrhundert, als der bewegteste Schauplatz des christlichen Lebens und durch zahlreiche Kirchenlehrer eine leitende Stellung einnahm: es fehlte nicht an großen Irrthümern, aber es trafen die Geister auf einander, und an diesem Kampf hat auch Polycarp Antheil. Dazu kommt seine christliche Persönlichkeit und die Vollendung im Märtyrertode: worüber ein kostbares Document erhalten ist, dem aus jenen Jahrhunderten nichts gleiches an die Seite zu setzen ist. Sonst ist nur dürftige Kunde überliefert; aber manche bruchstückliche Aeußerungen von ihm und über ihn, in Zusammenhang gebracht, dienen das Bild zu vervollständigen.

Polycarpus ward, wie es scheint, zu Ende des achten oder Anfang des neunten Jahrzehends im ersten Jahrhundert geboren. Seine Jugend trifft in die letzte Generation derer, die den Herrn gesehen hatten: auch hatte er nach dem Zeugniß des Irenäus Umgang mit vielen von solchen und er genoß selbst den Unterricht der Apostel. Namentlich ist er ein Schüler des Apostels Johannes: sei es daß er auf dessen apostolischen Reisen, in der eigenen Hei-

math, wir wissen nicht wo, ihn kennen gelernt, oder daß er auf dessen apostolischem Sitz, zu Ephesus ihm nahe gekommen ist: vielleicht daß beides statt gefunden.

Wie seine christliche Unterweisung durch Apostel, so erhielt er durch sie auch seinen Beruf als verordneter Bischof der Gemeinde von Smyrna. Unter diesen Aposteln ist ohne Zweifel Johannes begriffen, auf den seine Einsetzung auch ausdrücklich zurückgeführt wird. Uebrigens ist der Name nach dem allgemeinen Ausdruck von „Augenzeugen und Dienern des Herrn" zu verstehen, wie sie bei dieser Wahl genannt werden: das heißt überhaupt unmittelbare Jünger des Herrn, dergleichen Aristion und der Presbyter Johannes waren; nicht aber nothwendig Apostel im engern Sinn. Denn die Einsetzung Polycarps zum Bischof von Smyrna kann früheştens in die Zeit kurz vor dem Ende des Johannes fallen.

Die Gemeinde zu Smyrna, dem johanneischen Kreise angehörend, war neben der ephesinischen die bedeutendste. Ihre Stiftung liegt für uns im Dunkel. Sie muß aber nach der Zeit des Paulus erfolgt sein, denn als der Apostel an die Philipper schrieb um das Jahr 62, bestand zu Smyrna noch keine Gemeinde (wie Polycarp selbst andeutet); doch auch einige Zeit vor der Abfassung der Apocalypse: also um die Mitte des siebenten Jahrzehends, sei es von paulinischen Gemeinden aus, sei es durch den Apostel Johannes. Eine Andeutung des frühesten Zustandes der Gemeinde giebt der zweite apocalyptische Brief. Sie war damals arm und bedrängt, aber reich an That und Hoffnung: Mitglieder des nur noch so genannten Volkes Gottes hatten auch hier ihre Schmähungen ausgegossen; neue Verfolgungen, Todesgefahren standen bevor. Aber die Zeit der Noth sollte nur kurz sein: der im Kampf erprobten Treue wird droben die Krone des Lebens verheißen. So erscheint diese Gemeinde dem Seher fleckenlos, weder ihr Wandel, noch ihr Glaube fordert den Tadel heraus; nur Lob und Ermahnung wird ihr gespendet. — Man hat angenommen, daß der Engel der Gemeinde zu Smyrna, dem dieser Brief überschrieben ist, Polycarp sei. Da aber die Apocalypse vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben ist, so kann von ihm hier nicht die Rede sein.

Von der frühern Zeit der bischöflichen Verwaltung Polycarps ist keine Nachricht überliefert. Doch findet sich an glaubwürdigem Ort eine in alter und neuer Zeit viel gefeierte Erzählung von der Rettung eines Jünglings durch Johannes, dessen Sorge und Auf-

sicht der Apostel dem Bischof einer benachbarten Stadt auf die Seele gelegt hatte. Man hat an Polycarp gedacht. Allein Clemens, der den Vorgang berichtet, nennt die Stadt nicht; erst weit später wird Smyrna angegeben. Wenn nun auch für diese Stadt die Nähe von Ephesus spricht, so bleibt doch außerdem ungewiß, ob der ungenannte Bischof grade Polycarp gewesen oder nicht vielmehr einer seiner Vorgänger.

Es ist aber überliefert, daß er Briefe an die benachbarten Gemeinden sandte zur Befestigung des Glaubens, auch an einzelne Personen zur Warnung und Ermunterung. Ein solcher Brief aus der früheren Zeit, gerichtet an die Gemeinde zu Philippi und von dieser hervorgerufen, ist noch vorhanden. Der Verfasser lehnt sich an Aussprüche des Evangeliums so wie der Apostel Paulus, Petrus und Johannes. Aber er läßt eine selbständige Ueberzeugung durchscheinen. Ausgehend von der Wurzel und der Frucht des Glaubens, faßt er damit zusammen die Liebe, welche vorangeht und die nachfolgende Hoffnung, deren ewigen Inhalt er besonders hervorhebt: Auferstehung, Gericht und seliges Leben. Wenn wir dem Herrn, sagt er, in dieser Welt gefallen, werden wir auch die zukünftige erlangen; wenn wir seiner würdig leben, werden wir mit ihm regieren. So geht zugleich ein ernster, sittlicher Zug durch den Brief: er ermahnt dem Herrn zu dienen in Furcht, seiner Geduld nachzufolgen, einen guten Wandel unter den Heiden zu führen, und wendet sich im Einzelnen an alle Stände des Hauses und der Kirche. Der besondere Irrthum aber, dem er die von Anbeginn überlieferte Lehre entgegenstellt, ist die Leugnung Christi, daß er in's Fleisch gekommen, so wie die Leugnung der Auferstehung und des Gerichts. Und das Laster, vor dem er besonders warnt, die Habsucht: er beklagt den Fall eines Presbyters und seiner Frau (wie es scheint, Veruntreuung von Gemeindegeldern), wünscht ihnen wahre Buße und ermahnt die Gemeinde, die Verirrten zurückzuführen. — Ein Zeichen des hohen Alterthums des Briefes liegt darin, daß im Clerus nur Presbyteren und Diaconen unterschieden werden; ein bestimmtes Zeitmerkmal in der Erwähnung des Ignatius, dessen Geduld er mit Augen gesehen habe, und von dessen seligem Heimgang er überzeugt sei. Zugleich übersendet er ihnen dessen Briefe und erbittet nähere Nachricht über ihn und seine Gefährten (was keineswegs mit dem ersten in Widerspruch ist). Das weiset auf die Zeit bald nach dem Tode des Ignatius hin (der

nach den Alten in das Jahr 106, nach neuerer Aufstellung in das Jahr 115 trifft). Aber wegen dieses Zusammenhangs wirkt der Zweifel, der an die Briefe und den Ausgang des Ignatius sich heftet, auch hier ein: daß man (wenn nicht den ganzen Brief) die auf Ignatius bezüglichen Stellen für unächt erklärt hat. Noch andere Stellen haben Bedenken erregt, deren Ausscheidung dem Briefe mehr Einheit und Klarheit geben soll. Es ist wahr, es kommen einige Uebertreibungen und Unterbrechungen vor[1]). Uebrigens aber hat der Brief das Gepräge innerer Wahrheit; und er ist im Ganzen durch älteste Zeugnisse geschützt.

Die erste und bedeutendste Thätigkeit eines apostolischen Mannes war die durch das lebendige Wort. Das Wort vertretend waltete Polycarp in seiner Gemeinde auf dem Wege des Lebens ihr vorangehend mit den Presbytern als der Erste unter seines Gleichen; denn wie die damalige Kirchenverfassung die Unterordnung noch nicht aussprach, so war er persönlich frei von hierarchischem Geist. Einen Spiegel seiner Wirksamkeit haben wir an den Gesinnungen, mit denen seine Gemeinde ihm zugethan war: er genoß allgemeine Liebe und Verehrung. Das schönste Denkmal derselben hat sie ihm in jenem Rundschreiben über sein Märtyrerthum gesetzt. Und nicht genug, daß die Seinigen so von Leben und Sterben dieses Gottesmannes zeugen, selbst die Erbitterung seiner Feinde, das heißt der Feinde des Namens Jesu, mußte wider Willen ebenfalls am Ziel seiner Laufbahn, wie wir sehen werden, Zeugniß ablegen für ihn, für seine große Wirksamkeit.

Doch aus den unbestimmten Umrissen, in denen so nur Polycarp im Verhältniß zu seiner Gemeinde erscheint, mag ein deutlicheres Bild gewonnen werden, wenn wir die Männer in's Auge fassen, die in persönlichem Verhältniß zu ihm standen. Denn so vieles auch in Vergessenheit gesunken ist, so ragen doch aus der Tiefe jener Zeit einige näher verbundene Gestalten hervor.

Ignatius, Bischof von Antiochien auf seinem letzten Wege, da er durch Kleinasien gefangen nach Rom geführt wurde, kam durch Smyrna und hier mit Polycarp in Gemeinschaft, den er früher nicht gekannt zu haben scheint. Er faßte Vertrauen zu ihm und gewann ihn lieb. In dem Sinn gedenkt er seiner in Briefen,

[1]) Bedenklich ist mir auch die Aufforderung Cap. 5: den Presbyteren und Diaconen sich unterzuordnen, wie Gott und Christo; die wohl im Geschmack des Ignatius ist, aber dem Polycarp weniger ähnlich sieht.

die er zu Smyrna abfaßte. Von Troas aber an die Smyrnäer und den Polycarp schreibend, nennt er diesen einen gotteswürdigen Bischof und einen gottseligen Mann und preiset Gott, daß er gewürdigt sei, dessen unschuldiges Antlitz zu sehen. Auch bat er ihn einen Abgeordneten nach Syrien zu senden, der seiner verwaisten Gemeinde die theilnehmenden Gesinnungen der Smyrnäer, als ein Zeuge ihrer Liebe und ein Bote ihrer Tröstungen, darstelle: eine Sorge, die gleicherweise den ehrt, der sie hegte, wie den, dem sie anvertraut ward. — In allem dem ist nichts, was den Eindruck des Erfundenen machte. Da aber die Briefe des Ignatius überhaupt in verschiedenem Grade Zweifeln unterworfen sind, obwohl der an den Polycarpus weniger als andere; so muß dieses Zeugniß der Frage über die Aechtheit jener Briefe sich unterordnen.

Papias, Bischof von Hierapolis war dem Polycarp befreundet, wie durch Irenäus bezeugt ist: seit wann und woher wird nicht gesagt. Doch ist wohl glaublich, daß die Freundschaft beider Männer von ihrem gemeinsamen Lehrer Johannes sich herschreibt. Die Meinung aber, daß Papias auch gleichzeitig mit dem Polycarp die Märtyrerkrone erlangt habe, scheint durch Mißverständniß aufgekommen zu sein. Daß die Verbindung dieser apostolischen Männer eine innerliche gewesen, darf man aus ihrer verwandten Geistesrichtung schließen. Wie in der Anschauung des neuen göttlichen Lebens das lebendige Wort ihnen mehr war als der Buchstabe; so hielten sie auch fest an dem Reichthum der That, den dieses Wort offenbart, an der Fülle des Lebens, die in wirklicher Erscheinung ausgeprägt war und dereinst wieder so offenbart werden sollte.

In diesem Geiste lebte und lehrte Polycarp. Zum Zeugniß sind uns seine Schüler sowohl in der Uebereinstimmung mit ihm als wo sie von seinem Wege abweichen. Wir kennen namentlich als solche nur den Florinus und den Irenäus: der erstere ein Staatsmann, der andere der berühmte Kirchenlehrer des Abendlandes, — welche obwohl an Jahren sehr verschieden, doch gleichzeitig der Unterweisung des Polycarp genossen.

Von Florinus zwar sind nur wenige und noch dazu dunkle Nachrichten aufbehalten; doch machen auch die wenigen Züge den Mann uns merkwürdig. Er hatte eine angesehene Stellung am kaiserlichen Hofe, war aber bei seinem Aufenthalt im proconsularischen Asien bemüht bei dem Polycarp Eingang zu finden. Der Umgang mit diesem scheint einen Wendepunkt in seinem Leben her-

beigeführt zu haben: der Ruf der Kirche drang mächtiger in ihn, als der Staat ihn hielt. Denn nach einer Reihe von Jahren, unter Commodus finden wir ihn wieder als Presbyter der römischen Kirche. Aber da er in häretische Meinungen gerieth, für die er auch zahlreiche Anhänger gewann, ward er seiner Würde entsetzt. Irenäus darauf, den Fall seines Mitschülers betrauernd, suchte den Irrthum zu widerlegen in einem Briefe, der von der Einheit Gottes oder daß Gott nicht Urheber des Bösen sei, handelte; denn eine solche Meinung schien Florinus zu vertheidigen: wahrscheinlich im Sinne einer absoluten Vorherbestimmung Gottes, im Gegensatz gegen gnostischen Dualismus. Irenäus die Gottlosigkeit seiner Meinung ihm vorstellend, verweiset ihn an die apostolische Ueberlieferung, an der er durch Polycarp Theil habe, und sucht ihn besonders durch das Andenken an diesen ihren gemeinsamen Lehrer zu bewegen. Das wirkte: Florinus ließ von diesem Irrthum ab. Aber da er einmal das Welträthsel auf die Spitze getrieben, schlug er nun in das Gegentheil um und ward ein Anhänger der valentinianischen Schule: in Folge dessen Irenäus seine Schrift von der Achtzahl (den acht ersten Aeonen des Valentinus) verfaßte, um ihn zur Umkehr zu leiten.

Irenäus dagegen wandelte auf dem Wege seines Lehrers fort. Wahrscheinlich in der Nähe von Smyrna einheimisch, kam er in früher Jugend mit dem damals hochbejahrten Polycarp in nahe Berührung, vermuthlich bald nach der Mitte des 2. Jahrhunderts: und durch den Polycarp mit jenem Strom des Geistes, der durch die Apostel ausgegossen war und nun sich ausbreiten sollte über alles Land. Die Liebe dieses apostolischen Mannes für das lebendige, unverfälschte Christenthum ging auf den jungen Irenäus über, der auch später in einem weiten Wirkungskreise sich bewährte, ausgezeichnet wie durch Eifer für die Reinheit der Lehre, so durch christliche Mäßigung und Besonnenheit. Das lebenskräftige Gedächtniß seines Lehrers begleitete ihn durch sein Leben und ward in späteren Jahren nur um so frischer. Das Bild des theuren Mannes aber, das er in seinem Herzen trug, entwerfend in eben jenem Briefe an den Florinus, giebt er ein schönes Zeugniß der innigen Anhänglichkeit, die er jenem bewahrte. „Was damals geschehen, sagt er, bewahre ich treuer im Gedächtniß, als das jüngst Erlebte; sintemal die Erfahrungen der Kindheit wachsen mit der Seele und mit ihr eins werden: so daß ich noch den Ort beschreiben

kann, wo der selige Polycarp saß und sprach, und seinen Ausgang und Eingang und seine Lebensweise und die Gestalt seines Leibes und die Vorträge, die er an das Volk hielt und wie er von seinem Umgang mit dem Johannes erzählte und mit den Uebrigen, die den Herrn gesehen hatten, und wie er ihrer Worte gedachte und was er von ihnen gehört hatte über den Herrn und über seine Wunder und über seine Lehre. Da er es von denen, die das Wort des Lebens selbst gesehen hatten, empfangen; so berichtete er alles übereinstimmend mit der Schrift. Dieses auch habe ich damals durch die Barmherzigkeit Gottes, die mit mir war, eifrig gehört und es aufgezeichnet nicht auf Papier, sondern in meinem Herzen, und alle Zeit durch die Gnade Gottes bringe ich es mir unverfälscht wieder in Erinnerung."

So theilte Polycarp mit, was er empfangen hatte. Der Acker aber, den der Diener des göttlichen Wortes bearbeitet, ist nicht die einzelne Gemeinde, sondern die Welt. Also wirkte Polycarp wie für seine Gemeinde, so für die ganze Kirche, wie daheim so auch in die Ferne, mittelbar und unmittelbar.

Gallien empfing die Frucht des Samens, den Polycarp ausgestreut. Wie Lyon mit Kleinasien durch Handelsinteressen vielfach verbunden war, so kam auf den Wegen des Handels auch das Evangelium über's Meer. Gewiß mehrere Männer aus dem Wirkungskreise Polycarps siedelten sich dort über, unter denen Irenäus bekannt ist, der im Geiste seines Lehrers wirkte seit dem Jahr 177 als Bischof von Lyon. — Nach Rom aber ist Polycarp selbst gekommen, er hat dort namentlich wider die Häresien gewirkt. Dieser Gegensatz aber ist nicht ohne Zusammenhang in seinem Leben, und diese Seite desselben weiset auf eine Zerklüftung in der damaligen Kirche.

Schon die Apostel hatten mit mancherlei Irrthümern sei es Mißverständnissen sei es Verfälschungen des Glaubens zu kämpfen gehabt: zwar noch in engeren Schranken, aber die Keime zu größeren Abweichungen waren vorhanden. Polycarp erlebte es, daß Irrlehren, die zu jener Zeit unter der Asche geglommen, in helle Flammen ausschlugen. Auch solche Aergernisse mußten kommen; aber es war eine schwere Prüfung, zumal für die, an welche sie zuerst herantraten. Am gefährlichsten war in jener Epoche, wo die alten Religionen, Judenthum und Heidenthum neben dem Christenthum bestanden und der christliche Lehrbegriff noch nicht entwickelt war, die Mischung derselben: besonders heidnischer Speculation mit

christlicher Erkenntniß, die in einer neuen vielköpfigen Weisheit kräftig ihr Haupt erhob. Diesem Eindringen heidnischer Elemente widerstand die Kirche um so mehr, da sie, mitten in einer heidnischen Welt, auch auf allen andern Lebensgebieten, in Sitte, Gesetz und obrigkeitlicher Anordnung deren sich zu erwehren hatte. Dazu gab es aber zwei Wege: entweder die bloße Verneinung und Ausschließung des Widerchristenthums, oder eine solche Bekämpfung desselben, daß die Gegner des Irrthums überführt, die ächten Elemente aber, an welche der Irrthum sich anschließt, in dem christlichen Glauben selbst nachgewiesen wurden. Beide Wege der Polemik hatten die Apostel, vornehmlich Paulus angedeutet. Sie sind gegenüber der falschen Gnosis in umfassender Darstellung von großen Kirchenlehrern schon des zweiten Jahrhunderts betreten. Was Polycarp betrifft, so konnte er für jene Art der Abwehr selbst auf seinen Lehrer, den Apostel Johannes sich berufen, der geboten hat: „wenn jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, so nehmet ihn nicht in's Haus auf, und grüßet ihn auch nicht; denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke" (2 Joh. 10. 11). Und dies Wort wird noch geschärft durch eine Thatsache: Johannes, da er zu Ephesus im Bade mit dem Cerinth zusammentraf, soll unverrichteter Sache sofort das Bad verlassen haben mit dem Ausruf: „laßt uns fliehen, das Bad möchte zusammenstürzen, denn drinnen ist Cerinth der Feind der Wahrheit." Dies wissen wir grade aus dem Munde Polycarps, von dem mehrere es gehört hatten, denen Irenäus es nacherzählt. Und von diesem als Augenzeugen erfahren wir, daß Polycarp eine ähnliche Weise hatte. Irenäus bezeugt dem Florinus, jenem ehemaligen Zuhörer Polycarps, da er in verderblichen Irrthum gerathen war: wenn Polycarp etwas der Art, wie jener lehre, gehört hätte; so würde er aufgeschrieen und seine Ohren verstopft und nach seiner Gewohnheit gesagt haben: „guter Gott, auf welche Zeiten hast Du mich behalten, daß ich dieses erdulde?" und den Ort geflohen haben, an dem er sitzend oder stehend solche Reden vernommen. — Wenn aber solches dem Polycarp zur Gewohnheit werden konnte, so muß er oftmals Veranlassung gehabt haben, sich so zu betrüben. Und daran fehlte es nicht in jener Epoche, auf welche der klagende Ausruf deutet, nehmlich in seiner spätern Lebenszeit, in welcher ja auch erst Irenäus ihn hören konnte. Grade damals, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, stand der Baum gnostischer Weisheit in

voller Blüthe. Wenn nun auch nicht Zeugnisse vorliegen, so ist doch leicht zu denken, daß Kunde der vielfachen Häresien von ihren Sitzen Antiochien und Alexandrien, den Mittelpunkten des Welthandels, in die Gegenden Polycarps gelangte, daß auch häretische Meinungen dorthin verpflanzt wurden. Auch zeigt, wie großen Theil an diesen gewaltigen Bewegungen man in Kleinasien nahm, das Beispiel eines berühmten Kirchenlehrers, der jünger als Polycarp, aber sein Zeitgenosse und ihm benachbart war, des Melito, Bischofs von Sardes. Von seinen zahlreichen Schriften war ein großer Theil wahrscheinlich gegen die Gnostiker gerichtet: gewiß ist, daß er den Marcion bekämpfte, gegen den er in einer eigenen Schrift die wahre Menschwerdung des Herrn in Schutz nahm.

Marcion nun auch ist der einzige Gnostiker, von dem man namentlich weiß, daß er mit dem Polycarp in persönliche Berührung gekommen ist, und zwar in freundliche: denn Marcion war ein Mann von strengem sittlichem Geist und von feuriger Liebe zu dem in Christo offenbar gewordenen Gott, — ein Band, wohl hinlänglich, Gemeinschaft zwischen beiden zu stiften. Aber im weiteren Verlauf gingen ihre Wege auseinander. Als er von seinem Vater, dem Bischof von Sinope, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen war und, nach Rom gekommen, auch hier die Wiederaufnahme nicht hatte erlangen können; so mochte auch bei Polycarp die Anerkennung des brüderlichen Bandes nicht bestehn. Ueberdies gab Marcion den gemeinsamen Glaubensgrund auf, da er an die gnostische Schule des Cerdon sich anschloß: nicht allein, daß er die kirchliche Ueberlieferung mißachtend, die sämmtlichen Bücher des Alten Bundes und die Mehrzahl der neutestamentlichen, namentlich die johanneischen Schriften verwarf; so stellte er auch ein System auf, worin der Gott des Alten Bundes, der Bildner der Welt, dem Gott des Evangeliums entgegengesetzt, und hierin die ganze menschliche Erscheinung Christi für einen Schein erklärt, also auch Leiden, Sterben und Auferstehn desselben geleugnet wurde. Dieses erfüllte den Polycarp mit Abscheu, wie ein Vorfall beweiset, der wahrscheinlich zu Rom sich begeben hat. Da Marcion, so heißt es, dem Polycarp einmal begegnete, sprach er zu ihm: „erkennst du mich?“ — eine Anrede, die sowohl ein früheres Verhältniß voraussetzt, als auch einen Zweifel in sich schließt. Polycarp versetzte: „ja, ich erkenne den Erstgeborenen des Satans.“ Der Sinn, auch das Wort ist nicht neu im Munde Polycarps.

Schon in seinem Briefe erklärt er: „wer nicht bekennt das Zeugniß des Kreuzes, ist vom Teufel, und wer die Worte des Herrn nach seinen eigenen Begierden verkehrt und sagt, es sei weder Auferstehung noch Gericht, der ist der Erstgeborene des Satans:" eine Charakteristik, welche durchgehends auf den Marcion sich anwenden läßt. Polycarp geht dabei von dem apostolischen Worte aus: „ein jeglicher, der nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, ist ein Widerchrist" (1 Joh. 4, 3); während er auch mit dem Ausdruck des Erstgeborenen des Satans an Worte Jesu und Pauli sich anschließt (Joh. 8, 44; Apostelg. 13, 10).

Es lag in dieser freilich schroffen Abwendung das Gefühl der hohen Würde christlicher Gemeinschaft, die in jener Zeit der ersten Liebe eine innigere Bedeutung hatte, so wie die ängstliche Sorge für die Bewahrung des anvertrauten Gutes apostolischer Lehre. Mit dieser Sorge verknüpfte sich aber das Streben, die Irrenden zurückzuführen, und mit jenem Gefühl der Würde das Vertrauen auf die siegende Kraft der evangelischen Wahrheit, — und es hat nicht getäuscht. Polycarp beherzigte auch die andere Seite der apostolischen Aufforderung: „einen ketzerischen Menschen zu meiden, wenn er einmal und abermal ermahnt ist" (Tit. 3, 10. 11). Seiner Ermahnung gelang es, den Irrthum zu besiegen. Es wird ausdrücklich gemeldet, daß er nach Rom gekommen viele der dortigen Häretiker, Valentinianer und Marcioniten zur Kirche Gottes zurückführte. Schwerlich hat er auf den fremden Standpunkt eingehend, eine Widerlegung des Systems unternommen; sondern er wird (wie jener Greis, der den nachmaligen Kirchenlehrer Justinus von den Fesseln des Platonismus löste) von Erdachtem zu Erlebtem sie hingewiesen, den einfachen Glauben und die Gemeinschaft der Kirche in Liebe ihnen vorgehalten haben.

So erstreckte sich die Wirksamkeit Polycarps weit über seinen Sprengel hinaus, — wozu Veranlassung gab seine auch in anderer Beziehung bedeutsame Reise nach Rom, welche in die Zeit des römischen Bischofs Anicet, etwa in das Jahr 158 trifft. Wichtige Gründe müssen ihn bestimmt haben, in vorgerücktem Alter eine solche zu unternehmen. Vermuthlich wollte er mit dem angesehensten Bischof des Abendlandes Gespräch pflegen über Angelegenheiten der Kirche, namentlich über manche Differenzen sich verständigen. Wenigstens hatten beide Männer Einiges, was nicht

näher bezeichnet wird, gegen einander auf dem Herzen: worüber sie sich aber bald einigten. Dabei ist die Frage von der Passahfeier zum erstenmal zur Sprache gekommen.

Diese Feier hat eine große Geschichte: sie hat in der alten Kirche zu lebhaften Streitverhandlungen, selbst zur Spaltung geführt und Jahrhunderte die Gemüther bewegt; sie ist in neuester Zeit eifrig aufgenommen und in wissenschaftlicher Polemik durchgeführt, da sie nicht allein in die Geschichte des Cultus eingreift, sondern auch für wichtige Punkte der evangelischen und apostolischen Geschichte von entscheidender Bedeutung ist. Wir beschränken uns hier auf das Hervortreten derselben im Leben Polycarps. Sie betraf, wie man es nannte, die Beobachtung des vierzehnten (nehmlich des jüdischen Monats Nisan), welche Polycarp vertrat, Anicet ablehnte. Das war eine Verschiedenheit sowohl in der Zeit, als in der Art der Feier. Jene „Beobachtung", welche in Kleinasien verbreitet war, besagte erstens, daß man am 14. Nisan, dem Vollmondstage des Frühlingsmonats, als dem Tage, an welchem nach dem Evangelium Johannis Christus gekreuzigt worden, das Gedächtniß seines Todes feierte: also nicht an einem Freitage, sondern an jeglichem Wochentage, auf welchen grade jener Tag traf; demzufolge traf auch das Jahresgedächtniß der Auferstehung, wenn man von da zu dem dritten Tage, dem 16. Nisan, überging, auf jeglichen Wochentag. Die übrige Kirche ließ die jüdische Monatsrechnung bei Seite und hielt sich für die jährliche Feier der Auferstehung an denselben Wochentag, den Sonntag, an welchem allgemein in der Christenheit sie wöchentlich gefeiert wurde. Aber auch die Art der Feier war verschieden. Nicht allein, daß auf der einen Seite der Todes-, auf der andern der Auferstehungstag im Vordergrunde steht; so gab die Beobachtung des 14ten, an welchem die Juden das Passahlamm aßen, durch die Feier des Abendmahls sich kund in Beziehung auf Christus als das wahre Passahlamm, und damit wurde das Fasten vor Ostern beendet; während die Andern, die den Ostersonntag begingen, bis zu diesem Tage fasteten. In diesem Gegensatz standen die beiden Kirchenhäupter. Jeder von ihnen hatte den Wunsch, den andern für seinen Gebrauch zu gewinnen. Aber nicht vermochte es Anicet über den Polycarp, eine Feier aufzugeben, die er mit Johannes und den übrigen Aposteln, mit denen er gewandelt, immer beobachtet hatte; noch vermochte es Polycarp über

den Anicet, eine Feier anzunehmen, die mit der Sitte seiner Vorgänger in Widerspruch war. Also jeder berief sich auf das Herkommen seiner Kirche: es scheint nicht, daß man auf andere Gründe eingegangen ist; namentlich blieb das Verhältniß des asiatischen Ritus zur Chronologie der Leidenswoche nach Johannes und nach den drei ersten Evangelien damals noch unberücksichtigt. Aber die Verschiedenheit der Gebräuche störte nicht die Eintracht, welche jene besiegelten durch gemeinsame Feier des Abendmahls: besondere Ehre aber erwies Anicet seinem Gaste dadurch, daß er ihm die Verwaltung des Sacraments überließ.

So war der Aufenthalt Polycarps in Rom von Wichtigkeit sowohl durch den Erfolg, den seine Bekämpfung der dortigen Häretiker hatte, als wegen des seltenen Beispiels, das er mit dem Anicet durch einträchtige Behandlung kirchlicher Streitfragen gab. Aber eine umfassendere, allgemein kirchliche Bedeutung läßt sich seiner Reise nicht absprechen. Wenn auch sonst lebendiger Verkehr und Theilnahme zwischen den christlichen Gemeinden in allen Theilen der damaligen Welt herrschte; so ist doch hier das erste Beispiel einer Verhandlung über eine kirchliche Frage zwischen dem Morgen- und dem Abendlande in der Person zweier Bischöfe, welche den Beruf hatten, die sich gegenüberstehenden Gewohnheiten und Meinungen zu vertreten: es ist hier zuerst eine Gemeinschaft der ganzen Kirche, aber auf freie Weise vermittelt, aus der zugleich klar wird, welche Stellung damals in völliger Unabhängigkeit diese Bischöfe gegen einander einnahmen.

Aber auch Polycarp selbst stand für die ganze Kirche ein, die er betend auf dem Herzen trug. Als er vor der drohenden Verfolgung sich zurückgezogen hatte, that er Tag und Nacht nichts anders als zu beten für alle und für die Kirchen auf Erden, — wie es seine Gewohnheit war. Und noch als schon die Häscher ihn erreicht hatten, von denen er eine Stunde zum Gebet erlangte (es wurden aber zwei Stunden), gedachte er darin aller, die je mit ihm zusammengetroffen wären und der ganzen allgemeinen Kirche auf Erden. Das bezeugt seine Gemeinde in dem Rundschreiben über seinen Märtyrertod.

Dieses Ende ist die Krone eines solchen Lebens. Der Glanz aber, der aus jenem Bericht auf ihn selbst fällt, erhellt zugleich den düstern Hintergrund. Und da die handelnden Personen ganze

Klassen und Generationen vertreten in dem ungeheuren Conflict, erhebt sich der einzelne Fall zu weltgeschichtlicher Bedeutung.

Voran steht die Wuth des heidnischen Volks. Es war in Smyrna eine heftige Verfolgung ausgebrochen und mancherlei Martern wurden über die Christen verhängt. Die Standhaftigkeit eines Jünglings Germanicus, der mit den wilden Thieren zu kämpfen hatte, erregte die Menge, daß sie schrie: „hinweg mit den Gottlosen, Polycarp werde geholt." Es wurde nach ihm gefahndet, durch Verrath eines Sklaven, den man gefoltert, sein Zufluchtsort entdeckt: folgenden Tages wurde er zur Stadt gebracht, in das Stadium. Nachdem er die schmeichelnden und drohenden Lockungen zum Abfall abgewiesen hatte, ließ der Proconsul dreimal ausrufen: Polycarp hat sich als Christen bekannt. Sofort brach die Menge der Heiden voll Zorn in den Ruf aus: „das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der viele lehrt nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten." Sie verlangten, daß er den wilden Thieren vorgeworfen, und als dies nicht mehr geschehen konnte, daß er lebendig verbrannt werde. Gesagt, gethan: das Volk trug auf der Stelle aus Werkstätten und Badestuben Holz und Reisig herbei. — Auch die Juden hatten in jenen Ruf eingestimmt; und bei diesem Geschäft waren sie am eifrigsten: nach ihrer Gewohnheit, wie der Bericht der Gemeinde sagt. Selbst den Leichnam des Märtyrers gönnten sie den Christen nicht.

Die heidnischen Beamten sahen es als eine Ehrensache an, Christen zur Verleugnung zu bringen, ihren Widerstand aber für Unbotmäßigkeit. Daher der Irenarch, der den Polycarp in's Stadium abführte und auf seinen Wagen genommen hatte, als dieser auf seine Ermahnung nicht hörte, ihn schmähte und vom Wagen warf. Weiter trieb der Proconsul den Versuch: es scheint, daß er ihn retten wollte; er fürchtete aber das Volk und gab dessen Forderung nach.

Polycarp selbst blieb sich gleich in ruhiger Würde und freudiger Zuversicht und machte Eindruck selbst auf die Verfolger. Auf die Nachricht von dem gegen ihn erhobenen Geschrei war er gefaßt und wollte die Stadt nicht verlassen, doch gab er dem Zureden vieler Christen nach und entfernte sich auf ein nahes Gehöft. Da sah er betend in einem Gesicht sein Kopfkissen brennen; worauf er das prophetische Wort sprach: er müsse lebendig verbrannt

werden. Verfolgt, entfernte er sich weiter; dann aber entdeckt, wollte er nicht mehr fliehen, sondern sprach: der Wille Gottes geschehe. Die Häscher, zu denen er redete, bewunderten sein Alter und seine Standhaftigkeit; und als sie sein Gebet gehört, bereuten viele, gegen einen solchen gotteswürdigen Greis ausgezogen zu sein. Als der Proconsul im Stadium ihn ermahnte, zu verleugnen und zu sagen: vertilge die Gottlosen (die Christen); sagte Polycarp, mit würdevoller Miene auf die ganze Masse der Heiden hinweisend, mit Seufzen und Aufblick zum Himmel: vertilge die Gottlosen. Und als jener weiter in ihn drang, Christum zu lästern, so werde er ihn frei lassen; sprach Polycarp das berühmte Wort: „sechsundachtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nichts übles gethan; und wie kann ich meinen König, meinen Erlöser lästern?" Der Proconsul drohte dann mit den wilden Thieren, und als das nicht half, mit dem Feuer. Auf das letzte erwiderte Polycarp: „du drohst mit Feuer, das eine Stunde brennt und in kurzem verlischt; denn du kennst nicht das Feuer des künftigen Gerichts und der ewigen Pein, das den Gottlosen aufbehalten ist. Aber was zögerst du? bringe was du willst." Auf dem Scheiterhaufen betete er noch einmal und brachte Gott Dank, daß er dieses Tages und dieser Stunde ihn gewürdigt habe, Theil zu nehmen an der Zahl seiner Zeugen, in dem Kelch seines Christus, zur Auferstehung des ewigen Lebens, der Seele und des Leibes: unter welche er heute möge aufgenommen werden, vor ihm, in einem wohlgefälligen Opfer. Als das Feuer angezündet war, blähte es sich um ihn, ohne seinen Körper zu ergreifen: da mußte der Henker mit dem Schwert ihn durchbohren; worauf so viel Blut ausfloß, daß es das Feuer löschte. — Mit diesem Märtyrerthum endete die Verfolgung.

Unerschrocken, wohl nicht ohne eigene Lebensgefahr, wohnten Christen dem ganzen furchtbaren und erhebenden Vorgang bei. Und auf solche Augenzeugen beruft sich der Bericht, der im Namen der Gemeinde zu Smyrna abgefaßt ist, voll Pietät gegen den Polycarp: er heißt darin ein apostolischer und prophetischer Lehrer, ein bewundernswürdiger Zeuge.

Diesen Bericht sendet sie einer Gemeinde in Phrygien und durch sie den entferntern Brüdern: daß auch sie den Herrn preisen, der aus seinen Knechten solche Zeugen auserwählt. Und wie sie selbst sich anschickt, sein Gedächtniß an seinem Todestage zu begehen, so theilt sie auch dessen Datum mit. Aber durch Schwan-

kung der Lesart und der Auslegung ist es unsicher geworden: die alexandrinische Chronik nennt den 26. März 163; die Griechen feiern sein Gedächtniß am 23. Februar, die lateinische Kirche hat es auf den 26. Januar verlegt. Auch das Todesjahr steht nicht fest: man entschied sich früher für das Jahr 169, zuletzt (1864) hat das Jahr 167 eine umsichtige Vertheidigung erhalten. — Es ist nahe dieselbe Zeit, zu welcher Justinus in Rom die Märtyrerkrone empfing.

F. Piper.

---

67. Pothinus und Blandina und die anderen Märtyrer zu Lyon.

2. Juni.

An keinem Lande hat die Wuth des alten Versuchers sich mehr geübt, als an Frankreich. Besonders gegen den Süden hat sie sich gewandt, und namentlich gegen den Theil des Südens, als dessen Hauptstadt Lyon von jeher gegolten. Lyon, welches so berühmt unter den Städten dieses großen Landes durch sein Alterthum und seine Wichtigkeit, und so glücklich gelegen ist an zwei Ufern, ist mehr als einmal der Schlüssel der Evangelisirung Frankreichs und eines Theils von Europa gewesen, wie es der Schlüssel der Civilisation und des Handels dieser Länder war. Die Schläge, welche diese Stadt und ihre Umgegend trafen, mußten, in dem Plane des großen Widersachers, sich bis an die äußersten Enden des weiten Umkreises, dessen natürlichen Mittelpunkt Lyon bildet, fühlbar machen. Ein furchtbares, aber zugleich für unsern Glauben höchst ermuthigendes Beispiel hiervon hat man gesehen, bald nachdem das Evangelium in Gallien Eingang gefunden: es ist das zu Lyon im Jahre 177 von dem ersten Bischofe der Stadt, Pothinus und einer großen Anzahl Mitglieder der beiden Kirchen zu Lyon und zu Vienne im Delphinat erlittene Martyrthum. Hier folge eine kurze Erzählung desselben, ausgezogen aus einem gleichzeitigen Document, einem der köstlichsten, die uns aus dem christlichen Alterthum geblieben, einem Briefe nämlich, der von den Kirchen zu Lyon und Vienne an die Kirchen in Asien und Phrygien gerichtet, und vielleicht von Irenäus, welcher dem Pothinus im Bisthum Lyon folgte, verfaßt, vom Eusebius aber in seiner Kirchengeschichte, Buch V, Cap. 1 u. 2 aufbewahrt worden ist. Leider fehlt uns der Raum, um diesen, von wahrhaft apostolischem Geist erfüllten Brief ganz wiederzugeben; doch werden wir wenigstens ab und zu den alten ehrwürdigen Zeugen selbst reden lassen.[1])

[1]) Was zwischen Anführungszeichen steht, ist dem gedachten Briefe wörtlich entnommen.

Diener und Dienerinnen Jesu Christi, welche den beiden Kirchen angehörten und schon verschiedene Prüfungen hatten bestehen müssen, wurden auf den öffentlichen Platz von Lyon vor den Statthalter der Provinz geführt und von ihm öffentlich vernommen. Er behandelte sie so hart, daß ein dem Verhör beiwohnender junger Christ, Epagathus, der noch nicht als solcher gekannt war, um die Erlaubniß bat, ein Wort zu sagen und die Unschuld seiner Brüder zu vertheidigen. Dies genügte dem Richter, um, nachdem er ihn seinen Glauben bekennen lassen, ihn den Märtyrern zuzugesellen, wobei er ihn zum Hohne den Christenadvokaten nannte. Ein solches Beispiel regte andre Christen an, sich von den Heiden zu trennen, mit denen sie bisher vermischt geblieben waren. Neue Verhaftungen vermehrten noch die Zahl der Zeugen Jesu Christi; und die Wuth des Volkes und der Obrigkeit gegen sie stieg aufs höchste durch unwürdige Verleumdungen, welche die Furcht vor den Martern den heidnischen Sklaven entriß, die man mit den Christen, ihren Herren, verhaftet hatte. Man schritt nun, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht, zu den grausamsten Foltern, um die Standhaftigkeit der Märtyrer wo möglich zu erschüttern.

Einige unter diesen, näher unter denjenigen, welche sich jetzt zum ersten Male erklärten, waren zum Kampfe gekommen, ohne sich mit Kraft bewaffnet zu haben, oder vielmehr, ohne von dem Gefühle ihrer Schwachheit hinlänglich durchdrungen zu sein. Sie unterlagen; zehn Christen verleugneten ihren Glauben. Das war eine allgemeine Betrübniß für die Kirche, welche zitterte, die Zahl der Abfälle vom Glauben sich mehren zu sehen.

Aber die Meisten blieben unerschütterlich, trotz der höllischen Kunst, welche die Heiden, in der Hoffnung, sie endlich zu bezwingen, darauf verwandten, die Qualen mannichfaltiger zu machen und zu verschärfen. Welch' erschreckliches Zeichen der natürlichen Bosheit des Menschen, und seines erbitterten Hasses gegen die göttliche Wahrheit, wenn man Henker, Volk und Obrigkeit ganze Tage, ja Nächte damit beschäftigt sieht, alle ihre Geisteskräfte auf die Erfindung einer Marter zu richten, die erkünstelter als die vorigen, und geeigneter wäre ihren Opfern ein Wort der Einwilligung und der Untreue zu entreißen. Aber auch, welch' sichtbares Zeugniß der Gnade des unsichtbaren Gottes, wenn man sieht, wie diese Opfer, Eines nach dem Andern, Männer und Frauen, Greise, Jünglinge und Jungfrauen, ja selbst Kinder, alle Macht und List des

Widersachers herausfordern, all den vielfachen Schmerzen Stand halten, und ihren Verfolgern nur mit dem demüthigen aber unüberwindlichen Bekenntnisse ihres Glaubens antworten. Alles das konnte man in der Lyoner Verfolgung sehen. Ein oder zwei Beispiele davon sind anzuführen, wie sehr es auch widerstrebe, diese Greuelscenen zu schildern.

„Der selige Pothinus, welcher zu jener Zeit der Kirche von Lyon vorstand, und in einem vor Alter gebrechlichen Körper Gefühle einer jungen und kräftigen Seele zeigte, ward, von Soldaten getragen, vor das Tribunal gebracht. Die nahe Aussicht auf das Martyrthum verbreitete einen Ausdruck der Freude über sein Antlitz. Seine durch die große Zahl der Jahre und eine neuerliche Krankheit abgezehrten Glieder hielten die Seele nur zurück, um Jesum Christum durch sie triumphiren zu lassen. Eine Menge Volks war hinzugelaufen, die ein großes Geschrei wider ihn ausstieß, und ihn mit Beleidigungen überhäufte, so erbittert, als wäre er Jesus Christus in Person gewesen. Als der Statthalter ihn gefragt, wer der Gott der Christen wäre, antwortete er, um den Lästerungen, die er vorhersah, zuvorzukommen, daß Jener es erfahren würde, sobald er dessen würdig wäre. Darob wurde er mit Schmähungen überhäuft. Die ihm nahe standen, versetzten ihm, ohne Ehrfurcht für sein Alter, derbe Schläge; die Entfernteren warfen nach ihm, was sich ihren Händen darbot; Pothinus, der nur einen Hauch von Leben hatte, wurde in das Gefängniß zurückgebracht, wo er zwei Tage nachher starb.“ . . . . .

„Sanctus, aus Vienne gebürtig und Diacon der Kirche von Lyon, hielt unerhörte Qualen mit außerordentlicher Geduld aus. Die Heiden schmeichelten sich, durch wiederholte Folterungen ihm einige unziemliche Worte zu entlocken; aber er hielt ihre Angriffe mit einer Festigkeit aus, die Nichts besiegen konnte. Auf jede Frage, die man an ihn richtete, antwortete er: „ich bin Christ:“ dieser Titel diente ihm statt Namen, statt des Vaterlandes und Standes, vertrat ihm Alles; und nie konnte man eine andre Antwort von ihm erlangen. Der Statthalter und die Henker hielten sich nicht mehr vor Wuth. Nach allen künstlich ersonnenen Grausamkeiten, die sie auszudenken vermochten, brachten sie noch glühende Eisenstäbe an die empfindlichsten Theile; aber durch eine mächtige Gnade aufrecht erhalten, beharrte der Märtyrer bei seinem Glaubensbekenntnisse. Sein Leib war dermaßen zermartert und mit Wunden

bedeckt, daß er nicht mehr das Aussehen eines menschlichen Körpers hatte. Jesus Christus, den man in ihm verfolgte, hatte aus seiner Person ein vornehmstes Werkzeug gemacht, um über den Feind zu triumphiren, und zu zeigen, daß es keinen Schmerz giebt, den man nicht überwinden kann, wenn man zu Seinem Ruhme leidet. Einige Tage nachher wurde der Märtyrer einer neuen Prüfung unterworfen: die Henker fielen darauf, Eisen und Feuer wieder in die noch ganz entzündeten Wunden zu bringen; sie hofften, entweder seine Standhaftigkeit zu ermüden, oder sein Leben zu endigen, und so die andern Christen einzuschüchtern. Ihre Hoffnung wurde getäuscht. Wirklich sah man nunmehr, zum großen Erstaunen der Zuschauer, wie der Körper des Märtyrers wieder zu Kräften kam und den Gebrauch seiner Glieder wieder erlangte."

Wenige Tage nachher wurde Sanctus mit seinem Freunde Maturus, der kaum weniger ausgestanden hatte, in das Amphitheater geführt, um den Thieren preisgegeben zu werden. „Man nahm mit ihnen alle die Grausamkeiten wieder vor, die sie bereits erduldet hatten. Nach einer fürchterlichen Geißelung wurden sie der Wuth der Thiere überliefert, welche sie um das Amphitheater herumzogen. Sie erlitten noch andre Arten von Martern, nach dem Belieben des Volkes, welches verlangte, daß man sie bald auf die eine, bald auf die andre Art folterte. Endlich schlugen die Heiden vor, sie auf einen ganz glühenden Stuhl von Eisen zu setzen. Der unerträgliche Geruch, welchen ihr verbranntes Fleisch von sich gab, weit entfernt die Wuth des Volkes zu mäßigen, erregte sie nur immer mehr. Man konnte Sanctus Munde nichts andres entlocken, als sein erstes Bekenntniß: „ich bin Christ." Nachdem er noch lange mit Maturus gelitten, wurden Beide erwürgt."

Der Herr war Seiner Barmherzigkeit eingedenk zu Gunsten der weniger befestigten Jünger, die zuerst aus Furcht vor den Martern nachgegeben hatten, — und wer von uns möchte wagen, den ersten Stein auf sie zu werfen? Unter ihnen wurde zuerst eine Frau, Namens Biblis, wieder aufgerichtet. Nicht zufrieden damit, sie zur Verleugnung ihres Glaubens gebracht zu haben, wollten die Heiden sie noch zwingen, ihre Brüder zu verleumden; sie brachten das Weib auf die Folter. Aber das Uebermaß ihrer Bosheit ließ sie die Frucht derselben verlieren. Schwach, aber aufrichtig, willigte Biblis niemals darein, von der Kirche übel zu reden; der Schmerz einer vorübergehenden Marter richtete zugleich ihre Ge-

danken auf die ewigen Qualen der Hölle; sie erwachte gleichsam aus einem tiefen Schlafe, gab Gott die Ehre, und erwarb sich wieder die Krone des Martyrthums.

Bei den übrigen Abgefallenen bediente sich der Herr eines andern Mittels, um sie zurückzuführen. Die treulosen Henker warfen sie ins Gefängniß mit ihren Brüdern, ließen sie deren Leiden theilen und hielten ihnen dabei mit Bitterkeit ihre Feigheit vor. Groß war in dieser gemeinsamen Prüfung die Verschiedenheit der Empfindungen. Die Abgefallenen fanden einen Zuwachs von Schmerz in den Vorwürfen ihres Gewissens, während die Bekenner durch das Wort Gottes und den himmlischen Geist, der sie belebte, aufrecht erhalten wurden. An ihrem Aussehen allein konnte man sie leicht von einander unterscheiden: die Märtyrer waren fest und heiter, traurig und niedergeschlagen die Abgefallenen. Wer würde auch, wenn sie in diesem Augenblick ihren Abfall widerrufen hätten, an ihre Aufrichtigkeit geglaubt haben? Ihre Lage war verzweifelt und scheinbar ohne Ausweg. Aber die Gelegenheit, für den Herrn zu leiden, wurde ihnen durch einen besonders von der Vorsehung geordneten Umstand wiedergegeben.

Der Statthalter hatte in Erfahrung gebracht, daß Attalus, einer der treuen Märtyrer, römischer Bürger war, und wagte nicht, ihn sterben zu lassen, ohne die Befehle des Kaisers entgegengenommen zu haben, den er zugleich um Anweisungen in Betreff der andern Gefangenen bat. Die Antwort mußte abgewartet werden. Diesen Aufschub benutzten die Bekenner, um wo möglich durch ihre Bitten und Ermahnungen die Erhebung ihrer gefallenen Brüder zu erlangen. Endlich kamen die Befehle des Kaisers an: der weise Mark Aurel wollte, daß man diejenigen hinrichtete, welche bei ihrem Bekenntniß beharren würden, und die, welche abgeschworen, freiließe. Hier nun kam die Gnade Jesu Christi zum Vorschein in den zaghaften Jüngern, welche ihn einen Augenblick verleugnet hatten. Man vernahm sie besonders, um sie wieder in Freiheit zu setzen. Aber die Meisten erklärten, daß sie Christen wären, und wurden mit den Andern zum Tode verurtheilt. Welch' ein Triumph für die Kirche! welche Freude für die Engel im Himmel!

Was von Märtyrern übrig blieb, wurde, zur Vollstreckung des kaiserlichen Urtels, unter neuen Qualen bis ans Ende, allmählig erwürgt: Attalus, Alexander, der sich wie Epagathus und unter ähnlichen Umständen ausgeliefert hatte, und alle Andern. Aber

wem möchte man in dieser kleinen Schaar von Helden die Palme zuerkennen, wenn es erlaubt wäre, zu wählen? Einer armen Magd, Namens Blandina, deren Martyrthum selbst auf die Heiden einen größeren Eindruck machte als das aller Andern, und die in dem Amphitheater eine lange Reihe der grausamsten Leiden mit dem Tode beschloß.

Zuerst war sie, zu gleicher Zeit mit Sanctus und Maturus, auf die Folter gebracht worden. „Sie war, sagt der Brief, der uns als Führer dient, von einer so schwachen Leibesbeschaffenheit, daß wir alle für sie zitterten. Zumal ihre Gebieterin, die selbst zu den Märtyrern gehörte, fürchtete, sie möchte weder Kraft noch Dreistigkeit haben, ihren Glauben zu bekennen. Aber das bewunderungswürdige Weib war, durch Hülfe der Gnade, im Stande, den verschiedenen Henkern, welche sie vom Tagesanbruch bis in die Nacht marterten, Trotz zu bieten. Endlich bekannten Jene sich besiegt. Sie betheuerten, daß alle Hülfsquellen ihrer barbarischen Kunst erschöpft wären, und bezeugten das größte Erstaunen, daß Blandina, nach Allem was sie sie hatten erdulden lassen, noch lebte. „Wir begreifen nichts davon, sagten sie; nur einer einzigen der Folterqualen, die wir angewendet, bedurfte es, um ihr, nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Tortur, das Leben zu rauben.“ Aber Blandina schöpfte neue Kraft aus dem Bekenntnisse ihres Glaubens. „Ich bin Christin,“ rief sie häufig, und diese Worte stumpften die Spitze ihrer Schmerzen ab.“

Am Tage da Sanctus und Maturus im Amphitheater erwürgt wurden, ward Blandina an einen Pfahl befestigt, um von den Thieren verzehrt zu werden. Aber keines rührte sie an, weßhalb man sie dann losband. Sie wurde in das Gefängniß zurückgeführt und für einen andern Kampf aufbewahrt.

Am letzten Tage der Fechterspiele kam es zu diesem Schlußkampfe. Man brachte Blandina in die Arena, zu gleicher Zeit mit einem Jünglinge, ja einem Kinde von funfzehn Jahren, Namens Ponticus, nachdem man Beide, alle vorhergehenden Tage, der Hinrichtung der Märtyrer hatte beiwohnen lassen. Man wollte sie nöthigen, bei den Götzenbildern zu schwören, und rechnete auf die Jugend des Einen und das Geschlecht der Andern. Aber bei dieser Berechnung hatte man Jesum Christum vergessen, welcher sich des Schwachen bedient, um das Starke zu beschämen. Beide weigerten sich, zu gehorchen. Das Volk, gleich einem wilden Thiere, welches

seinen Raub entweichen sieht, wollte, daß man an ihnen alle Arten von Folterqualen erschöpfte. Man fing mit Ponticus an, der, durch seine treue Gefährtin ermuthigt, alle Grade des Martyrthums mit Festigkeit durchmachte und mit einem ruhmvollen Tode endigte. Blandina blieb allein, wie Jesus Christus in der Wüste (Marc. 1, 13) mit der Hölle die ihn versucht, der Erde die ihn verläßt und dem Himmel der ihn aufrecht hält. „Sie wurde gepeitscht, von den Thieren zerrissen, und auf den heißen Stuhl gesetzt; worauf sie in ein Netz gewickelt wurde, um einem wilden und wüthenden Stier vorgeworfen zu werden, der sie ganz zerdrückt in die Luft warf. Zuletzt wurde sie erwürgt. Die Heiden selber staunten über so viel Muth; sie bekannten, daß unter ihnen niemals ein Weib gewesen, das eine so seltsame und lange Reihe von Martern erlitten hätte."

Leser, ist auch in dir der Geist dieses Weibes? War sie doch von sich selber nur was du bist. Suche, wo sie gesucht hat; du wirst finden, wo sie gefunden. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark" (2 Korinth. 12, 10). Adolf Monod in Paris †.

---

68. Symphorianus in Autun.

22. August.

Auch in Augustodunum im Lande der Aeduer in Gallien (Autun in Burgund) hatte sich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts eine christliche Gemeinde gebildet und die Gewaltthaten mit freudigem Muthe erduldet, durch welche die Heiden immer von neuem versuchten, die alte Götterverehrung wieder herzustellen. Als der Kaiser Marcus Aurelius (161—180) die strengen Gesetze erlassen hatte, nach welchen die Christen in Folge ihres Bekenntnisses den Tod erleiden sollten, war Heraclius in Autun eifrig bemüht, sie aufzusuchen und zu bestrafen. Die Christen blieben dennoch ihrem Glauben treu und beobachteten ihren stillen, prunklosen, auf Heiligung des Lebens und die Erlangung der ewigen Seligkeit gerichteten Gottesdienst in der Stille, während die Heiden den ganzen Glanz ihrer Opfer- und Aufzüge auf den Straßen der Stadt unter dem Jubel der feiernden Menge entfalteten. Wer Christo angehörte, mußte des Todes eingedenk sein, der täglich über allen schwebte, und still des Tages harren, wo er den Kreuzesweg Jesu Christi werde wandeln müssen. So offen war das christliche Helden-

thum in jener Zeit hervorgetreten, so tiefe Wurzeln hatte es in den Gemüthern geschlagen, daß eine Wiederkehr der nur zuweilen abgebrochenen Verfolgungen immer auf Bekenner traf, welche freudig dem Rufe Gottes folgen und den Tod ohne Zagen erleiden wollten.

Unter solchen Erfahrungen war auch Symphorianus aufgewachsen. Er war aus einer der vornehmen Familien von Augustodunum entsprossen, ein Sohn des Faustus, und hatte in seiner edlen Mutter eine Führerin zum christlichen Glauben und Leben gefunden. Ihr Sohn war ihre Freude: wie einst Eunike und Lois ihren Timotheus, so hatte sie ihren Symphorianus früh mit dem Worte der göttlichen Offenbarung durchdrungen, sein jugendliches Herz dafür entzündet und mit seliger Mutterfreude sein allmähliches Wachsthum in der Erkenntniß beobachtet und geleitet. Der Segen Gottes ruhte auf diesen beiden Jüngern des Herrn; in der Gemeinschaft ihrer Herzen empfingen sie die köstlichsten Gaben aus der Hand des himmlischen Vaters. Schon sah die Mutter, daß ihr Sohn ein Rüstzeug seines Heilandes geworden sei und daß er entweder im Leben oder im Tode die heiligen Kräfte, welche Christus den Seinen bescheert, bewähren und Gott preisen werde. Dem Tode für ihren Herrn, der so leicht für sie kommen konnte, hatten beide offen und furchtlos in's Auge gesehn.

Da geschah es im August des Jahres 173, daß die Stadt ein großes, prächtiges Fest feierte. Der Tag der Göttermutter Berecynthia (Cybele) war gekommen und wurde mit dem höchsten Pomp und Prunk und mit leidenschaftlichem, gewaltigem Eifer begangen. Die geschmückte Bildsäule der Göttin wurde auf heiligem Wagen mitten durch die Stadt geführt, von einer unzähligen Menge Menschen begleitet und von Allen in Ehrfurcht begrüßt. Auch Symphorianus kam des Weges, ging aber vorüber, ohne dem uralten Götzendienst sich anzuschließen. Sofort wurde es bemerkt: man ergriff ihn und übergab ihn gefesselt seinem Richter: in Ruhe und ohne Menschenfurcht stand er der fanatischen Menge gegenüber und war auf das Schlimmste gefaßt und vorbereitet.

Schon das erste Verhör zeigte dem Heraclius die Glaubensfestigkeit des jungen Mannes: mit der einfachsten Bestimmtheit antwortete er auf die Frage nach Namen und Herkunft: „Symphorianus heiße ich und bin ein Christ.“ „Ein Christ bist du?“ antwortete der Richter, „so bist du uns, wie ich sehe, unbemerkt geblieben; daß du dich zu diesem Namen bekennst, wiegt weniger schwer, warum

aber hast du der Göttermutter die Achtung versagt und die Anbetung verweigert?" „Schon vorher habe ich bekannt," erwiederte der Angeklagte, „daß ich ein Christ sei. Den lebendigen Gott bete ich an, der im Himmel wohnt und regiert, dein Götzenbild verehre ich nicht nur nicht, sondern bin auch bereit, wenn du mir es vorstellest, es mit dem Hammer zu zerschlagen." „Dieser junge Mann", antwortete Heraclius, „ist nicht nur ein Verächter der Götter, sondern wagt es auch als Rebell sich seiner Obrigkeit zu widersetzen." Darauf legte er dem versammelten, beisitzenden Gericht die Frage vor, ob er ein Bürger der Stadt sei, und fuhr fort, nachdem dies das Gericht bestätigt und seine Abkunft aus vornehmem Geschlecht gemeldet hatte: „doch vielleicht kennt er die kaiserlichen Decrete noch nicht, und vertraut darauf, daß er aus guter Familie herstammt und sich guter geistiger Ausbildung seiner Anlagen erfreut; so sollen die Gesetze ihm vorgelesen werden." Als auch dies geschehen war und nach neuer feierlicher Aufforderung, des Kaisers Befehle nicht zu mißachten, sondern seine Vergehungen — die Verwerfung der Götter und die Uebertretung der Gesetze — wieder gut zu machen, gab er die unumwundene Erklärung ab: „niemals werde ich diese Bildsäule für etwas anderes, als für ein unseliges Bild teuflischen Mißglaubens halten." Den Richter aber verließ seine bisherige Geduld: er ließ ihn mit Ruthen peitschen und durch Gerichtsdiener in das Gefängniß abführen.

Ein zweites Verhör hatte noch schlimmere Folgen. Von neuem ließ Heraclius den Symphorianus vor seinen Richterstuhl bringen und versuchte es jetzt, statt Drohungen anzuwenden, vielmehr durch freundliche Behandlung und lockende Versprechungen ihn von seinem Wege abzulenken. „Lieber Symphorianus," sagte er, „opfere den Göttern, damit du einst im kaiserlichen Palast zu hohen Ehren erhoben werdest. Thust du es nicht, so bezeuge ich dir vor den Göttern, daß ich gegen meinen Willen genöthigt bin, dich martern und peinigen, zuletzt aber zum Tode abführen zu lassen."

Nicht einen Augenblick wankte Symphorianus: dem irdischen kaiserlichen Gesetz stand in seiner Seele der Wille Gottes gegenüber; Martern, Gefängniß und Hinrichtung durch Menschenhand mit ihren rasch vorübergehenden Schmerzen schreckten ihn nicht. Am wenigsten aber konnten ihn die zu erwartenden, äußeren, menschlichen Ehren verlocken, auf welche ihn die wohlgemeinten Bitten seines heidnischen Richters hinwiesen. „Eure Gaben," sprach er,

„sind mit der Süßigkeit verfälschten Honigs gemischt, und bieten der Seele nur verzehrendes Gift dar; aber unser Reichthum und unsere Schätze sind immer in Christo: ohne zu verderben, können sie alt werden und ewig dauern. Eure Begierde, wenn sie Alles erlangt hat, wodurch sie euch verführte, besitzt nur ein Nichts, weil sie, den Stricken des Satans verfallen, sich in der immer dauernden Glut für unglücklichen, irdischen Gewinn verzehrt. Uns aber wird nichts entzogen, geht nichts verloren, wenn diese Hülle menschlicher Gebrechlichkeit in den Staub sinkt. Eure Freuden sind zerbrechlich, wie Glas, das vor den Strahlen der Sonne zerspringt; unser Gott allein ist selig und macht selig."

Nun erkannte Heraclius, daß solchem Glauben gegenüber sein Bemühen vergeblich sei und schritt zum entscheidenden Richterspruch. „Da Symphorianus seines öffentlich begangenen Verbrechens nach eigenem Geständniß schuldig ist und unsere heiligen Götteraltäre mit ruchlosen Schmähreden entehrt hat, soll er mit dem Schwerte hingerichtet werden, damit das offenkundige Laster gestraft und die Götter und die Gesetze gegen jede Schmach gesichert werden." Unmittelbar darauf wurde er abgeführt, um sofort die ihm bestimmte Strafe zu erleiden.

Der Richtplatz war außerhalb der Stadt: er sollte sie nicht verlassen, ohne zuvor noch die Stimme seiner Mutter vernommen und zu seiner seligen Freude die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß seinem gewissenhaft gefaßten Entschluß die freudige Zustimmung der Seele nicht fehle, die ihn immer bisher im Halten am Gebote des Herrn gestützt und gesichert hatte.

Auf der Stadtmauer stand sie, an welcher vorüber ihr geliebter Sohn zum Tode geführt wurde: ihr mütterliches Herz brach nicht in Wehklagen, sondern in ermunternde Mahnungen aus, in dieselben, welche der Sohn in der Tiefe seiner Seele gedacht und öffentlich ausgesprochen hatte. „Mein Sohn, mein Sohn", rief sie, „mein Symphorianus, sei des lebendigen Gottes eingedenk. Halt fest, mein Sohn, und beharre standhaft bis an's Ende. Fürchten können wir den Tod nicht, welcher unzweifelhaft zum Leben führt: empor, mein Sohn, richte dein Herz; blicke zu dem auf, der im Himmel regiert. Heute wird dir dein Leben nicht genommen, sondern in ein besseres Leben umgewandelt. Wenn du nun heute ausharrst und standhaft bleibst, wirst du durch die seligste Umwandlung hindurch in die Herrlichkeit des Himmels eingehen."

So geschah ihm, was einst der sterbende Sokrates sich vergeblich wünschte, daß er ohne lauten Jammer seiner Lieben zu seiner Ruhe einging: er ward hinausgeführt, vom Henker enthauptet; seine Leiche aber in der Nähe einer Quelle, welche vor der Stadt Augustodunum entsprang, von den Christen beerdigt und blieb dort in gesegnetem Andenken. Auch uns ist die einfache Erzählung aus schwerer, verfolgungssüchtiger, nach Christenblut begieriger Zeit eine theuere Erinnerung, bei der wir zugleich mit Freude und Wehmuth weilen, jenes weil wir einen Menschen kennen lernen, welcher die Wahrheit erkannt und mit dem Tode besiegelt hat, dieses, weil wir eine liebliche Blüthe welken und knicken sehen, die sich zu reicher Frucht hätte entfalten können; Wehmuth aber und Freude versöhnen sich mit einander, weil wir wissen, daß dieselbe reiche Hand es gewesen ist, welche das Leben gab, die auch den Tod herbeiführte, und durch beides eine Saat ausstreute, welche bald fröhlich und zu reichem Segen emporwuchs. Hier ist jedes äußere Motiv entfernt, nur das Gewissen redet und fordert sein Recht; ein früh Vollendeter wird uns vorgeführt, vor dessen Seele nicht Schwärmerei, nicht Hochmuth, nur die sittlichen Kräfte walten und über den Aberglauben siegen, welche Christus verleiht. Der reine Begriff des unsichtbaren, lebendigen, ewigen Gottes hat die Seelen der Mutter und des Sohnes von der Weltliebe befreit und ihnen den Zug nach oben eingeflößt, welcher uns lehrt, Opfer der Liebe zu bringen und um des Glaubens willen irdisches Glück dem himmlischen nachzusetzen. Die natürlichen Verhältnisse des Lebens, welche Gott mit heiligen Bestimmungen versehen hat, die Mutter- und Kindesliebe, sind nicht aufgehoben, sondern verklärt. Der Christ lebt mit seinem ganzen Herzen in der Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem und wandelt gern den Leidensweg des Herrn, damit sein Sehnen sich zu lebendiger Hoffnung und freudiger Ueberzeugung erhebe, daß er einst in Gemeinschaft mit dem Heiland das Antlitz des himmlischen Vaters schauen werde.

F. Ranke in Berlin.

---

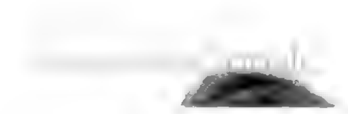
69. Irenäus, Bischof von Lyon.

28. Juni.

Unter den Vätern des christlichen Alterthums, welche man recht eigentlich als geistige Erzeuger der Kirche anzusehen hat, nimmt

eine der ersten Stellen Irenäus ein, merkwürdig insbesondere durch den Kampf, in welchem bei ihm die evangelische Gesinnungsart mit dem sich neu entwickelnden katholischen Bewußtsein liegt. Allein so bedeutend er in beiderlei Hinsicht ist und so hoch sein Name schon in der alten Kirche stand, so sehr verhüllt sich sein äußeres Leben in Dunkel. Wenige Punkte treten aus diesem Dunkel hervor. Dahin gehört sein früher Aufenthalt in Kleinasien, vielleicht seiner Heimath. Daß er Grieche von Geburt war, lernt man schon aus seinem Namen. Und wenn überall aus seinen zumeist auf das Praktische des Christenthums gerichteten Schriften uns etwas von johanneischer Klarheit, Tiefe und Innigkeit anspricht; so bestätigt ein kurzes, aber liebliches, bei Eusebius aufbewahrtes Bruchstück, daß Irenäus in erster Jugend wenigstens mittelbar mit diesem Apostelgreis in Verbindung stand. Bis in das höchste Alter erinnerte er sich mit liebevoller Treue der Tage, wo er, noch Knabe, aber bereits voll der Glaubensgluth seines spätern Lebens, zu den Füßen des ehrwürdigen Bischofs Polykarp von Smyrna saß, seinen Mittheilungen über die Wunder und Lehre des Herrn lauschend. Und die Freudigkeit, mit welcher dieser letzte der Apostelschüler ein langes Leben im Dienst des Herrn auf dem Holzstoße schloß, konnte nicht verfehlen, dieses Bild apostolischen Glaubenssieges seinem Gemüth mit Flammenschrift einzuprägen. „Ich sah dich", schreibt er in einem verloren gegangenen Brief an Florinus, „da ich noch Kind war, bei Polykarp in Asien, und erinnere mich sicherer des damals als des erst jüngst Geschehenen; u. s. w." (s. oben S. 528 f.) Auch mit anderen unmittelbaren Schülern der Apostel pflog er Verkehr und theilte, was er aus ihrem Munde über die Verhältnisse der apostolischen Urzeit Denkwürdiges vernahm, bei Gelegenheit mit.

Später treffen wir ihn als Presbyter in dem blühenden Lyon, einem der mit Strömen Märtyrerbluts gedüngten Ursitze der Kirche im westlichen Europa, von wo christliche Erkenntniß und Bildung über einen großen Theil des Abendlandes ausging. Was ihn in diese damals noch weithin von dem Wahn des Götzendienstes gebundenen Gegenden führte, ob der innere Drang, ob ein äußerer Ruf: wer vermöchte es zu sagen? Aber so viel ist gewiß, daß er durch diese Uebersiedelung nicht bloß der Vermittler griechischer Theologie für die Kirche des Westens, sondern durch Wissenschaft wie praktisches Wirken „das Licht der abendländischen Kirche" wurde.



Die reichen Talente, durch welche er glänzte, die thatkräftige Liebe für das Evangelium, welche ihn beseelte, mußten in gleichem Maaß die Aufmerksamkeit auf ihn lenken. Beweis dafür ist vielleicht schon die Presbyterwürde, womit ihn sein Bischof ehrte; sicherer die Sendung nach Rom, mit welcher ihn die Kirche von Lyon in Sachen des durch die montanistische Bewegung bedrohten Kirchenfriedens betraute. Mit feurigen Worten bezeugen die Märtyrer in dem Begleitschreiben an den Bischof Eleutherus in Rom seinen Eifer für den „Gnadenbund Christi." Um diese Zeit erlag der hochbetagte Bischof Pothinus nach langen Mißhandlungen, aber ungebeugt, der Wuth der Verfolgung, welche die Kirchen des südlichen Galliens verstörte. Irenäus erschien als der Würdigste, welcher den verwaisten Stuhl bestiege. Es waren schwierige Verhältnisse, unter welchen der friedliebende Mann das Heft der obern Kirchenleitung in die Hand nahm (177). Das Heidenthum, durch die immer sichtbareren Fortschritte der Kirche aufgeschreckt, schien sich zum blutigen Vertilgungskampf gegen die verhaßte Neuerung zu rüsten. Häretiker und Schismatiker, mit allen Künsten der Ueberredung und Verführung die Einfalt der Ungebildeten überlistend, wühlten im Innern an der Einheit und dem Bestand der Gemeinden. Inmitten des katholischen Kirchenkreises selbst erhoben sich Zwiste über Fragen der kirchlichen Sitte. Aber Irenäus war nicht der Mann, welchen Schwierigkeiten oder Gefahren schreckten. Hätte sein Glaube noch einer Stütze gegen äußere Anfechtung bedurft, so lag sie in dem Bewußtsein: „des Christen Geschäft ist, daß er zu sterben Sorge trägt." Seine bewunderungswürdige Belesenheit in der Schrift und klassischen Litteratur, verbunden mit gleich großer Geistesschärfe und praktischer Heilserfahrung, setzte ihn in den Stand, die Irrgewinde der Häresie bis in ihr letztes Geflecht zu verfolgen und, im Netz der eigenen Folgesätze verstrickend, am Schriftzeugniß zu überwinden. Durch Besonnenheit und Milde bildete er den geborenen Vermittler zwischen streitenden Richtungen. Ergriffen von dem Einen großen Gedanken seines Lebens, Ausbreitung der auf den Glauben der Apostel gebauten Kirche, widmete er dem Dienst des Evangeliums das Beste seiner Kräfte. Es mag zweifelhaft sein, ob er auch als Missionar die Fackel des Glaubens austrug unter die umwohnenden Barbarenstämme. Dafür spricht, was er einmal mit der Frische des Augenzeugen erzählt, daß viele Barbaren auch ohne Papier und Dinte das Wort des Heils durch den

göttlichen Geist lebendig in ihre Herzen geschrieben trügen. Ebenso mag bloße Dichtung sein, was spätere Jahrhunderte wissen wollten, daß er den Ruhm seines Lebens noch durch die Glorie des Märtyrerthums gekrönt habe (202). Aber unsterblich sind seine Verdienste als kirchlicher Schriftsteller. Nicht Schönheit oder Schwung der Rede, nicht Genialität oder Neuheit der Gedanken, aber tiefe Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, harmonisches Gleichmaaß der Bildung, kindliche Demuth in Sachen des Heils zeichnet ihn als solchen aus. Die Mehrzahl seiner Schriften ist bis auf Bruchstücke oder Aufschriften verloren. Das noch erhaltene Hauptwerk gegen die Ketzer in altlateinischer Uebersetzung, durch deren ängstliche Treue indeß der griechische Urtext noch leicht erkennbar hindurchschimmert, hat zum Gegenstand die Darstellung und Widerlegung des Gnosticismus. Ein Gegenstand, würdig der höchsten Anstrengungen. Denn wie kein Sturm äußerer Verfolgung, kein Riß schismatischer Absonderung, bedrohte damals im innersten Nerv das Leben der Kirche die falsche Weltweisheit, welche vom Streben nach höherer Erkenntniß sich selbst die Gnosis nannte.

Ein solches Streben nach tieferer Einsicht in die göttlichen Dinge war auch auf christlichem Boden an sich nicht unberechtigt. Das Evangelium ist mehr als blinder Glaube. Paulus kennt ein in Christus erschlossenes geistliches Verständniß und empfiehlt es als die Vollendung des Glaubens (Koloss. 1, 9. 2, 2 f.). Und wenn er anderswo dem Wissen die Thorheit der einfachen Predigt vom Kreuz warnend entgegenstellt, so gilt dieß nicht dem Streben nach religiöser Erkenntniß an sich, sondern dem hohlen Wissensdünkel, der über das Haschen nach philosophischer Tiefe und Redekunst leichtfertig die Hauptsache im Christenthum, Liebe und Heiligung, aus den Augen verlor (1 Korinth. 1, 17 ff. 8, 1), oder durch Einmischung altvettelischer Fabeln den Grund des Glaubens verkehrte und die Einheit der Gemeinden zerriß (1 Timoth. 4, 7. 6, 20). Aber es liegt ebenso im Wesen des Christenthums, daß, wo es als die höhere Macht eintritt, es überall das Verwandte der vorgefundenen Bildung in seinen Kreis zieht und, wo es richtend in die Gewissen greift, die Nachtseite der Menschennatur aufstört. Am gewaltigsten ergriff damals das durch Knechtsinn und innere Zerfahrenheit haltlose Zeitalter sein Evangelium von der Erlösung und Freiheit. So mußte geschehen, daß sich frühe auch an die apostolischen Gemeinden Zeitideen und Schwärmereien aller Art,

wie das Geflügel an das Licht, herandrängten; am zudringlichsten die gnostischen mit schweren, sittlichen Verkehrtheiten. Ihr Hauptheerd war Kleinasien, die Geburtsstätte das Judenthum sowohl wie das Heidenthum. Allen gemeinsam war das Brüten über den Verhältnissen der himmlischen Geisterwelt, sammt dem Bestreben, sich ihre Geheimnisse und Kräfte auf jede Weise dienstbar zu machen. In dieser Absicht verbanden in dem phrygischen Kolossä judenchristliche Irrlehrer mit den Satzungen des Mosaismus einen mysteriösen Engeldienst, zu dem sie durch schmerzhafte Kasteiungen weihten (Koloss. 2, 8. 18 ff.). In Ephesus wie auf Kreta trug man sich mit Mährchen über den Ausfluß der Geisterwelt aus Gott, welche, in Verbindung mit Streitfragen über das Gesetz, anstatt Erbauung Zwiespalt weckten (1 Timoth. 1, 4 ff. Tit. 3, 9). Anderwärts mißdeutete man das Recht christlicher Freiheit und den Reichthum der Gnade (2 Petr. 2, 19. Jud. v. 4) auf Entfesselung des Fleisches. So verlockten in Ephesus, Pergamus und Thyatira die Nikolaiten das christliche Volk zur Theilnahme an den Opfergelagen der Götzen und frevelhaften Lüsten, ähnlich wie einst der heidnische Prophe Bileam in Israel Verderben anrichtete (Offenb. 2, 6. 14 ff. 20 ff.). Mit tiefahnungsvollem Schmerz sah Paulus diese bevorstehende Verwüstung der Heerde des Herrn voraus (Apostelg. 20, 29 ff.). Johannes brandmarkt die Verführer als Vorboten des Antichristen (1 Joh. 2, 18). Mehrere andere Bücher des N. Test. sind voll von Warnungen und Weherufen über sie. Wieweit ihr Uebermuth sich an dem Heiligthum des Glaubens selbst vergriff, entschied theils der sittliche Leichtsinn, theils das altorientalische Vorurtheil von der unbedingten Verderbtheit der Materie. Wohl aus beiden Gründen läugneten abtrünnige Apostelgehilfen die Auferstehung der Todten, vorwendend, daß sie geistig im Christenthum bereits vollbracht sei (2 Timoth. 2, 17 f.). An diesen Widerspruch schloß sich bei Andern Spott über die Wiederkunft des Herrn (2 Petr. 3, 3 ff.). In dem Wirkungskreise des Johannes bestritten Irrlehrer die evangelische Grundthatsache von der Erscheinung des Herrn im Fleisch (1 Joh. 2, 22 f. 4, 1 ff.).

Nach allen Anzeichen war die Gefahr dieser Verführung groß. Aber immerhin waren die Gnostiker des apostolischen Zeitalters erst die Vorläufer eines weit furchtbareren Abfalles. Denn was mit ihnen sich nur noch vereinzelt, keimartig und im Dunkeln schleichend an das Christenthum herandrängte, das faßte sich seit Anfang des

2ten Jahrhunderts zum kunstreich entwickelten System in geschlossenen Sektenkreisen zusammen. Dieser eigentlich sogenannte Gnosticismus verhieß nichts Geringeres als die Geburtsgeschichte Gottes und der Welt in den kühnsten Bildern phantasievoller Dichtung. Die Grundfrage war ihm nicht mehr die praktische des Apostels: was muß ich thun, damit ich selig werde? sondern die altphilosophische: wie die Welt aus dem göttlichen Urgrund entstanden, woher die Mischung des Guten und Bösen in der Stufenleiter ihrer Wesen, welches ihr Endziel sei? Zu ihrer Lösung dichtete er einen allervollkommensten, aber verborgenen Gott, dessen unendliches Wesen erst durch Selbstbeschränkung in einer Reihe von ihm ausgeflossener göttlicher Geister (Aeonen genannt) Gegenstand der Erkenntniß wird. Durch Vermischung dieser Geisterwelt mit der in der Tiefe befindlichen, gleich ewigen, aber gestaltlosen Materie, entstand die sichtbare Welt. Einer der niedrigsten Himmelsgeister, ein beschränktes, hochmüthiges Wesen, wurde der Weltschöpfer (Demiurg), indem er die ihm inwohnenden oder aus der höhern Welt empfangenen göttlichen Ideen dem Weltstoff eindrückte. Dem Judenvolk, welches er sich frei erwählte, verlieh er als Zuchtmittel für bürgerliche Ordnung und Wohlfahrt das Gesetz. Das Heidenthum fiel unter die Herrschaft satanischer Gewalten. Die Erlösung bewirkte der oberste der Himmelsgeister in einem menschlichen Scheinkörper (Doketismus) durch Verkündigung des unbekannten Gottes und Belebung des angestammten Gottesbewußtseins in den empfänglichen Naturen. Das Ende der Dinge wird sein die Wiederkehr alles Gottverwandten in die Himmelsheimath und die Vernichtung oder doch Fesselung der Materie sammt den ihr verwandten Naturen. Ein Hauptsatz war, daß der Schöpfer dieser sichtbaren Welt, der Gott des A. Test. nach Wesen wie Wirken durchaus verschieden sei von dem im Christenthum geoffenbarten Gott, dem Vater Jesu Christi. Gesetz und Gnade, Natur und Evangelium traten als völlig getrennte Schöpfungen aus einander. Das Christenthum selbst diente nur als Mittel und Anknüpfungspunkt für philosophische Ideen. Sein Wesen war nicht göttliche That, sondern Lehre. Die wichtigsten Thatsachen im Leben des Herrn, seine Geburt, sein Leiden und Sterben, ja seine Menschheit überhaupt wurden bloßer Schein, inhaltloses Bild. Die Erlösung bestand ebensowohl oder weitmehr in einem physischen als sittlichen Geschehn. Als das Höchste im Christenthum galt das

Erkennen. Der Glaube und das thätige Leben hatte nur Geltung als ein mittlerer Standpunkt zwischen der Vollkommenheit der im Anschaun der Gottheit seligen Geistesmenschen und der Unvernunft der von Leidenschaft und Begierde regierten Sinnenmenschen. Und da diese Unterschiede ihren Grund nicht sowohl in vorübergehenden Bildungsverhältnissen, sondern in der Verschiedenheit der Naturanlage haben sollten, so fand in ihnen auch die Kraft der Erlösung eine unüberschreitbare Schranke. Sie erstreckt sich nur auf einen Theil der Menschen, während andererseits die ganze Schöpfung an ihr Theil hat. Entsprechend dieser Weltbetrachtung, schlug die Lebensstrenge, welche die Bessern unter den Gnostikern ihren Genossen zur Pflicht machten, allmählich fast durchweg in die frechste Sittenlosigkeit um.

Man kann leicht denken, welchen Eindruck dieses buntgewirkte Phantasiebild des Christenthums auf ein Gemüth von der Wahrheitsliebe und Keuschheit des Irenäus machen mußte. Gottlosigkeit und Aberwitz: — das ist sein Urtheil. Auch gesetzt, daß in der Hitze des Kampfs überhaupt möglich wäre, Licht und Schatten des Widerparts unpartheiisch abzuwägen: dem Auge des Irenäus konnte sich das Wesen des Gnosticismus zunächst allein von seiner zerstörenden Seite darstellen. Was sich ihm deshalb an Schrift- oder Vernunftbeweisen darbot, wird zum Zeugniß gegen dieses Widerchristenthum. Und in diesem Kampf zumeist stellten sich ihm die Grundsätze fest, durch welche er in so vielfachem Betracht an der Spitze aller weitern kirchlichen Entwickelung steht.

Gegenüber der Vielgetheiltheit der Gnostiker erhebt ihn schon die Einmüthigkeit des kirchlichen Bekenntnisses. „Die Sprachen in der Welt sind ungleich, aber die Ueberlieferung ist eine und dieselbe. Man trifft keinerlei Verschiedenheit des Glaubens oder der Lehre bei den Kirchen in Deutschland, in Spanien, bei den Celten, im Orient, oder wo die Kirchen im Mittelpunkt der Welt begründet sind. Vielmehr wie die Sonne in der Welt eine und dieselbe ist, so leuchtet auch die Predigt der Wahrheit aller Orten", also daß weder Nationalität noch Bildung einen Unterschied macht. Vermaßen sich die Gnostiker, daß ihrer Erkenntniß selbst die Tiefen der Gottheit nicht unzugänglich seien, weil ja der Geist selbst ein göttlicher Funke; so verweist Irenäus auf den unermeßlichen Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf. Es scheint ihm rathsamer, daß der Mensch „bei geringem Wissen durch die

Liebe Gott nahe komme, denn bei vielem Wissen sich dem Frevel der Lästerung des Herrn aussetze, und nichts Anderes wissen wolle, als Jesus Christus den Sohn Gottes und Gekreuzigten, denn daß er durch spitzfindige Fragen in Ruhelosigkeit verfalle." Was ins Bereich der sinnlichen Wahrnehmung gehört oder in der heiligen Schrift deutlich geoffenbart ist, das sind ihm Gegenstände einer gesunden und gefahrlosen Betrachtung. Aber die Schrift hat Dunkelheiten und Probleme. Auch von ihnen soll der Mensch nicht vorwitzig den Schleier wegziehn. Denn es ist höhere Ordnung, daß Gott jederzeit lehrt, der Mensch von Gott allewege lernt. Ihre Lösung ist der Vorbehalt für das ewige Leben. Behaupteten endlich die Gnostiker, daß ihre Lehre nicht minder apostolisch als die der katholischen Christen sei, sei's weil sie durch eine Geheimüberlieferung von den Aposteln auf die Gegenwart vererbt oder in den biblischen Schriften nach geistiger Ausdeutung verhüllt sei; so antwortete Irenäus mit dem Hinweis auf die wahre Ueberlieferung und Schriftauslegung der Kirche.

Besonders an diesem Gegensatze entwickelte sich seine folgenschwere Ansicht über die Bedeutung der Tradition. „Die in der ganzen Welt verkündigte Ueberlieferung der Apostel", so versichert er, „läßt sich von Allen, welche die Wahrheit sehen wollen, finden in den von jenen gestifteten Gemeinden. Entsteht daher auch nur über eine geringe Frage Streit, so wende man sich an die ältesten Gemeinden, in denen die Apostel wirkten, und entnehme von ihnen die sichere Entscheidung über die obschwebende Streitfrage. Ja den Fall gesetzt, die Apostel hätten überhaupt keine Schriften hinterlassen, müßte man sich da nicht an die Ueberlieferung halten?" Eben wegen dieser Allgemeinheit und Unverfälschbarkeit gilt ihm die Ueberlieferung, d. h. eben der Inbegriff apostolicher Lehre, so wie dieselbe unabhängig von der heiligen Schrift in den Gemeinden lebte, als die Hauptstreitwaffe wider die Arglist der Häretiker. Aber in welchem Verhältnisse steht sie zur heiligen Schrift? Denn auch die Schriftwahrheit dient überall als Streitmittel gegen die Falschmünzerei der Häresie. Irenäus ertheilt anderswo den Rath: „will man den vielgestaltigen und veränderlichen Meinungen der Häretiker entfliehen, so hat man sich im Schooß der Kirche nähren zu lassen an den Schriften des Herrn, die vollkommen sind, als vom heiligen Geist eingegeben." An sich betrachtet, soll keines dem andern nachstehn. Vielmehr sind Schrift und Ueber-

lieferung erst in ihrer höhern Einheit die Grundfeste und Säule des Glaubens. Beide sind Stimmen aus Einem Mund. Die apostolische Glaubensüberlieferung trifft man unverfälscht in den Händen der Bischöfe, deren Reihenfolge ohne Unterbrechung bis auf die Apostel zurückreicht, und diese Ueberlieferung selbst ist nichts als die „ausgelegte, im Bewußtsein der Gemeinde lebende Schrift.“ So bewährt sich die Einheit des Glaubens wieder an der Uebereinstimmung der Quellen, woraus die bekennende Gemeinde ihn schöpft. „Die wahre Gnosis“, bemerkt Irenäus, „ist die Lehre der Apostel und der alte über die ganze Welt ausgebreitete Bau der Kirche, verfaßt in der Nachfolge der Bischöfe, denen die Apostel die irgendwo befindlichen Gemeinden übergaben, und der Gebrauch der unverfälschten und unverstümmelten Schrift, so wie sie sich selbst auslegt, und der Beruf der Liebe, köstlicher als alles Wissen, ruhmvoller als die Weissagung, höher als alle sonstige Gnadengabe.“

Von höchster Wichtigkeit ist ihm hierbei die Einheit der Kirche, weil sie erst die Aechtheit der Ueberlieferung und Schrift verbürgt. Der Kirche sind alle Schätze der Wahrheit auf das vollständigste von den Aposteln vertraut, so daß allein in ihr volle Glaubensgewißheit, außer ihr nichts als Irrthum und unstetes Meinen ist. Sie ist das Licht Gottes. Die Kirche hat ferner das Amt, daß sie den Geist Gottes und das durch ihn gewirkte Leben mittheilt. Auf ihr ruht somit die Gemeinschaft Christi. Sie ist das Unterpfand unserer Unvergänglichkeit und die Leiter unseres Emporsteigens zu Gott, das Paradies, welches Gott in diese Welt gepflanzt hat. So sehr befaßt die Kirche die gesammte Wirksamkeit des heiligen Geistes, daß, wer nicht in ihren Schooß flüchtet, am Geist keinen Theil hat. Das furchtbarste Gericht droht deshalb sowohl denen, welche das fremde Feuer der Irrlehre auf den Altar Gottes bringen, als denjenigen, welche, um geringe Ursachen vielleicht, den herrlichen Leib Christi zerreißen. Den Frevel solcher Spaltung wiegt keine spätere Besserung auf. Die Hüter jener Einheit aber sind die Bischöfe. Denn sie haben die Nachfolge von den Aposteln und mit ihr das sichere Gnadengut der Wahrheit. Ihnen gebührt deshalb Gehorsam.

Niemand kann leugnen, diese Sätze haben einen gut katholischen Klang. Und so schien die römische Kirche in ihrem Recht, wenn sie, ihre später entwickelten hierarchischen Grundsätze geschäftig hineindeutend, dieselben als Vermächtniß der apostolischen Urzeit

erscheinen ließ. Aber dieser Schein läßt gerade die Hauptsache außer Acht. Vom Wesen der Hierarchie ist Irenäus durch keine geringere Kluft als die des Evangeliums getrennt. Nicht als die äußerliche Verfassungskirche ist ihm die Kirche der Leib des Herrn, sondern allein darum und in soweit, als alle Heilswahrheit und alles göttliche Leben thatsächlich in ihr zur Erscheinung kommt. „Wo die Kirche ist", sagt er in einem berühmt gewordenen Ausspruch, „da ist auch der Geist Gottes; und wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche und alle Gnadengabe." In diesem Ausspruch drückt sich noch die volle Unmittelbarkeit der Idee und Wirklichkeit in einander aufhebenden Betrachtungsweise aus, aber zugleich der Wiederschein eines Lebens, von welchem der Weltsinn späterer Zeit noch nicht den zarten Blüthenstaub der ersten feurigen Liebe abgestreift hat. Seine erste Hälfte für sich spiegelt das Eigenthümliche des katholischen, seine zweite das des evangelischen Begriffs der Kirche. Beide Seiten des Verhältnisses aber sind für Irenäus so untrennbar Eines, daß, so wenig er sich eine Heilswirksamkeit des göttlichen Geistes außerhalb des Verbandes der katholischen Kirche denken kann, so unmöglich ihm die Vorstellung von der Kirche ohne ihr lebendiges Durchdrungensein vom Geiste ist. „Die nicht Theil haben am Geist", äußert er in dieser Hinsicht, „werden auch nicht an den Brüsten der Mutter (d. h. der Kirche) zum Leben genährt und genießen nicht den dem Leib Christi entströmenden klarsten Quell." Ja dieses Durchdrungensein vom Geist ist ihm im Wesen der Kirche so sehr das Bestimmende, daß er Bischöfe, deren Amtsstellung sich nicht durch lebendigen Glauben und göttliches Leben bewährt, gar nicht als wirkliche Bischöfe gelten läßt. Nur den Bischöfen soll die Gemeinde anhangen, welche „mit ihrer Amtswürde die gesunde Lehre der Apostel und einen Wandel ohne Flecken verbinden. Solche Bischöfe nährt die Kirche. Wo man sie trifft, da erfüllt sich das Wort des Apostels (1 Korinth. 12, 28 ff.). Wo also die Gnadengaben Gottes niedergelegt sind, da muß man die Wahrheit lernen; dort, wo die von den Aposteln herstammende Abfolge der Kirche und tadelloser Wandel und die unverfälschte Lehre besteht. Sie bewahren unsern Glauben an den Einen Gott, der Alles erschaffen hat; sie wahren die Liebe gegen den Sohn Gottes, der so große Veranstaltungen zu unserm Heil getroffen hat; sie legen uns die Schrift ohne Gefahr aus."

Diesen Grundsätzen entsprach die That. Den Anlaß sie auf



ruhmwürdige Weise zu bewähren, gab ein Streit über die Zeit der Osterfeier. Seit Alters hatten die Gemeinden Kleinasiens die Sitte beobachtet, daß sie alljährlich am Abend desselbigen Tages, an welchem die Juden nach gesetzlicher Vorschrift die Passahlämmer schlachteten (d. h. am 14ten des Monats Nisan), ein Mahl zur Erinnerung an den Opfertod Christi als des wahren Passahlammes (1 Korinth. 5, 7) hielten. Die römische Kirche dagegen nahm die Zeitfolge der Leidenswoche zum Vorbild für die Festordnung der Osterwoche, so daß sie die jährliche Auferstehungsfeier regelmäßig an einem Sonntag und den Freitag zuvor die Todesfeier des Herrn beging. Diese Verschiedenheit der Festsitte hatte man lange übersehen. Durch zufällige Veranlassung wurde sie um die Mitte des 2ten Jahrhunderts der Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit. Die Abendländer machten den Kleinasiaten zum Vorwurf, daß sie wider das allgemeine Herkommen mit ihrer Passahmahlzeit das Fasten der Kreuzigungswoche noch vor dem Auferstehungstag unterbrächen, und noch mehr, daß sie die Auferstehungsfeier je nach der Ordnung des jüdischen Kalenders auch auf einen andern Tag, als den Sonntag fallen ließen. Der tiefere Gedanke war wohl schon damals der Wunsch, daß, wie die Erlösung eine einige, so auch die Feier des kirchlichen Hauptfestes von der Gesammtheit der Christen an einem und demselben Tage begangen werden möchte. Das Verlangen nach Einigung gab sich lebhaft auf beiden Seiten kund. Aber die ersten Versuche schlugen fehl, indem den Kirchen das Ansehn ihrer Ueberlieferung höher stand, als die Uebereinstimmung in dem Festgebrauch. Doch störte dieß den Frieden der Kirchen nicht. Als sich um das J. 160 der Bischof Polykarp aus Smyrna in Rom befand, gestattete ihm der dortige Bischof Anicet hochherzig die Feier des Abendmahlssakraments, obwohl beide die Meinungsverschiedenheit über die Osterfeier nach wie vor trennte. In Kleinasien selbst setzten sich die Verhandlungen in Schriften und Synoden fort. Da richtete plötzlich der Bischof Viktor I. von Rom (196) an die Kleinasiaten ein hochfahrendes Schreiben, des Inhalts, daß sie mit Aufopferung ihres Herkommens sich der Festsitte des Abendlandes fügen sollten. Die Urkunde läßt unaufgeklärt, ob blinder Eifer die Gleichförmigkeit der Kirchen auch in den Ceremonien oder das hierarchische Gelüst, die Tragweite des römischen Einflusses zu erproben, der Beweggrund dieses unerhörten Schrittes war. Die Asiaten, gestützt auf das Ansehn ihrer großen ent-

schlafenen Kirchenfürsten, eines Apostels Johannes und Philippus, eines Polykarp und anderer, antworteten ablehnend. Sofort verwirklichte Viktor seine Drohung und brach mit ihnen als Irrgläubigen die Kirchengemeinschaft ab. Die erste Gewaltthat römischer Kirchenherrschaft! Aber wohl nicht zum ersten Male regte sich damals der Gedanke zu ihr. Der Alles überstrahlende Ruhm der Welthauptstadt; der Umstand, daß die römische Gemeinde im Abendlande die einzige Kirche apostolischer Stiftung und durch das Märtyrerblut der beiden glorreichsten Apostel geweiht war; die große Wohlhabenheit ihrer Glieder; der thatkräftige Geist des alten Rom, der frühe auf ihre Bischöfe überging, mochten ihn wecken. Die keimende Neigung ermuthigte der Erfolg. Schon um den Ausgang des 2ten Jahrhunderts tauchte, wie es scheint, der Titel Bischof der Bischöfe auf. Die Verehrung des Abendlandes war eine allgemeine. Auch Irenäus theilte sie. Er giebt der römischen Kirche die Ehrennamen der ältesten, größesten, Allen bekannten. Ihre Entscheidungen in Kirchensachen sind ihm von hohem Werth. Da wo er die Unverfälschtheit der Kirchenlehre aus der Stetigkeit der bischöflichen Aufeinanderfolge in den apostolischen Kirchen erweisen will, nennt er sie beispielsweise anstatt aller. Er legt ihr eine bedeutendere Ursprünglichkeit (oder nach anderer Deutung, einen ansehnlichern Vorrang) bei, und ist der Ueberzeugung, daß eben deshalb alle übrigen Kirchen mit ihr übereinstimmen müßten, weil stets in ihr die apostolische Ueberlieferung treu bewahrt sei. Aber daß sie der Fels sei, auf welchen der Herr seine Kirche zu bauen verhieß; davon kommt ihm keine Ahnung. Dieser Fels ist ihm die apostolische Wahrheit. Und auch mit jener Ehrenbezeichnung ist er so weit von der Anerkennung irgend welcher Obergewalt entfernt, daß er dem Bischof Viktor, obwohl im Wesentlichen der Streitfrage mit ihm einig, doch nachdrücklich sein liebloses Verfahren gegen die Kleinasiaten verweist. Er hält ihm das Beispiel seiner eigenen Vorfahren zur Beschämung vor. Er erinnert ihn, daß nie sonst die Gemeinden über Verschiedenheiten in äußern Gebräuchen die Gemeinschaft unter einander zerrissen hätten. Und faßt schließlich sein Urtheil zusammen in dem Ausspruch: „vielmehr verklärt sich an der Abweichung in der Sitte die Einheit des Glaubens!“ So wenig wußten damals noch die treuesten Verehrer Rom's von einem Kirchenprimat seines Bischofs! So hoch stand Irenäus über Menschenfurcht und Menschenrücksicht hinaus! In so herrlicher

Weise vereinigte sich Geistesfreiheit mit Entschiedenheit im Wesentlichen bei ihm! Schon dieser Eine Ausspruch erwirbt ihm seine Stelle unter den Glaubensverwandten und Altvordern des Protestantismus.

Irenäus gehörte nicht zu den erhabenen Gestalten, welche, eine Welt im Kleinen, durch großartige Missionsthätigkeit die Apostel ganzer Länder oder durch schöpferische Ideenfülle die Begründer neuer Richtungen geistigen Lebens wurden. Man trifft keine Spur, daß sein Name im Munde des Volks gelebt hätte. Das Alterthum kennt ihn hauptsächlich als Gelehrten. Und selbst die Ueberzeugungen, welche er mit Kraft vertrat, und durch welche er von so großem Einfluß auf die spätere Gestaltung der Kirche wurde, waren nicht sowohl ein persönliches Eigenthum, als das Gemeingut der Zeit, in welcher er wirkte. Aber was ihn bei alle dem zu einer der bedeutendsten und anziehendsten Erscheinungen macht, das ist seine Treue als Haushalter über Gottes Geheimnisse. Das Schwert des Geistes in der Hand, wacht er über den Heilsschatz der Kirche; sammelt, was sich ihm als Inhalt apostolischer Wahrheit bewährt, in einen bündigen Ausdruck und baut, so viel er kann, mit Umsicht und Milde nebenher am Hause des Herrn. Mit Recht hat ihn das Alterthum einen apostolischen Mann genannt. Er war es, nicht bloß sofern sein Leben noch nahe an das apostolische Zeitalter reichte, sondern mehr noch als Erbe apostolischer Tugend. Möchte sein Geist der spätern Kirche niemals entschwunden sein! Möchte er auch unter uns sich kräftig erneuern!

K. Semisch in Greifswald, jetzt in Berlin.

---

70. Saturninus, Bischof von Toulouse.

29. November.

Des Saturninus Name steht mit der Christianisirung Galliens in enger Verbindung. Galliens Bevölkerung war im zweiten Jahrhundert mehr gewachsen, als die aller übrigen Provinzen des römischen Reichs, zeichnete sich durch größere Cultur aus und besaß Schulen, welche vielfach selbst von Rom aus besucht wurden. Ihre Religion war die allgemeine des Reichs, trug aber noch druidische Elemente in sich, deren grausamer Charakter einst das Menschenopfer zugelassen hatte, als das Christenthum auftrat und dem Volke seinen Glauben einzupflanzen strebte. Nur langsam und

unter schweren Verfolgungen schritt es fort. Die Gemeinden mehrten sich erst, als unter dem Kaiser Philippus Arabs eine günstigere Zeit für seine Ausbreitung zu kommen schien.

Nach zuverlässigen Nachrichten übernahm damals Saturninus die Leitung der in Toulouse entstandenen Gemeinde.

Toulouse war eine der wichtigsten Städte des alten Galliens gewesen. Dorthin hatten die kriegslustigen und unruhigen Celten die Schätze aller Länder geführt, die sie mit plötzlichem Ueberfall heimgesucht hatten. Auch jetzt noch war sie eine der bedeutendsten des Landes. Nach Gregor von Tours waren es 7 Geistliche, welche zu gleicher Zeit von Rom aus nach Gallien gesendet wurden, wie Dionysius nach Paris, Gratianus nach Tours, Trophimus nach Arles u. a. Dürfte dies als zuverlässig gelten, so hätte in dieser Zeit der Bischof Fabianus von Rom einen der größeren Versuche gemacht, ein heidnisches Land in die allgemeine christliche Bewegung hineinzuziehn und dadurch der zunehmenden Bedeutung Roms als Einheitspunkt der Kirche Bahn gebrochen.

Kaum aber war dies geschehen, so erneuerte der Kaiser Decius im J. 249 die Verfolgung der Christen mit dem entschiedenen Bestreben die ganze Kirche zu vernichten. Besonders den Bischöfen galt sein Zorn, als den Häuptern der Kirche. Mit steigender Wuth und Heftigkeit verbreitete sich die Verfolgung nach allen Seiten hin und wurde bald durch die weltliche Obrigkeit, bald durch die Priesterschaften, bald durch das aufgeregte Volk selbst herbeigeführt. Von Provinz zu Provinz mehrte sich die Zahl der Märtyrer. In Rom wurde Fabian schon am 20. Januar 250 hingerichtet. Aber das Christenthum feiert grade bei solchen Gelegenheiten seine herrlichsten Triumphe. Mit Freudigkeit übernahmen Cornelius und Lucius sofort nach einander nicht sowohl das Amt ihres Vorgängers als vielmehr die Nachfolge des Märtyrerthums.

Auch in Toulouse entbrannte die Mordlust des Heidenthums. Hier war die besondere Veranlassung das Aufhören der Orakelsprüche, indem nach dem Volkswahn plötzlich die Götter verstummten und ungeachtet der ihnen gebrachten Opfer die Zukunft zu enthüllen verweigerten. Der Grund wurde in den Christen gesucht, deren Götterverachtung bekannt war; die Priester fürchteten für ihre Macht und das Volk stellte sich auf ihre Seite.

Eine kleine christliche Kirche in der Nähe des sogenannten Capitols, eine Höhe, die dort noch heute unter diesem Namen bekannt ist,

führte den jenseits desselben wohnenden Saturninus öfters dort vorbei, wenn er mit den Seinen sich zum Gottesdienste dorthin begab oder von dort zurückkehrte. Einst war man eben im Begriff durch das Opfer eines gewaltigen Stiers die Götter noch einmal zu versöhnen und zur Erneuerung der Orakelsprüche zu bewegen. Große Volkshaufen waren gegenwärtig. Da ging plötzlich Saturninus mit einem Presbyter und zwei Diakonen vorüber. Den Bischof ergriff man, während die drei Geistlichen sich flüchteten, schleppte ihn auf das Capitol und verlangte von ihm, daß er persönlich am Opfer Theil nehme.

Er aber sprach mit lauter Stimme: „Den Einen wahren Gott nur kenne ich. Ihm werde ich ein Lobopfer darbringen. Von Euren Göttern weiß ich, daß sie Dämonen sind, welche Ihr vergebens nicht sowohl durch Thieropfer, als durch das Todesopfer Eurer Seelen ehrt. Wie fordert Ihr aber, daß ich die fürchten soll, von denen Ihr, wie ich vernehme, behauptet, daß sie mich fürchten?" Sogleich fiel die wüthende Menge über ihn her, umschlang seine Füße mit einem Stricke, welchen man an den zum Opfer bestimmten Stier befestigte, versetzte denselben in Wuth und jagte ihn das Capitol hinab. Mit zerschmettertem Kopfe, zerrissenen Gliedern kam Saturninus unten entseelt an, wo er in Folge des Zerreißens des Strickes liegen blieb. Nur zwei christliche Frauen wagten es, mit eigener Lebensgefahr, dem entseelten Leibe ihres Hirten und Bischofs an derselben Stelle eine verborgene Ruhestätte in der Erde zu bereiten. Hilarius aber, Silvius und Exsuperius, seine Nachfolger im Amte, haben später für eine würdigere Stätte gesorgt, und den verehrten Ueberresten des Märtyrers erst eine kleine, dann eine größere Basilika geweiht. Letzteres geschah am Ende des vierten Jahrhunderts. Als Tag seines Todes wird bestimmt der 29. November angegeben. Das Todesjahr ist nicht genau bekannt, muß aber zwischen 250 und 260 fallen.

Dies Wenige wissen wir von dem Leben des Saturninus; genug, um in ihm einen Mann zu erkennen und zu ehren, welcher sich, treu den Befehlen seines Herrn, muthig dem Götzendienste widersetzt, bereitwillig das Opfer seines Lebens gebracht und sich dadurch als einen wahrhaften Zeugen Jesu bewährt hat. Die katholische Kirche hat ihn unter ihre Heiligen gerechnet. Uns ist sein Andenken ehrwürdig, weil er mit sichtbarem Erfolge beigetragen hat, Gallien zu einem Sitze christlicher Wahrheit zu machen.

F. Ranke in Berlin.

---

71. Clemens von Alexandrien.

19. December.

Jenes prophetische Wort: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“ (Daniel 12, 3), trifft unstreitig auch bei dem Manne zu, dessen Lebensbild hier aufgestellt werden soll; und die evangelische Kirche zählt ihn mit gutem Rechte zu den heiligen Menschen Gottes, deren Gedächtniß sie zu ihrer Erbauung und Stärkung lebendig zu erhalten sich verpflichtet weiß.

Titus Flavius Clemens, der Alexandriner genannt von der Stadt, der er jedenfalls mit seiner ganzen Geistesrichtung und mit seiner kräftigsten Wirksamkeit angehörte, lebte bis gegen das Jahr 220 n. C., so daß seine Blüthezeit in die letzten Jahrzehnte des 2. Jahrhunderts fällt. Von seinen äußern Verhältnissen ist nur Weniges bekannt. Nach seinen eigenen Andeutungen war er ein Mensch der Sehnsucht, den das heidnische Sündenleben, wie die heidnische Weisheit unbefriedigt ließ. Was diese in ihren verschiedenen Versuchen die Wahrheit zu finden und festzustellen darbot, dem ging er nach, das prüfte er, damit suchte er den Durst seines Geistes zu stillen, aber nirgends konnte er Genüge finden. Nachdem er so bis in sein männliches Alter hinein in der hergebrachten Religion und Philosophie und ihren mannigfaltigen Irrgängen vergebens sich umgetrieben, erkannte er das Christenthum als die Eine köstliche Perle, wofür Alles hinzugeben er sich nicht bedenken durfte. Aber seinem hochgebildeten und umfassenden Geiste ging damit nichts verloren, was die Menschheitsentwicklung von jeher und an allen Orten Wahres, Schönes und Gutes zu Tage gefördert. Er fand, was da und dort zerstreut und bruchstückweise umherliegt in der Einheit und Ganzheit der Gottesoffenbarung in Christo, in dem menschgewordenen Worte (Logos), welches im Anfang war, durch welches Alles geworden ist, in welchem das Leben war und welches das Licht der Menschen war, das auch in die Finsterniß

hineinschien und Vorbildungen und Vorahnungen seiner vollkommenen Erscheinung hervorrief. Das volle Licht beleuchtet ihm die Spuren, darin er die gebrochenen Strahlen desselben erkannte. — Auch als Christ war er ein Mann der Forschung, ein demüthiger Sucher der Erkenntniß, der von Land zu Land reiste, und sich gern zu den Füßen bewährter christlicher Lehrer, erleuchteter und erfahrener Männer setzte, bei denen er genauere Kunde der überlieferten Wahrheit und Förderung in tiefere Wissenschaft zu finden hoffen durfte. So kam er nach Griechenland, nach Unteritalien, nach Syrien und Palästina. Männer dieser Art lernte er auch in Aegypten kennen und Pantänus der Vorsteher der katechetischen Schule in Alexandrien, einer höhern christlichen Bildungsanstalt, war es vornehmlich, der sein geistiges Bedürfniß in hohem Grade befriedigte. Also suchend, forschend, lernend reiste er selbst zum Lehrer heran. Er wurde der Nachfolger des Pantänus an jener Schule, welche für die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums in jener Stadt der umfassendsten und vielseitigsten Bildung von so hoher Wichtigkeit war. Diese Stadt war es ja, wo die alte griechische Wissenschaft mit der Weisheit des Morgenlandes sich verbunden und verschmolzen hatte; hier hatte auch das Judenthum die vorhandenen Bildungselemente sich angeeignet und dieselben mit seinen alten religiösen Ueberlieferungen, mit dem Inhalt seiner heiligen Schriften zu vereinigen sich beflissen mit dem Anspruch auf Ursprünglichkeit, also daß diese Schriften insbesondere die mosaischen die Quelle aller anderweitigen Weisheit und Wissenschaft sein sollten. Dieser „Hellenismus" bot dem Christenthum bedeutende Anknüpfungspunkte dar. Es war darin das Bestreben aus aller Besonderung der alten Zeit zum allgemeinen Menschlichen sich zu erheben; und das konnte in seiner vollen Wahrheit ja eben im Christenthum aufgezeigt werden, wenn nur Männer voll Geistes sich fanden, welche das Hinstreben des Vorchristlichen in seinen edelsten Erscheinungen und Hervorbringungen zur Wahrheit die in Christo ist, und die Beziehung dieser Wahrheit zu allem ächt Menschlichen, die Befriedigung aller wahren Bedürfnisse des Geistes und Herzens in derselben ins Licht zu setzen verstanden. Solcher Männer bedurfte die christliche Kirche in Alexandrien; und diesem Bedürfnisse kam jene Schule zu Hülfe, sowohl durch Bildung solcher Lehrer als auch wohl durch Handreichung für höher gebildete Heiden, die für die christliche Wahrheit zu gewinnen waren. — Hier fand

nun unser Clemens seinen wahren Beruf, und er hat denselben sowohl durch mündliche Unterweisung, als durch schriftstellerische Wirksamkeit auszufüllen sich angelegen sein lassen. Als eine Frucht der erstern stellt sich vornehmlich der Mann dar, der durch brennenden Eifer für die Sache seines Herrn, für die er auch sein Leben einzusetzen willig war, und durch Tiefe und Fülle des Wissens gleich ausgezeichnet war, der große Theologe Origenes. Seine schriftstellerische Wirksamkeit aber ist uns hauptsächlich aufbehalten in 3 Schriften, welche in einem innern, ihm selbst klar bewußten, Zusammenhang unter einander stehen: seine Ermahnungsrede an die Griechen, sein Pädagogus (Erzieher) und seine Stromaten (d. h. Sammlung von Aufsätzen gemischten Inhalts, welche die wahre Philosophie betreffen). In diesen 3 Schriften zielt Alles auf die stufenweise Heranbildung des Menschen zur Vollkommenheit, welche ein Werk des göttlichen Logos (Wortes Joh. 1, 1 ff.) ist; der zuvörderst als Ermahner die Menschen ermuntert, dem alten Wahn und der schlechten Gewohnheit (heidnischen Herkommen) zu entsagen, und dem Heil in Christo frisch sich zuzuwenden, damit sie in die rechte sittliche Verfassung eintreten; sodann aber als Erzieher die in die neue Lebensrichtung eingegangenen zum Rechthandeln anhält und ihre Affecte heilt; endlich als Enthüller der Geheimnisse die durch solche Heilung zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit geschickt gewordenen lehrend vollendet. Eine Wirksamkeit, welche einerseits auf Verwirklichung des Guten im Handeln andererseits auf Erhebung des Wahren zum Wissen oder Erkennen gerichtet ist.

In der ersten Schrift erscheint Clemens als ein Mann, mit dem Heidenthum sowohl nach der Seite der Religion als der Philosophie und mit allem, womit es die Seelen zu beschwichtigen, zu fesseln und vom Christenthum abzuhalten sucht, ganz vertraut, der auch den Zauber, womit es manchen zu bannen wußte, zu lösen verstand. Er thut dies mit einem heiligen Eifer und mit bewunderungswürdiger Kunst, als ein Mann, der in brünstiger Liebe was er selbst gefunden auch den noch in den alten Banden befangenen darreichen möchte, wie aus den Schlußworten erhellt: „Genug wohl der Worte, wenn ich auch zu weit ging, aus Menschenliebe, was ich von Gott hatte, ausströmend, als zum höchsten der Güter, zum Heile ermunternd. Von dem unaufhörlichen Leben wollen eben auch die Worte nicht aufhören heiligen Aufschluß zu geben. Euch aber bleibt noch übrig, das Bessere zu wählen: ent-

weder Gericht, oder Gnade. Denn ich mag nicht einmal zweifeln, welches von beiden besser sei, und es ist auch nicht recht das Leben mit dem Verderben zu vergleichen." — Eine kleine Probe seiner lebendigen und geistvollen Behandlung möge noch aus dem Anfang der Schrift beigefügt werden. Da führt er von den Sagen über alte Sänger, welche durch Musik wunderbare Wirkungen hervorgebracht (Orpheus rc.), hinüber zu dem wahrhaft guten Sänger, dem göttlichen Logos, dessen Gesang wahre und heilsame Wunder gewirkt, während dort nur verderbliche, zur Knechtschaft des Götzendienstes führende, dämonische Bezauberung zu finden sei. Verderbte aller Art, Geistigkranke und Todte hat dieser Sänger zurechtgebracht, geheilt und belebt; ja sein Gesang ist die Ursache der Harmonie des Weltalls. Diese Welt und auch die kleine Welt den Menschen, seinen Leib und seine Seele durch den h. Geist mit sich verbindend, spielt er Gotte. Er selbst, die überweltliche Weisheit, das himmlische Wort, ist Gottes allharmonisches Instrument, voll Menschenfreundlichkeit und Erbarmen, nur auf Retten und Segnen bedacht, frohlockend nur über das Heil der Menschen. Dieser neue Gesang, der auf Herstellung und Erleuchtung, Todesüberwindung und Versöhnung zielt, ist aber zugleich uralt, uranfänglich (Joh. 1, 1). — Ein neuer Gesang heißt der Logos jetzt wegen des längst geheiligten, seiner Macht entsprechenden Namens: Christus, Beides, Gott und Mensch, Erlöser, der vorher war, alles Guten Urheber für uns, ist er, durch den Alles erschaffen worden, neuerlich erschienen, um den Menschen das gute Leben zu lehren, und hernach als Gott das ewige Leben zu schenken, wiewohl er von Anfang Mitleid mit uns hatte wegen unseres Irrens. Zu diesem Helfer und Heiland, der von jeher mancherlei Töne anstimmend, die Menschen zum Heile trieb, und bald durch gelindere, bald durch strengere Mittel, je nach Bedürfniß, sie heilte; jetzt aber, zu gewisserer Ueberzeugung, nicht mehr blos in den Propheten, sondern unmittelbar redete, sich selbst entäußerte und Mensch wurde, damit der Mensch lerne Gott zu werden — zu ihm muß man fliehen, hinweg von dem Verführer und Tyrannen, der die Menschen von jeher zum Tode bringt, ja zu Tode quält. — Um aber zum Sohne Gottes zu gelangen, muß man an dem Gottes würdigen Reinigungsmittel theilnehmen, und gleichsam umwunden mit Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit, Christum kennen zu lernen suchen, der allein die Thüre zur Erkenntniß Gottes ist, der mit dem Schlüssel

des Glaubens die Thore des Himmels eröffnet, und dann was drinnen ist und was Niemand zuvor erkennen konnte, zeigt.

Im **Pädagogus** (zweite Schrift) wird also der Logos dargestellt als der wahrhaft göttliche Offenbarer und Ausführer des göttlichen Willens in seiner den Menschen erziehenden Thätigkeit, indem er durch Gebote und Gnadengaben ihre Affecte heilt, sie zur Pflichterfüllung im Handeln führt und dadurch zum Schauen Gottes, zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit heranbildet. Wie er dies mittelbar in den Zeiten des alten Testaments gethan mehr mit Furcht: so thut er es jetzt unmittelbar, auf dem Wege der Liebe die Gebote in die Herzen prägend. Göttliche Menschenliebe ist aber durchaus der Grund dieser Thätigkeit, eine Liebe, die durch das Göttliche im Menschen angezogen, in der Sendung des Eingebornen aus dem Schooße des Vaters sich erwiesen hat, und zur Gegenliebe reizen muß, welche sich bethätigen muß im Gehorsam gegen die göttlichen Anordnungen und in wirksamer Nachahmung der Worte des Erziehers, dieses uns so nöthigen, scharfsehenden, was im Herzen ist durchschauenden Führers. Jene göttliche Menschenliebe aber umfaßt gleichermaßen **Alles**, was **Mensch** heißt. Ihre Zöglinge im neuen Bunde sind neugeborene, Gott erkennende, zarte, einfache Kinder Gottes. Unter diesen aber kann **kein Unterschied** sein, wie zwischen **Vollkommenen** und **Unvollkommenen**, da sie alle eine und dieselbe vollkommene Nahrung aus dem Leben des selbst auch als Kind bezeichneten Sohnes Gottes empfangen, jene Nahrung, die in das himmlische Leben hinüberreicht, in welchem nur entwickelt sein wird, was hier in keimartigen Anfängen gegeben war; dort Schauen, hier Glaube, welcher aber die Vollendung des Lernens ist, in welchem man Alles wesentlich hat und erkennt und aus der Finsterniß heraus ans Licht gekommen ist. Jene erziehende Liebe aber ist **eben so streng** wie **milde** in ihrem Verhalten. — **Güte und Gerechtigkeit** ist hier **eins** und dasselbige. Die Gerechtigkeit ist Güte in ihrer Beziehung auf uns, in ihrer unserem Zustand entsprechenden Wirksamkeit zu unserem Heil. Sie stammt aus der Liebe, in der Gott Schöpfer sein wollte, und ist ursprünglich in der gegenseitigen entsprechenden Erkenntniß des Vaters und des Sohnes. Der Sohn aber brachte sie vom Himmel herab zu uns, die Menschheit erziehend und zu heilsamer Buße treibend durch Wort und Gesetz. — Die göttliche Menschenerziehung ist aber **eine** im **Wesen der Gottheit** und

Menschheit begründete Wirksamkeit des Logos, welcher, Gott und den Menschen gemein, das väterliche Wort und das mit dem innern Menschen zusammenwohnende Urbild des Menschen, der Mittler beider ist, dessen erziehende Thätigkeit, wie sie über sein menschliches Dasein hinausgeht, indem seine Lebenskraft in der Kirche, seiner Braut, fortwährend die Gläubigen befestigt, reinigt und heiligt, so auch in die Zeit vor seinem irdischen Dasein hineinreicht. Altes und neues Testament sind nur verschiedene Formen und Stufen seiner Pädagogik. Dort wirkt er als der geheimnißvolle, die Väter behütende, belehrende, führende, in ihre Uebungen mit eingehende Engel und erzog durch Moses das widerspenstige Volk mit gesetzlicher Strenge. Hier tritt er selbst ins Menschenleben ein, und erzieht unmittelbar die Kinder Gottes in der Weise der Liebe. — Das in dieser Wirksamkeit des Logos begründete christliche Handeln soll nun in einem harmonischen Ganzen von Thätigkeiten das System der Gebote des göttlichen Erziehers wiedergeben. Sein Prinzip ist die der Liebe Gottes in Christo entsprechende Liebe, welche im Wirken wie im Dulden sich bewährt.

Schon in dieser Schrift tritt Clemens der falschen Weisheit (Gnosis) entgegen, welche Schöpfung und Erlösung, Altes und Neues Testament, Gerechtigkeit und Güte, unvollkommene und vollkommene Christen von einander reißend, die ganze Haushaltung Gottes verkehrte, und stellt ihr gegenüber die Wahrheit dieser Haushaltung ins hellste Licht. Diesen Zweck verfolgt er noch weiter in der dritten Hauptschrift, in welcher er das Bild der wahren Weisheit (Gnosis) oder des wahrhaften Gnostikers (christlichen Weisen) zeichnet, im Gegensatz sowohl gegen beschränkte, einseitige Christen, welche im Glauben und Handeln auf einem niedrigen, gesetzlichen Standpunkt der bloßen Autorität, der Eigengerechtigkeit und Lohnsucht stehen bleiben (Pistiker), als gegen eine von der Grundlage der christlichen Offenbarung sich lösende, nach einer fremden heidnischartigen Denkweise den Inhalt derselben meisternde und deutende falsche Weisheit (falsche Gnostiker), welche beide den Nichtchristen vielfachen Stoff zur Nichtachtung des Christenthums gaben. Jene wahre Weisheit ist ihm das vollkommene Wissen, vereinigt mit der vollkommenen Gesinnung und Handlungsweise; sie verhält sich zu dem in Gott und seiner Offenbarung fußenden und daher alle menschliche Wissenschaft an Gewißheit übertreffenden Glauben,

der die Aufnahme sowohl der Wahrheitsfülle in Christo als der Göttlichkeit in ihm ist, wie der Baum zur Wurzel, wie Fortbau und Vollendung zum Fundament und Anfang. Die im Glauben aufgenommene Offenbarung entfaltet sich in ihr zu einer reichen Fülle göttlichen Lebens, das in Schauen und Lieben besteht; die vertrauensvolle Hinkehr zu Gott wird zur innigsten Vermählung.

In solcher Weise lehrte Clemens und hat für seine Zeit das Seinige gethan, um die Wahrheit und Gnade, die in Christo ist, in ihrer göttlichen Fülle und in ihrer das menschliche Leben durchdringenden und verklärenden Kraft ins rechte Licht zu stellen. Nachdem er eine geraume Zeit als Katechet und Presbyter in Alexandria gewirkt, verließ er, wohl durch die Verfolgung des Septimius Severus gedrängt, im Jahre 202 diese Stadt. Später finden wir seinen Namen in Palästina und Syrien, und der Bischof von Jerusalem empfiehlt ihn der Gemeinde in Antiochia, wohin er sich begab, als einen tugendhaften und frommen Mann, der in Jerusalem zur Befestigung und Stärkung der Gemeinde beigetragen. Ums Jahr 220 muß er in die Ruhe seines Herrn eingegangen sein, den zu schauen, den er mit feuriger Liebe umfaßt und Allen angepriesen hatte. Chr. Fr. Kling in Marbach †.

---

72. Origenes.

22. April.

Ein Mann, der gedrungen von der Liebe Christi, mit lauterem Sinn, mit unermüdetem Eifer, mit Darangebung aller seiner Kräfte, mit ungemeinem Ernst der Verleugnung seiner selbst und der Welt, mit thatsächlich bewiesener Bereitwilligkeit, auch sein Leben zum Opfer zu bringen, für das Reich Gottes arbeitet und kämpft, der im Dienste der Wahrheit und der Liebe sich verzehrt, und der ein gutes Zeugniß hat von den edelsten und hochherzigsten Lehrern der Kirche, die da wohl wußten, was an ihm war und die viel von ihm gelernt zu haben gerne bekannten — ein Mann von diesem Werthe wird mit vollem Rechte in der Reihe der Heiligen, der Auserwählten in der Gemeinde Gottes aufgeführt. Ein solcher aber ist Origenes, der berühmteste Kirchenlehrer des 3. Jahrhunderts, dem an umfassender Gelehrsamkeit und an Tiefsinn und Schärfe des Verstandes nicht leicht einer vor ihm oder nach ihm

es gleichthat, der aber ebenso durch ein starkes feuriges Gemüth, durch hohen Geistesschwung, durch innige Frömmigkeit und untadeliges sittliches Verhalten von Jugend auf sich ausgezeichnet, und seine trefflichen Gaben und weit ausgebreiteten Ruhm der Weisheit und Heiligkeit mit dem schönsten Schmuck aufrichtiger Demuth geziert hat.

Sein Geburtsort war höchst wahrscheinlich Alexandria, jene Stadt, da Morgen- und Abendland in eigenthümlicher Weise ihre Wissenschaft und ihre Religionen verschmelzten, und vorlängst auch die Offenbarungs-Religion und Weisheit mit griechischer Philosophie einen merkwürdigen Bund eingegangen war, der hernach auf die Gestaltung der christlichen Theologie von bedeutendem Einfluß gewesen ist. Als das Jahr seiner Geburt gilt wohl mit Recht das Jahr 185 n. Chr. Von christlichen Eltern geboren, wurde er von Kindheit auf mit dem Worte Gottes genährt. Sein Vater Leonides, ein eben so frommer als wissenschaftlich gebildeter Mann, übernahm selbst die Unterweisung dieses seines Erstgeborenen, dessen reiche Begabung ihm nicht verborgen bleiben konnte. Und wie er ihn in die Elemente der allgemeinen Bildung, in die Anfänge der griechischen Wissenschaft einführte, so legte er auch den Grund zu seiner religiösen Bildung, indem er ihn nicht nur täglich in der heiligen Schrift lesen, sondern auch ganze Abschnitte derselben auswendig lernen und hersagen ließ. Schon damals zeigte sich der forschende Geist, der lebendige Drang nach tieferem Verständniß der Schrift, der mit dem nächstliegenden einfachen Sinne sich nicht zufrieden geben wollte, so daß er den Vater wohl in Verlegenheit setzen mochte mit seinen Fragen nach Sinn und Zweck dessen, was er las oder hersagte. Derselbe verwies ihm zwar solches Grübeln, und hieß ihn an den offenliegenden Sinn sich halten; im Stillen aber freute er sich gar sehr und dankte Gott, daß er ihn gewürdigt eines solchen Sohnes Vater zu sein. Und oftmals, wird erzählt, entblößte er die Brust des schlafenden Knaben und küßte sie andächtig als ein Heiligthum des göttlichen Geistes. — Zu der väterlichen Unterweisung und Erziehung kam noch der Einfluß frommer erleuchteter Lehrer, wie eines Pantänus, mit dem er wohl noch in eine ihn heilsam anregende Berührung gekommen, und eines Clemens (s. S. 565), an dessen katechetischen Unterweisungen er als angehender Jüngling Theil genommen haben muß.

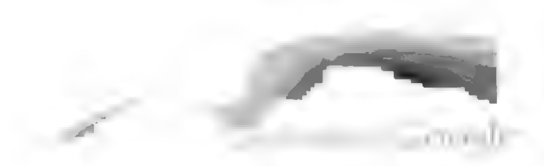
Auf die Zeit ungestörter wissenschaftlicher und religiös-sittlicher

Entwickelung unter trefflicher Pflege und Leitung folgten aber nun Zeiten schwerer Prüfungen, unter denen es sich bewähren sollte, daß das, was er in sich aufgenommen, lebendig in ihm geworden, sein höchstes Gut, wofür er Alles aufzuopfern entschlossen sei. Die Verfolgung unter Septimius Severus brach insbesondere über die Christengemeinde in Alexandria mit entsetzlicher Wuth herein, und eine Menge Christen erlitten den Märtyrertod. Da ergriff den 17jährigen Origenes ein mächtiges Verlangen nach solcher Vollendung; und mit Mühe hielt ihn die Mutter von dem äußersten Schritte freiwilliger Darbietung zurück. Nachdem aber der Vater in den Kerker geworfen war, wurde der Drang noch heftiger, und die Mutter konnte ihn nur dadurch zurückhalten, daß sie ihm seine Kleider versteckte. Verhindert, selbst zum Vater hinzugehen, richtete er eine schriftliche Ermahnung an ihn, von der noch die Worte aufbehalten sind: „Hüte dich, daß du nicht um unsertwillen deinen Sinn änderst." Leonides starb auch wirklich den Märtyrertod, und hinterließ, da sein Vermögen eingezogen wurde, seine Frau mit sieben Kindern arm und hülflos. Eine christliche Matrone nahm sich der Verlassenen an. Diese, übrigens ausgezeichnete Frau hatte aber den Antiochener Paulus, ein berühmtes Haupt der alexandrinischen Häretiker, als Adoptivsohn im Hause; und zu diesem von ihr hochgehaltenen Manne strömte eine Menge nicht allein Parteigenossen, sondern auch rechtgläubige Christen, um ihn zu hören. Origenes aber ließ sich durchaus nicht bewegen, in Gemeinschaft mit ihm zu beten. — Durch eifrige Uebung brachte er es bald zu einer solchen Fertigkeit in den grammatischen Kenntnissen, daß er sich im Stande fand Unterricht darin zu geben, und damit seinen Lebensunterhalt zu erwerben. — Der feurige Jünger Christi sollte aber auch mit seinem geistlichen Pfunde wuchern. Es fanden sich Heiden bei ihm ein, um das Wort Gottes zu hören, namentlich zwei Brüder: Plutarchus, der nach einem wohlgeführten Leben in der Welt die Märtyrerkrone gewann, und Herakles, ein strenger Asket, der später Bischof von Alexandrien wurde. — Eine neue Verfolgung zur Zeit des Präfecten Aquila gab dem Origenes Gelegenheit, seinen Glaubensmuth zu bewähren. Mit einer bewundernswerthen Furchtlosigkeit bekannte er sich zu den gefangenen Brüdern und zu denen, die in den Tod gingen: sie mochten ihm persönlich bekannt sein oder nicht, er nahm sich ihrer offen an, besuchte sie im Gefängniß, trat ihnen zur Seite bei den Verhören,

begleitete sie auf die Richtstätten, sprach ihnen zu und gab ihnen den Bruderkuß. Der heidnische Pöbel gerieth in Wuth über ihn, und warf mit Steinen nach ihm; aber er blieb unverletzt: ein wunderbarer göttlicher Schutz waltete über seinem Leben. Sein Eifer und seine Freimüthigkeit in der Verkündigung Christi zog ihm viele und mancherlei Nachstellungen zu; die Heiden verschworen sich gegen ihn, Soldaten umstellten das Haus, wo er sich aufhielt. Er wich aus, auch darin gehorsam dem Gebote seines Herrn (Matth. 10, 23). So mußte er denn von Haus zu Haus flüchten. Er konnte auch nirgends verborgen bleiben, da zu dem Lehrer, bei dem Wort und Wandel so übereinstimmte, immer eine Menge Unterrichtsuchender sich herzudrängte. — Der große Erfolg, den dieser Unterricht hatte, mußte die Augen des Bischofs Demetrius auf den achtzehnjährigen Jüngling richten, und er übertrug ihm die Stelle eines Katecheten, da durch die Entfernung des Clemens im Anfang der schweren Verfolgung die katechetische Schule verwaist war. Um diesem Berufe sich ganz zu widmen, gab er die grammatische Schule, eben damit aber die Quelle seines Unterhaltes, auf. Die Fürsorge für seine Familie übernahm die Gemeinde. Er selbst sicherte sich seine Subsistenz durch den Verkauf einer schönen Sammlung von Abschriften alter Werke um eine tägliche Rente von 4 Obolen (3 bis 4 Sgr.). Seine Lebensweise war die eines solchen, der alle sinnliche Lust bei sich zu ertödten sucht. Hatte er den Tag über angestrengt gearbeitet und im Fasten sich geübt, so gönnte er sich bei Nacht gar wenig Schlaf, und widmete den größten Theil derselben dem Studium der heiligen Schrift. Auch versagte er sich, um den evangelischen Rathschlägen des Herrn nachzukommen, allerlei Bequemlichkeit: wie er auf dem bloßen Boden schlief, so trug er auch keine Schuhe und hatte nur Einen Rock. Auch enthielt er sich des Weins und des Fleisches. So lernte er Frost und Blöße ertragen und trieb die Armuth aufs äußerste. Vermögliche Freunde, die ihm zum Dank für seine Bemühungen um sie so gern von dem Ihrigen mitgetheilt hätten, betrübte er durch entschiedene Ablehnung jeder Gabe. — Mehrere seiner Schüler folgten dem Beispiel seiner strengen Enthaltsamkeit. So lebte er eine Reihe von Jahren ganz seinem Berufe hingegeben; und viele, Männer und Frauen, wurden durch ihn dem Glauben zugeführt, den sie zum Theil auch unter Martern bis zum Tode bewährten. Da in der Folge der Andrang immer größer wurde, so übergab er, um für die Betrachtung der

göttlichen Dinge und die Erforschung und Auslegung der Schrift mehr Ruhe zu gewinnen, seinem Freunde Heraklas, einem gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Manne von christlichem Eifer, die Anfänger, während er selbst den weiter Fortgeschrittenen sich widmete. Seine eigene vollkommene Ausrüstung zur Erfüllung seines Berufs schien aber noch zweierlei zu erfordern. Da viele wissenschaftlich Gebildete, Heiden sowohl als Häretiker, durch ihn in die höhere christliche Wissenschaft eingeweiht zu werden begehrten, so achtete er sich verpflichtet zu einem gründlichen Studium der griechischen Philosophie, in welcher auch mehr oder weniger die Irrlehren oder Häresieen wurzelten. So las er denn nicht nur die Schriften alter und neuer Philosophen, sondern begab sich auch in die Vorlesungen des berühmtesten Philosophen dieser Zeit, des Ammonius Sakkas, welcher in geistvoller Weise die Bestrebungen dieser und der vorangehenden Zeit im Gebiete der Philosophie zusammenfaßte. Origenes fand hier vieles Verwandte, aber in wichtigen Grundsätzen stand er in entschiedenem Gegensatz zu dieser Lehre. Fortan aber konnte er je mehr und mehr dem Bedürfnisse genügen, seine Schüler durch die verschiedenen Lehrsysteme hindurchzuführen, und sie anzuleiten, das Wahre und Falsche darin zu sondern, zuletzt aber in der Offenbarungslehre die ganze und vollkommene Wahrheit, wovon dort nur einzelne Strahlen sich finden, zu erkennen. Dies war das eine; und hieraus ging auch sein erstes Hauptwerk hervor: seine Schrift von den Grundlehren des Glaubens, worin er auf der Grundlage der einstimmigen Lehrüberlieferung der Gemeinden, ein Ganzes der christlichen Lehre hinzustellen suchte, um die apostolische Lehre theils durch Beweisführung, wo diese erforderlich schien, theils durch nähere Bestimmungen zur Verdeutlichung der einen oder anderen Lehre, theils durch Darlegung des innern Zusammenhangs, der Ueberzeugung der Denkenden und Forschenden zugänglicher zu machen. Die christliche Wahrheit sollte als dasjenige erwiesen werden, worin die Räthsel des Daseins, an welchen philosophische und häretische Systeme vergeblich sich abmühen, ihre wahre Lösung finden. Den Schluß des Werkes bildet die Lehre von der heiligen Schrift und ihrem tieferen Sinn.

Die heilige Schrift zu verstehen und zu ihrem wahren und vollen Verständniß auch Andern behülflich zu sein, das war dem Origenes die höchste Aufgabe seines Lebens, und daran arbeitete er unausgesetzt bis an sein Ende. Er, der schon als Knabe ahnungs-



voll nach ihren Geheimnissen geforscht, war sein Lebenlang darauf bedacht, ihren tieferen Sinn zu erkennen. Hatten schon die Heiden ein Bedürfniß, in ihren Götter- und Helden-Sagen dergleichen zu suchen; wie vielmehr mußten die, die den wahren Gott erkannten, in dem aus göttlicher Eingebung geschriebenen Buche seiner Offenbarung etwas Weiteres zu finden berechtigt sein, als was der nächste buchstäbliche Sinn an die Hand giebt. Schon die alexandrinischen Juden waren in Bezug auf das alte Testament vorangegangen. Und unter den christlichen Lehrern war namentlich Clemens in ihre Fußstapfen getreten. Origenes aber hat sowohl durch Aufstellung von Grundsätzen und Regeln, als durch die vollständigere Ausführung das Großartigste hierin geleistet. Wie der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht, so hat die h. Schrift einen dreifachen Sinn: den buchstäblichen, moralischen und geistlichen. Außer dem nächstliegenden, der als ihr Leib anzusehen ist, hat sie einen zweiten, der der Seele entspricht, indem in ihren Geschichten 2c. allgemeine sittliche Regeln, Mahnungen, Warnungen enthalten sind, so daß sie darin als menschlicher Sittenspiegel erscheint. Aber noch höher liegt der dem Geiste entsprechende dritte Sinn, wornach in den biblischen Geschichten 2c. übermenschliche Vorgänge und Verhältnisse angedeutet sind, Zustände und Ereignisse der höheren über- und vorirdischen Geisterwelt, mit der diese Menschenwelt im engsten Zusammenhang steht, aus deren freien Bewegungen und Selbstbestimmung alle sonst so räthselhafte Verschiedenheit in diesem irdischen Leben allein zu begreifen ist. Dieses Geheimniß des tieferen Schriftsinnes aber kann nur derselbe Geist aufschließen, der die Schrift eingegeben hat. Die Erkenntniß desselben ist die Frucht höherer Erleuchtung, zu welcher die Nachfolge Christi in Verleugnung und Entsagung hinführt. — So hing bei Origenes alles zusammen: Denk- und Handlungsweise, Lehre und Leben. Seine Schriftforschung aber erstreckte sich auf alle Stufen des Schriftsinnes. Wie er, insbesondere in seinen praktischen Schriftauslegungen, seinen Homilien, in denen er fast alle Bücher der Schrift der Gemeinde auslegte, den sittlichen Gehalt des Schriftworts an's Licht zu ziehen und für's Leben fruchtbar zu machen suchte, und dann weiterhin es sich angelegen sein ließ, die tiefsten Geheimnisse der heiligen Schrift aufzuschließen: so war er auch unermüdet thätig für das, was die Grundlage von beidem ist, für die Ermittelung und Feststellung des buchstäblichen Sinnes. Um darin sicherer zu gehen,

erlernte er noch in seinem angehenden Mannesalter die Grundsprache des alten Testaments, das Hebräische; und eine lange Reihe von Jahren hindurch arbeitete er an einem Werke, welches darauf angelegt war, durch Vergleichung des alttestamentlichen Grundtextes und der verschiedenen griechischen Uebersetzungen den richtigen Text der kirchlich gültigen Uebersetzung festzustellen (Hexapla und Tetrapla). — Einen treuen Gehülfen in seinen Arbeiten fand er in seinem Freunde Ambrosius. Dieser Mann, der, angezogen durch seine Gelehrsamkeit und Wissenschaft, seine Vorträge hörte und durch ihn vom häretischen Irrthum zur kirchlichen Wahrheit zurückgeführt wurde, war fortan darauf bedacht, seine trefflichen Gaben zum Segen für die Kirche je mehr und mehr in Wirksamkeit zu setzen, ermunterte ihn, der aus frommer Scheu mit seinen Schriftauslegungen und seiner Darstellung der Glaubenslehre hervorzutreten Bedenken trug, und unterstützte ihn mit seinem ansehnlichen Vermögen, indem er sieben Schnellschreiber, welchen er abwechselnd dictirte, und im Schönschreiben geübte Mädchen für ihn bestellte. — So stand er in mündlicher und schriftlicher Lehrthätigkeit, welche nur durch eine Reise nach Rom, wohin er sich begab, um diese uralte Gemeinde kennen zu lernen, und später durch eine Reise nach Arabien, wohin der (römische) Statthalter zu einer Unterredung sich ihn ausbat, und wo er große und bleibende Achtung sich erwarb, eine Zeitlang unterbrochen worden war, bis in's Jahr 216, wo der Kaiser Caracalla ein schreckliches Blutbad in Alexandrien anrichtete und dabei besonders auf die Gelehrten es abgesehen hatte. Origenes begab sich zu seinen Freunden in Palästina, dem Bischof Alexander in Jerusalem, der mit ihm Schüler des Clemens gewesen, und dem Bischof Theoktistus in Cäsarea, der ihn höchst ehrenvoll aufnahm. Beide bestimmten ihn auch, in den Gemeindeversammlungen Lehrvorträge zu halten. Dies war hier zu Lande auch Laien gestattet, in Alexandrien dagegen war es etwas Unerhörtes, daß solches in Gegenwart von Bischöfen geschehe, und der Bischof Demetrius machte ihnen Vorwürfe darüber, und ließ an Origenes durch ein Schreiben und durch Diakonen, die er zu ihm sandte, die dringende Mahnung zur Rückkehr ergehen. Dieser lebte nun wieder seinen gewohnten Beschäftigungen, nur mit einer kurzen Unterbrechung, da der den Christen günstig gesinnte Kaiser Alexander Severus ihn nach Antiochien berief, wo er vor der frommen Mutter des Kaisers, Julia Mammäa, die den berühmten

christlichen Lehrer zu hören begehrte, Zeugniß von seinem Glauben ablegte.

Dringende kirchliche Angelegenheiten — Beunruhigung der Gemeinden durch Irrlehren — riefen ihn einige Zeit darauf nach Griechenland. Mit Empfehlungsschreiben seines Bischofs versehen, reiste er über Palästina dahin. Hier geschah es nun, daß die beiden ihm befreundeten Bischöfe in Verbindung mit noch andern benachbarten Bischöfen in Cäsarea ihn zum Presbyter weihten. Dies wurde aber die Quelle vieler Leiden für ihn. Als er nach einer Streitunterredung in Athen, welche großes Aufsehen erregte und deren Acten bald in verfälschten Abschriften verbreitet wurden, wieder zurückkehrte, fand er die Stimmung ganz verändert; er fühlte das Herannahen eines Sturmes und begab sich hinweg. Demetrius ließ ihn durch eine Synode ägyptischer Bischöfe und eines Theils der alexandrinischen Presbyter des Lehramts für unwürdig erklären und von der (alexandrinischen) Kirchengemeinschaft ausschließen, und durch eine zweite Versammlung, welche blos aus Bischöfen bestand, wurde ihm auch das Presbyterat aberkannt. Ob Eifersucht auf die hohe Auszeichnung seines Katecheten und Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit dabei mitgewirkt, oder ob blos die Ueberzeugung verletzter kirchlicher Ordnung ihn dazu bestimmt habe, ist wohl schwer zu entscheiden. — Ein Synodalschreiben, welches dem Beschluß allgemeine Anerkennung verschaffen sollte, wurde in alle Gebiete der Christenheit ausgeschickt, und nur die Gemeinden in Palästina und Phönicien, Arabien und Achaja versagten demselben die Zustimmung. — Origenes war tief gekränkt, ergab sich aber mit frommer Gelassenheit in das schmerzliche Loos, das ihn traf. Er achtete es für recht, seine Widersacher vielmehr zu bemitleiden und für sie zu beten, als sie zu hassen. Gegen seine Freunde in Alexandrien aber suchte er insbesondere seine Rechtgläubigkeit zu vertheidigen. — Palästina, die ursprüngliche Heimath des Christenthums, der Mittelpunkt der damaligen Welt, wurde fortan seine Heimath und der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit, von wo aus die alexandrinische Wissenschaft sich weiterhin verbreitete. In Palästina aber Cäsarea, die durch Petrus gestiftete älteste Tochtergemeinde Jerusalems, damals an der Spitze der palästinischen Kirche, an Reichthum der Bildungsmittel mit Alexandria zu vergleichen. — Hier widmete er sich nun, nachdem er noch in Jerusalem Erquickung gesucht, theils den Arbeiten der Schriftaus-

legung für die ganze Christenheit, theils der persönlichen Wirksamkeit in öffentlichen kirchlichen Vorträgen, wo Bischöfe ihm als Lehrer zuhörten, ohne nach sonstiger Weise noch etwas beizufügen, und im Vortrag der christlichen Wissenschaft, als der vollkommenen Weisheitslehre in der theologischen Schule, welche durch ihn zu hoher Blüthe gelangte. Hier sammelten sich um ihn viele Lernbegierige, auch aus weiter Ferne, unter andern auch der nachher berühmt gewordene Gregorius, mit dem Beinamen Thaumaturgus (Wunderthäter), ein Kappadocier, der als Bischof von Neucäsarea nach einer erfolgreichen Wirksamkeit seinen Lauf vollendet hat.' In anderer Absicht nach Cäsarea gekommen, war er durch den Eindruck der mächtigen Rede und der ganzen Persönlichkeit des Origenes, des Friedens, der Begeisterung, der Kraft und Klarheit seines Wesens so hingenommen, daß er seinem bisherigen Lebensplan entsagte, und mit seinem Bruder Athenodorus bei Origenes blieb. Nach fünfjährigem Zusammensein mußte er von ihm scheiden, und schilderte nun in einer Abschiedsrede in lebendigen Zügen die Lehrwirksamkeit des großen Meisters.

Die Zeit des ruhigen Wirkens und Schaffens ging aber zu Ende, als Maximus, der Mörder des Alexander Severus seinen Haß auch gegen die von demselben begünstigten Christen, insbesondere die Häupter und Lehrer, richtete. Origenes wich aus, und begab sich zunächst zu seinem Freund und Verehrer, dem Bischof Firmilianus, im kappadocischen Cäsarea. Sicherheit aber erlangte er bald auch hier nur in der tiefsten Verborgenheit, im Hause einer christlichen Jungfrau Juliana. Hier fand er treffliche Hülfsmittel für seine gelehrten Arbeiten, von hier aus nahm er aber auch lebendigen Antheil an den Leiden und Gefahren seiner Freunde. So richtete er an seinen Freund Ambrosius und den Presbyter Protoktetus von Cäsarea, welche gefangen gesetzt wurden und das Aeußerste zu befürchten hatten, eine Ermahnungsschrift, worin er mit dem Ausdruck innigster Mitempfindung ihnen einen Reichthum von Tröstungen aus dem Worte Gottes vorhält, aber auch in die Tiefen der Betrachtung sich versenkt, durch welche er zur Geringachtung des Sichtbaren und zur freudigen Hingabe des leiblichen Lebens hinleitet, und zuletzt die Wichtigkeit des standhaften Bekennens und den hohen Segen des Märtyrerthums sowohl für die sich Opfernden selbst, als auch für andere, denen es zu Gute kommen möge, mit beweglichen Worten preist. In ähn-

licher Weise, tiefsinnige Erwägung des Wesens der Sache mit herzlicher Ermunterung verbindend, hatte er etwas früher auf Bitten des Ambrosius eine Schrift über das Gebet verfaßt, worin Alles, was zum Gebet gehört, Inneres und Aeußeres, sorgfältig dargelegt und eine treffliche Erklärung des Vaterunser gegeben wird. Ueberall die lebendige Einheit der Beschaulichkeit und des praktischen Lebens, die den Origenes charakterisirt.

Als nach dem Tode des Maximinus die Verfolgung aufhörte, kehrte Origenes nach Cäsarea in Palästina zurück und setzte seine Schriftauslegungsarbeiten fort. Damit beschäftigte er sich auch während eines längeren Aufenthaltes in Athen. Hier begann er die Auslegung des hohen Liedes, worin er nach Hieronymus Urtheil sich selbst übertroffen hat. Er findet in diesem Wechselgespräch Christi und seiner Braut die Schilderung der wahren Liebe auf ihren verschiedenen Stufen bis zur unmittelbaren Vereinigung mit Gott. — Nach Cäsarea zurückgekehrt, vollendete er dieses Werk, folgte aber von hier aus auch wiederholten Einladungen nach Arabien, wo er durch seine Liebe und Einsicht Irrende zurechtbrachte und den gestörten Frieden zurückführte. In dieser Zeit der Ruhe vollendete Origenes nicht nur seine wichtigsten Werke zur Auslegung der Schrift, sondern unternahm auch wieder auf Anregung des geretteten Ambrosius ein Werk, das als seine zweite uns übriggebliebene Hauptschrift anzusehen ist, die Schrift gegen Celsus, eine dem Bedürfnisse der Gegenwart entsprechende Rechtfertigung des christlichen Glaubens, worin er die zum Theil scharfsinnigen, zum Theil auch leichtfertigen Angriffe dieses jüngst gestorbenen platonisirenden Philosophen zurückwies; sein reifstes und gediegenstes Werk, in welchem er eine Fülle von Gelehrsamkeit entfaltete und mit ausgezeichnetem Scharfsinn die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums in's Licht zu setzen sich angelegen sein ließ.

Aber er sollte sein Leben nicht in Ruhe beschließen. Der den Christen geneigte Kaiser Philipp der Araber, an den und dessen Gemahlin Origenes Schreiben gerichtet, wurde durch Decius, einen eifrigen Verehrer der alten Götter gestürzt. Dieser, entschlossen die „staatsgefährliche" christliche Religion zu vernichten, verhängte eine Verfolgung über die Christen, wie noch keine, so allgemein und gleichzeitig in allen Theilen des Reichs, so grausam und so planmäßig angelegt, sie betroffen hatte. Alles wurde aufgeboten, um sie zur alten Götterverehrung zurückzuführen. Mah-

nungen, Drohungen, Mishandlungen bis zu den äußersten Qualen — das war das stufenweise Verfahren, welches man einschlug. Viele unterlagen der Versuchung. — Origenes, der schon vorher geahnt hatte, daß in Folge der heidnischen Meinung, die wachsende Zahl der Christen sei die Ursache der vielen Empörungen im römischen Reiche, in Kurzem ein Kampf entbrennen werde, ging mit festem Glaubensmuth der Verfolgung entgegen, und erduldete mit unerschütterlicher Standhaftigkeit die furchtbarsten Martern, durch welche sein Tod zwar nicht unmittelbar herbeigeführt, aber doch ohne Zweifel sein Ende beschleunigt wurde. Selbst bewährt in den Tagen der Trübsal und mit göttlichem Troste erquickt, richtete er in seiner letzten Lebenszeit noch viele Trostschreiben an trostbedürftige Dulder. Beinahe siebenzig Jahre alt vollendete der Pilger Gottes seinen Lauf im J. 254 in Tyrus, wo sein Grab noch lange gezeigt wurde. — Christus war sein Leben: ihn zu preisen, ihn in der Mannigfaltigkeit seiner Offenbarungen durch alle Perioden des zeitlichen Weltlaufs bis in seine höchste Verklärung zu erkennen und sein Bild in sich darzustellen in Weisheit und Liebe und heiligem Wandel und auch Andern behülflich zu sein zu solcher Erkenntniß Christi und zu heiligem Leben und seligem Sterben, das war sein unausgesetztes, auch mit reichem Erfolge gekröntes Streben. So war ihm denn auch das Sterben Gewinn. Und wie er, trotz aller Verunglimpfung, die Unverstand oder Bosheit über ihn gehäuft, in der Gemeinde auf Erden ein hell scheinendes Licht geblieben ist, so wird auch an ihm sich erfüllen das Wort des Herrn: Die Gerechten werden leuchten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich. Chr. Fr. Kling in Marbach †.

---

73. Speratus und seine eilf Gefährten aus Scillita in Numidien.

17. Juli.

Zur Zeit der Blüthe der Nordafrikanischen Kirche, als Augustinus († 430), Bischof von Hippo, „gewaltig" lehrte durch seine Predigten und Schriften, bestand noch in Karthago eine Kirche (Basilika), die „den heiligen Scillitanischen Märtyrern" gewidmet war. Hier ruhten in Gott die Gebeine dieser seligen Zeugen, des Speratus und seiner eilf Gefährten. Alljährlich

am 17. Juli, als an ihrem Todestage, oder vielmehr an ihrem „Geburtstage," dem Tage ihres Eingangs in die triumphirende Gemeinde, wurde an dieser heiligen Stätte ihr Gedächtniß gefeiert. Es wird berichtet, daß Augustinus selbst an einem 17. Juli in der Kirche „der heiligen Scillitanischen Märtyrer" zum Andenken an ihre kindliche Glaubensfreudigkeit, ihre Standhaftigkeit und Treue bis an den Tod, eine Predigt gehalten habe.

Nicht lange sollte nach des Herrn Rath die aus lebendigem Geisteshauche erzeugte Blüthezeit dauern in diesem Theile seiner Kirche. Noch ein Jahr vor dem Tode des heiligen Augustinus brachen verheerende Stürme herein. Ein Läuterungsfeuer kam über die Afrikanische Kirche. Verwüstend ergossen sich die wilden Schaaren der Vandalen über Numidien; Augustinus starb während der ersten Belagerung von Hippo und auch Karthago fiel in die Hände des Vandalenfürsten Geiserich.

In dieser wüsten Zeit „Vandalischer Verfolgung", in welcher die arianischen Vandalen mit großer Grausamkeit gegen die Anhänger der rechtgläubigen Kirche wütheten, muß auch die Kirche der Scillitanischen Märtyrer in Karthago verlassen und zerstört worden sein. Aber mag keine Kirche in der ganzen Christenheit mehr nach ihnen genannt werden; — ihre Namen, ihr Gedächtniß, den einfachen Bericht von ihrem Märtyrerthum hat die fromme Ehrfurcht ihrer Zeitgenossen uns aufbewahrt, hat die Kirche des Herrn stets werth gehalten.

Die Bürgerkriege, die auf die Ermordung des Kaisers Commodus († 192) folgten, gaben einzelnen Statthaltern im römischen Reiche erwünschte Gelegenheit, ihrem Hasse gegen die Christen freien Lauf zu lassen. Wenngleich Septimius Severus den Christen sich nicht geradehin feindlich zeigte, so blieben doch die alten Gesetze gegen sie in Kraft, und in manchen Gegenden, wie in dem proconsularischen Afrika, brachen Verfolgungen aus. Nicht selten gaben dazu die Festlichkeiten zu Ehren des Kaisers, von denen die Christen wegen der dabei stattfindenden heidnischen Opfer sich fern hielten, den nächsten Anlaß.

Eine ähnliche Veranlassung hatte in dem Jahre 200 eine Schaar von 12 Christen nach Karthago in's Gefängniß geführt. Sie stammten aus der Stadt Scillita in Numidien. Von ihren Lebensverhältnissen erfahren wir nichts Näheres. Ihre Namen sind: Speratus, Nazarius, Cythius, Veturius, Felix, Aquili-

nus, Laetantius, Januaria, Generosa, Vestina, Donata, Secunda.

Es war am 12. Juli des Jahres 200, als diese Christen in Karthago auf Befehl der heidnischen Obrigkeit aus dem Gefängniß in die öffentliche Gerichtssitzung geführt wurden. Der Proconsul Saturninus, der beim Gericht den Vorsitz führte, redete sie also an: „Ihr könnt alle von unseren Herrn, den Kaisern (Caracalla und Geta), Verzeihung erlangen, wenn ihr zu der guten Gesinnung zurückkehrt, gutwillig euch zu unseren Göttern bekehrt, und ihnen opfert!“ Speratus nahm in seinem und seiner Gefährten Namen das Wort, und sprach: „Wir sind uns nicht bewußt, jemals etwas von den Landesgesetzen Untersagtes gethan, noch eine ungerechte Handlung durch Zustimmung oder thätigen Beistand unterstützt zu haben. — Ihr dagegen seid übel mit uns umgegangen, habt uns verhöhnt, aber wir haben nicht wiedergescholten, da wir gescholten wurden, sondern wir haben stets nur gedankt für die Leiden, die uns widerfuhren (Matth. 5, 44. 45). Wir haben auch für diejenigen gebetet, deren feindliche und ungerechte Gesinnung wir mit Geduld ertrugen. Wir beten auch für unseren Kaiser, von dem uns gestattet ist, nach dieser Regel (Gal. 6, 16) zu leben. Wir preisen für Alles den wahren Herrn und König!“ (Ephes. 5, 20). Saturninus erwiederte darauf: „Auch wir haben eine sehr ehrwürdige und einfache Religion, und rühmen uns einer ruhigen und anständigen Lebensart; aber wir schwören bei dem Genius unseres Herrn, des Kaisers, und beten für sein Wohlergehen. Das müßt ihr auch thun!“ Speratus antwortete: „Wenn du mir geneigtes Gehör schenken willst, so will ich dir das Geheimniß der christlichen Einfalt und Freundlichkeit sagen.“

Jedenfalls hatte Speratus die Absicht, dem Proconsul, den übrigen Richtern und dem versammelten Volke das Geheimniß der Gottseligkeit, das Evangelium des Friedens zu verkündigen. Saturninus ging jedoch darauf nicht ein, sondern sprach: „Soll ich dir mein Ohr leihen, wenn du anfängst von unsern Opfern übel zu reden? Wegen des Geheimnisses, von dem du sprichst, soll dir nichts Böses widerfahren, das magst du immerhin für dich behalten. Hier kommt es nur auf Eins an! Schwöret bei dem Genius unseres Königs, und euch soll das Leben geschenkt werden!“ Speratus: „Ich weiß von keinem Genius des Beherrschers dieser Welt, sondern ich diene im Glauben, in Hoffnung und Liebe mei-

nem Gott im Himmel, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann (1 Timoth. 6, 16). Eine That, die nach den bürgerlichen und göttlichen Gesetzen strafbar wäre, habe ich nicht begangen; ich habe gegen Niemanden eine Klage erhoben, ich hätte das nicht über mein Herz bringen können. Ich habe auch niemals Jemandem etwas entwendet; von Allem, was ich kaufe, entrichte ich meine Abgaben (Röm. 13, 1—7), weil ich den Kaiser als meinen Herrn erkenne, als die Obrigkeit, die Gewalt über mich hat; aber anbeten kann ich nur meinen Herrn, den König aller Könige, den Herrn aller Völker." Der Proconsul sagte hierauf unwillig: „Lasset nur ab von solchem verworrenen Geschwätz, tretet hinzu und opfert den Göttern!" Drauf Speratus: „Das ist eine arge Aufforderung, die doch keinen anderen Zweck hat als die Hinrichtung Unschuldiger auf Grund einer falschen Anklage."

Saturninus erkennend, daß Speratus seinen Verlockungen nicht zugänglich sei, wandte sich zu den Andern: „Machet euch doch nicht länger dieser rasenden Thorheit (1 Corinth. 1, 18) theilhaftig, verehrt lieber unseren König und seid seinen Vorschriften gehorsam. Lasset ab von dieser falschen Ueberzeugung, von welcher Speratus verführt ist! Alle, die mit ihm gleiches Bekenntnisses sind, wird auch die Strafe zu seinen Gefährten machen!" Cythius antwortete: „Verlange, o Proconsul, von uns nichts Anderes zu hören, als was Speratus, unser Gefährte, bekannt hat. Wisse, wir haben keinen Anderen zu fürchten, als den Herrn, unseren Gott, der im Himmel ist." Erzürnt, auch bei den Gefährten des Speratus solche Festigkeit zu finden, rief Saturninus: „Die Angeklagten mögen wieder in den Kerker hinabgestoßen und bis auf den morgenden Tag in den Stock gelegt werden."

Als am folgenden Tage der Proconsul Saturninus wieder zu Gericht saß, befahl er, die Christen vorzuführen. Zuerst ließ er diesmal die Frauen eintreten. Er hoffte, daß sie, des stärkenden Zuspruchs der Männer beraubt, leichter zum Abfall würden zu bewegen sein. Er kannte den nicht, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist, der auch in dem weichen Herzen des Weibes die Standhaftigkeit der Liebe zu schaffen vermag, die stärker ist als der Tod. „Ich habe gestern Manches von einem Könige gehört, den ihr verehrt," so redete er die Frauen an, „gebt unserem Könige die Ehre und opfert den Göttern!" Darauf antwortete Donata nach dem Worte des Heilandes (Matth. 22, 21): „Wir geben dem

Kaiser die Ehre, die ihm gebührt; göttliche Verehrung, Anbetung, bringen wir Christo, dem wahren Gotte dar!" Die neben ihr stehende Vestina, in Einfalt und ungefragt sich zum Bekenntniß drängend, sprach die köstlichen Worte: „Das immer wird mein Herz denken, das immer werden meine Lippen bekennen, daß ich eine Christin bin." Ihr folgte Secunda mit gleichem Bekenntniß: „Und auch ich glaube an meinen Gott und will in ihm sein und bleiben (Joh. 17, 23); deinen Göttern aber dienen wir nicht, noch beten wir sie an. Niemand wird mich dahin bringen, von dem Bekenntniß meiner Gefährten zu weichen." Der durch solche Zeugnisse enttäuschte Proconsul befahl, die Frauen, getrennt von den Männern, wieder in's Gefängniß zu führen.

Nunmehr wurden die Männer gerufen. Saturninus redete zunächst den Wortführer des vorigen Tages an: „Beharrst du, Speratus, bei deinem Bekenntniß, daß du ein Christ seist?" Speratus: „Ich rühme mich nicht meiner Standhaftigkeit; sie ist ein Geschenk der göttlichen Gnade. Höre denn die feste Ueberzeugung meines Herzens. Ja, ich beharre dabei, und ihr Alle, die ihr zugegen seid, möget es hören, ich bin ein Christ!" Seine Gefährten aber stimmten einmüthig darin ein: „Ja, auch wir Alle sind Christen!"

Durch des Proconsuls Seele mochte jetzt eine Ahnung gehen, daß es sich hier um Höheres, als um eine Thorheit handele; er fühlte, wie einst Pontius Pilatus, eine Regung des Mitleids und fragte in milderem Tone: „Wollt ihr denn keine Zeit zur Ueberlegung annehmen, wollt ihr keine Vergebung?" Speratus antwortete: „In einer so zweifellos guten Sache bedarf es keiner weiteren Ueberlegung. Schon damals, als wir durch die Taufgnade zum neuen Leben wiedergeboren sind, dem Teufel entsagt haben, den Fußtapfen Christi folgten, haben wir nach reiflicher Ueberlegung den Entschluß gefaßt, von der Anbetung Christi nicht zu weichen. In einem so gerechten Kampfe giebt es keine Verzeihung, sondern nur Sieg oder Verderben. Thue, was du willst. Wir werden für Christum mit Freuden sterben!"

„Sagt mir doch," fragte hierauf Saturninus, „wie verhält es sich eigentlich mit dem Grunde eurer Religionslehren, und worin besteht er? Was sind das für Bücher, die ihr leset und verehret?" Freudig entgegnete Speratus: „Die vier Evangelien unseres Herrn Jesu Christi, die Episteln des heiligen Apostels Paulus, und alle Schrift, von Gott eingegeben" (2 Timoth. 3, 16. 17).

Der Proconsul, auf diese Antwort nicht näher eingehend, sprach: „Ich gebe euch eine Bedenkzeit von dreien Tagen, damit ihr zur Besinnung kommt und das Bekenntniß dieser Secte (Apost.-Gesch. 24, 14) widerrufet. Vielleicht kehrt ihr noch zu den heiligen Gebräuchen unserer Religion zurück!" Speratus antwortete: „Auch ein Zeitraum von dreißig Tagen wird nicht im Stande sein, an unserem Bekenntniß das Geringste zu ändern. Aber wir nehmen die uns dargebotene Frist an, ja, wir würden gern noch länger leben, wenn wir hoffen dürften, daß du von dem schändlichen Götzendienste in dieser Zeit ablassen und ein Liebhaber der christlichen Religion werden wolltest. Wenn du aber dich nicht werth achtest, solche Gnade zu empfangen, so hebe die Frist auf und sprich noch heute dein Urtheil. Denn, wie du uns heute siehst, so werden wir auch, zweifle nicht daran, nach Ablauf dieses Waffenstillstandes sein."

Die Frist der drei Tage verging. Als nach Ablauf des „Waffenstillstandes" Saturninus diese Streiter des Herrn noch in derselben Waffenrüstung fand (Ephes. 6, 10—17), erfüllt mit demselben unerschütterlichen Glauben, ließ er ihnen durch den Gerichtsschreiber folgendes, wider sie gefällte Urtheil bekannt machen: „Es wird beschlossen, daß Speratus und seine eilf Gefährten, welche öffentlich bekannt haben, daß sie Christen seien, und nach christlichem Gebrauche leben, da sie die Aufforderung, zur Anbetung der Götter zurückzukehren, standhaft abgewiesen haben, überdies sich weigern, dem Kaiser die ihm gebührende Ehre zu erweisen, mit dem Schwerdte enthauptet werden sollen." Kaum war dieses Urtheil vorgelesen, als die Verurtheilten einmüthig Gott zu loben anfingen, und sprachen: „Wir danken Gott, der uns gewürdigt hat, um des Bekenntnisses seines Namens willen uns heute als Märtyrer in den Himmel aufzunehmen!" Sie wurden dann auf Befehl des Proconsuls durch den Herold hinweggeführt. Auf dem Richtplatze angelangt, warfen sie sich einmüthig auf die Kniee. Noch einmal dankten sie gemeinsam Christo, ihrem Herrn; dann verrichtete der Henker sein Amt, und einer nach dem andern fielen sie unter den Streichen des Richtschwerdtes.

So vollendeten diese Märtyrer Christi ihren Lauf im Monat Juli, am 17. Tage, und gelangten zum Anschauen dessen, den ihre Seele geliebet bis in den Tod, und aus dessen Hand sie die Krone des Lebens empfangen haben (Jacobi 1, 12).

Wir wollen diesen, aus uralter, beglaubigter Quelle fließenden, einfachen Bericht durch weitere Bemerkungen nicht schwächen. Nur auf Eins können wir nicht unterlassen hinzuweisen. Es ist das, was den Scillitanischen Märtyrern vornämlich einen Ehrenplatz in dem evangelischen Kalender erwirken mußte. Gefragt nach dem Grunde ihrer Religionslehre, bekennen sie selbst, daß sie sich gründen auf das ewige Wort des lebendigen Gottes! — Aus den Antworten des Speratus und seiner Gefährten geht auf das deutlichste hervor, was die Geschichte der Kirche bezeugt, daß in jenen ersten Jahrhunderten, die auf die apostolische Zeit folgten, alle Christen mit den heiligen Büchern der Schrift, zumal des Neuen Testaments, wohl bekannt und vertraut waren. Die Ermahnungen in den Predigten und Schriften der heiligen Kirchenväter an die Gemeinden, daß alle Christen das Wort Gottes fleißig lesen sollten, bestätigen es, daß die Kirche in den Tagen ihrer Gesundheit niemals die Verbreitung der Bibel verboten, vielmehr befördert hat.

H. Lengerich in Demmin.

---

74. Perpetua und Felicitas.

7. März.

Es war im Jahr 203, als der Proconsul Hilarianus zu Carthago mehrere Katechumenen und unter ihnen zwei Frauen, Perpetua und Felicitas, ins Gefängniß führen ließ.

Ubia Perpetua war die Tochter eines Mannes, der zwar nicht römischer Bürger war, aber den höheren Ständen angehörte, und zwar selbst dem ererbten Heidenthum Treue bewahrte, aber nicht gehindert hatte, daß seine ganze Familie, Frau und Kinder sich dem Christenthum zuwendeten. Zwei und zwanzig Jahr war Perpetua alt, hatte die beste Erziehung genossen, welche in Carthago erlangt werden konnte, war bereits vermählt, nährte ein geliebtes Kind an der Brust und schien so mit den innigsten und festesten Banden an das irdische Dasein, welches ihr die edelsten Genüsse des äußern und innern Lebens verhieß, gefesselt zu sein. Anders Felicitas: auch sie zwar war die Gattin eines Mannes und trug ein Kind unter dem Herzen; aber als Sclavin hatte sie die fröhliche Botschaft empfangen und war mitten im Dienst und dem Gehorsam, den sie einem Herrn schuldig war, zur christlichen Freiheit hindurch-

gedrungen. Jetzt gemeinsam gefangen, fühlten sich beide eins in dem Herrn, der sie erlöst hatte.

Perpetua's Vater ahnete zuerst die Gefahr, welche seiner geliebten Tochter drohete. „Ich war", so erzählt sie selbst, „noch mit meinen Verfolgern im Leben vereint, als mein Vater nach seiner Liebe zu mir mich zu überwinden und von meinem Glauben abwendig zu machen immer von neuem unternahm. Mein Vater, sagte ich, siehst du zum Beispiel dies hier liegende Gefäß, dies Töpfchen oder ein anderes? „ich sehe es", sagte er. Und ich erwiederte ihm: kann es auch mit einem andern Namen bezeichnet werden? Und er antwortete: Nein. Siehe, so kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin, eine Christin. Da ward der Vater ergrimmt und stürzte sich auf mich, als ob er mir die Augen ausreißen wollte, aber nur Schläge waren es, die er mir beibrachte." So duldete Perpetua, siegte und dankte ihrem himmlischen Vater: sich selbst wieder überlassen und von den Kämpfen, die ihr bereitet wurden, frei, erquickte und erholte sie sich wieder: nach wenigen Tagen ward sie durch die Taufe ihres Heiles gewiß: und indem sie in dem Taufwasser die Weihe empfing, vernahm sie aus demselben die Stimme des heiligen Geistes in ihrem Innern, die sie weissagend aufforderte, nichts sich so sehr zu erbitten, als Dulden und Ausharren des Fleisches.

„Nach wenigen Tagen", so erzählt sie weiter, „wurden wir in das Gefängniß aufgenommen, und ich schauderte, weil ich niemals ein solches Dunkel durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatte." Tertius und Pomponius, Diaconen, die im Gefängniß Dienste leisteten, bewirkten durch Geld, daß sie bald hernach in einen bessern Ort im Gefängniß übergehen durften. Auch ihr Kind durfte das Gefängniß mit ihr theilen.

In dieser Zeit ihres Aufenthaltes im Kerker, wo sie im Bewußtsein für ihren Herrn und Meister zu leiden freudig Alles ertrug und mit ihren Gefährten im gemeinsamen Gebet sich zum Ausharren stärkte, hatte sie auch die Freude, daß ihre Angehörigen sie besuchen und im Austausch liebenden Verkehrs ihre Seele erquicken durften. Alle ihre Lebenskräfte waren gesteigert; die jugendliche Mutter im Genusse der Zärtlichkeit für ihren Säugling, die glückliche Schwester und Tochter im Bewußtsein, daß Mutter und Geschwister mit ihr den Herrn mit gleicher Liebe demüthig umfaßten und in Ruhe der Entwickelung der Ereignisse entgegen

sahen; sie fühlte sich mit ihrem ganzen Wesen schon Bürgerin einer höheren Welt. Sie sah eine Leiter von wunderbarer Größe, welche bis zum Himmel ragte und so schmal war, daß nur immer Einzelne auf derselben emporsteigen konnten: und an den Seiten der Leiter vor jedem Tritt eiserne Instrumente befestigt, Schwerter, Lanzen, Haken, Messer, so daß wer unaufmerksam oder nicht immer aufwärts blickend emporstieg, verwundet und zerrissen wurde. Und unter der Leiter selbst lag ein Drache von wunderbarer Größe, der den Emporklimmenden Nachstellungen bereitete und sie zurückschreckte.

Sie sah auch den unermeßlichen Raum eines Gartens und in der Mitte desselben einen greisen Mann sitzen von großer Gestalt, in der Haltung eines Hirten, der die Schafe zu melken beschäftigt war und um ihn Menschen mit weißen Kleidern angethan, viele Tausende. Der gab ihr von der geronnenen Milch, die er gewonnen, einen Bissen. Dadurch ward sie ihrer baldigen Erlösung aus dem Erdenleben gewiß.

Unmittelbar danach begannen die Gefahren. Es sollte zum öffentlichen Verhör der Angeklagten kommen: da eilte der Vater aus der Stadt herbei, vom Schmerz niedergebeugt und versuchte von neuem, seine Tochter zum Abfall zu bringen. „Erbarme dich, Tochter", sagte er, „meiner grauen Haare: erbarme dich deines Vaters, wenn ich noch werth bin, dein Vater zu heißen: wenn ich dich mit meinen Händen zu dieser Blüthe des Lebens aufgezogen, wenn ich dich vor allen deinen Brüdern geliebt habe, so beschwöre ich dich, gieb mich nicht dieser Schmach unter den Menschen preis." „Und ich bejammerte", so erzählt sie, „die grauen Haare meines Vaters, daß er allein von meinem ganzen Geschlechte über meine Leiden sich nicht freuen sollte und suchte ihn zu trösten, indem ich sagte: wenn ich vor dem Richter auf der Bühne stehe, wird geschehen, was Gottes Wille sein wird: denn wisse, daß wir nicht in unserer Gewalt uns befinden, sondern in Gottes Gewalt. Und er schied von mir in großem Schmerze."

Bald erfolgte das Verhör selbst.

Das Forum war von einer unermeßlichen Menge von Zuschauern erfüllt, als die jungen Christen plötzlich vom Frühmahl zum Verhör fortgerissen dort erschienen und auf die Erhöhung getreten waren, auf welcher sie ihr Urtheil empfangen sollten. Alle bekannten sich zu dem Herrn. Als die Reihe an Perpetua kam,

erschien ihr Vater mit ihrem Kinde, und bat von neuem. Auch der Procurator Hilarianus redete ihr auf das Freundlichste zu; sie aber antwortete kurz und entschlossen: „ich thue es nicht.“ So bist du eine Christin? sagte Hilarianus; „ich bin eine Christin“, erwiederte sie. Nun ward keiner Zögerung mehr Raum gelassen. Alle wurden verurtheilt, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden und kehrten in freudiger Bewegung des Herzens in den Kerker zurück. Vergebens sendete Perpetua den Diaconus Pomponius zum Vater, um noch einmal ihr Kind zurückzuerhalten: der Vater sandte es nicht. Ihr und ihrer Mitleidenden Geschick war entschieden: zur militärischen Feier des Tages, an welchem mehrere Jahre zuvor Geta, der Sohn des Kaisers, zur Würde eines Cäsar gelangt war, sollten sie am siebenten März öffentlich im Kampf mit wilden Thieren der grausamen Lust des Volks und der Soldaten preisgegeben werden.

Die Zwischenzeit verging nicht ohne denkwürdige Ereignisse. Einer der Verurtheilten erkrankte und starb. Auch Felicitas war außerordentlich besorgt, daß ihr die Gnade des Märtyrerthums entgehen würde, weil sie ihrer Entbindung nahe war, und in solcher Zeit an einer Frau keine Hinrichtung vollzogen werden durfte; aber ihr sehnlichster Wunsch und das gemeinsame Gebet aller Verurtheilten erfüllte sich: sie genaß im Kerker eines Töchterchens. Mitten in ihren körperlichen Schmerzen redete sie ein Diener an: du, die du jetzt so sehr leidest, was wird aus dir werden, wenn du den wilden Thieren vorgeworfen sein wirst, aus welchen du, da du zu opfern verweigertest, dir nichts machtest? Sie aber erwiederte: „jetzt leide ich, was ich leide: dort aber wird es ein Anderer in mir sein, der für mich leiden wird, weil auch ich für ihn zu leiden im Begriff bin.“ Ihr neugebornes Töchterchen aber nahm eine Schwester von ihr zu sich und erzog es als ihr eignes Kind.

Perpetua aber fühlte sich von der Welt ganz frei und weilte mit ihrem innern Sinn nur noch im Jenseits. Doch auch die Welt ließ sie noch nicht los. Der Aufseher des Gefängnisses, Prudens, ein Heide, kräftigte sein Herz an den Gefangenen, die er bewachen sollte, und gewährte ihnen jede Freude, welche er ihnen bereiten durfte. Viele erschienen im Kerker und erfreuten sich mit ihnen. Als aber der Tag des letzten Gerichtes sich näherte, erschien von tiefem Schmerz zerrissen zum letztenmal der Vater, ohne sie von ihrem Vorsatz abzubringen.

So kamen die letzten Augenblicke des Lebens heran: Perpetua wirkte noch, da ein Tribun die Verurtheilten härter zu behandeln anfing, durch ein festes und entschlossenes Wort, daß jener mit Scham davon abließ.

Das letzte Mahl, welches allen Verurtheilten gestattet zu werden pflegte, ward ihnen ein Liebesmahl, wobei sie sich unter einander erquickten und Einzelne für den Glauben gewannen.

Endlich brach der Siegestag an und die Gefangenen schritten aus dem Gefängniß zu dem Amphitheater, als ob sie von der Erde zum Himmel sich begäben, heiter, mit ernster, würdiger Miene: „nur etwa vor Freude zagend, nicht aus Furcht." Perpetua folgte mit leuchtendem Einherschreiten, als eine Geweihte Christi, eine Geliebte Gottes, und zwang durch die Kraft ihrer Augen die Blicke Aller, sich von ihr abzuwenden. Auch Felicitas verhehlte die Freude nicht, daß sie ihr Kind geboren und ihr Wohlsein so weit wieder erlangt hatte, um mit den Thieren zu kämpfen und die zweite Taufe, die Bluttaufe, zu empfangen.

So gelangten sie zum Eingang des Amphitheaters: da wollte man sie zwingen, die Männer als Priester des Saturnus, die Frauen als Geweihte der Ceres einzutreten und sich dazu umzukleiden: Perpetua aber, in Standhaftigkeit und Beharrlichkeit immer sich selbst gleich, weigerte sich entschieden, indem sie sagte: „eben darum sind wir freiwillig hierher gekommen, damit unsere Freiheit nicht verletzt und uns geraubt würde." Und der anwesende Tribun gab nach und ließ sie eintreten, wie sie gekommen waren.

Das Thiergefecht begann: die Männer wurden von einem Leoparden und einem Bären getödtet. Indeß waren die Frauen einer wüthenden Kuh entgegengesendet worden, man hatte sie ihrer Gewänder beraubt und nur mit einem Netzüberwurf bekleidet: das Volk sah sie, ward bei diesem Anblick selbst von mitleidigem Gefühle ergriffen und ließ sie zurückrufen und mit umgegürteten Gewändern angethan in den Kampf zurückkehren. Perpetua ward zuerst von dem wüthenden Thiere ergriffen und emporgeschleudert: nach ihr Felicitas. Perpetua fiel auf den Rücken, setzte sich aber wieder, nahm ihr an der Seite zerrissenes Gewand wieder zusammen, um sich zu verhüllen und zeigte nur Schamhaftigkeit, nicht Schmerz. Dann wieder herbeigeführt, befestigte und ordnete sie ihr zerstreutes Haar, um nicht mit dem äußerlichen Scheine des Schmerzes und Leidens, der in dem aufgelösten Haar lag, die

Märtyrerkrone zu empfangen. Dann erhob sie sich, sah, daß auch Felicitas zur Erde gestürzt war, trat hinzu, reichte ihr die Hand und hob sie empor. Da standen sie beide harrend nebeneinander, aber schon war die Härte des Volks überwunden: sie wurden dem Thiergefecht entzogen und nach dem Thore des Amphitheaters geführt, wo man gewöhnlich diejenigen völlig zu tödten pflegte, welche dem Kampf noch lebend entronnen waren. Als Perpetua dort ankam, empfing sie ein Katechumene, Rusticus genannt: wie aus dem Schlafe erwachend — so war sie in Begeisterung gewesen — blickte sie um sich und sagte zu Aller Erstaunen: „wann werden wir zu jener Kuh geführt werden? ich weiß es nicht." Und als sie nun gehört hatte, daß Alles schon vorüber sei, glaubte sie es erst, als sie die Zeichen des Kampfes an ihrem Körper und ihren Kleidern deutlich gesehen und jenen Katechumenen erkannt hatte. Zu ihm und ihrem Bruder, der indeß herbeigerufen worden war, sprach sie dann ihr letztes Wort: „Stehet im Glauben, liebet euch Alle untereinander und laßt nicht unsere Leiden euch zum Aergerniß gereichen."

Nun aber wurden die Märtyrer auf besonderes Verlangen des Volks in die Mitte gerufen. Als Perpetua von dem Schwerte in die Seite getroffen wurde, schrie sie laut auf und führte dann die irrende Rechte ihres jugendlichen und unerfahrenen Henkers mit eigener Hand nach der Kehle, welche jener nun unter dieser Leitung sicher durchschnitt.

Auch dieses vergossene unschuldige Blut ward eine neue frisch sprudelnde Quelle, aus welcher Viele tranken, um dadurch in Christi Reich einzugehen und der Fahne des Lammes zu folgen.

Die Gemeinde zu Carthago empfing mit heiligem Stolze ihre ehrwürdigen Gebeine und begrub sie in der Hauptkirche, wo sie Jahrhunderte hindurch sorgsam bewahrt und als ein unvergänglicher, reicher Schatz hochgeachtet wurden. Geta's Festtag ward zu einem Feiertag der Kirche. Augustinus hat drei begeisterte Reden hinterlassen, die er an dem Jahrestage der Perpetua und Felicitas, an welchem alljährlich eine unermeßliche Menge der Gläubigen zu den Altären zu eilen pflegte, unter denen ihre zerfleischten Körper begraben lagen, mit heiliger Beredtsamkeit gehalten hat. Einfache Katechumenen, zum Theil Sclaven und Sclavinnen, erst in der Verfolgung selbst durch die Taufe zu Christen geworden, hatten ein Licht angezündet, das der gesammten christlichen Kirche in allen

Theilen der Erde hell entgegenfunkelte und noch in unser Jahrhundert seinen Glanz herüberträgt, wo es auch die evangelische Kirche sich aneignet und an diesen Märtyrern, als an schwachen und gebrechlichen Nachbildern des Einen Herrn und Meisters, sich dazu stärkt, unter drohenden Gefahren mit voller Hingebung der Seele sich zu Jesu zu bekennen und das reine Evangelium — ungetrübt durch menschliche Zuthat — in seiner vollen Herrlichkeit, wie es allein in der Schrift niedergelegt ist, der Zukunft zu bewahren. F. Ranke in Berlin.

---

75. Cyprianus, Bischof von Carthago.

14. September.

Das nördliche Küstenland von Afrika, wo jetzt nach langer Nacht des Heidenthums das Licht des christlichen Glaubens auf's neue aufzudämmern beginnt, war in den ersten Jahrhunderten der Kirche ein ganz besonders fruchtbarer Boden für die Verkündigung des Evangeliums. Wie die Sonne dort auf den Feldern Blüthen und Früchte schneller zeitigt in mannichfaltiger Schönheit und reichem Ertrage, so zeigt die Geschichte der nordafrikanischen Kirche in den Raum weniger Jahrhunderte zusammengedrängt eine überaus rasche Entwickelung des christlichen Lebens, und nach heißen Kämpfen reiche Erfolge, die fernen Zeiten und Ländern zu Gute kommen sollten. Die Anfänge der abendländischen Kirche, als Grundzüge der Lehre und erste Festsetzung der Verfassung, müssen größtentheils auf die nordafrikanische Kirche zurückgeführt werden; die drei großen Lehrer derselben, Tertullian, Cyprian und Augustin, sind in recht eigentlichem Verstande Väter der Kirche gewesen, und was der Geist des Herrn durch sie ausgerichtet hat, ist noch heute nicht verloren. Der Lebensgang dieser drei Männer hat viel Gemeinsames: eine starke und feurige Kraft des Geistes verwenden sie zuerst dem natürlichen Triebe des Herzens folgend, im schweren Dienst weltlicher Ehre und irdischer Eitelkeit, bis sie plötzlich berührt von der umwandelnden göttlichen Gnade, im Mannesalter getauft, fortan nichts begehren, als mit allem was sie sind und haben der Kirche Jesu Christi zu dienen, je nach dem Maß der ihnen verliehenen Kraft und Erkenntniß: bei keinem von ihnen aber tritt es so klar wie bei Cyprian hervor, daß die Wiedergeburt das

Leben eines Christen auch immer zu einer Nachfolge seines Herrn macht, daß er ihm ähnlich werde im Thun wie im Leiden.

Thascius Caecilius Cyprianus war der Sohn eines vornehmen heidnischen Mannes, eines Senators zu Carthago, und schlug daselbst die herkömmliche Bahn zu einer angesehenen öffentlichen Stellung zu gelangen ein: er wurde Sachwalter und Lehrer der Redekunst in seiner Vaterstadt. Die Sage bringt seine Bekehrung mit der Liebe zu einer christlichen Jungfrau in Verbindung, deren Geist ihm zu mächtig geworden. Mag so irdische Liebe ihm die Führerin zur himmlischen gewesen, oder der Herr auf anderem Wege ihm begegnet sein und ihm sein: Folge mir nach! zugerufen haben, gewiß ist, daß er sich anfangs abwandte und zu folgen widerstrebte. Auch ihn dünkte es Thorheit und etwas Unmögliches von neuem geboren zu werden, und so lange er noch in demselben Leibe walle ein neues Leben zu beginnen, auszureißen Neigungen und Gewohnheiten, die tief und fest in seinem Herzen gewurzelt und damit verwachsen wären. Aber es war des Herrn Wohlgefallen, an ihm seine Gnade zu verherrlichen: „Siehe, Ich mache alles neu“ und „Ich bin der Herr, dein Arzt“, das erfuhr Cyprian in den Jahren gereifter Männlichkeit, in denen nun sofort die volle Kraft eines gottgeweihten Willens für das Reich des Herrn thätig zu sein Beruf und Gelegenheit hatte. Im Jahre 245, wo er etwa fünfzig Jahr alt sein mochte, wurde Cyprian von dem Presbyter Caecilius zu Carthago getauft. Die Liebe zu Dem, von welchem er sich nun zuerst geliebt wußte und fühlte, machte es ihm leicht Opfer zu bringen, die er vorher für unmöglich gehalten hatte, und standhaft bis auf's Blut zu widerstehen: seine Güter gehörten fortan der Gemeine seiner christlichen Brüder und den Armen, und sein Leben weihete er auch durch das Gelübde der Keuschheit völlig dem Dienste des Herrn. In einem herrlichen Briefe an einen gewissen Donatus, der zugleich mit ihm getauft worden war, spricht er die Seligkeit dieses neuen Lebensgefühls, der Freiheit in Christo und des vollen Genügens in seiner Liebe mit ergreifenden Worten und mit einer tiefen Erkenntniß der evangelischen Heilslehre aus.

Die Christen zu Carthago erkannten bald den großen Werth dieses Zuwachses ihrer Gemeine; schon im Jahre 247 wählten sie Cyprian zum Presbyter, und bereits im darauf folgenden Jahre nöthigte ihn das christliche Volk mit ungestümer Liebe und dringenden Bitten, denen er zuletzt nicht zu widerstehen vermochte, den

erledigten Bischofsstuhl einzunehmen. Er kannte die Größe und Verantwortlichkeit des Bischofsamtes, und wie er es, gemäß dem Bedürfniß seiner Zeit, mit Entschiedenheit und Selbstständigkeit zehn Jahre hindurch bis an seinen Tod verwaltet hat, ist er ein Muster christlicher Weisheit und eines kräftigen Handelns geworden.

Die Kirche hatte damals im römischen Reiche Frieden und bauete sich: seit den Zeiten des Kaisers Alexander Severus waren fast dreißig Jahre vergangen, ohne daß die Christen sonderlich beunruhigt worden wären; so war die Gemeine zu Carthago auf wohl 20000 Christen aus allen Ständen angewachsen, und bei einer Kirchenversammlung, welche einige Jahre später Cyprian nach Carthago berufen hatte, waren 87 Bischöfe aus den benachbarten Ländern Numidien und Mauretanien zugegen. Aber zugleich mit diesem äußerlichen Wachsthum hatte auch fleischliche Sicherheit in der Kirche zugenommen, und Weltsinn in mancherlei Formen hatte sich mit eingedrängt, von dem namentlich auch die Bischöfe selbst nicht frei waren. Wie eine Läuterungsfluth brach darum plötzlich die Verfolgung unter dem Kaiser Decius im Jahre 250 über die Kirche herein, so gewaltig und ausgedehnt wie keine vorher oder nachher. Cyprian selbst sah darin ein göttliches Strafgericht über die Sorglosigkeit und den irdischen Sinn der Christen. — Auch in der afrikanischen Kirche vereinigte sich mit den Unterdrückungsmaßregeln der kaiserlichen Beamten die Wuth des heidnischen Pöbels; und um die Auflösung der Christengemeine sicher zu erreichen, begann man wiederum damit, ihre heiligen Schriften zu vernichten und sie ihrer Bischöfe zu berauben. So forderte auch zu Carthago der Pöbel mit wildem Geschrei, Cyprian solle den Löwen vorgeworfen werden. Er aber, obwohl todesfreudig, hatte doch das Gefühl, seine Stunde sei noch nicht gekommen: er fand Gelegenheit aus der Stadt zu fliehen und sich in einen sichern Zufluchtsort zu bergen, der den Seinigen bekannt war. Es fehlte in seiner Abwesenheit und später nicht an Feinden, welche ihm aus dieser Entfernung eine Schmach zu bereiten suchten. Cyprian antwortete ihnen getrost: Es war des Herrn Wille, daß ich ging; ich that es nicht um meiner Sicherheit willen, sondern weil ich wußte, die Heftigkeit des Sturmes gegen die Christen werde sich legen, wenn eine Hauptursache entfernt sei; und leiblich abwesend war ich doch den Brüdern im Geiste nahe. Und dies konnte er zuversichtlich sagen;

denn die Gemeine empfand während der vierzehn Monate seiner Abwesenheit bei aller äußeren Bedrängniß dennoch, daß sie einen Bischof habe, der sie auf dem Herzen trage und ihr nahe sei mit Gebet und Fürsorge. Seine Briefe aus dem Exil an die Presbyter, Diakonen und die um des Glaubens willen leidenden Gemeineglieder zeigen seine innige Theilnahme an ihrer Noth und sorgen mit Rath und That für Arme, Kranke, Verfolgte; sie warnen eben so vor dem unlautern Märtyrerthum, wie sie zur Ausdauer in der Trübsal die Herzen stärken und die wahre Treue im Bekenntniß preisen. „Der Herr verlangt nicht unser Blut, sondern unsern Glauben," schreibt er gegen das schwärmerische Hindrängen zu Tod und Marter.

Der heftigste unter seinen Gegnern war ein ehrgeiziger Diakonus, Felicissimus, der mit seinem Anhange den Cyprian als Bischof anzuerkennen sich weigerte und die Erwählung eines andern betrieb. Doch blieb diese Feindschaft trotz der Abwesenheit Cyprian's ohne tiefere Wirkung auf die Gemeine, und die protestirende Partei ging später an ihrer eigenen Unbesonnenheit zu Grunde.

Nachdem im Jahre 251 auf Decius der Kaiser Gallus gefolgt war, kehrte Cyprian nach Carthago zurück; er wußte, daß im Innern der Gemeine Kämpfe, zum Theil durch die eben erwähnten Widersacher genährt, seiner warteten, die ihr gefährlicher zu werden droheten als die Feindschaft der Welt. Er gehörte zu den großen Männern der ersten christlichen Zeiten, welche klar erkannten, daß auf den Trümmern des zusammensinkenden römischen Weltreiches die Kirche nur dann sich siegreich erheben könne, wenn sie von ihrem ewigen Grunde, dem geoffenbarten Worte Gottes, nicht weiche und dadurch fest und einig in sich selber sei. Der Tempel des Herrn konnte wie zu den Zeiten Nehemia's nur gebaut werden, wenn die Bauleute zugleich rüstige und sich selbst verleugnende Streiter waren. Cyprian war zu Beidem geschickt und gerüstet, zum Aufbauen und zur Abwehr: es ist Märtyrerblut in den Bau der Kirche gekommen, und er pries Gott dafür; aber wo das Märtyrerthum eitel wurde und mehr die eigene Ehre suchte, als daß die Mauern Zions fest und fester gebaut würden, da entbrannte sein Eifer für das Haus des Herrn. Die zaghaften und abtrünnigen Christen nämlich, deren Zahl groß war, und die während die Decianischen Verfolgung sich Sicherheitskarten von der Obrigkeit erkauft, oder dem Bilde des Kaisers geopfert hatten, suchten, sobald der Sturm vorübergezogen

schien, die Rückkehr zu der Christengemeine, von der sie sich thatsächlich losgesagt hatten. In solchen Fällen konnte oft die Fürbitte Derer, welche auch unter Martern und in Kerkerhaft den Herrn treu bekannt hatten, nicht überhört werden. Cyprian schätzte die Verdienstlichkeit des standhaften Zeugenmuthes so hoch, daß er der Bluttaufe eine von Sünden reinigende Kraft zuschrieb, daß er in seinen Briefen empfahl die Tage zu merken, an welchem einer der Brüder den Tod für den Glauben gelitten, damit man sie alljährlich feiern könne, und daß er endlich sogar die im Himmel um ihren Heiland versammelten Märtyrer als Fürsprecher für die Lebenden ansah und das Gebet zu ihnen für besonders erhörlich hielt. Aber als man anfing, das Verdienst derjenigen Gemeineglieder, welche Martern überstanden hatten, so zu überschätzen, daß darauf ein Recht und die ungestüme Forderung gegründet wurde, jeder Abgefallene müsse, ohne Rücksicht auf das Urtheil des Bischofs, der Wiederaufnahme sicher sein, der die Empfehlung eines solchen Märtyrers aufweise, da widerstand Cyprian mit Festigkeit, und ließ nicht ab von seinem bischöflichen Rechte und der Forderung, daß vor allem wahre Reue an den Tag gelegt und öffentliche Buße gethan werde. Seine Strenge hierin und überhaupt in der Kirchenzucht ist ein Zug seines Charakters, und wird dadurch und durch die Zuchtlosigkeit der Zeit genügend erklärt, mochte aber auch wohl im Zusammenhange stehen mit seiner Verehrung für Tertullian und dessen strenge montanistische Grundsätze. Doch theilte er nicht die Ansicht Derer unter seinen christlichen Zeitgenossen, welche keinen Abgefallenen für wieder aufnehmbar hielten, sondern er sagt ausdrücklich, man dürfe diese Unglücklichen nicht durch gänzliche Verweigerung zur Verzweiflung bringen.

Dieselbe Sorge um Reinerhaltung der Kirchengemeinschaft erkennt man in der Entschiedenheit, mit welcher Cyprian gegen den Bischof von Rom, Stephanus, die Gültigkeit der Ketzertaufe bestritt. Hat die Kirche einen festen Bestand in ihrer Einheit, so kann sie die außerhalb derselben vorgenommenen Taufen nicht anerkennen: konnte sich wider diese Behauptung Cyprian's sein Gegner für sein nachsichtigeres Verfahren auf das Herkommen berufen, so verwahrt sich Cyprian gegen die Verbindlichkeit der römischen Ueberlieferung für die Christengemeinen in anderen Ländern, und bestreitet überhaupt eine solche Schätzung der Tradition: „ein Herkommen ohne Wahrheit, sagt er, ist nur ein veralteter Irrthum;“

er will den Werth der Tradition lediglich an der göttlichen Wahrheit gemessen wissen. Das römische Verfahren war weltlich klug, für Cyprian sprachen sich die wichtigsten Stimmen auf den Concilien seiner Zeit aus; die späteren entschieden sich für die römische Sitte, wie sie noch jetzt in der Kirche die überwiegende ist.

Hierauf, daß Einheit und Reinheit der Kirche gewahrt werde, lassen sich alle Bestrebungen Cyprian's als auf ihren Mittelpunct zurückführen; das ist der Grundgedanke seines Lebens, darin liegt seine Größe und seine Kraft. Die Nothwendigkeit einer festen Einheit der Kirche mußte damals so wie in unseren Zeiten stärker gefühlt werden als die Möglichkeit: um so höher ist es anzuschlagen, wo wir dies Ziel mit Sicherheit erkannt, und mit unzweifelhaftem Talent des Organisirens und Verwaltens beharrlich verfolgt sehen. Nicht nur darauf kam es in jener Zeit an, daß der christliche Glaube des Einzelnen sich bewähre in einer Welt voll Greuel der Lüste und der Gewaltthat, sondern daß eine Gemeinschaft der Heiligen zu Stand und Wesen komme, daß die Kirche, die Eine allgemeine, wahrhaft katholische, für Alle die ihr angehörten, eine feste Burg sei wider die Feindschaft eben so sehr und mehr noch der Ketzerei als des Heidenthums und des Judenthums. Der Glaube an die Einheit der Kirche war bestimmt, Bekenntniß aller Christen zu werden, was sich vorbereitete durch die Kämpfe, in denen Cyprian heldenmüthig voranging. Ist es die Kirche, in welcher Christus auf Erden immer völliger Gestalt gewinnen soll, so können die berühmten Sätze in Cyprian's Schrift von der Einheit der Kirche, die, aus dem Zusammenhange gerissen, so oft Anstoß gefunden haben, nur als nothwendige Folgerungen erscheinen, z. B. „Außer der Kirche kein Heil." „Es kann Niemand Gott zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat." „Die Einheit der Kirche ist wie die Einheit der Sonne: viele Strahlen, aber Ein Licht; und wie ein Baum mit vielen Zweigen: aber der Eine Stamm ist mit seinen Wurzeln fest in der Erde gegründet; und wenn aus Einer Quelle viele Bäche fließen, so mag der Reichthum der Wassermenge sich noch so weit und gesondert ausbreiten, in ihrem Ursprunge sind sie dennoch alle Eins. Trenne den Strahl von der Sonne: die Einheit des Lichts duldet keine Theilung; brich den Zweig vom Baume: er wird verdorren; schneide den Bach von der Quelle ab: er wird versiegen. Dieselbe Einheit und denselben Zusammenhang hat die Kirche des Herrn über die ganze Erde; sie ist Eine frucht-

bare Mutter, die uns alle geboren hat, von ihrer Milch nähren wir uns, ihr Lebenshauch beseelt uns."

Der Mißbrauch, welcher von diesen Sätzen durch ihre Deutung auf die vergängliche Form einer sichtbaren Kirche gemacht werden konnte, ist nicht ausgeblieben. Aber daß Cyprian ursprünglich keineswegs diejenige äußere römisch-katholische Einheit der Kirche gemeint habe, welche aller Freiheit beraubt, läßt sich, so gern auch die römische Kirche sich für ihre Verfassung auf seine Autorität beruft, aus seinen Schriften leicht darthun. Cyprian glaubte an die Einheit der Kirche, ohne einen sichtbaren Mittelpunct für sie in Rom für nothwendig zu halten. Eine starke bischöfliche Gewalt, als Ersatz für die einst die Kirche regierende apostolische Autorität, hielt er allerdings zur Abwehr der Willkür in Lehre, Zucht und Cultus, und überhaupt zur Befestigung der kirchlichen Ordnung, für unerläßlich; hatten doch mehrere Presbyter nicht einmal eine von ihm angeordnete Kirchenvisitation wollen geschehen lassen. Cyprian's Ansicht von den Vorrechten der priesterlichen Würde ist oft nur auf das Alte Testament gegründet, und den Ansprüchen eines allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen hat er wenig Recht eingeräumt. Er ist zwar so weit entfernt, die Gemeine ganz von der Theilnahme an der Kirchengewalt auszuschließen, daß er namentlich bei Wahl und Ordination von Bischöfen und Priestern und bei Wiederaufnahme von Abgefallenen, ihr Urtheil, Zeugniß und Zustimmung wiederholt als unentbehrlich bezeichnet: gleichwohl ist er es, der die vorher überwiegend aristokratische Verfassung der Kirche in ihrer mehr gleichgeordneten Verwaltung durch Bischöfe, Presbyter und Diakonen, mehr und mehr in eine monarchische verwandelt hat, wobei er mit altrömischer Entschiedenheit, und darum freilich auch nicht ohne menschliche Leidenschaft und Gewaltsamkeit zu Werke ging. — Konnte Cyprian nicht anders als anerkennen, daß der Herr dem Petrus, um seiner Persönlichkeit willen, vor den übrigen Aposteln Auftrag gegeben habe, so war es möglich, gerade ihn in späterer Zeit zu einem Begründer der päpstlichen Hierarchie und der römischen Lehre vom Primat Petri zu machen. Aber wie wenig dies im Sinne des Cyprian sei, lehrt schon der vorher berührte und mit großer Heftigkeit geführte Streit mit dem römischen Bischof Stephanus und zahlreiche Stellen in seinen Schriften, wo er die Einheit sämmtlicher gleichgeordneter Bischöfe als das eigentliche Regiment der Kirche, und sie alle nur dem Einen Herrn und

Heilande für den jedem übertragenen Antheil an der Einen Heerde verantwortlich erklärt. In den Worten Christi an Petrus sieht er nur die Einheit des Ursprungs der Kirche, ohne daraus Vorrechte für Petrus selbst oder für seine Nachfolger abzuleiten.

Daß dem Cyprian vor Vielen in seiner Zeit der Beruf zu Theil geworden war, die Kirche zu bauen und zu festigen, bezeugt außer seinem Thun und dem Charakter seines ganzen Lebens auch die Richtung und der Inhalt seiner zahlreichen Schriften, welche sämmtlich recht eigentlich Gelegenheitsschriften sind, d. h. durch die Kämpfe und Bedürfnisse der Zeit hervorgerufen. Er warnt, ermahnt, tröstet und stiftet Frieden; er legt das Wort Gottes aus und lehrt es gebrauchen, wobei er sich als einen überaus gründlichen Schriftforscher erweist; er streitet gegen die unsinnigen Beschuldigungen und falschen Auffassungen der Heiden, und hält ihnen die Thorheit vor, mit äußerer Gewalt den Geist dämpfen zu wollen, womit er zugleich bei den Seinigen die Furcht vor Denen bekämpft, die wohl den Leib tödten, aber die Seele nicht zu tödten vermögen. — Daß er aber nicht blos zu lehren, zu streiten und zu regieren wußte, sondern auch ein rechter Bischof für die ihm anvertrauten und auf sein Vorbild hingewiesenen Seelen war, hat er durch seinen Wandel, durch Thaten christlicher Bruderliebe und durch Freudigkeit im Leiden herrlich bezeugt.

Einst als er von der Gefangenschaft numidischer Christen hörte, in die sie bei angrenzenden Barbaren gerathen waren, brachte er, wie bei anderen Gelegenheiten, in kurzer Zeit große Summen zu ihrer Loskaufung zusammen: es war ein herzliches Mitleiden, wenn auch noch so entfernte Glieder litten. — Der Kaiser Gallus hatte anfangs den Christen kein Leid gethan; als aber Pest und Hungersnoth hereinbrach, glaubte auch er, den alten Göttern würden durch den Abfall der Christen zu viele Opfer und Gebete entzogen, und so erfuhren diese auf's neue Zwang und Verfolgung. Da galt es an erbitterten Feinden Gutes zu thun. Die Pest raffte nämlich auch in Carthago Viele hin; Schrecken und Entsetzen kam über Alle, sehr Viele flohen und überließen die von der Krankheit Ergriffenen ihrem Schicksal: die Leichen blieben häufig unbeerdigt auf den Straßen liegen. Da versammelte Cyprian die Christengemeine und forderte sie auf, um Christi willen ein Werk der Barmherzigkeit und Nächstenliebe auch an den Heiden zu thun und Böses mit Gutem zu vergelten. Denn, sprach er, thun wir nur an den Unsrigen

Gutes, so sind wir nicht mehr als Zöllner und Heiden, und nicht wie die Kinder unsers himmlischen Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Und auf das Wort ihres Bischofs machten sich die Christen unverzagt an's Werk und halfen wo sie konnten, die Einen durch Darbietung ihres Vermögens, die Anderen durch persönliche Dienstleistung. So wurde vieler Noth gewehrt und die Stadt gegen weitere Verpestung gesichert.

War Gallus den Christen feindselig gewesen, so schien der hergebrachte Wechsel der Politik unter den aufeinanderfolgenden Regenten, den Christen unter seinem Nachfolger Ruhe zu versprechen. Auch that der Kaiser Valerianus, der im Jahre 253 den Thron bestieg, wirklich den Verfolgungen Einhalt. Doch schon im fünften Jahre seiner Regierung hatte diese Frist der Wiederherstellung und Sammlung für die Christen ein Ende. Einer seiner Günstlinge, Macrianus, flößte dem altersschwachen Kaiser über die auch durch den Zutritt vieler Vornehmen von Tag zu Tage wachsende Ausdehnung der Christengemeinden Besorgniß ein, und vermochte ihn, Verbote der gottesdienstlichen Versammlungen der Christen und Strafedicte zu erlassen, von denen wiederum die Bischöfe und die höheren christlichen Staatsbeamten zuerst betroffen wurden. Als Kerker, Vermögensberaubung und Verbannung den erwarteten Erfolg nicht hatten, schritt man auch zu Hinrichtungen.

Sobald die kaiserlichen Befehle nach Carthago gekommen waren, ließ der Proconsul den Cyprian vor sich fordern, und als er ihn unerschütterlich im Bekenntniß seines Glaubens fand, auch nicht bewegen konnte die Presbyter der Carthagischen Kirche anzugeben, schickte er ihn in die Verbannung nach Curubis, einem etwa eine Tagereise von der Stadt entfernten Orte am Meere. Obwohl Cyprian auch von dort aus, wo er unangefochten schien, für die Gemeine sorgen konnte, und sich viele Christen um ihn sammelten, wie auch häufig in anderen Fällen die Verbannungen gerade dazu dienten, den Saamen des Evangeliums weiter zu tragen, so ward er doch seines nahen Endes von Tag zu Tag gewisser, ja durch ein Gesicht desselben ausdrücklich versichert. Was er früher den um des Glaubens willen Leidenden und Kämpfenden zu Trost und Stärkung aus dem Worte Gottes vorgehalten hatte, damit erfüllte er nun seine eigene Seele, mit der demüthigen Ergebung in den Willen des Herrn, mit der Freudigkeit für ihn zu zeugen, ihm das

Kreuz nachzutragen, und mit der sichern, seligen Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit, deren die Leiden dieser Zeit nicht werth sind. In demselben Sinne schrieb er heldenmüthige Briefe an die Brüder, welche zu den Bergwerken verdammt waren oder in den Gefängnissen schmachteten. Sich durch die Flucht vor weiterer Verfolgung zu retten, was ihm möglich gewesen wäre, dazu konnten ihn die Freunde nicht überreden; er glaubte jetzt durch Ausharren des Herrn Willen zu thun.

Der Proconsul Paternus starb plötzlich, und Cyprian begab sich nach Carthago zurück. Aber der neue Statthalter Galerius nahm die Untersuchungen gegen die Christen sogleich wieder auf, und so erschien auch für Cyprian bald der Tag seines letzten Verhörs. Die ganze Stadt war in Bewegung: die Dankbarkeit für des Gottesmannes Hülfe in der Noth erwachte auch bei vielen Heiden. Der Proconsul mußte des Kaisers Befehl erfüllen; sein Ausspruch lautete: Cyprian sei zum abschreckenden Beispiel für Alle, die er durch sein Wort und seinen Vorgang zu Feinden der römischen Götter gemacht, durch's Schwerdt hinzurichten, auf daß durch sein Blut die Ordnung wieder hergestellt werde. Als der Bischof das Urtheil gehört hatte, sprach er: Gott sei gelobet! Es war am 14. September 258, als er seinen letzten Gang antrat, zur Richtstätte, dicht bei Carthago. Große Schaaren der Gläubigen begleiteten ihn und viele begehrten mit ihm zu sterben. Er ordnete selbst mit Ruhe das Letzte an, zog seine priesterlichen Kleider aus und gab sie den neben ihm stehenden Diakonen, fiel nieder auf seine Knie und betete unter vielen Thränen. Dann erhub er sich wieder, verband sich selbst die Augen, und bot seinen Hals dem Todesstreiche dar.

Auch dieser Tod war ein Saame des Lebens: die Gemeine zu Carthago, der es gewiß war, ihr treuer Hirt und Versorger sei eingegangen zu seines Herrn Freude und habe die Krone des Lebens empfangen, stärkte sich an dem Vorbild seines Zeugenmuthes und nahm zu an innerer Kraft und an Ausdehnung. An der Stelle, wo die Hinrichtung geschehen war, baute sie ein Gotteshaus, worin später Augustinus, desselben Geistes voll, oft gepredigt und sein Gedächtniß erneuert hat. Die dankbare Kirche aber hat den Cyprian für das, was er für das Reich des Herrn gethan und gelitten, unter ihre Heiligen gerechnet.

L. Wiese in Berlin.

Dritter Abschnitt. Von der Mitte des dritten bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts.

1. Die decianische Verfolgung.

76. Dioscorus und die decianische Verfolgung in Aegypten.

14. December.

Mit diesem Namen, zu deutsch: Gottesknabe, bezeichnet uns die Passionsgeschichte der alten Kirche eine der lieblichsten und anziehendsten Gestalten in dem Leidensbilde der ägyptischen Kirche zur Zeit der decianischen Christenverfolgung. Dioscorus, ein Jüngling — er zählte erst fünfzehn Jahre — und doch seinem Glauben nach schon ein Mann in Christo, erscheint in den vordersten Reihen der siegreichen Streiter Christi, damit neben den Kirchenhelden des gereifteren Alters auch die zarte Jugend ihren Vertreter im standhaften Bekennen des Namens Jesu und im guten Kampf des Glaubens habe. Sein nur in wenigen Zügen von der Geschichte gezeichnetes Bild lenkt unsern Blick zugleich auf das der gesammten leidenden Kirche, insbesondere aber der ägyptischen, zu dieser Zeit.

Die Thronbesteigung des Kaisers Decius im Jahre 249 war für die Kirche das Ende einer langen, fast dreißigjährigen Friedenszeit, während welcher das Christenthum im römischen Reiche allmälig eine weite Ausbreitung gefunden hatte. Diesem gefährlichsten Feinde des zusammenbrechenden heidnischen Staates und Cultus gegenüber setzte nun Decius Alles daran, die Einheit, Kraft und Gewalt des alten Römerreichs und der tief herunter gekommnen Kaiserherrschaft wieder herzustellen. Als wirksamstes Mittel dazu erschien ihm die Wiedereinsetzung des altrömischen Heidenthums in seine frühere unumschränkte Herrschaft, und die Vernichtung der christlichen Kirche in dem ganzen römischen Reiche. Er erließ im Jahre 250 eine Verordnung, welche die gänzliche Ausrottung des christlichen Glaubens bezweckte, das Signal zum Hervorbrechen der lang verhaltenen Volkswuth und zu einer äußerst grausamen Chri-

stenverfolgung gab, wie sie zuvor nie da gewesen. So entbrannte das erste allgemeine, überall im römischen Reiche planmäßig unterhaltene Verfolgungsfeuer, in welchem der Haß des heidnischen Volkes gegen den seine Götter und Tempel stürmenden Christenglauben und die Grausamkeit der heidnischen Staatsgewalt zu einer verzehrenden Flamme zusammenschlugen. In keiner früheren Verfolgung wurden der Kirche so tiefe, so tödtliche Wunden geschlagen. Denn größer fürwahr als dieses äußere Leiden am sichtbaren Leibe war ihr inneres, während der langen Ruhe über sie gekommenes, Leiden. Der Weltgeist war, als sie äußerlich Frieden mit ihm hatte, in sie eingedrungen; fleischliche Sicherheit, sittliche Trägheit, todter Glaube, äußerliches Namen-Christenthum nagten an ihrem inneren Leben. Darum ward diese Verfolgung ein Läuterungsfeuer, das Verdorbene und Erstorbene zu verzehren, und das reine Gold von den Schlacken zu scheiden. Cyprian, Bischof von Carthago, dem Mittelpunkt der nordafrikanischen Kirche, wo die Gemeinde auf 20000 Christen aus allen Ständen angewachsen war, bezeichnet diese Verfolgung als ein Gericht Gottes über die fleischliche Sicherheit und den weltlichen Sinn der Christen.

Den Charakter dieser allgemeinen Christenverfolgung finden wir in seinen Grundzügen in dem Leidensbilde der ägyptischen Kirche, wie es der Bischof Dionysius von Alexandrien vor unseren Augen entrollt, besonders scharf gezeichnet. In Alexandrien begann sie nicht erst durch jene Verordnung des Decius, sondern hier hatte sie bereits ein Jahr lang zuvor gewüthet, indem ein fanatischer Zauberer und Wahrsager den heidnischen Pöbel gegen die Christen aufhetzte. Viele, Männer und Frauen, wurden ihrer Güter beraubt und starben eines grausamen Todes nach ausgesuchten Qualen. Andre ergriffen die Flucht, und überließen Hab und Gut dem raubenden Pöbel. Kein Christ durfte sich bei Tag oder Nacht, auf den Straßen oder in den engen Gassen blicken lassen. Nur ein Fall von Verleugnung war vorgekommen. — Noch schrecklicher aber wurde die Lage der Christen, nachdem in Folge eines Aufruhrs und Bürgerkriegs die Volkswuth von ihnen abgelenkt worden, und sie eine kurze Frist aufgeathmet hatten, durch das Verfolgungsedikt des Kaisers.

Außer der Vernichtung der heiligen Schriften war es die Beseitigung der Bischöfe und Lehrer, wodurch man zunächst die Gemeinden zu zerstören suchte. Viele Bischöfe starben den Märtyrer-

tod. Viele flohen aus Furcht und ließen die Gemeinden in Stich. Andere aber, wie Cyprian, flohen aus höheren Rücksichten an einen nicht zu fernen verborgenen Ort, um sich ihren Gemeinden zu erhalten und sie desto sicherer durch briefliche Ermahnung und Tröstung zusammenzuhalten und zu befestigen. Auch Dionysius floh aus Alexandrien, nachdem er vier Tage in seinem Hause die ihn anderswo in einem Versteck suchenden Häscher ruhig erwartet, und Gott ihm einen wunderbaren Weg zur Flucht geöffnet hatte. Durch Briefe an die Lehrer und einzelne Mitglieder der Gemeinde ermahnte er zur Standhaftigkeit im Leiden.

Das Edikt war nach Dionysius Zeugniß so furchtbar, um (nach Christi Wort) auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, zum Abfall zu bringen. Den Christen wurde geboten, den Göttern zu opfern und die heidnischen Gebräuche der Staatsreligion zu verrichten. Weigerten sie sich, so sollten zuerst Drohungen, dann aber jede Art von Martern angewendet werden. Wer nicht verleugnen wollte, wurde grausam zu Tode gemartert. Feuer und Schwert, wilde Thiere, glühende eiserne Stühle, ungelöschten Kalk, Folterwerkzeuge, Kerker, Bergwerke, und was sonst noch erfinderische Grausamkeit aufbieten konnte, wendete man an, um zu bedrohen oder langsam zu quälen, nicht etwa, um zu tödten; durch langsame Martern wollte man die Standhaftigkeit endlich brechen.

Was Wunder, wenn Viele abfielen und verleugneten! Besonders eilten sogleich Viele von den Reichen und Vornehmen zum Opfern herbei. Andere wurden von ihren Verwandten herbeigeschleppt um dann, bei ihrem Namen aufgerufen, zu opfern. Einige schlichen bleich und zitternd herzu, nicht als wollten sie opfern, sondern als sollten sie selbst den Göttern zum Opfer gebracht werden, so daß sie von der umstehenden Menge verspottet wurden und Allen zeigten, sie seien sowohl zum Sterben wie zum Opfern zu feige. Andere dagegen schritten ohne Zögern zu den Altären und behaupteten frech, sie seien niemals Christen gewesen. Die Uebrigen ergriffen theils die Flucht, theils wurden sie erhascht, verleugneten aber doch, nachdem sie Fesseln und Kerker ausgestanden, ehe sie vor Gericht geführt wurden. Einige hielten lange die Qualen standhaft aus, verloren aber endlich doch den Muth. Es gab wohl auch hier, wie anderswo, Solche, welche sich von den Behörden einen Schein kauften, als hätten sie geopfert, oder auch ohne solchen Schein die bloße Einregistrirung ihrer Namen unter

die Zahl derer, die dem Gesetz gehorsam gewesen wären, für Geld zu erlangen wußten.

Desto herrlicher glänzt dagegen die Schaar der Märtyrer und standhaften Bekenner, welche die ägyptische Kirche und insbesondere Alexandrien für diese Kämpfe des Herrn gestellt hat. Stärker als der Tod beweist sich ihre Liebe zum Herrn. Zu ihnen gehören die Vielen, welche, um in der Schwachheit ihres Fleisches nicht zu verleugnen, dem sicheren Tode in der libischen Wüste entgegen flohen, wo sie vor Hunger und Durst, vor Kälte und Krankheit, durch Räuber und wilde Thiere elendiglich umkamen, oder, wie jener greise Bischof Chäremon mit seinem Weibe, im arabischen Gebirge Zuflucht suchten, hier aber von den Arabern entweder getödtet oder zu Sclaven gemacht und als solche verkauft wurden. Insbesondere aber blicken wir auf die hin, welche vor dem heidnischen Gericht Marter und Tod standhaft erduldeten. Treu bis in den Tod waren z. B. jene beiden Greise, der gichtbrüchige Julian und sein Gefährte Kronion, die wegen ihres Bekenntnisses zu Christo unter Geißelhieben auf Kameelen sitzend durch die ganze Stadt geführt und dann verbrannt wurden, — jener Soldat Besas, der den Pöbel abgehalten hatte, sie zu beschimpfen, deswegen vor Gericht geschleppt, und da er sich als Christ bekannte, enthauptet wurde, — jener Makarius, der durch Nichts zur Verleugnung des Herrn gezwungen werden konnte, und Epimachus und Alexander, die mit ihm nach langer Qual in Kerker und Banden, von eisernen Krallen und Geißeln zerfleischt, in tausenderlei Weise gemartert, zuletzt den Feuertod starben. Zu diesen Männern gesellen sich auch mit der Märtyrerkrone geschmückte Frauen; als Fahnenträgerin und Führerin schreitet ihnen voran die heilige Jungfrau Ammonarium, welche ihrem Gelübde treu, nichts zu sagen von dem, was der Richter ihr gebieten würde, unter langen Qualen zu Tode gemartert wurde; und drei andere Frauen wurden nach ihr ohne vorherige Martern mit dem Schwerdte hingerichtet, weil der Präfekt nicht die Schande haben wollte, ohne Erfolg sie zu peinigen und so von ihnen besiegt zu werden.

Aber nicht blos jedes Geschlecht, sondern auch jedes Alter lieferte hier seine Helden. Neben jenen Greisen steht mit gleichem Siegesruhm der fünfzehnjährige Dioscorus. Das ist das eigenthümlich Herrliche an ihm, daß er durch die Standhaftigkeit seines Bekenntnisses, durch die Kraft und Weisheit seines Wortes, durch

den Eindruck seiner ganzen Erscheinung die Grausamkeit seiner Peiniger durchbricht und überwindet, und als siegreicher Bekenner den Tod nicht erleidet, als wagte derselbe sich nicht heran an ihn. Vergebens suchte ihn der Richter zuerst als einen leicht biegsamen und schmiegsamen Knaben durch freundliches Zureden zur Verleugnung zu bewegen. Vergebens hoffte er darauf, den zarten Knaben durch Martern zum Nachgeben zu zwingen. Dioscorus wich nicht der schmeichlerischen Zurede und wankte nicht unter der Peinigung. Und wunderbar! die übrigen treuen Bekenner rings um ihn her wurden nach der grausamsten Geißelung und nach dem Ausstehen der heftigsten Qualen alle dem Feuertode übergeben. Er allein entgeht dem Tode und steht doch unbesiegt, als siegreicher Bekenner, unerschütterlich fest unter der Fahne seines Heilandes. Die Ursache war die. Seine ganze Erscheinung leuchtete vor allem Volk wie von einem zauberischen Glanz umflossen. Hierin und in seinen klugen geistvollen Antworten auf die an ihn gerichteten Untersuchungsfragen sprach sich die Schönheit und Herrlichkeit des christlichen Glaubens so mächtig aus, daß der Richter dadurch in Verwunderung gesetzt wurde und unter diesem überwältigenden Eindruck ihn frei ließ, um ihm, wie er sagte, wegen seiner Jugend noch Zeit zur Besserung zu geben. „Und jetzt, fügt der Bischof Dionysius von Alexandrien hinzu, ist er bei uns, der gotteswürdige Dioscorus, indem er für einen größeren und längeren Kampf aufbewahrt geblieben ist." — Wir aber denken beim Anblick dieser lieblichen Erscheinung des treuen Bekenners Dioscorus an das Wort des Psalmisten: „Aus dem Munde der jungen Kinder hast du dir eine Macht bereitet, um deiner Widersacher willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen." (Psalm 8, 3.)

Und also geschah's. Die allmächtige Hand Gottes streckte den Decius, diesen wüthenden, rachgierigen Feind der Kirche Christi schon im Jahre 251 im Kriege gegen die Gothen zu Boden. Sein Plan war gescheitert an der Glaubensmacht und dem Heldenmuth der treuen Bekenner und Blutzeugen Christi. Das Gegentheil dessen, was er beabsichtigte, war die Folge: nicht die Vernichtung der Kirche, sondern ihre Reinigung und Läuterung von der Befleckung mit der Welt, ihre Errettung vom inneren Verderben, die Befestigung ihres Baues auf dem ewigen Grunde, auf welchem die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen.

David Erdmann in Berlin, jetzt in Breslau.

77. 78. Mappalicus und Numidicus und die decianische Verfolgung im römischen Nordafrika.

17. April und 9. August.

Unter der Regierung des Kaisers Philippus Arabs seit dem Jahre 244 n. Chr. konnte sich die Zahl der Christen in einer Weise vermehren, „als ob das Christenthum", wie Origenes sagt, „bereits völlige Duldung erlangt hätte", daher die Sage entstand, der Kaiser Philippus sei selbst Christ, also der erste christliche Kaiser gewesen. Daß er ein religiöses Interesse gehegt habe, ist nicht zu bestreiten, denn Origenes, der große Kirchenlehrer, durfte Briefe an die kaiserliche Familie richten. Unter der Menge derer, welche damals Christen wurden, waren Reiche und in hohen Würden Stehende; christliche Gemeindelehrer konnten bereits zu äußeren Ehren gelangen. Die früheren Verfolgungen hatten schon seit längerer Zeit, in manchen Gegenden des römischen Reiches seit 30 Jahren und darüber aufgehört. Indeß diese Ruhe täuschte das scharfblickende Auge eines auf der Warte stehenden Lehrers, wie Origenes, nicht über die Gefahren, die sich in Zukunft auf's neue für die Kirche erheben konnten. Wenn es den Gegnern gelang, die Meinung wieder allgemein zu erwecken, als ob die Unglücksfälle im Reiche, Krieg und Empörung, sodann der Verfall der alten Religion eine Folge der Ausbreitung des Christenthums seien, so mußte sich auch wieder eine allgemeine Verfolgung erheben. Was Origenes prophetisch ausgesprochen hatte, trat schon bald mit dem unerwarteten Regierungswechsel im Jahre 249 ein. Decius Trajanus, der über Philippus den Sieg errungen hatte, faßte in Unwillen über seinen Vorgänger und voll Eifers für die alten Heiligthümer den Plan, die früher gegen das Christenthum erlassenen Gesetze mit größerer Strenge überall im Reich wieder in Anwendung zu bringen. Es war auf eine gänzliche Vertilgung der Christen abgesehn. Ein Edikt des Kaisers Decius erschien i. J. 250, worin allen Statthaltern und Obrigkeiten bei schwerer Strafe geboten war: die Christen durch schreckliche Drohungen und jede Art von Martern zu nöthigen an den Ceremonien des römischen Staatscultus sich zu betheiligen und dadurch sich wieder zu demselben zu bekennen. Wer beharrlich sich weigern würde, sollte der Todesstrafe verfallen.

Das Edikt erregte überall eine furchtbare Bestürzung. Höchst lebendig schildert die Wirkung, welche dasselbe hervorrief, der Bischof

Dionysius von Alexandrien in einem Briefe an den Bischof Fabius von Antiochien: „Viele von den Vornehmen eilten sogleich aus Furcht zusammen; Andre, die in öffentlichen Aemtern standen, wurden durch ihre Geschäfte dahin geführt; wieder Andere wurden erst durch ihre Angehörigen herbeigezogen. Namentlich aufgerufen, traten sie zu den unheiligen und unreinen Opfern, die einen blaß und zitternd u. s. w. (s. oben S. 603.) Nur die festen und selig zu preisenden Säulen des Herrn, die durch ihn gestärkt wurden und eine ihres starken Glaubens würdige und dem entsprechende Kraft und Standhaftigkeit empfingen, wurden bewunderungswürdige Zeugen seines Reichs."

Was hier von Aegypten berichtet wird, kann wohl von den meisten Provinzen des Reichs gelten, in denen das Edikt zur Ausführung kam. In Nordafrika zu Carthago fanden nach Cyprians Briefe ganz ähnliche Vorgänge statt. Auch dort entzogen sich gleich der ersten Aufforderung an den heidnischen Ceremonien Theil zu nehmen, Manche durch die Flucht. Zur Strafe dafür wurde ihr Vermögen eingezogen und die Rückkehr bei Todesstrafe verboten. Andre stellten sich nicht aus Furcht, und dann wurde von dem Magistrat der Stadt unter Zuziehung von fünf der angesehensten Bürger eine Nachsuchung vorgenommen. Wiederum andere wußten sich mit den Behörden, denen es mehr um Geldgewinn als um Erfüllung der Gesetze zu thun war, dadurch abzufinden, daß sie, obgleich sie nicht wirklich geopfert, sich doch einen Schein ausstellen ließen, als ob sie der gesetzlichen Forderung Genüge geleistet. Oder es wurden einfach ihre Namen in dem Protokoll unter die Zahl derer, die geopfert hatten, aufgenommen. Andre weigerten sich zu opfern und blieben standhaft.

Gleich in Folge der ersten Aufforderung und Drohung fand in allen Provinzen des Reichs ein so zahlreicher Abfall unter den Christen statt, daß die heidnischen Obrigkeiten Hoffnung schöpften: die Christen vernichten zu können. Sie wurden dadurch ermuthigt auch Hand an die Bischöfe und Vorsteher der Gemeinden zu legen, um den Widerstand, der von diesen zu befürchten war, zu brechen. So fielen gleich anfangs als Opfer der Verfolgung eine Reihe der hervorragendsten Gemeindevorsteher: der Bischof Fabianus zu Rom, der Bischof Alexander von Jerusalem, der Bischof Babylas von Antiochien. Der Bischof von Carthago, Cyprian, dessen Tod das Geschrei eines wüthenden heidnischen Volkshaufens forderte, entzog

sich dem sicheren Untergang durch die Flucht, — nicht etwa aus Furcht vor dem Tode, wie sein späteres Märtyrerthum beweist, sondern aus Rücksicht auf seine Gemeinde, wie dies auch bei Dionysius, dem Bischof von Alexandrien, der Fall war. Cyprian stärkte aus seiner Zurückgezogenheit seine Gemeinde durch die entschiedenen Zeugnisse seines Geistes, durch seine köstlichen Ermahnungen zu echt christlicher Standhaftigkeit ebenso wie jene Blutzeugen ihren Gemeinden durch den leiblichen Tod vorleuchteten.

Die feste Haltung der Gemeindevorsteher brachte die noch wankenden Reihen wieder zum Stehen. Die Spreu war ohnedieß durch den ersten heftigen Windstoß vom Waizen gesichtet. Als sich die schrecklichen Drohungen gegen die Christen nun erfolglos bewiesen, ging man zu härteren Strafen über: Gefangenschaft, Exil und jegliche Art von Martern, die bei fortdauerndem Widerstand bis zum Tode gesteigert wurden. Dionysius hat in dem erwähnten Bericht eine Reihe von Lebensbildern aus der decianischen Verfolgung in Egypten zusammengestellt, welche die herrlichsten Züge wahrhaft christlichen Heldenmuthes entfalten.

An solchen Lebensbildern fehlt es auch der nordafrikanischen Kirche nicht. Eine Frau, welche von ihrem Manne zum Altar gezogen und zum Opfer gezwungen wurde, indem man ihre Hand hinhielt, rief laut: „Ich habe es nicht gethan, ihr habt es gethan!" Sie wurde zum Exil verurtheilt. An der Spitze einer großen Schaar von Märtyrern steht Mappalicus, der im Frühjahr d. J. 250, drei Monate nach dem Beginn der Verfolgung nach Angabe eines alten Kalenders der carthagischen Gemeinde am 19. April seinen Tod fand. Cyprian ertheilt ihm namentlich besondres Lob wegen seiner Vorsicht und Bescheidenheit und giebt ihm das Zeugniß, daß er die disciplinarischen Bestimmungen sehr gewissenhaft beobachtet habe. Manche der sterbenden Märtyrer ertheilten solchen, die in der Verfolgung abgefallen, dann aber reuemüthig um Wiederaufnahme flehend von der Kirche zurückgewiesen wurden, Friedensbriefe, d. h. sie erklärten schriftlich, daß sie dieselben ihrer Gemeinschaft für würdig hielten und deßhalb unter die Brüder gezählt wissen wollten. Wenn diese Friedensbriefe zuweilen in sehr ausgedehntem Maaße und mit allzu großer Nachsicht ertheilt wurden, so mußte die kirchliche Disciplin darunter leiden. Deshalb gereichte es dem Mappalicus zu besonderem Lobe, daß er nur für seine Mutter, die auch in der Verfolgung verleugnet

hatte, Fürbitte einlegte, daß ihr die Gemeinde Frieden, d. h. Wiederaufnahme gewähren sollte.

In der Nacht vor seinem Todestage wurde Mappalicus vom Herrn besonders gestärkt; es wurde an ihm die Verheißung wahr: „Wenn sie Euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll Euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.“ Er erklärte in seinem und seiner Gefährten Namen dem Proconsul Fortunatianus unter den Folterqualen, die er erduldete, daß er am folgenden Tage einen neuen Kampf sehen werde. Und was er in der Kraft des Glaubens ausgesagt hatte, das erfüllte der Herr an ihm und seinen Genossen. Den Kampf, den er unter den furchtbaren Martern gelobt hatte, bestand er siegreich und erhielt mit den im Glauben standhaften Gefährten die Palme, die er verdient hatte. Mappalicus, der als Sprecher an der Spitze einer ganzen Schaar muthiger Bekenner stand, gab unmittelbar unter den Folterqualen seinen Geist auf, drei seiner Gefährten, Bassus, Fortunio und Paulus starben in Folge der erlittenen Qualen nachher im Gefängniß, neun andre, unter diesen drei Weiber, wurden im Gefängniß durch Hunger zum Tode gebracht, und Lucian, welcher darüber seinem Freunde Celerinus berichtet, sollte bald mit noch andern folgen.

Unter den Märtyrern, welche der carthagischen Gemeinde in der decianischen Verfolgung zu besonderem Ruhme gereichten, führt Cyprian in seinen Briefen noch den Presbyter Numidicus auf, der durch das helle Licht seines Bekenntnisses hervorleuchtend, durch die Kraft des Glaubens und würdigen Wandel ausgezeichnet, schon eine große Anzahl ermahnt hatte standhaft zu bleiben und den Tod unter Steinen und in den Flammen zu erdulden. Seine eigne treu an ihm hangende Gattin hatte er fröhlich auf dem Scheiterhaufen sterben sehen und er selbst war halbverbrannt und mit Steinen überschüttet als todt zurückgelassen worden. Als dann seine Tochter in treuer Hingebung den Leichnam ihres Vaters aufsuchte, fand sie, daß derselbe noch Zeichen des Lebens von sich gab, und so geschah es, daß er unter allen seinen Gefährten, die ihm vorangegangen waren, erhalten wurde. Cyprian freut sich, daß sich ein solcher Bekenner jetzt dem Kreise der carthagischen Presbyter zugesellt habe, und die durch den Abfall einiger Presbyter entstandene Lücke in der würdigsten Weise ausgefüllt worden sei.

Die Verfolgung des Decius, die im J. 250 mit großer Hef-

tigkeit begann, scheint schon gegen Ende des Jahres nachgelassen zu haben. Die Feinde der Christen ermüdeten bald, nachdem sie ihre Wuth an ihnen ungehemmt hatten auslassen können. Vielleicht trug der Wechsel, der in den Behörden zu Anfang des Jahres 251 in den Provinzen eintrat, mit dazu bei. Jedenfalls wurde das Interesse des Kaisers im J. 251 durch politische Gefahren, welche dem Reiche von außen drohten, von der Verfolgung der Christen abgelenkt. Er fand im Kriege gegen die Gothen, welche ungestüm vordrangen, sein baldiges Ende. Wenn Cyprian in seiner Schrift, worin er „von den Abgefallenen" handelt, auf diese Verfolgung zurückblickt, nachdem der Sturm vorübergebraust, so konnte er darin nur eine Sichtung und Läuterung erkennen, wie sie für die christliche Kirche heilsam und nöthig erschien, da diese durch die lange Ruhe in eine falsche Sicherheit gerathen und ungestört weltlicher Lust sich hingegeben hatte. Selbst die Vorsteher der Gemeinden, welche denselben als Vorbilder voranleuchten sollten in christlicher Tugend, hatten sich in weltliche Händel verstrickt. So ließ die Verfolgung, welche anfangs den Christen als furchtbares Strafgericht zur größten Bestürzung gereichte, gleichwie ein Gewittersturm, der, nachdem er verheerend vorübergezogen, die Luft gereinigt hat, einen reichen Segen insbesondere der nordafrikanischen Kirche zurück.

W. Krafft in Bonn.

---

79. Castus und Aemilius, Märtyrer in Nordafrika.

22. Mai.

Man soll nicht glauben, es sei den Blutzeugen so leicht geworden oder gar wie ein Spiel gewesen, nicht allein Hab und Gut, Freiheit und häusliches Glück auf den Altar Christi niederzulegen, sondern um seinetwillen auch den grausamsten und ausgesuchtesten Martern sich preiszugeben. Wohl fehlt es an einzelnen Beispielen nicht, daß Gläubige aus sehr gemischten menschlichen Beweggründen, ja in einem Anfluge von religiöser Schwärmerei sich zur Märtyrerkrone drängten, aber dann auch Angesichts des Scheiterhaufens oder des Henkerblocks von ihrem Muthe verlassen wurden. Den Edleren und Gereifteren unter den Christen kostete es, bevor sie den Schauder der Natur vor Folter und Flamme oder vor den zerfleischenden Zähnen der wilden Thiere überwanden, die tiefsten

inneren Kämpfe, und erst unter anhaltendem inbrünstigem Gebete gewannen sie die erforderliche Kraft und Rüstung. Konnten sich doch in ihren Augen gar manche an sich nichtige Entschuldigungsgründe für eine mindestens stillschweigende Glaubensverleugnung momentan in den Schein der Unsträflichkeit und Berechtigung kleiden. So lagen z. B. folgende Gedanken nahe: „Wer gab den Heiden das Recht, ihr religiöses Bekenntniß ihnen abzufordern? Warum sollten sie der blinden Wuth der Götzendiener ein Leben opfern, welches dem Herrn gehörte und dazu angethan war, der Welt noch reiche Segensfrüchte zu tragen? Wo stand in Gottes Wort geschrieben, daß man rasenden Bestien nicht aus dem Wege gehn dürfe? Gebot nicht der Herr ausdrücklich: „Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben, noch eure Perlen vor die Säue werfen, damit sie dieselben nicht zertreten mit ihren Füßen, noch sich wenden und euch zerreißen?" Der Herr selbst, hat er Jedermann gleich Rede und Antwort gestanden, der ein Zeugniß über seine Herkunft, seine Person und das Werk, zu dessen Vollziehung er auf Erden erschienen sei, ihm abverlangte? Verfuhr nicht auch der große Apostel Paulus vor den Heiden zu Athen überaus behutsam, indem er zuerst in klugberechneter Condescendenz auf ihre Anschauungen einging und dann den Kernpunkt seiner Lehre zwar nicht verleugnete, aber doch mehr nur andeutete, als klar und unverhüllt herausstellte? Und verleugnet man seinen Glauben einmal vor unverständigen Menschen, die zu überzeugen unmöglich ist, verleugnet man ihn damit dann auch vor Gott? Und geschähe es, daß man sich einer augenblicklichen Schwachheit zeihen müßte, macht nicht das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes rein von allen Sünden?" Solchen und ähnlichen die Kreuzesflucht beschönigenden Sirenenstimmen des verderbten Fleisches und Blutes, mit welchen auch jene wiedergeborenen Geistesmenschen noch zu kämpfen hatten, galt es tapfer zu widerstehn. Und muthig und siegreich widerstanden sie. Das „Hebe dich hinter mich, Satan, denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist," war unter Anfechtungen jener Art auch ihre Losung.

Wenn indeß auch unter Ringen und Beten, oder vielleicht gar ohne große innere Kämpfe der heroische Entschluß in ihnen zur Reife gediehen war, so waren sie darum doch nicht immer davor gesichert, daß während der Martern noch, denen sie sich getrosten Muthes hingegeben, Momente eintraten, in denen sie, wenn auch

nicht in ihrem Glauben wankend, so doch weich, und wenigstens vorübergehend von der Versuchung zum Widerruf berührt wurden. Solches widerfuhr u. a. jenen nordafrikanischen Zeugen Castus und Aemilius, die uns einen tief erschütternden Blick in die Schrecken des Martyriums aber auch einen herzerhebenden in die hülfreiche Treue eröffnen, mit der der Herr allezeit denen zur Seite steht, die um seinetwillen ihr Leben nicht lieb haben bis in den Tod. Nicht blos der Bischof Cyprianus ist es, dem wir die Bewahrung des Gedächtnisses jener beiden werthen Jünger verdanken. Die Namen derselben glänzten auch schon als diejenigen der Heiligen des zwei und zwanzigsten Mai's in den ältesten christlichen Kalendern, und der Kirchenvater Augustinus hat ihnen später in einer Gedächtnißrede, die auf uns gekommen ist, ein ehrenvolles Zeugniß ausgestellt. In der Verfolgung, sei es des Septimius Severus oder des Decius, wurden auch sie, die als besonders eifrige Anhänger Jesu bekannt, und ohne Zweifel im Leben innig verbundene Freunde und darum auch im Tode unzertrennlich waren, vor die Schranken des heidnischen Gerichts geschleppt, und zum Abschwören ihres Glaubens aufgefordert. Mit unverhohlenem Abscheu und männlicher Entschlossenheit wiesen sie solche Zumuthung zurück, und bekannten sich laut und unumwunden zu ihrem gekreuzigten Herrn und Heiland, für den zu sterben sie sich zur höchsten Ehre rechneten. Mit heldenmüthiger Fassung vernahmen sie dann das über sie ausgesprochene richterliche Urtheil, das auf den Feuertod lautete, und wandelten festen Schrittes dem grausigen Richtplatz entgegen. Gott preisend bestiegen sie den Holzstoß, und boten mit Lammessanftmuth ihre Arme den Banden und Fesseln dar. Als aber dann die absichtlich verlängerten Martern ihren Anfang nahmen, und während die Flammen schon ihre Glieder leckten, die Wuth der Henker unter wüsten Verhöhnungen mit allerlei grausamen Folterinstrumenten sie zwickte, zerriß und zerfleischte, wurden sie stiller, und über ihre kurz zuvor noch engelgleich strahlenden Angesichter lagerte sich allmählich der Schatten eines tiefen schmerzlichen Ernstes. Seufzer entrangen sich ihrer gefolterten Brust und es gewann den Anschein als hätten sie doch ihre Kraft überschätzt, ja als würden sie sich, falls man sie noch einmal vor den Richterstuhl stellte, doch in etwa kleinlauter erfinden lassen. Hatten sie ihrem Herrn und seiner unterstützenden Macht wirklich zu viel zugetraut? Für einen Moment mochte ein solcher Gedanke anfechtungsweise ihre Seele

durchzucken. Aber bald rafften sie sich im Glauben wieder zusammen, und der Ausgang ihres Martyriums entsprach dem freudigen Beginn desselben. Sie endeten muthig, tapfer und siegreich zum Preise ihres Gottes, und unter der Anerkennung Aller, daß ihnen die Krone des Lebens gebühre, die der Herr den bis in den Tod Getreuen verheißen hatte.

Im Hinblick auf diese beiden Helden und im Gegensatz zu den in der Trübsal wirklich Abgefallenen hören wir den Bischof Cyprianus sagen: „Wer von Schmerz besiegt worden ist, der kann bitten und sagen: Ich war entschlossen tapfer zu kämpfen und ergriff eingedenk meines Eides die Waffen der Andacht und des Glaubens. Als ich aber in dem Kampfe stand, überwanden mich verschiedene Martern und langwierige Qualen. Standhaft stand ich da und lange rang meine Seele unerschütterlich mit der folternden Pein. Als aber die Wuth der Verfolger von Neuem erwachte und den schon matten Körper bald geißelte und zerfleischte, bald die Folterbank ausdehnte, bald die Klaue (ein Marterwerkzeug) zerstach, bald die Flamme brannte, da verließ mich das Fleisch in dem Kampfe; nicht der Geist, sondern der Leib ermattete in den Schmerzen. Solche Umstände können Verzeihung schnell bewirken. So gnadete einst der Herr dem Castus und Aemilius. So stellte er sie, die im ersten Treffen scheinbar Besiegten, im zweiten als Sieger dar, und machte, daß dieselben Flammen, denen sie anfangs wichen, nur zur Stärkung und Hebung ihres Muthes und ihrer Tapferkeit gereichen mußten. Sie flehten um Verzeihung für ihre Schwäche nicht mit Mitleid und Erbarmung erregenden Thränen, sondern mit Wunden; nicht mit kläglicher Stimme nur, sondern mit zerfleischtem und schmerzhaftem Körper. Statt der Zähren floß das helle Blut von ihren halbverbrannten Gliedern nieder;" also Cyprian. — „Solches," will der Kirchenvater sagen, „fordert Absolution für die momentan eingetretene Schwäche des armen leidenscheuen Fleisches."

Augustinus in seiner Gedächtnißrede ist der Meinung, daß Castus und Aemilius durch den Ueberschwang ihrer Liebesempfindungen für Jesu verleitet worden seien, das Maas ihrer eigenen Kraft und Stärke zu überschätzen. Es habe darum, sagt er, der Herr zuerst als ein weiser Arzt mit schmerzlichem Messerschnitt, aber nur damit sie gründlich gesundeten, jenes Selbstvertrauen aus ihnen wegnehmen müssen, um sie dann in seiner Kraft als ruhmgekrönte Sieger über den nicht erst sie versuchenden, sondern über

sie schon triumphirenden Feind hervorgehn zu lassen. Er ermahnt deshalb seine christlichen Zuhörer, ihr Heil und ihre Kraft niemals in ihnen selbst, sondern allezeit in der Gnade des Herrn zu suchen, und ruft ihnen zu: „Was wir haben, befehlen wir es Gott, und was uns mangelt, erfahren wir's von seiner Güte!“

Exempel wie dasjenige des Castus und Aemilius, können einerseits unsere Bewunderung für die Blutzeugen Jesu Christi nur steigern, indem sie uns die namenlosen Schauer und Schrecken des Martyriums vergegenwärtigen, welchen jene Edlen, denen ihre Rettung nur ein Wort gekostet haben würde, aus freister innerer Bewegung sich unterzogen; andrerseits aber müssen sie uns mit der tiefsten Anbetung des treusten Hüters und Hirten erfüllen, dessen Kraft in der Schwachheit der Seinen, denen er alle Wege zur Seite steht, so mächtig ist, und der sie nie über Vermögen versucht werden läßt. F. W. Krummacher in Potsdam †.

80. Babylas, Bischof von Antiochien.

19. Januar.

Auch den Babylas versetzt die christliche Erzählung unter die Zahl der Märtyrer, und er darf wohl auch dafür gelten, mag er nun nach dem Berichte des Chrysostomus auf dem Wege vom Kerker zum Richtplatze in seinen Ketten getödtet worden, oder schon zuvor in seinen Banden gestorben sein. Jedenfalls aber war Babylas, Bischof von Antiochien, ein Mann voll lebendigen Glaubens und männlicher Thatkraft, der die Liebe der Demüthigen und Geringen eben so leicht zu gewinnen als die Stolzen und Hoffärtigen mit Achtung zu erfüllen wußte. Hiervon soll er bei besonderem Anlasse Gelegenheit gehabt haben Zeugniß abzulegen. Von dem römischen Kaiser Gordian III. war Philippus, ein Araber von Geburt, zum Gardepräfecten und Mitregenten erhoben worden; aber hiermit begnügte dieser sich nicht, sondern wiegelte das Heer auf, ließ den Kaiser ermorden (244) und bemächtigte sich selbst des Purpurs. Als er nun — so lautet die möglicher Weise auf Verwechselung beruhende Erzählung — am Vorabende eines Festes nach Antiochia kam und mit seiner Gemahlin in die Kirche gehen wollte, versagte ihm Babylas den Eintritt, hielt ihm seine Verbrechen vor und beugte ihn so tief durch die überwältigende Macht

der Kirche Christi (der der Kaiser nach einer unbeglaubigten Annahme insgeheim selbst angehört haben sollte), daß er sich demüthigte, seine Sünden bekannte und an den Pforten der Kirche Buße that. Eine Verwechselung zwischen der Person des Philippus und des Decius könnte allerdings bei diesen Angaben irre geleitet haben; indessen hegt Chrysostomus keinen Zweifel daran, der grade die hierbei bewiesene maaßhaltende Weisheit ausdrücklich an Babylas rühmt. „Er konnte ja weiter gehen, er konnte ihm das Diadem vom Haupte reißen, aber er that nichts dieser Art, denn seine Seele war gewürzt mit dem geistlichen Salze, deshalb handelte er in keiner Rücksicht nach augenblicklichem Einfall, sondern in Allem mit der rechten Ueberlegung und Besonnenheit, prüfte vorher seine Gedanken nach dem göttlichen Gesetze. Darum bewundere ich nicht so sehr, daß er den Zorn des Herrschers nicht fürchtete, als daß er das rechte Maaß zu halten wußte. Auch unbedeutende Menschen können auf unvernünftige Weise frei reden, aber um dies, wo es Noth ist, zur rechten Zeit und mit dem rechten Maaße und Verstand zu thun, dazu bedarf es einer wahrhaft großen Seele. Er zeigte, daß bei den Christen, wenn von Beobachtung des göttlichen Gesetzes die Rede ist, der Kaiser und die höchste irdische Macht nur Namen sind. Er gab den Christen die Lehre, daß jeder in seinem Berufe das Seinige thun müsse, wenn er auch für den Augenblick keinen Nutzen dadurch stiften könne, denn auch damals konnte er beim Kaiser mit seiner Freimüthigkeit nichts ausrichten, aber er ließ es nicht an der Erfüllung dessen fehlen, was die Pflicht von ihm forderte."

Eine geraume Zeit durfte der Bischof Babylas sich dieses Gedeihens seiner Arbeit im Weinberge des Herrn erfreuen: die Zahl der Gläubigen wuchs, ganze Städte wurden bekehrt, an die Stelle des Götzendienstes trat das Kreuz. Der Kaiser Philippus hatte den Grundsatz der Duldung aufrecht erhalten; sein Nachfolger Decius wollte das augenscheinlich haltlos gewordene Alte gewaltsam wiederherstellen, und so brach unter ihm im J. 250 die siebente allgemeine und furchtbare Christenverfolgung aus, der auch Babylas als Opfer seines Muths und seiner Bekenntnißtreue unterliegen mußte. Sein Eifer verdoppelte sich Angesichts der unverkennbar drohenden Gefahr, und die Strafe des feindseligen Gebieters konnte ihm nur als willkommener Lohn erscheinen. Er wurde gefangen genommen, in Ketten gelegt und starb, wahrscheinlich schon an den

Folgen der erlittenen Mißhandlungen, gleichzeitig mit seinen drei noch jugendlichen Schülern Urbanus, Prilidianus und Epolonius. Nach seinem Wunsche wurden seine Ketten ihm mit in das Grab gelegt, wie sie denn ja dazu gedient hatten, ihn aus diesem Leben zu erlösen. In späterer Zeit ließ der Kaiser Gallus, als ihm die Verwaltung des Ostens übertragen war, seine Ueberreste nach Daphne bei Antiochien bringen, wo dem Apollotempel gegenüber für diejenigen, welche an seinem Grabe ihre Andacht verrichten wollten, eine christliche Kirche erbaut und darin die Gebeine des Märtyrers beigesetzt wurden. Dies war einer der anmuthigsten Plätze der Welt. „Bewässert durch die schönsten Quellen, welche die in jenen Gegenden so heiße Sommerluft kühlten, voll der schönsten Cypressen, welche, mit ihren Zweigen sich in einander flechtend, natürliche Lauben bildeten und in der größten Hitze Schatten gewährten, unter diesen die mannichfaltigsten duftenden Blumen." Aber grade durch diese Anmuth und Lieblichkeit der Gegend war sie zugleich zu einem Sitze ausschweifender Lust geworden, die an dem sinnlich-religiösen Cultus nicht einen Damm oder eine Regelung, sondern vielmehr neue Nahrung fand. Eben dies war es, was ernstere christliche Gemüther dazu trieb, sich nach einer Gegenwirkung gegen Götzendienst und Wollust an dieser Stätte umzusehen, es sollte die Feierlichkeit des Orts und die heilige Erinnerung ernste Gedanken und strenge Sitten wecken und befördern. Denn was Chrysostomus meinte, wurde damals überhaupt vielfach empfunden: nicht bloß von den heiligen Männern selbst sollten mächtige Wirkungen ausgehn, auch ihre Ueberbleibsel und Grabesstätten sollten dazu dienen, die Seelen ruhiger Betrachter zur Nacheiferung zu erwecken. Darum wollte man auch an diesem durch die Natur so fesselnden Platze ein Gegengewicht haben, wodurch das Gemüth der Besucher ernster gestimmt, von tiefer Ehrfurcht ergriffen und durch einen höheren Schwung bewogen werde, alle eitlen Gedanken wegzuwerfen. Nicht ein sinnlicher, sondern ein edlerer Hauch sollte die Eintretenden umwehen, der ihnen tief ins Innerste dringe, sie von jeder zur Erde niederziehenden Last befreie und zur wahren Ruhe führe, auf daß sie des Schriftworts (Ps. 2, 11) eingedenk blieben: Freuet euch mit Zittern!

Als aber der Kaiser Julian in einer ihm wichtigen Angelegenheit das hier noch vorhandene Orakel des Apollon befragen ließ, wurde ihm erwiedert: die Todtengebeine umher verhinderten den Gott

zu antworten. Der Kaiser ließ den lange Zeit hindurch verschlossen gewesenen Apollotempel wieder öffnen und denselben mit einem neuen prachtvollen Säulengang umgeben, und gab zugleich den Befehl, die Gebeine des Bischofs Babylas zu entfernen. Da brachten die Christen in Antiochien, alt und jung, in feierlicher Prozession den Sarg in die Stadt, wobei sie als regelmäßig wiederkehrenden Gesangvers das Wort der Schrift (Ps. 97, 7) wiederholten: Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen und sich der Götzen rühmen. In der darauf folgenden Nacht schlug der Blitz in den Tempel und die Flamme verzehrte Alles bis auf die Mauern. Der Kaiser ward hierdurch so verstimmt und erbittert, daß er die Priester foltern und die Christen einkerkern ließ, weil er sie für die Urheber ansah oder ansehen wollte. Besonders ließ er einen der Vorsänger, den jungen Theodorus, foltern und blutig geißeln. Dieser aber ertrug, wie durch höhere Kraft gestärkt, muthig und geduldig alle Schmerzen und wiederholte mitten unter allen seinen Leiden fortwährend die bei der Prozession gesungenen Psalmenverse. Durch die Standhaftigkeit des Jünglings erschüttert, machte der Beamte dem Kaiser vorstellig, daß auf diesem Wege die Heiden zum Gelächter, die Christen aber nur noch um so mehr mit Glanz und Ehre bedeckt würden. Und dieser Jüngling erzählte nachmals dem Presbyter Rufinus, wie er unter allen seinen Schmerzen neben sich einen Jüngling habe stehen sehen, der ihm den Schweiß abgetrocknet und ihn mit frischem Wasser begossen habe.

Friedr. Lübker in Parchim, zuletzt in Flensburg †.

---

81. Alexander, Bischof von Jerusalem.

18. März.

Die Kirche Jerusalems hat von Anfang an bis auf diesen Bischof Alexander ebenso, wie späterhin, die wunderbarsten Schicksale gehabt. Hier wurde nach der Auferstehung des Herrn durch Ausgießung des heiligen Geistes die erste christliche Gemeinde gegründet, die Mutter der ganzen Christenheit, die unter der gemeinschaftlichen Leitung aller Apostel stand und an Herrlichkeit und Heiligkeit so einzig war, daß sie nur in der letzten Siegeszeit der christlichen Kirche, auf welche die Verheißung der Apostel uns hoffen läßt, ihres Gleiches haben wird. Diese heilige Muttergemeinde

zerstreute sich nach der Steinigung des Stephanus und ihre Mitglieder wurden, wie ein guter Same, in nahe und ferne Länder ausgesäet. Die Gemeinde, die unter Verfolgungen in Jerusalem zurückblieb und viele Juden, auch Priester und Pharisäer, als Neubekehrte in sich aufnahm, war der ersten Muttergemeinde nicht mehr gleich, und während bald die meisten Apostel ihrem Berufe gemäß in fremde Länder das Evangelium trugen, wurde Jakobus, der Bruder des Herrn, der erste Leiter der Ortsgemeinde der heiligen Stadt und wird als erster Bischof Jerusalems gezählt. Während des jüdischen Krieges, der mit der Zerstörung Jerusalems endigte (70 n. Ch. G.), wurde er getödtet und sein Nachfolger war Symeon. Die christliche Gemeinde aber wanderte vor der Belagerung der Stadt, eingedenk der Gebote des Herrn, aus und begab sich jenseits des Jordans nach der kleinen Stadt Pella, wo sie blieb, bis der Sturm vorüber war. Die Bischöfe wechselten nach Symeons Tode schnell und in 70 Jahren etwa, von 65 bis 135 n. Ch. G. werden 14 Bischöfe von Jerusalem aufgezählt, sämmtlich von Israelitischer Abkunft, und, wie ihre Gemeinde, um dieser Abstammung willen, durch ihr Gewissen und durch Rücksicht auf die Umgebung der Juden noch ganz an die Sitten und Gebräuche des Judenthums gebunden. Nachdem aber der römische Kaiser Hadrian in Folge einer neuen Empörung der Juden Jerusalem in eine heidnische Colonie umgewandelt und allen Juden den Zutritt zu dieser Stadt streng untersagt hatte, entstand daselbst eine ganz neue Gemeinde von Christen, die entweder früher Heiden gewesen oder wenigstens alle Reste früherer jüdischer Sitten aufgegeben hatten. Der erste Bischof dieser neuen Gemeinde (138 n. Ch. G.) hieß Marcus: der zwölfte unter dessen Nachfolgern hieß Narcissus, ein durch Frömmigkeit und Sanftmuth ausgezeichneter Mann (um das Jahr 200 n. Ch. G. erwählt). Dieser wurde durch falsche Anklagen bewogen sein Amt niederzulegen und sich in eine Wüste zurückzuziehen, um als Einsiedler seinem Gott zu dienen. In kurzer Zeit folgten ihm drei Bischöfe, Dius, Germanion und Gordius. Drei Männer aber, die mit falschen Eidschwüren die lügenhaften Anklagen gegen Narcissus beschworen hatten, wurden von Gottes Strafgericht heimgesucht, und Einer von ihnen bekannte und beweinte seine schwere Schuld. Dieß bewog die Gemeinde den unschuldig angeklagten Narcissus in seiner Einsamkeit aufzusuchen und in sein Amt wieder einzusetzen, obgleich er schon hochbetagt und für

die schwere Aufgabe des bischöflichen Amtes zu schwach war: denn er war schon an 100 Jahre alt. Deshalb beschloß man, um das zweite Jahr des Kaisers Caracalla (um 212 n. Ch. G.), ihm einen andern Bischof als Gehülfen an die Seite zu setzen, und dieser war Alexander, dessen Geschichte wir jetzt, so weit die vorhandenen Nachrichten reichen, kurz erzählen wollen.

Alexanders Geburtsjahr ist ebenso wenig bekannt, als sein Vaterland. Aber mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich vermuthen, daß er zwischen 170 und 180 n. Ch. G. in Kleinasien geboren ist, vielleicht in Cappadocien, wo schon zu des Apostel Petrus Zeiten (1 Petr. 1, 1) christliche Gemeinden waren. Kleinasien, die Heimath eines Irenäus, war um diese Zeit noch der Mittelpunkt, von welchem durch den Samen, den der Evangelist Johannes dort ausgestreut hatte, ganz besonders frommer christlicher Eifer, mit reiner klarer Erkenntniß verbunden, ausging, und Alexander sog früh den Geist der alten Blutzeugen ein. Aber damals erhob sich in Alexandrien eine Schule christlicher Lehre, die der treffliche Pantänus mit dem Geiste lauterer Frömmigkeit und zugleich mit dem Triebe nach christlicher Wissenschaft erfüllte. Und einzelne Bruchstücke aus einem Briefe Alexanders, die Eusebius in seiner Kirchengeschichte aufbewahrt hat, machen es wahrscheinlich, daß Alexander eine Zeitlang mit dem berühmten Origenes Zuhörer und Schüler des Nachfolgers von Pantänus, des Clemens von Alexandrien, gewesen ist. In dieser Schule mag er die christliche Freundschaft mit vielen gleichgesinnten Zeugen der Wahrheit, auch mit den nachmaligen Bischöfen von Cäsarea in Palästina und von Antiochien, der Hauptstadt Syriens, mit Theoktistus und Asklepiades geschlossen haben, auch mit Origenes selbst, an den er schreibt: „Dieß ist, wie du weißt, Gottes Wille, daß die Freundschaft, die unsre Altvordern gegründet haben, fest und unverbrüchlich unter uns bleibe, ja von Tag zu Tage inniger und unzertrennlicher werde. Denn wir haben ja jene seligen Väter gekannt, die vor uns in den Wegen der Tugend gewandelt sind, zu denen auch wir bald hingehen werden: den wahrhaft seligen Pantänus, meinen Meister, und den heiligen Clemens, der auch mein Meister war und dem ich viel Gutes verdanke, und so manchen Andern dieser Art. Und durch diese bin ich mit dir vertraut geworden, der du mir der wertheste Meister und Bruder bist."

In einer Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus (um

das Jahr 204) wurde Alexander ins Gefängniß geworfen und schrieb mit Beziehung darauf an die Antiochenische Gemeinde, die eben damals den Asklepiades zu ihrem Bischof erwählt hatte: „Zur Zeit meiner Gefangenschaft machte mir Gott meine Ketten leicht, als ich erfuhr, daß Asklepiades, der durch seinen Glauben dazu so vollkommen geeignet ist, durch Gottes Vorsehung das Bischofamt in eurer Kirche überkommen habe.“

Alexander ward bald nach jener Verfolgung Bischof in Cappadocien. Er übernahm aber in Folge eines Gelübdes und um die heiligen Orte zu sehen, eine Wallfahrt nach Jerusalem, nicht ohne zu ahnden, daß der Herr etwas Besonderes mit ihm vorhabe. Als er nach der heiligen Stadt kam, erweckten göttliche Stimmen die dortigen Frommen, ihn als den von Gott ihnen bestimmten Bischof, als Gehülfen des greisen Narcissus, aufzunehmen: die benachbarten Bischöfe Palästina's willigten ein und man hielt ihn in Jerusalem fest (um das Jahr 212).

Hier verwaltete er gegen vierzig Jahre lang treulich sein Amt, während Narcissus, der ein Alter von mehr als 116 Jahren erreichte, ihm noch lange zur Seite stand und, wenn auch zu andern Diensten unfähig, doch im Gebet für seine Heerde mit ihm vereint war. Alexander aber suchte für die christliche Erkenntniß seiner jüngern Amtsgenossen zu sorgen, sammelte nicht nur Bücher, sondern gründete auch ein Bibliothek-Gebäude, in dem ein reicher Bücherschatz nach und nach aufgehäuft wurde. Als Origenes durch den feindseligen Geist seines Bischof Demetrius genöthigt war, Alexandrien zu verlassen, nahm ihn (im J. 228) Alexander im Verein mit dem Bischof Theoktistus von Cäsarea mit offenen Armen auf und ließ ihn in seiner Gemeinde das Wort Gottes verkündigen, ohne den böswilligen Einspruch des Demetrius zu fürchten.

Er war schon ein Greis, als Decius (249 n. Ch. G.) den Kaiserthron bestieg, der erste Kaiser, der den verzweifelten Gedanken faßte, das Christenthum durch eine blutige allgemeine Verfolgung auszurotten: er ließ die Christen haufenweise und besonders die Bischöfe und Presbytern ins Gefängniß werfen, martern und tödten. So fiel der Bischof zu Antiochien, und auch Alexander ward in den Kerker geworfen. Er wurde mehrmals verhört und mußte unter den rohen Händen der Kriegsknechte im Gefängniß schmachten. Der ehrwürdige Greis blieb standhaft, wie er in jüngern Jahren sich unter ähnlichen Leiden erwiesen hatte. Aber hochbejahrt, wie er

war, unterlag er den täglichen Peinigungen und starb im Gefängniß als treuer Zeuge Christi (vermuthlich im Jahre 251). Die abendländische Kirche feiert sein Gedächtniß am 18. März, als an dem Tage, wo er das irdische Jerusalem mit dem himmlischen vertauscht hat. H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

82. Fabianus, Bischof von Rom.

20. Januar.

Wenn man die Stadt Rom durch das gen Mittag gelegene Thor von San Sebastiano verläßt, so betritt man bald die mächtigen Pflastersteine der Appischen Straße. Vor mehr als zweitausend Jahren gebaut, führte sie einst den Apostel Paulus von Puteoli her über Forum Appii und Tres Tabernae (Apg. 28, 13. 15) dem kaiserlichen Gerichtshofe zu. Denselben Weg rückwärts mögen die heiligen Pergamente gegangen sein, auf welche die Hand des Gebundenen in Christo frisch niedergeschrieben hatte, was ihn der Geist Gottes den Ephesern, Philippern und Kolossern zu sagen trieb. Diese jetzt uralte Straße wird auch die Gräberstraße genannt. Denn die heidnischen Römer schmückten sie mit zahlreichen Denkmälern ihrer Verstorbenen. Schritt für Schritt fand sie der Wandrer an der Heerstraße des irdischen Lebens, benachbart und doch vereinzelt. So forderte es die heidnische Sitte. Der Einzelne oder die Familie bestattete den Einzelnen und die Familie. Keine kirchliche Gemeinschaft versammelte die Leiber der Todten, welchen auch im Leben nur der Staat und das Haus, nicht die Religion, zu einem Bande gesellschaftlicher Gliederung geworden war. Aber verborgen im Schooße der Erde, tief unter dem marmornen Pompe der Herren dieser Welt, baute sich eine Kirche derer, welche sprachen: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben." (2 Kor. 6, 9.)

Die Römer hatten schon früh angefangen, unterhalb der Ackerkruste und des Weidegrases dem Sande nachzugraben, welcher ihren Bauten die bewunderte Festigkeit giebt. Noch heut stehen die Mauern Aurelians. Solche Sandgruben sind zuweilen in christliche Kirchhöfe verwandelt worden. Aber in der Regel haben diese einen selbständig christlichen Ursprung, getrennt von den Arenarien, unterschieden selbst durch die Art des Tuffs wie durch die bauliche An-

lage. Sie ziehen sich am zahlreichsten und ausgedehntesten neben der Appischen Straße hin. Mit ernster Rührung wandelt man noch jetzt Stunden weit zwischen Gebeinen und Grabsteinen durch die unterirdischen Stockwerke, Gänge und Capellen dieser Coemeterien, deren eines von dem nachmaligen Bischof Callistus angelegt und nach ihm benannt worden ist.

Zwar nicht der Genannte selbst, aber sein Vorgänger Zephyrinus und viele seiner Nachfolger sind hier beigesetzt. Unter ihnen Fabianus.

Nachdem die Bischöfe Pontianus sechs Jahre und Anteros einen Monat lang der römischen Kirche vorgestanden und unter Maximin dem Thracier i. J. 236 den Märtyrertod erlitten hatten, versammelte sich die Gemeine, um sich einen neuen Hirten zu wählen. Nun war mit Andern auch ein Mann, Namens Fabianus, vom Lande in die Stadt gezogen, welcher sich bisher durch nichts bekannt gemacht hatte, als durch die fromme Liebe, mit welcher er für Bestattung der gestorbenen Gläubigen Sorge zu tragen pflegte. Er wohnte der Bischofswahl bei. Niemand dachte an ihn. Man nannte diesen oder jenen ausgezeichneten Mann. Da wurde durch einen äußeren Vorfall — die Sage erzählt, es habe sich ihm eine Taube auf das Haupt gesetzt — plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Fabianus gelenkt. Das ganze Volk rief einmüthig, der heilige Geist selbst habe ihn zum Bischof bestimmt; führte ihn vor den Bischofsstuhl, und setzte ihn darauf.

Vierzehn Jahre lang konnte Fabianus des ihm anvertrauten Amtes warten. Nur Anfang und Ende desselben fiel in schwierige und gefährliche Zeiten, während die dazwischen liegende Regierung des Kaiser Gordianus den Christen Ruhe, die des Philippus aus Arabien sogar Gunst gewährte. Letzteres war eine um so gnädigere Fügung Gottes, da in dieser Zeit die tausendjährige Jubelfeier der Gründung Roms mit verschwenderischen Spielen und Thiergefechten begangen wurde, welche sicherlich den Christen in der Stadt verderblich geworden wäre, wenn der Kaiser feindselige Gesinnungen gegen sie gehegt hätte. Schon sehr frühe kam daher in der Kirche die wohlwollende Meinung auf, Philippus sei mit seinem jungen Sohne von Fabianus getauft worden. Soviel steht fest, daß dieser Kaiser ebenso wie seine Gemahlin Severa von dem berühmten morgenländischen Kirchenlehrer Origenes Briefe empfangen hat. Auch an den Fabianus schrieb dieser ausgezeichnete Mann,

um sich gegen gewisse Vorwürfe zu vertheidigen, welche die Reinheit seiner Kirchenlehre angriffen.

Die von fern her dem Fabianus erwiesene Ehre war durch seine kirchliche Sorgfalt um die Nähe eine wohlverdiente. Er trachtete auf mancherlei Weise der Gemeine förderlich zu sein. Wie er schon früher den christlichen Begräbnissen seine Hand geboten hatte, so benutzte er jetzt den Frieden, dessen die Kirche genoß, um den von Calixt angelegten Kirchhof in den Katakomben geräumiger zu machen. Manch' bescheidenes aber vom Herrn selbst geheiligtes Kämmerleinskirchlein wölbte sich über den Gräbern der Blutzeugen. Unter den Lebenden waren es besonders die Armen, deren er sich annahm. Seit alter Zeit her herrschte die Gewohnheit, nach dem Vorbilde der ersten Gemeine zu Jerusalem auch in Rom gerade sieben Diakonen anzustellen. Diese hatten neben ihrem ursprünglichen Geschäfte der Armenpflege nach und nach andere Obliegenheiten überkommen, wodurch jenes fast verdrängt wurde, oder doch aufhörte, Hauptzweck zu sein. Schon im vorhergehenden Jahrhundert soll ihnen als „den sieben Augen des Einen Steines," (Zach. 3, 9) eine gewisse Begleitung und Beaufsichtigung der bischöflichen Predigt zugewiesen worden sein. Fabianus hob ihre eigentliche Bestimmung wieder mehr hervor. Von den vierzehn Stadtbezirken Roms wies er ihnen je zwei zu, damit sie sich der Armen einzeln und regelmäßig annehmen könnten. Ferner brachte er eins der niederen Kirchenämter in eine festere Ordnung, nämlich das der Notarii. Diese waren die Schreiber der Kirche, welche unter Andern auch die letzten Reden und Leiden der Märtyrer aufzuzeichnen hatten. Es mögen auch Schnellschreiber unter ihnen gewesen sein. Fabianus wies sie den sieben Unterdiakonen zur Beaufsichtigung zu. Freilich hat es Gott nicht gefallen, viel von dem, was sie als Augen- und Ohrenzeugen niedergeschrieben haben, auf uns kommen zu lassen. Denn in der letzten und erbittertsten Verfolgung, der des Diocletian, wurden ihre Schriften nebst vielen anderen, und zwar gerade jene mit vorzüglichem Eifer, den vom Christenhaß entzündeten Flammen übergeben.

Als nicht unwahrscheinlich mag erwähnt werden, daß Fabianus einige Missionare nach Gallien schickte. Aber sicherer als diese seine Thätigkeit zur Verbreitung der christlichen Lehre kennt die Geschichte seine Theilnahme an einer Vertheidigung ihrer Reinheit. In dieser Beziehung finden wir seinen Namen unter den Urhebern

eines strengen Richterspruches. Ein Mann, Namens Privatus, trug Sätze vor, welche dem Evangelium von Christo Abbruch thaten, und machte sich auch andrer Fehltritte schuldig. Eine Versammlung von neunzig Bischöfen auf dem Lambesitanischen Concil, unter ihnen Fabianus, stieß ihn aus der Kirchengemeinschaft.

Wie wenig jedoch des Fabianus Mitwirken bei diesem Schritte der Zucht aus einem priesterlichen Wohlgefallen an gesetzlicher Strenge und Buchstäblichkeit hervorging, bewies er bei einer andern Gelegenheit. Ein gewisser Novatianus war in einer schweren Krankheit zum entschiedenen Glauben gekommen. Dem Tode nahe, ließ er sich taufen. Wider Erwarten genas er. Bald zeichnete er sich ebenso durch heiligen Wandel wie durch klare Erkenntniß aus. Dazu kam eine schöne Gabe, diese Erkenntniß auf gewinnende Weise mitzutheilen. Fabianus wünschte ihn daher zum Presbyter zu weihen. Jedoch ein im Allgemeinen nicht unweises Kirchengesetz stand entgegen. Die Synode zu Laodicea hatte verordnet, daß kein Clinicus d. h. auf dem Krankenbette Getaufter die Ordination empfangen dürfe. Die Kirche sollte dadurch vor solchen Hirten bewahrt bleiben, welche in übereiltem, unreifem Glauben, vielleicht sogar nur aus Todesfurcht, Christen geworden waren. Die römische Geistlichkeit, dem Novatianus abhold, berief sich auf den Wortlaut dieses Gesetzes. Jedoch Fabianus handelte nach dem Geiste desselben. Er wußte, daß Novatianus in wahrer Buße zum lebendigen Glauben an die Versöhnung durch den Sohn Gottes gekommen sei. Daher gab er ihm die Weihe.

Endlich nahte die Zeit, in welcher auch Fabianus mit seinem Blute den Weinberg tränken sollte, welchen sein treuer Fleiß im Auftrage des Herrn bebaut hatte. Kaiser Decius bestieg den Thron und erließ im J. 250 die Verordnung zur Ausrottung des Christenthums. Wer sich weigerte, die abgöttischen Cerimonien der römischen Staatsreligion zu verrichten, sollte durch Drohungen und endlich durch Martern zum Nachgeben gezwungen werden. Das härteste Verfahren wurde gegen die Bischöfe vorgeschrieben. Nun begann der Abfall der Schwachen, die Grausamkeit wider die Standhaften. Man wendete den quälenden Block und die Schauer der feuchten Kerkerfinsterniß an. Hunger und rastlose Bergwerkarbeit, Flammen und ungelöschter Kalk, Wasser und Abgründe, Waffen und wilde Thiere wütheten gegen die Glieder des Leibes Christi, die treuen Bekenner. Es gab auch zu Rom etliche, die sich von dem

Haupte lossagten, indem sie das Capitol oder den Palatinischen Hügel erstiegen, um auf die Altäre der Götter und Kaiser Weihrauch zu streuen. Fabianus wankte nicht. Er wurde ergriffen und enthauptet. Die Christen begruben seine Leiche in den nach Calixt genannten Grabhöhlen an der Appischen Straße. Die römische Geistlichkeit berichtete über den Glaubenssieg ihres Bischofs an viele seiner Brüder, unter anderen an den schon genannten Cyprian, der ihnen darüber Dank und Lob sagt. Mehrere Monate lang blieb unter den Stürmen, die der Feind erregte, der erledigte Bischofsstuhl unbesetzt. Aber das Beispiel des Fabianus wirkte ermunternd, wie das seiner Vorgänger. Die römische Kirche zählte damals weniger Abfällige zum Heidenthum, als manche ihrer Schwestern. Sie hat dies zum Theil dem Fabianus zu verdanken.

Sein Nachfolger Cornelius durfte i. J. 252 unter Gallus, Sixtus II. i. J. 258 unter Valerian den Tod der Zeugen sterben. Sie wurden in der Nähe des Fabianus bestattet.

K. Heintz in Rom †.

---

2. Die Verfolgungen von Valerian bis Diocletian.

83. Laurentius.

10. August.

Seit sechszehn Jahrhunderten durchtönt der Name Laurentius ehrfurchtgebietend wie wenige, und als ein Ermuthigungsruf an alle Streiter Gottes, die christliche Welt. Unter den Namen der Blutzeugen Christi der gefeiertsten einer, prangt er, soweit das Evangelium in der Welt eine Herberge fand, über den Portalgesimsen vieler Kirchen und Kapellen, die seinem Andenken geweiht, oder seinem Schutze empfohlen wurden. Fürsten der Kirche, wie Ambrosius, Augustinus, Leo der Große und andere, liehen seiner Verherrlichung ihr für Jahrtausende gesprochenes beredtes und beflügeltes Wort. Spanien und Rom stritten lange mit einander um die Ehre des heimathlichen Anrechts an jenen tapfern Standartenträger Jesu Christi. Eine spanische Sage läßt ihn als den ausgesetzten Sohn eines großen Feldherrn von dem römischen Priester Sixtus unter einem Lorbeerbaum, woher ihm der Name Laurentius geworden sei, aufgefunden, einer Amme zur Erziehung übergeben, und nachmals nach Rom gebracht worden sei. Italien, des Laurentius wirkliche Heimath, fand für seinen Ruhm die Erde zu enge, und gebeut auch dem Firmamente, daß es sein Lob verkündige, indem es den Sternschnuppen den Namen der „Laurentius-Thränen" beilegt. Die Märtyrerbücher und kirchlichen Legendensammlungen schreiben dem Laurentius eine große Zahl hervorleuchtender, ja zum Theil unerhörter Wunderwerke zu. Das unbestrittene Wunder, das ihn stets als einen der ersten Heldensterne des Himmelsreichs verherrlichen wird, ist die Glaubensthat seines heroischen Zeugentodes.

Im Jahre 257, als das zu Anfang seiner Regierung den Christen günstigere Verfahren des römischen Kaisers Valerianus in tyrannische Härte und blutige Verfolgung umschlug, begegnet uns unser Held als einer der sieben Diakonen des Bischofs Sixtus, und zwar als der erste derselben, zu Rom. Neben der Bedienung

des Altars und der Unterweisung der Katechumenen, ist ihm vorzugsweise die Hut des heiligen Geräths und die Pflege der Armen in der Gemeine übertragen. Ein brennender Eifer und eine musterhafte Treue zeichnen ihn in diesen heiligen Diensten aus. Der Dichter Prudentius, der aus Saragossa in Spanien gebürtig, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebte, und eine Zeit lang die Würde eines Obersten der kaiserlichen Leibwache zu Rom bekleidete, singt in seinem den Martern des heiligen Laurentius gewidmeten Hymnus, wie er in seinem Werke „Peristephanon" („von den Siegeskränzen") uns begegnet:

In dem geweihten Dienerkreis
Der Sieben beim Altar des Herrn
Strahlt er zu Christi Ruhm und Preis
An Tugendglanz als erster Stern.

Wie zu des heil'gen Hauses Wacht,
So zu des Schatzes Hut bestellt,
Hat er wie manche Kummernacht
Zum lichten Freudentag erhellt!

Der Bischof Sixtus, der die lautere Gesinnung, so wie die reichen Gemüthsgaben des jungen Mannes bald erkannte, gesellte ihn, der besonders durch die Reinheit und Jungfräulichkeit seines ganzen liebenswürdigen Wesens ihn anzog, schon frühe seinen Schülern bei, und weidete sich mit wachsender Freude an dem gedeihlichen Fortgange, den er das Werk des heiligen Geistes in seiner Seele nehmen sah. Er machte ihn zu seinem Archidiakonen und gewährte dadurch namentlich seinem Eifer im Wohlthun den ersehnten Raum für seine Bethätigungen. Nach kurzer Frist gewann der Name Laurentius in weiten Kreisen guten Klang, und vor Allen waren es die Armen und Nothleidenden, die den eben so anspruchslosen als unermüdlich hülfsbereiten Friedensboten wie einen Engel Gottes auf den Händen trugen. „So wenig, wie Roma selbst," sagt von ihm der h. Augustinus, der in mehreren feurigen Fest- und Gedächtnißreden ihn gefeiert hat, „mag die Krone des Laurentius in Dunkel verborgen bleiben. Unzählige sind der leuchtenden Fußtapfen, die er wohlthuend und segnend in Rom zurückgelassen. Er ist derjenige, von welchem Christus sagte: Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten. Er hat's erhalten durch den Glauben, durch Verachtung der Welt, durch sein Blutzeugenthum. Wie groß wird sein Ruhm bei Gott, da die Menschen

40*

schon so hohes Lob ihm spenden!" — Und an einem andren Orte ruft derselbe Kirchenvater aus: „Durch welch' einen Reichthum von Tugenden, wie durch eine bunte Pracht der mannichfaltigsten Blumen, der Kranz des Märtyrers Laurentius vor andern hervorstrahlt, des ist ganz Roma Zeuge!" — Leo der Große stellt den Laurentius sogar dem Stephanus zur Seite, und sagt von ihm: wie dieser über Jerusalem, so habe jener über Rom einen unauslöschlichen Glanz verbreitet. —

Aus dem Leben des Laurentius wird uns außer den schon erwähnten Wunderwerken, die ihm die Legende zuschreibt, des Einzelnen nur wenig berichtet. — Sein Lauf drängt sich seinem Märtyrerthume zu, in welchem die ganze Herrlichkeit seines inwendigen Menschen wie in einem Brennpunkte vereinigt, entfaltet zu Tage strahlt, und von dem ein alter Kirchenlehrer sagt: „Die ganze Welt feiert den Triumph des seligen Laurentius in brünstigem Huldigungs-Einklang!" —

Sein Lehrer und väterlicher Freund, der Bischof Sixtus, ging ihm auf der Märtyrerbahn voran. Dieser wurde, während der Kaiser Valerian, wahrscheinlich im Feldzuge gegen die Perser, von Rom entfernt war, durch dessen Statthalter um des Namens Christi willen zum Kreuzestode verurtheilt. Laurentius gab ihm weinend das Geleite; aber nicht Mitleid entlockte ihm diese Thräne, sondern aufrichtige Trauer, daß es ihm nicht vergönnt ward, das schöne beneidenswerthe Loos seines Vaters in dem Herrn zu theilen. „Wohin gehst du ohne Sohn, mein Vater?" sprach er nach der Erzählung des Ambrosius. „Wohin eilst du, heiliger Priester, ohne Diakonus? Niemals pflegest du ohne Diener dein Opfer darzubringen. Was ist's denn, wodurch ich deines Vertrauens verlustig ward, mein Vater? Hast du mich rückgängig, hast du mich abtrünnig erfunden? O, erprobe, ob du einen unwürdigen Diener in mir beriefest! Den du der Weihung des Blutes unseres Herrn und bei der Verwaltung der Sakramente deiner Gemeinschaft nicht unwerth erachtetest, dem versagst du die Gemeinschaft deines Blutes? O siehe zu, daß nicht der Ruhm deines Urtheils leide, während deine Tapferkeit gepriesen wird. Die Zurücksetzung des Jüngers wird des Meisters Glanz verdunkeln. Ist's nicht so, daß große Männer in den siegreichen Kämpfen ihrer Schüler glänzendere Triumphe feiern, als in ihren eigenen? Bedenke: Abraham brachte seinen Isaak dem Herrn; Petrus sandte den Stephanus

vor sich her. Und du, mein Vater, verherrliche dich in deinem Sohne, und weihe dem Herrn den, den du unterwiesest, auf daß du, des unbedingten Lobspruches der Nachwelt gewiß, in geziemendem Geleite zur Krönung schreitest." — So Laurentius. Darauf der Bischof: „Nicht ich, mein Sohn, lasse dich hinter mir zurück. Größere Kämpfe sind dir aufbehalten, als mir; und sie gebühren dir! Uns Greisen wird die leichtere Probe zugedacht; des Jünglings harrt der glorreichere Triumph über den Tyrannen. [Weine nicht, bald folgst du nach. Nach dreien Tagen schon wirst du mir folgen! — Es ziemt sich, daß zwischen dem Priester und dem Leviten dieser Zeitraum mitteninne liege. Unter den Augen des Lehrers durftest du nicht siegen, damit es nicht den Schein gewänne, als wärest eines Beistands du benöthigt. Was begehrst du die Gemeinschaft meiner Marter? Ich lasse dein volles Erbtheil dir zurück. Warum gelüstet dich nach meiner Gegenwart? Die schwächern Jünger schreiten vor dem Lehrer her, die stärkeren folgen ihm, auf daß sie, der Leitung nicht mehr bedürftig, ohne Führer die Palme erringen. So ließ auch einst Elias den Elisa hinter sich zurück. Die Nachfolge unserer Tugend sei dir anempfohlen!" —

Die Erfüllung seiner Weissagung über den Laurentius ließ nicht lange auf sich warten. Nach dreien Tagen folgte der Jünger mit gleicher Freudigkeit dem Meister nach. Sein Märtyrerthum bereiteten ihm der Christushaß und Golddurst des heidnischen Statthalters. Dieser wähnte unter der Hut des unermüdlichen Pflegers und Wohlthäters der Armen einen reichen Kirchenschatz verborgen, und erließ deshalb an ihn unter harten Drohungen für den Fall der Weigerung den gemessenen Befehl, das Gold und Silber, das er berge, herauszugeben. Wie unser Diakon sich hiebei benahm, erzählt uns Prudentius:

Kein bittres, kein gereiztes Wort
Entgegnet ihm Laurentius;
Er ist — so scheint's — bereit sofort,
Und neiget sich mit edlem Gruß.

„Die Kirche", spricht er, „ist an Gold,
An Schmuck und Kostbarkeiten reich;
So weit des Meeres Woge rollt
Ist Niemand ihr an Reichthum gleich."

„Augustus selbst, der's Scepter trägt,
Und dessen Bildniß hehr und licht

Auf jeder Münze ist geprägt,
So reich an Silber ist er nicht."

„Auch hol' ich, wie du willst, herbei
Des reichen Gottes Kassen gern
Und will dir zeigen frank und frei
Die Kostbarkeiten meines Herrn."

Vor Freude schwillt des Dräuers Brust,
Der gierig schon das Gold verschlingt,
Und es mit solcher Lust beschaut,
Als hielt sein Schloß es schon umringt.

Doch Laurentius hat sich eine kurze Frist erbeten, während welcher er die geforderten Schätze zusammenzubringen versprach. Aber was bringt er zusammen? Die Armen sind's, die Elenden, die Krüppel der Gemeine, in denen aber Christus eine Gestalt gewonnen hatte. Diese stellt er in langen Reihen im Vorhofe des Heiligthums auf, und dann läßt er den Statthalter und dessen Schergen ersuchen, jetzt zu kommen, und die Kleinodien der Kirche in Empfang zu nehmen.

Prudentius singt:

Vorüber war der Tag bereits,
Der vorgeschrieb'ne. Heiß erglüht
Des Drängers Brust vor eklem Geiz,
Und länger'n Wartens ist er müd'.

Da spricht der Märtyrer: Blick auf!
Und staune, wie er glänzt und blitzt,
Der Schatz, den unser Gott vollauf,
In seinen Heiligen besitzt.

Den großen Vorhof wirst du ganz
Voll goldener Gefäße sehn,
Und durch den Säulengang den Glanz
Der Haufen Goldes, die dort steh'n.

Das Gold, nach dem dein Durst entbrennt,
Erzeugt der Erde dunkler Schooß,
Und schwere Sklavenarbeit trennt
Vom schmutzigen Metall es los.

In Strömen, Flüssen findest du's,
Von trübem Sande rings umrollt,
Und von der Erde Unrath muß
Die Flamme läutern erst das Gold.

Die Keuschheit raubt's, es raubt die Scheu
Des Gold's verderblicher Gewinn;
Den Frieden tödtet's und die Treu;
Ja, die Gesetze mordet's hin.

Warum doch ist auf Beff'res nicht,
Als auf dies Gift, dein Sinn gestellt?
Suchst ächtes Gold? — Es ist das Licht,
Die Menschheit ist's, die es erhellt.

Des Lichtes Kinder schaust du hier!
Ein schwacher Körper hüllt sie ein;
Denn zu vermessen möchte schier
Der Geist in starkem Körper sein.

Wenn Krankheit nagt an unserm Mark,
Dann grünet frischer auch der Geist;
Dagegen sind die Glieder stark,
So lähmen sie die Seele meist.

Ja, würde mir der Wunsch gewährt,
Ich trüg' es gern, daß herber Schmerz
Die Glieder nach und nach verzehrt',
Und lebte frischer innenwärts.

Wenn Gott die Seinen einst befreit
Von des verderbten Fleisches Joch,
Dann nimmt sie auf zur Herrlichkeit
Des Vaters Wohnung licht und hoch.

Nicht Sünd' und Schwachheit plagt sie mehr,
Da sie dem Staube nun entrückt;
Mit Purpurkleidern sind sie hehr,
Mit goldnen Kronen reich geschmückt.

Das sind die gold'nen Münzen hier,
Die ich vor Kurzem dir versprach;
Das Feuer frißt sie nimmer dir,
Und auch kein Dieb gräbt ihnen nach.

Ja, Edelsteine schaust du dort,
Auch sie sind Christi allzumal;
Des Tempels heil'gen, stillen Ort
Erfüllen sie mit hellem Strahl.

Das ist der Kirche Schmuck und Zier,
Wenn er in solcher Pracht sie schaut,
Hat Christus seine Lust an ihr,
Er, der sie sich erkor zur Braut.

Wohlan, so nimm den Schatz denn hin!
Ganz Rom wirst herrlich schmücken du,
Dem Fürsten bringest du Gewinn
Und reicher wirst du selbst dazu! —

Der Heide, wuthschnaubend über die ihm widerfahrene Täuschung, und auch in heftigstem Ingrimm gegen eine Religion entbrannt,

die solche Schätze geltend machen will, befiehlt dem Laurentius, Christum abzuschwören, und da derselbe mit ruhiger Festigkeit erklärt, daß dazu nichts ihn vermögen werde, läßt er ihm die Glieder blutig peitschen. Als aber auch jetzt noch der erhoffte Widerruf nicht erfolgt, ersinnt der Wütherich das Grausamste, und verordnet, daß man einen eisernen Rost im Feuer glühe, und den „widerspenstigen Nazarener“ möglichst langsam darauf zu Tode martere.

Prudentius führt den Heiden also redend ein:

„Du sprichst: Dem Tode werd' ich nah'n
Mit Freudigkeit zu jeder Frist! —
Bekannt ist mir der tolle Wahn,
Von dem auch du besessen bist.“

„Doch grade darum thu' ich's nicht!
Ich weihe dich nicht solchem Tod,
Wo schnell verlöscht des Lebens Licht,
Und mit dem Leben auch die Noth.“

„Nein, fristen will ich deinen Tag,
Und dehnen unter Schmerz und Pein,
Und langsam unter Qualen mag
Zuletzt der Tod dein Schicksal sein!“

Und wie er gesagt, so geschah's. Getrost, ja freudig in dem Herrn, streckte sich Laurentius auf das schauerliche Sterbelager aus. — „Um so weniger“, sagt Augustinus, „bebte er vor der Gluth, die seinen Körper verzehren sollte, scheu zurück, je feuriger in seiner Seele das Verlangen nach den himmlischen Freuden brannte. Im Vergleiche mit der Gluth, die in seinem Busen loderte, erschien die äußere Marterflamme kühl und linde.“ — Und der heilige Leo: „Die Liebe Christi in ihm konnte durch die Flamme nicht überwältigt werden; das Feuer da draußen brannte matter, als dasjenige, das in seinem Innern glühte.“

Prudentius singt von des Laurentius Märtyrertode also:

Ein heller, lichter Glanz — o sieh! —
Umschließt das Antlitz und den Blick.
So kam vom Berge Sinai
Einst Moses lichtumstrahlt zurück.

Vor seinem Anblick bebte scheu
Das Volk zurück, von Schaam erfüllt,
Das Volk, das ohne Furcht und Treu
Gekniet vor eines Kalbes Bild.

Auch Stephani Gesicht umfloß,
Ein gleiches, sanftes Glorienspiel,
Da ihm der Himmel sich erschloß,
Indeß der Steine Regen fiel.

Hierauf läßt Prudentius ihn inmitten seiner Qualen also betend sich ergießen:

„O Christus, mache doch dein Rom
Des Lichtes und des Geistes voll,
Von wo des Einen Glaubens Strom
In alle Lande fließen soll!"

„Der Erde fernste Grenzen muß
Umschlingen deiner Gnade Band,
Wenn Numa und wenn Romulus
Auch endlich sich zu dir gewandt."

„Für diese Hoffnung haben wir
Gar frohe, sichere Gewähr,
Da zwei Apostelfürsten hier
Das Szepter führen hoch und hehr."

„Im Geist erschau' ich schon von fern
Den Fürsten, der mit starker Hand
Dereinst aus Rom, ein Knecht des Herrn,
Des Götzendienstes Schmach verbannt."

„Die Tempel schließt er, und das Thor
Das doppelte, aus Elfenbein,
Und was der Wahn bewohnt zuvor,
Eilt für den Herrn er jetzt zu weihn!"

Die Ueberlieferung meldet, daß Laurentius, als der eine Theil seines Körpers schon eine Brandwunde gewesen sei, heitern Blickes selbst dazu aufgefordert habe, daß man jetzt ihn wende, und auch die andere Seite den glühenden Eisenstangen preisgebe; und nachdem dies geschehen, habe seine Seele sich wohlgemuth der wunden Hülle entrungen, und zu ihres Herrn Freude emporgeschwungen.

Sein weissagendes Wort über Rom erfüllte sich. Prudentius zeugt:

Seit jenem Tage welkte sehr
Des Götzendienstes Macht dahin,
Die Tempel wurden öd' und leer,
Zur Kirche Christi strömt es hin.

Mit dem Schlusse der alten Hymne des Prudentius möge auch unser kurzer Bericht von dem Heldenlaufe eines der herrlich-

sten und preiswürdigsten Blutzeugen des christlichen Alterthumes schließen. Er lautet in seinen Grundgedanken also:

So stritt Laurentius unbewehrt,
Für den, an den er fest geglaubt,
Und lenkte so des Feindes Schwert
Zurück nur auf sein eignes Haupt.

Des Märtyrers, des heil'gen, Tod
Warf rings die Götzentempel um,
Und unbestraft und unbedroht
Verließ man Vesta's Heiligthum.

O drei- und vier- und siebenmal
Beglücktes Rom, das sein Gebein
Beschließt, und wo in großer Zahl
Die Gläub'gen ihm Verehrung weih'n!

Wir richten, Heiliger, hinauf
Den Blick, wohin dein Tod uns weis't.
Zwiefache Stätte nahm dich auf:
Hier wohnt dein Leib, und dort dein Geist.

O Held, zur Gottesstadt entrückt,
Den Auserwählten beigesellt,
Wie hehr ist jetzt dein Haupt geschmückt
In Gottes ew'gem Himmelszelt!

Fr. W. Krummacher in Berlin, später in Potsdam †.

84. Fructuosus.

11. Januar.[1])

Der älteste spanische Märtyrer, von dem wir sichere Kunde haben, ist der Bischof Fructuosus von Tarragona, der damaligen Hauptstadt Spaniens. Seine Gedächtnißfeier, bei welcher man die Geschichte seines Märtyrertodes öffentlich vorlas, wurde wenigstens von Augustin an auch in Afrika begangen. Dieser spricht in einer an seinem und der heil. Agnes Gedächtnißtage zu Hippo gehaltenen Rede auf's ehrenvollste von ihm, und der christliche Dichter Prudentius führt ihn nicht nur in seiner vierten Hymne über die Märtyrerkronen neben vielen anderen Blutzeugen auf, sondern ihn zu den preiswürdigsten des Abendlandes zählend, hat er auch eine besondere Hymne (die sechste) auf ihn und seine zwei Todesgefährten verfaßt.

[1]) Der Name ist vom 21. Jan., dem Tage der Agnes, verlegt.

Bis zu der Zeit seines Leidens für die Sache des Herrn wissen wir von Fructuosus nichts, als daß er von Heiden wie Christen geachtet und geliebt wurde, was sich bei seinem Tode deutlich zeigte. Letzterer fällt in das Jahr 259. Nachdem die Christen in den vier ersten Regierungsjahren Kaiser Valerians Ruhe gehabt hatten, bewog diesen sein Günstling Macrian, der seine Lust in den ägyptischen Mysterien fand und daher die sittliche Strenge des Christenthums haßte, die Verfolgung der Bekenner desselben wieder aufzunehmen, und zwar sollte sie zunächst gegen die höheren Stände, namentlich gegen die Kirchenlehrer sammt den Aeltesten und Diaconen (Armenpflegern), vor Allem aber gegen die Bischöfe gerichtet werden. Mit den angesehensten Trägern des Christenthums, dachte man, werde das Christenthum selbst fallen, weil mit jenen den Gemeinden ihre Führer und Haltpunkte genommen wären. Schon hatten die Bischöfe von Rom und Carthago, Sixtus II. und Cyprian, den Märtyrertod erlitten, als in dem oben genannten Jahre die Reihe auch an Fructuosus kam.

Es war am 16. Januar, einem Sonntage, als sechs Soldaten des Statthalters Aemilianus im Hause des Bischofs von Tarragona erschienen. Sobald dieser sie vor seiner Thüre hörte, erhob er sich vom Bette und ging zu ihnen hinaus. Hier ward ihm eröffnet, daß er sich mit seinen Diaconen, Augurius und Eulogius, bei dem Statthalter einzufinden habe, und als er diesem Befehle Folge leistete, wurde er mit jenen alsbald ins Gefängniß abgeführt. Während der Zeit, welche sie in letzterem zubringen mußten, betete Fructuosus in froher Zuversicht, die Krone der Gerechtigkeit zu erlangen, ohne Unterlaß; auch taufte er im Kerker einen Katechumenen, Namens Rogatianus. Die Christen aber verließen die Gefangenen nicht, sondern erleichterten ihnen ihre Lage, so viel sie nur immer konnten, und empfahlen sich angelegentlich ihrer Fürbitte.

Am Freitage nach ihrer Einkerkerung mußten die drei Gefangenen zum Verhöre vor dem Statthalter erscheinen. Als dieser den Bischof fragte, ob er wisse, was die Kaiser (Valerianus und sein Sohn und Mitregent Gallienus) befohlen haben, antwortete er: „Nein, aber ein Christ bin ich." — „Sie haben befohlen, die Götter anzubeten." — „Ich bete den einigen Gott an, der Himmel und Erde und das Meer sammt Allem, was darin ist, gemacht hat." — „Weißt du, daß es Götter giebt?" — „Nein." — „Du wirst es nachher erfahren!" Fructuosus blickte nach oben und hob

innerlich zu beten an. Der Statthalter aber fuhr fort: „Auf wen will man denn noch hören, vor wem sich scheuen, wen verehren, wenn man die Götter nicht anbetet und die Bildnisse der Kaiser nicht verehrt?"

Da diese Bemerkung auf den Bischof keinen Eindruck machte, so wandte sich Aemilianus an Augurius mit den Worten: „Höre nicht auf das, was Fructuosus sagt!" Jener aber erklärte frei und offen: „Auch ich bete den allmächtigen Gott an." Nun fragte der Statthalter den andern Diacon Eulogius: „Betest du nicht auch Fructuosus an?" worauf derselbe erwiederte: „Ihn nicht, sondern Den, welchen er selbst anbetet." Der Statthalter fragte jetzt Fructuosus, ob er ein Bischof sei, und als dieser es bejahte, versetzte er mit höhnischem Lächeln: „Du bist es gewesen!" und verurtheilte sodann die Gefangenen zum Feuertode.

Als Fructuosus mit seinen zwei Gefährten nach dem Amphitheater, wo die Hinrichtung Statt finden sollte, geführt wurde, wehklagte das heidnische Volk, während die Trauer der Christen von der Freude über die Herrlichkeit, zu der die Verurtheilten jetzt eingehen sollten, überwogen wurde. Durch ihr heiteres, zuversichtliches Wesen stillten die drei Märtyrer die Thränen der Weinenden, und als christliche Brüder ihnen zur Leibesstärkung ein aus Früchten bereitetes Getränk anboten, wies Fructuosus es mit den Worten zurück: „Es ist noch nicht Zeit, das Fasten zu brechen." Es war nämlich zehn Uhr Morgens, und das gewöhnliche Freitagsfasten ging erst Nachmittags drei Uhr zu Ende.

Vor dem Amphitheater bat den Bischof einer seiner Lectoren, Augustalis, mit Thränen um die Erlaubniß, ihm die Schuhe ausziehen zu dürfen; doch jener erwiederte, der göttlichen Verheißung gewiß werde er dieß mit Freuden selbst thun. Nachdem es geschehen war, trat ein christlicher Bruder, Namens Felix, zu ihm, ergriff seine Rechte und bat ihn, seiner zu gedenken; worauf Fructuosus mit lauter Stimme, so daß alle Umstehenden es hörten, antwortete: „Ich muß die ganze vom Aufgang bis zum Niedergang zerstreute Kirche auf meinem Herzen tragen." Als er schon am Eingange des Amphitheaters stand und ein Christ, mit Namen Martialis, ihn ersuchte, zum Abschiede noch ein Wort des Trostes an seine Glaubensbrüder zu richten, sagte Fructuosus: „Es wird euch nicht an einem Hirten fehlen, und des Herrn Liebe und Treue

wird sich diesseits und jenseits offenbaren; denn was ihr jetzt sehet, ist nur das Leiden einer Stunde."

Nun führte man den Bischof mit seinen beiden Diaconen auf die Feuerstätte, wo ein Jeder an einen Pfahl gebunden und sodann der Holzstoß angezündet wurde. Als die Flammen die Stricke, womit ihnen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren, verzehrt hatten, beteten sie nach ihrer gewohnten Weise knieend und die Hände in Kreuzesform gen Himmel ausgestreckt, bis alle Drei zu gleicher Zeit ihren Geist aushauchten. Sobald es Nacht geworden war, kamen die Christen, begossen die noch glühenden Ueberreste der Märtyrer mit Wein, trugen sie hinweg und begruben sie nachher feierlich in der Kirche unter dem Altare.

Im folgenden Jahre gerieth Kaiser Valerian durch Hinterlist in die Gefangenschaft des Perserkönigs Sapores, worin er, von diesem aufs übermüthigste behandelt, bis zu seinem Tode schmachten mußte, und damit hatte die von ihm ausgegangene Christenverfolgung ein Ende. Der letzterer zu Grunde liegende Zweck war durch sie so wenig als durch alle früheren Verfolgungen erreicht worden; vielmehr hatte auch sie der Kirche zum Segen dienen müssen. Nicht blos hatte sie wieder unter den Christen gesichtet und der Begeisterung der lebendigen Glieder der Gemeinde einen neuen Schwung verliehen, sondern die glorreiche Art, wie eine Anzahl hochgestellter und anderer angesehener Christen den Märtyrertod erlitt, erwarb dem Glauben, der so leben und sterben ließ, namentlich auch bei den höheren Ständen, aus denen er verdrängt werden sollte, so hohe Achtung und Bewunderung, daß jetzt gerade aus diesen Viele dem Christenthume sich zuwandten.

Gustav Plieninger in Stuttgart.

---

85. Felix der Bekenner.

14. Januar.

In jenem fruchtbaren und schönen Landstriche des südlichen Italiens, welchen schon die alten Römer das glückliche Campanien nannten, erhebt sich zwischen Feldern und Hügeln die uralte Stadt Nola, des Kaisers Augustus Geburts- und Sterbeort. Der Dictator Sulla hatte sie zur Kolonie erhoben und an seinem Beinamen „der Glückliche" theilnehmen lassen; denn er gab auch ihr die Be-

zeichnung felix. Aber ein anderes Glück, als er kannte, wurde ihr nach einigen Menschenaltern zu Theil. Inmitten aller ihrer vergänglichen Herrlichkeit erfuhr sie die verborgene des ewigen Evangeliums. Die unzweifelhaften Nachrichten von dem Wachsthum der Nolanischen Gemeinde reichen soweit in die Zeiten der Verfolgung zurück, daß die stets bereitwillige Sage Grund fand, von einem Besuche des Apostels Petrus zu dichten.

Kaum zweitausend Schritte von der Stadt liegt das Vorwerk Cimitile, ursprünglich Cimeterium d. h. Kirchhof. An dieses knüpfen sich zahllose Erinnerungen aus der Jugendzeit der christlichen Kirche. Gläubige, Bekenner, Märtyrer wurden hier bestattet; Millionen haben über ihren Ruhestätten gebetet. Als das gährende Morgenroth des Mittelalters anbrach und die Völkerwogen über Italien wechselten, nannten die gewaltigen Fremdlinge die Stadt Nola selbst bisweilen nach dem, was ihnen dort das Wertheste schien, Cimeterium. Aber das Kleinod des Begräbnißplatzes war und ist noch ein Grab, dessen Geschichte der Sammlung aller derer vorangeht, welche es nach und nach umgeben haben. Es rühmt sich der Gebeine eines Bekenners, der mit vielen anderen Zeugen des Seligmachers, z. B. mit einem schon früher enthaupteten Bischof von Nola, den glücklichen Namen Felix theilt. Sein Geburtstag zum höheren Leben ist seit anderthalb Jahrtausenden am 14. Januar gefeiert worden. Vornehmlich um seinetwillen hieß jene Stätte einst dem Range nach der dritte aller christlichen Kirchhöfe. Der heilige Augustinus schickte von Afrika her einen Priester an sein Grab, damit in der geheiligten Umgebung ein Meineid zu Tage käme. Der Bischof Paulinus von Nola, zuvor Statthalter der Provinz gegen Ende des vierten Jahrhunderts, pflasterte die Straße von der Stadt her, baute ein Pilgerhospiz, erweiterte neben anderen schon vorhandenen Kirchen die Grabkapelle des Felix, deren Decke er mit bildlichen Darstellungen aus dem neuen Testamente schmückte, und errichtete ihr gegenüber eine größere prächtige Basilika. Aber er verherrlichte nicht nur den Ort mit seinen Bauten, sondern auch das Fest durch jährliche Geburtstagsgedichte in lateinischen Hexametern. Diese sind uns zum größten Theile erhalten und bilden die Hauptquelle für die Geschichte des Felix. Was uns in ihnen am wenigsten der liebevollen aber leichtgläubigen Legendenpoesie anzugehören scheint, werde hier kurz ausgezogen.

Es mag um den Anfang des dritten Jahrhunderts gewesen

sein, als ein reicher Syrer Namens Hermias nach Nola übersiedelte. Bei seinem Tode hinterließ er seinen zwei Söhnen Hermias und Felix ein ansehnliches Vermögen. Jener diente dem Kaiser in weltlichen Waffen, dieser dem König aller Könige in geistlichen. Nachdem Felix im Dienste der Kirche die unteren Amtsstufen des Vorlesers und des Exorcisten überstiegen hatte, wurde er zum Priester geweiht. Während nun der fromme Bischof Maximus an der Spitze der Gemeine stand, brach die Wuth der Heiden zu einer heftigen Verfolgung aus. Da sich diese zuerst besonders die Vorsteher zum Ziele nahm, wie es Grundsatz der blutigen Maßregeln des Kaisers Valerianus war, so entwich Maximus, und verbarg sich im Gestrüppe der Wildniß. Felix blieb als Lehrer und Pfleger der Gemeinde zurück. Auch er war schon in vorgerückten Jahren, aber voll jugendlichen Glaubensmuthes. Man warf ihn in den Kerker. Er war bereit, sein Blut für Christum zu vergießen. Aber das Schwert sparte ihn den Martern auf. Seine Peiniger banden ihm Hals und Hand mit eisernen Ketten, sperrten seine Füße im Block schmerzlich auseinander und legten ihn auf Scherben. Indeß wurde Maximus in der Einöde von Hunger, Frost und Nässe gequält; mehr noch von der ängstlichen Sorge um die verlassene Heerde. Da fügte es Gott, daß Felix seinen Feinden entkam. Er suchte seinen Bischof und fand den Bejahrten obdachlos unter Dornen dem Verschmachten nahe. Nachdem er ihn erquickt hatte, trug er ihn in der Nacht zur Stadt zurück. Hier war ihm von seinem Besitze außer der eignen Wohnung nur noch ein Häuschen geblieben, welches eine alte Frau hütete. Dieser übergab er den Bischof, indem er sie mit dringenden Worten vor Gott als dem Zeugen ihrer Treue beschwor. Als er Abschied nahm, hob Maximus seine Hände auf und segnete ihn inbrünstig. Darauf verbarg sich Felix in seinem Hause, bis die Hitze der Bedrängniß nachließ.

Bald jedoch brach der Sturm aufs neue los. Felix befand sich gerade auf einem öffentlichen Platze unter mehreren Getreuen, als die Heiden herbeidrangen. Ihre Augen aber wurden gehalten, daß sie ihn nicht erkannten. Sie lenkten in eine andere Straße ein. „Wo ist Felix?" rufen sie. Erstaunt antwortet ihnen Jemand: „Habt ihr ihn nicht so eben gesprochen?" Mit neuer Erbitterung kehren sie um. Der gehetzte Priester ist entronnen. Sie stürzen ihm nach. Sie verfolgen ihn bis unter wüstes Gemäuer. Und nun mag für einen Augenblick die Geschichte den Dichter sprechen

lassen: Keine Thür schützte das Versteck des Flüchtlings. Aber Gott ließ einen Schutt vor die Oeffnung fallen, und eine Spinne geschäftig ihr Netz davor anknüpfen. Die Wüthenden nahen. Da sehen sie den Staub ohne Fußtapfen, und spotten des Gedankens, daß ein Mensch durchgedrungen sei, wo sogar eine Fliege das schwache Gespinnst zerrissen haben würde. Paulinus fügt hinzu:

Wohnet nur bei uns der Herr, so ist Mauer der Spinnen Gewebe;
Fehlet uns Christus, so wird Spinnengewebe der Thurm.

Mit Mühe verbarg sich Felix nun in einer alten jetzt wasserleeren Regencisterne unter dem Dache eines abgelegenen Hauses. Eine christliche Frau nährte ihn heimlich lange Zeit. Man wußte nicht, wohin er verschwunden war. Als die wieder eingetretene Ruhe ihm erlaubte, zu den übrigen Gläubigen zurückzukehren, wollten sie in freudigem Erstaunen kaum ihren eigenen Blicken glauben, daß sie den geliebten Hirten wieder unter sich sähen. Bald darauf starb Maximus. Allgemein begehrte man Felix zu seinem Nachfolger. Aber der demüthige Mann lehnte die Ehre ab und wies sie seinem Mitpriester Quintus zu, weil dieser um einen Sonntag früher die heilige Weihe empfangen habe. Quintus nahm die Wahl an. Doch in brüderlicher Achtung folgte er immer gern dem Einflusse und Rathe seines Felix, so daß man sagte, jener habe die Gemeine durch das Amt, dieser durch sein Wort geleitet.

Von jetzt an verfloß eine friedlichere Zeit. Felix hatte unter den Proscriptionen sein väterliches Erbtheil eingebüßt. Jetzt stand ihm frei, es gleich Anderen auf dem gerichtlichen Wege zurückzufordern. Allein er wollte nicht wiedersuchen, was er um des Bekenntnisses willen verloren hatte, und hielt sich an das Wort: Ich habe es alles Macht, es frommt aber nicht alles. Unter den in ihn dringenden Freunden war besonders inständig die gläubige Wittwe Archelais, welche ihm vorhielt, er würde den Armen viel Gutes thun und sich damit eine verdienstliche Stufe bei Gott erwerben können. Felix lächelte zu den wohlmeinenden Bitten des guten Weibes und antwortete: „Soll ich das Irdische wiedernehmen und das Ewige verlieren? Lieber selig ohne Güter als reich ohne Leben! In meiner Armuth bin ich reich an Christo." Er besaß nur noch ein ärmliches Gärtchen. Dazu miethete der Greis drei Morgen schlechten Feldes und bebaute sie ohne Knecht. Nach der Ermahnung des Apostels Paulus arbeitete er und schuf mit der Hand etwas Gutes, auf daß er hätte zu geben den Dürftigen. Denn er

wußte es möglich zu machen, daß er seinen Kohl und seine Bohnen noch mit den Armen theilte. Nur ein Kleid brauchte er; hatte er einmal deren zwei, so gab er das bessere einem Bettler, und so ging bisweilen dieser wie ein Glücklicher gekleidet, der felix wie ein Bettler. Hoch bejahrt entschlief er. Auch ihm wird der selige Gruß gegolten haben: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude. Paulinus aber singt von der Kirche, mit welcher er sein Grab überwölbt hat, dem bösen Feinde also entgegen:

> Nicht des Menschen Natur, des Erdgeborenen, einzig
> Dir widerstehet; es ist Gott selbst, den im Haß du befeindest;
> Christus der Herr ist's, der überall in den Leibern der Seinen
> Deinem Gifte sich bietet, der alten Schlange des Abgrunds.
> Eigenen Schlingen verstrickt nun fällst du im Morde der Diener
> Des Herrn, welcher dem Tode die Macht in des Todes Gestalt nahm.

K. Heintz in Rom †.

---

86. Mamas.

2. September.

Es sind jetzt gerade sechszehnhundert Jahre her, daß ein Gebot von dem römischen Kaiser Gallienus ausging, durch welches den Christen freie Ausübung ihrer Religion gestattet und die christliche Kirche als eine gesetzlich zu Recht bestehende religiöse Gemeinschaft anerkannt wurde. Durch einen langen, schweren Leidenskampf hatte die Kirche dem heidnischen Staat diese Feststellung ihrer rechtlichen Existenz abgerungen; der tyrannischen Willkür der heidnischen Obrigkeit gegen die bisher völlig recht- und schutzlosen Christen war jetzt eine Schranke gesetzt; der Ruf der Heiden: ihr habt kein Recht zu existiren, mußte jetzt verstummen.

Aber der Haß gegen die Christen als Feinde der alten Götter wurde dadurch nur noch glühender, und es ist nicht zu verwundern, daß während der Friedenszeit, welche die Kirche seit dem Edikt des Gallienus vom J. 259 bis zu dem Ausbruch der allgemeinen Christenverfolgung unter Diokletian im Großen und Ganzen genoß, von Zeit zu Zeit die Flammen des Verfolgungsfeuers wieder hervorbrachen. So geschah es am Ende der Regierung des Kaisers Aurelian. Obgleich ein fanatischer Verehrer der alten durch das

Christenthum gestürzten Götter, denen er selbst Menschenopfer „aus den Gefangenen aller Völker" darbringen ließ, wagte er es doch mehrere Jahre lang nicht, jenem Gesetz zuwider die Christen zur Ehre seiner Götter zu verfolgen. Als er aber bei seinen kriegerischen Unternehmungen des besonderen Schutzes seiner Götter sich bedürftig glaubte, beschloß er, sich in noch höherem Maaße die Gunst derselben durch Vergießung von Christenblut zu erwerben. Zwar ereilte ihn der Tod, als er im Begriff war, zur Ausführung seines Planes zu schreiten. Wenn aber dennoch von blutigen Verfolgungen berichtet wird, so zeigt sich darin die Folge jener feindlichen Stellung, die Aurelian zur Kirche eingenommen hatte. Ja, daß durch dieselbe schon vor seinem Tode Verfolgungen veranlaßt wurden, bezeugt uns die Erscheinung des Märtyrers Mamas, der im J. 274 als einer der hervorragendsten Glaubenszeugen der blühenden cappadocischen Kirche den Märtyrertod erduldete. Seinem Gedächtniß war in der alten Kirche der 2. September geweiht.

Mit Recht bleibt dieser Tag mit seinem Namen bezeichnet, obgleich uns von seinem Leben nichts weiter bekannt ist, als daß er ein armer Hirt gewesen; denn er gehört zu den gefeiertsten Märtyrern der griechischen Kirche, er vertritt insbesondere das Blutzeugenthum der cappadocischen Kirche dieser Zeit; die Lobreden, in welchen zwei große Lehrer dieser Kirche, Gregor von Nazianz und Basilius von Cäsarea, seinen Namen feiern, bezeugen den großen Ruhm, welchen er dort genoß. Tausende von Menschen, berichten sie, strömten zur Feier seines Todestages zusammen, die ganze Landschaft war ihm zu Ehren in Bewegung, und die Hauptstadt Cäsarea bot Alles auf, um das Gedächtniß dieses Hirten und Märtyrers würdig zu begehen. „Wir gedenken hier eines armen Hirten", sagt Basilius; „nicht gilts, einen Reichen zu rühmen und Reichthum zu bewundern; der wahre Ruhm eines Märtyrers ist der Reichthum an geistlichen Gaben." Bald wurde Mamas der Gegenstand jener übertriebenen, schwärmerischen Märtyrerverehrung, die immer weiter in der alten Kirche um sich griff und die üppig wuchernde Legende von Wundern auf den Gräbern der Heiligen in ihrem Gefolge hatte. Selbst Basilius erinnert in seiner Rede über Mamas die Einen an die Erscheinungen, die sie im Traume von ihm gehabt, die Andern an die Wirkungen seiner Fürbitten für sie bei Gott, Andere wieder an die Erfahrung seines Beistandes bei schwierigen Unternehmungen, Andere an die Wiedererweckung

ihrer Todten auf seinem Grabe, Andere an die Wiederherstellung ihrer Gesundheit und die Verlängerung ihres Lebens durch ihn. Charakteristisch für diesen in der Verbindung mit der Märtyrerverehrung sich entwickelnden Aberglauben und zugleich ein Zeugniß für das immer höher steigende Ansehn des Mamas ist auch die Sage: Die beiden Neffen Constantins des Großen, Gallus und Julian, von denen der letztere später Kaiser wurde und als Abtrünniger das Heidenthum wiederherzustellen suchte, hätten als Jünglinge zu der Zeit, als sie in Cappadocien in der Einsamkeit auf gewaltsame Weise für den christlichen Glauben zugerichtet wurden, auf dem Grabe jenes Märtyrers ihm zu Ehren eine Kirche zu bauen angefangen; aber während das von dem frommen Gallus Gebaute stehen geblieben sei, sei das, was Julian begonnen habe, immer wieder zusammengestürzt, — als Vorzeichen seines dereinstigen Abfalls von der Kirche. — Selbst über die Grenzen Cappadociens weit hinaus war die Verehrung des Mamas verbreitet. In Constantinopel war ihm eine Kirche und ein Kloster geweiht. Wir finden den Mamas-Cultus auch in Süd-Gallien im Kirchensprengel von Lyon, wohin er durch die Verbindung, in welcher Kleinasien mit Gallien stand, leicht übertragen werden konnte.

David Erdmann in Königsberg, jetzt in Breslau.

---

87. Mauritius und die thebäische Legion.

22. September.

In der Zahl der Märtyrer, welche die christlich-germanischen Völker von der älteren christlich-römischen Welt als Helden aufgenommen und ihnen in weitesten Kreisen ihre Verehrung erwiesen haben, ragt neben Martinus von Tours besonders Mauritius mit seinen thebäischen Genossen hervor. Es war jenen Völkern nach ihrer Bekehrung zum Christenthum anfangs Bedürfniß an Stelle der alten Göttergestalten und Helden der Vorzeit neue zu erhalten, in denen sich die alte Tapferkeit und der alte Freiheitssinn christlich verklärte, aber zugleich auch die neue Treue und Hingebung gegen den mächtigen Christengott glänzend bewährte.

So tritt unter den christlichen Burgundern Mauritius mit seinen Helden hervor, der ehemals ein tapferer römischer Feldoberster war und dabei auch ein Gottesdienstmann, ein rechter

Streiter Christi, der dem römischen Tyrannen mit dem größten sittlichen Heldenmuthe entgegentritt und doch die Treue dem Kaiser bewahrend mit aller Hingebung an seinen Herrn Christum den Märtyrertod standhaft erduldet.

Die älteste aus mündlichen Berichten stammende Fassung der Legende, die wir dem Bischof Eucherius von Lyon aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts verdanken, versetzt uns in die Zeit der Verfolgung der Christen unter Maximian, der mit seinem Mitregenten Diocletian im Anfang des vierten Jahrhunderts fast in allen Provinzen des römischen Reichs die furchtbarsten Gewaltmaßregeln ergriff, um wo möglich den christlichen Namen auszutilgen. Zu dem Zweck waren überall hin Abtheilungen von Soldaten vertheilt worden, welche die Christen zu Strafen oder zum Tode ergreifen sollten. In dieser Zeit befand sich in dem Heere eine Legion von Soldaten, welche man „Thebäer" nannte; eine Legion zählte aber damals 6600 Mann unter den Waffen. Diese Thebäer waren als Hülfstruppen dem Maximian aus dem Orient zugesandt worden, Männer die durch ihre Tapferkeit im Dienste des Kaisers ausgezeichnet aber nicht minder in ihrer Hingebung gegen Christum musterhaft waren. Auch unter den Waffen waren sie eingedenk der evangelischen Vorschrift: Gotte zu geben, was Gottes sei und dem Kaiser, was des Kaisers sei. Daher wagten sie allein unter allen andern Soldaten die Bestimmung: die Menge der Christen zur Strafe zu führen, als einen Dienst der Grausamkeit von sich zu weisen. Maximianus, der von der Reise ermüdet sich in der Nähe bei Octodurum, dem heutigen Martigny, an der oberen Rhone aufhielt, erfuhr durch Boten die Weigerung der Legion, die in den agaunischen Engpässen, dem heutigen St. Maurice, sich gelagert hatte. Von Wuth entbrannt, schickte der Kaiser den Befehl, daß die ganze Legion decimirt, also der 10. Mann niedergehauen werde, damit die Uebriggebliebenen durch Furcht erschreckt um so eher zur Ausführung seiner Befehle der Christenverfolgung gezwungen würden. Die Thebäer beschlossen indeß das Aeußerste zu dulden, ehe denn sie etwas gegen den christlichen Glauben thun sollten. Der Kaiser ließ zur Strafe dafür die Legion zum zweitenmal decimiren und an die überlebenden Soldaten zum drittenmale die frühere Aufforderung ergehen, gegen die Christen einzuschreiten. Sie beharrten nach gegenseitiger Verabredung in ihrem Widerstande und vor Allen traten nun die Führer auf:

Mauritius, der Oberste der Legion, Exuperius, der campi doctor d. h. der in der Kriegskunst Unterweisung ertheilte und Candidus, ein Rathgeber der Soldaten. Sie ermahnten ihre Mitstreiter zu unverbrüchlicher Treue gegen Christum bis in den Tod und zur Nachfolge ihrer bereits triumphirenden Brüder. Auf's neue ermuthigt schickten sie Abgesandte an Maximian, die ihm in allen Stücken, welche nicht dem Gehorsam gegen Gott widerstritten, ihren Gehorsam gelobten und feierlich erklärten tapfer gegen Gottlose und Feinde streiten zu wollen, aber nicht gegen Fromme und Bürger. Den Tod ihrer Brüder beklagten sie nicht, sondern freuten sich vielmehr, daß sie für würdig gehalten seien für den Herrn ihren Gott zu leiden. Was der Kaiser auch ferner über sie beschließen werde, sie seien bereit Feuer und Schwert und alle Qualen zu erdulden. Sie seien Christen und könnten die Christen nicht verfolgen. — Als der Kaiser sah, daß ihre Standhaftigkeit unerschütterlich war, befahl er, daß alle niedergemetzelt werden sollten. Ohne allen Widerstand boten die Thebäer nach Niederlegung der Waffen dem Schwert ihrer Verfolger den Nacken dar, um so den zu bekennen, der auch seinen Mund nicht aufthat, da er wie ein Schaaf zur Schlachtbank geführt wurde.

Dieser ältesten Fassung der Legende liegt jedenfalls ein historischer Kern zu Grunde. Gerade unter der Regierung des Diocletian und Maximian hatten sich mehrere thebäische Legionen gebildet, unter denen sich eine befand, welcher in Friedenszeiten die Bewachung des kaiserlichen Pallastes übertragen war. Daß sich in diesen Legionen Christen befanden und wahrscheinlich die Mehrzahl ausmachten, wird durch die Nachrichten des Kirchengeschichtschreibers Eusebius über die diocletianische Verfolgung in der Thebais bestätigt, in der nicht bloß eine fast unendliche Anzahl Christen den Märtyrertod starben, sondern auch dabei eine Glaubensfreudigkeit und Standhaftigkeit zeigten, wie sonst nirgendwo. Die Verfolgung begann zuerst bei dem Heere, indem diejenigen, welche bei ihrem Glauben beharrten, ihres Ranges entkleidet oder mit dem Verlust ihres Lebens bestraft wurden. Der Kaiser Maximian befand sich nachweislich um die Zeit, wo das Märtyrerthum der Thebäer stattgefunden haben soll (22. Sept.), und zwar beim Beginn der Verfolgung im Jahre 302 in der Nähe von Agaunum. Er hatte sich im August dieses Jahres zum Ersatz des nach Brittanien abgegangenen Constantius in Cöln aufgehalten, war aber bald darauf durch

einen Aufstand in Afrika abberufen und über den Summus Penninus, also durch das Walliser Land, nach Italien geeilt, wo er zu Brundusium am 1. November 302 ein Gesetz unterzeichnet hat. Die Möglichkeit also besteht, daß eine größtentheils aus Christen bestehende thebäische Legion in den agaunischen Pässen von Wallis durch den Kaiser Maximian wegen ihres Widerstandes gegen seine Verfolgungsbefehle beim Beginn der diocletianischen Verfolgung bestraft worden ist. Wir werden aber die Fassung der Legende nicht einmal in ihrem schon von Eucherius im 5. Jahrhundert erweiterten Umfang aufrecht erhalten, noch weniger die späteren Erweiterungen und Verzweigungen unter den Franken als historische Züge annehmen können, vielmehr an der einfachen Thatsache festhalten müssen, daß einzelne christliche Thebäer, die im römischen Heere dienten, wegen ihres bekannten christlichen Eifers beim Beginn der diocletianischen Verfolgung den Märtyrertod erlitten. Ein Ereigniß von solcher Bedeutung, wie die Abschlachtung einer ganzen Legion von 6600 römischen Soldaten, ist unter den damaligen Zeitverhältnissen, wo man ihrer so dringend bedurfte, undenkbar, mag man auch die Maßregel als die eines im leidenschaftlichen Zorn ganz verblendeten Tyrannen darzustellen versuchen. Die Vorstellung ferner von einer bis auf den letzten Mann christlichen Legion neben einer ihr gegenüberstehenden ganz heidnischen und Christo feindselig gesinnten Armee, von der gänzlichen Vertilgung der einen durch die andre erscheint zu sehr als ein späteres Phantasiegebilde, als daß man derselben Glauben beimessen dürfte. Dazu kommt, daß sämmtliche gleichzeitigen und die späteren christlichen Schriftsteller, welche von den Christenverfolgungen unter Diocletian und Maximian zum Theil ausführlich berichten, von diesem Vorgang nichts wissen.

Eucherius selbst berichtet, daß erst viele Jahre nach dem Ereigniß dem Bischof von Wallis, Theodorus, von dem er die Sache erfahren, durch eine Offenbarung die Körper der agaunensischen Märtyrer entdeckt worden seien, zu deren Verehrung dann eine Basilica erbaut worden sei. Wenn nun Theodorus nach der Zahl der entdeckten Körper seine Angaben an Eucherius bemaaß, so konnte er durch eine frühere Begräbnißstätte leicht irregeführt werden, wie dies bei dem Acker der heil. Ursula und ihrer 11000 Begleiterinnen zu Cöln später Andren geschehen ist. — Eucherius weiß auch nur drei Namen zu nennen: Mauritius, Exuperius und Can-

didus; denn Victor ist ein nicht zur Legion gehöriger Veterane, der in ihre Geschicke verflochten wird. Von Ursus und Victor, welche zu Solothurn den Märtyrertod erlitten haben, sagt Eucherius selbst, daß die Legende sie zu Thebäern gemacht habe. In späterer Zeit tauchen allmählich immer mehr Namen der Thebäer auch anderwärts auf, so daß die Legende in Namen und Zahlen fortgearbeitet hat. Sie liegt aber auch bei Eucherius im 5. Jahrhundert, also hundert bis hundertfünfzig Jahre nach dem Ereigniß gleich anfangs in einer so ausgeprägten Gestalt vor, daß man mit Grund schon seit längerer Zeit nach einer Erklärung ihrer Entstehung geforscht hat.

Die Verfasser der Magdeburger Centurien und später Andre haben auf die Aehnlichkeit unsrer Legende mit einer orientalischen aufmerksam gemacht, in der ebenfalls ein römischer Heerführer Mauritius mit 70 Soldaten figurirt, und die Rolle des Verfolgers derselbe Kaiser Maximian zu Apamea in Syrien spielt. Wenngleich die Ausführung des Märtyrerthums des Mauritius und seiner Genossen, wie sie Simeon Metaphrastes in seinen „Leben der Heiligen" gegeben hat, im Einzelnen sehr verschieden von dem der Thebäer ist, so steigert sich doch dort wie hier, mit dem immer entschlosseneren Widerstand der Soldaten gegen die Zumuthungen des Kaisers die Wuth desselben bis zu dem endlichen Hinrichtungsbefehl, der dann ohne Murren und Widerstand, ja unter Loben und Danken gegen Gott ausgeführt wird. Der Name des Mauritius, der an der Spitze der orientalischen Krieger- und Märtyrerschaar steht, wird von dem griechischen Kirchenhistoriker Theodoret (c. 427) neben andren eminenten Helden der diocletianischen Verfolgung genannt, ja so verherrlicht, daß er mit denen der Apostelfürsten Petrus und Paulus zusammengestellt wird. Mauritius muß also schon bald nach der diocletianischen Verfolgung in der orientalisch-griechischen Kirche als Märtyrer mit seinen Genossen verehrt und dann zu hohem Ansehn gelangt sein. Eucherius oder schon vor ihm seine Berichterstatter nahmen den Namen des Helden Mauritius vom Osten herüber, aber die Zehner, die ihm im Kampfe zur Seite gestanden, sprangen im Occident in Tausende, die Einer in Zehner über.

Schon zur Zeit als Eucherius die Legende aufzeichnete, hatte sich über der Marterstätte und den Gebeinen der Heiligen ein förmlicher Cult der Thebäer entwickelt. Ihre intercessorische Thätigkeit, um die sich der Bischof Silvius (dem die Legende mitgetheilt wird)

verwenden soll, hatte sich bereits in eine unmittelbar eingreifende verwandelt. So waren sie z. B. einem noch heidnischen Schmidt, der bei'm Bau der Basilica beschäftigt am Tage des Herrn selbst gearbeitet hatte, erschienen und dieser wurde in Folge der Erscheinung bekehrt. Sie wirkten mancherlei Wunder, wie Heilungen von Krankheiten, Austreibungen von Dämonen. Nicht bloß sie selbst, sondern auch ihr Blut und ihre Gebeine übten bald ähnliche Wunderwirkungen aus. Daher schon in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts Wallfahrten von allen Seiten her nach diesem geweihten Ort unternommen wurden, wie z. B. von Romanus, dem Abt eines Klosters im Jura, dessen Lebensbeschreibung, die bald nach seinem Tode (460) verfaßt ist, darüber berichtet. Viele wollten wie er die Basilica der Heiligen sehen und das blutgetränkte Blachfeld betreten. Einzelne dieser frommen Waller blieben an der Stätte zurück, wo sich christlicher Heldenmuth mit der Treue so schön bewährt hatten und höhere segnende Kräfte fortwirken sollten. So bildete sich das Kloster Agaunum, das uns recht ein Bild des im Abendlande ganz charakteristisch sich gestaltenden Klosterlebens gibt und das in engem Zusammenhange mit dem religiösen Leben in der Schweiz längere Zeit hindurch dessen Mittelpunkt blieb.

Wir erfahren aus der alten Biographie des Abtes Romanus, daß schon damals der Bericht über die Passion der Thebäer schriftlich abgefaßt war. Damit ist ohne Zweifel der des Eucherius gemeint und dessen Alter bestätigt. Die weitere Angabe im Leben des Romanus, daß die Basilica und das agaunensische Lager die Gebeine der ganzen Legion, 6600 Mann, nicht habe umfassen können, konnte als Anhaltepunkt der späteren Verzweigungen der Legende dienen, welche zahlreiche Reliquien der Thebäer an den verschiedensten Orten vorhanden weiß.

Eine neue Hebung erfuhr der Thebäer-Cult für Burgund im Anfang des 6. Jahrhunderts, als König Sigismund aus Reue über die von ihm vollführte Ermordung seines Sohnes Sigerich die Basilica und das Kloster herstellen ließ und reich dotirte. Die Gräber der Heiligen, des Mauritius, Exuperius, Candidus und Victor wurden gerichtet und ein immerwährender Psalmengesang angeordnet. Bei Gelegenheit der Einweihung der wohl prächtiger hergestellten Basilica (im J. 515) hielt Avitus, der Bischof von Vienna, eine Lobrede auf die Heiligen, von der nur noch der Anfang erhalten ist.

Unterdeß hatte sich schon die Verehrung der heiligen Märtyrer unter den Franken allgemeiner verbreitet. Chlodwig der Frankenkönig wandte sich zehn Jahre nach seiner Bekehrung (im J. 506) an den verehrten Abt Severin nach Agaunum, um durch ihn von seinem leidenden Zustande befreit zu werden. Von der Verbreitung heilkräftiger Thebäerreliquien, namentlich ihres Blutes, lassen sich noch früher im 4. Jahrhundert bei den Franken Spuren entdecken. Man begnügte sich aber nicht bloß mit den Reliquien, sondern man erhob auch Anspruch auf den Ruhm der thebäischen Legion selbst: und schon Gregor von Tours, der Kirchengeschichtschreiber der Franken, berichtet gegen Ende des 6. Jahrhunderts von einer prächtigen Basilica zu Cöln, in welcher 50 Mann von der heil. thebäischen Legion gemartert sein sollten. Sie war von ausgezeichneter musivischer Arbeit und glänzte von Gold, sodaß das Volk sie „zu den goldenen Heiligen" nannte. Auch hier erwiesen sich die Gebeine wunderthätig. Diese Kirche ist ohne Zweifel die des heil. Gereon, der mit einer Abtheilung Thebäer durch die Legende Cöln überwiesen worden. Um dies möglich zu machen, wurde der Bericht über die Thebäer dahin erweitert, daß die Legion zur Dämpfung eines Aufstandes der Bagauden d. h. der Bauern in Gallien abgesandt worden sei und im Rhonethale sich zu dem Feldzuge durch Opfer habe vorbereiten sollen; als sie sich ihres christlichen Bekenntnisses halber wiederholt geweigert hatte, wurde sie niedergehauen.

Diese erweiterte Fassung wurde dann dahin abgeändert, daß die Vernichtung der Legion erst auf ihrem Rückmarsch aus Gallien stattgefunden habe. Es blieb aber nach der Dämpfung des Aufstandes in Gallien noch die Züchtigung des Usurpators Carausius in Brittanien übrig. Dazu wurden Abtheilungen der thebäischen Legion unter Anführung des Gereon, Victor, Cassius und Florentius abgesandt, während das übrige Heer sich nach Italien zurückzog. — Als im oberen Rhonethale die Niedermetzelung der Legion erfolgte, sandte Maximian Truppen mit demselben Blutbefehl auch gegen jene am Nieder-Rheine befindlichen Abtheilungen ab. So wurden zu Bonn (Verona) Cassius und Florentius mit sieben Genossen, zu Cöln Gereon mit 318 Gefährten, zu Xanten Victor mit 330 Soldaten niedergemetzelt. In Cöln wurden die Leichname in einen Brunnen geworfen, und bald darauf erbaute Helena, die Mutter Constantins, über den Gebeinen der Märtyrer die Gereons-

kirche, die wegen ihrer Pracht und wunderthätigen Reliquien Gregor von Tours ohne nähere Namenangabe zuerst erwähnt.

Die weiteren Verzweigungen der Legende nach Trier und andren Orten, die Verlegung derselben nach Pavia in Italien, beweisen, daß, nachdem sie einmal aufgetaucht war, bei den christlich-germanischen Völkern ein förmlicher Wetteifer sich geltend machte, solche christliche Helden wie Mauritius und die thebäische Legion als Vorbilder sich nahe zu rücken und als Localheilige selbst ganz zu besitzen.

W. Krafft in Bonn.

3. Die diocletianische und maximianische Verfolgung.

88. Die Märtyrer der heiligen Bücher.

Namentlich Felix Bischof von Thibaris u. Philippus Bischof von Heraclea.

2. Januar.

Wie der erste Tag des Jahres verheißungsvoll im Glanz des Namens Jesu, „Immanuel," leuchtet und daran mahnt, allezeit dessen zu gedenken, welcher der Grund- und Eckstein der Kirche ist und seine Verheißung: „Ich bin bei euch alle Tage," treu erfüllt, so soll der zweite Tag des Jahres mit vollem Rechte dem Gedächtniß der heiligen Schrift, „die von ihm zeuget", und der alten Glaubenszeugen, welche sie als Gottes Wort mit ihrem Blut besiegelt haben, geweiht sein. Und insbesondere ziemt es wohl der evangelischen Kirche, der Bibelkirche, die aus dem lebendigen Samen des Wortes Gottes geboren ist und daraus nur sich immerfort verjüngt und erneut, wenn sie unmittelbar nach dem Namenstage Jesu den Tag „der Märtyrer der heiligen Bücher" folgen läßt, den Tag der Blutzeugen der alten Kirche, welche mit dem Glauben an das fleischgewordene Wort, in welchem „Gott mit uns" ist, zugleich die Treue gegen das geschriebene Wort, worin „Gott mit uns" redet, bis in den Tod bewahrt haben. Die leuchtenden Gestalten derselben treten uns in dem Bilde der großen Christenverfolgung am Anfange des vierten Jahrhunderts entgegen, in welcher die heidnische Weltmacht sich noch einmal gegen das Christenthum zu einem furchtbaren Kampf auf Tod und Leben aufraffte, und gerade dadurch den entscheidenden äußeren Sieg der Kirche über die Welt vorbereiten mußte.

Die Duldung, welche der Kaiser Diokletian anfangs dem Christenthum angedeihen ließ, während er das römische Staatswesen durch Umspannung des ganzen Reichs mit einem neuen System kaiserlicher Machtentfaltung und durch Verknüpfung desselben mit der Mantik und den Mysterien eines orientalischen Heidenthums aus seinem tiefen Verfall zu erheben suchte, schlug gegen das Ende seiner Regierung völlig in ihr Gegentheil um, als die

heidnischen Priester in Verbindung mit dem Cäsar Galerius, auf's Aeußerste über den immer mächtiger werdenden Fortschritt und Einfluß des Christenthums im Volke und im bürgerlichen Leben erbittert, dem Kaiser die großen Gefahren vor Augen stellten, welche dem Staatswesen und dem neuen Götterwesen von Seiten der immer weiter über das ganze Reich sich ausbreitenden Kirche drohten. Sie drängten ihn zu dem Entschluß, das Christenthum im ganzen römischen Reiche mit einem Schlage zu vernichten.

Das durch Galerius erwirkte kaiserliche Gebot, daß alle Soldaten, also auch die große Zahl der Christen unter denselben, an den Opfern selbst Theil nehmen sollten, in Folge dessen der Hauptmann Marcellus wegen Verweigerung des Opferns und der Verehrung der Götter und wegen seines offenen Bekenntnisses zum christlichen Glauben hingerichtet wurde, war der Vorbote der allgemeinen furchtbaren Verfolgung der Christen, zu welcher die Zerstörung der großen prächtigen Hauptkirche in der kaiserlichen Residenz Nikomedien durch die Leibwache des Kaisers, und ein Edikt desselben vom 24. Februar des Jahres 303 für alle Theile des Reiches das Signal gab.

Dieses Edikt gebot außer der Aufhebung aller gottesdienstlichen Versammlungen der Christen und der Zerstörung aller Kirchen auch die Auslieferung und Verbrennung aller heiligen Schriften. Die darauf folgenden drei Edikte geboten, daß alle Vorsteher der christlichen Gemeinden gefangen gesetzt, daß die eingekerkerten Christen, wenn sie freiwillig opferten, freigelassen und im entgegengesetzten Falle dazu gezwungen, daß überhaupt alle Christen ohne Unterschied auf jede Weise mit Gewalt zum Opfern bewogen werden sollten. Auch bei der Ausführung dieser Edikte wurde immer auf die Auslieferung und Vernichtung der heiligen Schriften besonderes Gewicht gelegt; denn man hatte recht wohl erkannt, aus welchem Lebensquell das schnelle Wachsthum und Gedeihen der Christengemeinden herrührte.

Daß diese Christenverfolgung zugleich eine allgemeine Bibelverfolgung war, läßt sich nur daraus erklären, daß die biblischen Schriften schon damals überall in der Kirche Verbreitung gefunden hatten und fleißig gelesen wurden. Um die Kirche von Grund aus zu vernichten, bedurfte es der Zerstörung ihres festen Grundes, des Wortes Gottes; daher war die planmäßige Vernichtung der

in großer Menge überall verbreiteten Handschriften der heiligen Schrift eine Hauptaufgabe dieser Verfolgung.

Das christliche Alterthum selbst bezeugt uns in vielen Stimmen die weite Verbreitung und den allgemeinen Gebrauch der heiligen Schriften bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts. Die ältesten Kirchenväter ermahnen eindringlich zum fleißigen Lesen der ganzen Schrift und empfehlen den gleichmäßigen Gebrauch aller Bücher des alten und neuen Testaments. Polykarp erwartet von seinen Lesern, daß sie in den heiligen Schriften wohl geübt und zu Hause sind. Irenäus erinnert, wie es heiße: „von jedem Baum des Paradieses sollt ihr essen", so sollten die Christen auch von einer jeden göttlichen Schrift essen. Origenes dringt darauf, sich einen reichen Schatz durch das Lesen beider Testamente zu sammeln und so dem Hausvater ähnlich zu werden, welcher als ein rechter Schriftgelehrter aus seinem Schatze Altes und Neues hervorlangen kann. Die Väter des zweiten und dritten Jahrhunderts preisen die Bibel als ein Gemeingut aller Menschen; alle Christen ohne Unterschied sind berechtigt und verpflichtet, sie zu lesen; denn beide Gesetze, sagt Clemens von Alexandrien, dienen dem Logos, dem Wort, zur Erziehung des ganzen Menschengeschlechts, das eine durch Mose gegeben, das andere durch die Apostel geoffenbart; zu Allen redet in der Schrift der Eine Herr, der Eine Erzieher; sie ist ein gemeinschaftliches Licht, welches allen Menschen leuchtet, dem erleuchteten und gereiften Christen, der in der Betrachtung derselben grau geworden, wie dem einfältig Gläubigen, der noch in den Anfangsgründen des Christenthums steht.

Auch in die außerchristliche Welt rufen die Kirchenväter, besonders die Vertheidiger des Christenthums, hinein: Leset die heiligen Schriften, damit ihr zur Erkenntniß der Wahrheit kommet. Wenn die Apologeten Justinus, Athenagoras, Theophilus in ihren Vertheidigungsschriften den heidnischen Staatsmännern und Philosophen das fleißige Lesen der Schrift anpreisen, so setzt das die Verbreitung derselben auch unter den Heiden voraus und deutet darauf hin, wie die Bibel damals schon für sich ein Missionsmittel der Kirche wurde, um den christlichen Glauben unter den Heiden zu verbreiten. Während die heftigsten literarischen Widersacher des Christenthums, wie der Philosoph Celsus und der Miturheber der diokletianischen Verfolgung, Hierokles, sich eine genaue Kenntniß von dem Inhalt der heiligen Schrift erwarben, um sie desto sieg-

reicher bekämpfen zu können, finden dagegen viele nach Wahrheit suchende Heiden, wie der Philosoph Justinus, durch fleißige Schriftforschung die Brücke, die sie von der heidnischen Weisheit und Erkenntniß Gottes in Christo hinüberführt. Als entschiedener Feind und in feindlicher Absicht begann Theophilus von Antiochien die heiligen Bücher zu lesen; bald war er durch sie in einen Freund und gläubigen Bekenner des Evangeliums umgewandelt.

Aber auch nach Innen missionirt die Bibel. Die Väter fordern, daß das andächtige Hören des Worts in den öffentlichen gottesdienstlichen Vorlesungen von der täglichen Beschäftigung mit der Schrift zu Hause begleitet sei. Der regelmäßige, an bestimmte Zeiten und Anlässe des häuslichen Lebens sich knüpfende Bibelgebrauch, die häusliche Bibelsitte soll die Frucht, aber auch immer wieder der lebendige Same eines wahrhaft christlichen Familienlebens und im Wort Gottes wurzelnden Wandels sein. Die christlichen Eheleute sollen sich durch gemeinsames Beten und Lesen der Schrift jeden Tag immer inniger ineinander leben; in ihrem Hause soll's, wie Clemens von Alexandrien sagt, immer wie ein heiliger Festtag sein; Morgens und Abends, vor, bei und nach dem Essen soll die Schrift gelesen, sollen die Opfer der Gebete und Gesänge im täglichen Hausgottesdienste Gott dargebracht werden.

Für den im Volke verbreiteten Mangel an Kenntniß des Lesens bot die Kirche Ersatz durch die umfangreichen, periodisch wiederkehrenden Vorlesungen der heiligen Schrift beim Gottesdienste, die manche so treu in ihr Gedächtniß aufnahmen, daß sie große Abschnitte der Schrift auswendig wußten, wie z. B. jener blinde Johannes, ein Bekenner der ägyptischen Kirche in der diokletianischen Verfolgung, von dem Eusebius erzählt, daß er ihn lange Abschnitte aus allen Theilen der heiligen Schrift im Kreise seiner christlichen Brüder, die mit ihm um des Bekenntnisses willen zu schwerer Arbeit verbannt waren, zu ihrer gemeinsamen Erbauung so habe vortragen hören, wie sie in den gottesdienstlichen Versammlungen vorgelesen zu werden pflegten.

Ein nicht geringes Hinderniß des allgemeinen Bibelgebrauchs lag auch in dem Umstande, daß die Bibel nur durch Abschriften vervielfältigt und verbreitet werden konnte und die Handschriften deshalb für die Unbemittelten zu kostspielig wurden. Auch diesem Uebelstande suchte man möglichst abzuhelfen. Nach Irenäus konnte man die bei den Presbytern bereit liegenden Handschriften lesen.

In der diokletianischen Verfolgung kommen eine sehr große Menge von Bibeln zum Vorschein, welche zu dem Inventarium der Kirchen gehörten. Diese Kirchenbibeln wurden den ärmeren Leuten, aber auch solchen, die in der Stille der Kirche die Schrift lesen wollten, zum Gebrauche freigestellt. In der Kirche zu Cirta in Numidien wurden z. B. außer den zahlreichen Bibeln, welche der Diakonus in Verwahrung hatte, noch etwa dreißig Handschriften, welche die Vorleser bei sich hatten, confiscirt.

Aber auch auf andere Weise suchte man eifrig der Bibelnoth und dem Bibelbedürfniß der Aermeren abzuhelfen. Es finden sich Beispiele von reichen Leuten, die für ihr Geld einen Vorrath von Bibelhandschriften anschafften, um sie an die Unbemittelten entweder zeitweise zu verleihen oder zu verschenken. Solch' ein freigebiger Bibelverbreiter unter den Armen war der gelehrte Presbyter Pamphilus zu Cäsarea in Palästina, welcher 309 den Märtyrertod erduldete. Wie er überhaupt die Vervielfältigung und die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Laien sich eifrig angelegen sein ließ, so gab er auch für die Armen zu diesem Zwecke reichlich hin, was er nur geben konnte. Sein Freund Eusebius erzählt, daß er viele Abschriften der heiligen Bücher zu dem Zwecke anfertigen ließ, um sie an bedürftige Männer und Frauen, welche ihn darum angingen, zu verschenken. Außerdem förderte er das Bibellesen in der Gemeinde dadurch, daß er Leihbibeln hielt, welche stets in Umlauf waren. So repräsentirt er das Werk der Bibelverbreitung im christlichen Alterthum, und zwar zur Zeit der diokletianischen Christenverfolgung.

Es läßt sich nach dem Gesagten begreifen, warum diese Verfolgung auch eine Bibelverfolgung sein mußte. Das geschriebene Wort Gottes war eine dem Heidenthum schnellen Untergang drohende Macht geworden. Es galt, den Baum des Christenthums, der darin wurzelte und daraus seine Lebenskraft zog und in schnellem Wachsthum seine Zweige weithin über das römische Reich ausgebreitet hatte, an seinen Wurzeln abzuhauen und so desto sicherer und von Grund aus zu fällen. In überraschender Weise enthüllt uns diese Verfolgung die weite Verbreitung der Bibel, welche besonders in den letzten vierzig Friedensjahren stattgefunden und entsprechend der schnell wachsenden Zahl der Christen trotz der vorhin bezeichneten Hindernisse in dem Grade zugenommen hatte, daß die Staatsgewalt darin ein Hauptmittel innerer Kräftigung und Be-

festigung sowie äußerer Verbreitung des Christenthums sah und durch völlige Vernichtung der heiligen Schriften im ganzen Reiche der christlichen Kirche den gewissen Untergang bereiten zu können wähnte.

Die Zerstörung der prächtigen Kirche in Nikomedien war mit der Verbrennung der vielen darin aufbewahrten Handschriften verbunden. Eusebius war Augenzeuge davon, wie die Handschriften der Bibel auf öffentlichen Plätzen aufgehäuft und den Flammen übergeben wurden. Alle Bibeln, nicht blos die zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Kirchenbibeln, sondern auch die in den Häusern und Familien gebrauchten Privatbibeln sollten vernichtet werden. Nicht blos Bischöfe und Presbyter, sondern auch Hausväter, bibelbesitzende Laien wurden von der Obrigkeit zur Auslieferung derselben aufgefordert. Nicht wenige ließen sich durch Furcht dazu bewegen und lieferten die heiligen Bücher zur Verbrennung aus; diese hießen dann Traditoren, Auslieferer, und man sah sie als vom Glauben Abgefallene an. Diejenigen, welche standhaft die Auslieferung verweigerten, mußten die grausamsten Qualen erdulden und starben als Märtyrer für das Wort Gottes, indem sie in der Auslieferung desselben einen Abfall von Gott, einen Verrath an der Kirche, eine Verleugnung des christlichen Glaubens sahen. Besonders zahlreich sind die Bibelmärtyrer, welche in der nordafrikanischen Kirche erwähnt werden. In allen bedeutenderen Städten wüthete die Verfolgung gegen die heiligen Schriften; nicht blos viele Geistliche, sondern auch viele Laien, nicht blos Männer, sondern auch Frauen, nicht blos vornehme und angesehene Hausväter, sondern auch Leute von niedrigem Stande starben den Märtyrertod, weil sie bekannten, sie hätten Bibeln, würden sie aber nimmermehr ausliefern. Wenn ein Laie, der zwar selbst keine Bibel hatte, aber doch das Bekenntniß ablegt: „Wir sind allezeit zusammengekommen, um die Schriften des Herrn zu lesen,“ wenn dort in der Stadt Alutinum im Hause des Occanus Felix eine Gesellschaft von siebenundvierzig Personen, darunter siebzehn Frauen, wegen verweigerter Auslieferung der von ihnen zur gemeinsamen Erbauung gelesenen Bibel durch Soldaten aufgehoben und gefangen genommen wird, wenn in einer anderen Stadt mehrere Männer und Frauen bei ihrer Zusammenkunft, um die Bibel zu lesen, festgenommen wurden: so beweist dies, daß hie und da auch Bibelvereine existirten, welche das gemeinschaftliche Bibellesen bezweckten und so den Ein-

zelnen, die sich keine Bibel anschaffen konnten, das Wort Gottes zugänglich machten.

Auf die Frage des Richters: „Habt ihr der gottlosen Christen Schriften, Pergamente und Bücher?" antwortete die nordafrikanische Bekennerin Chionia: „Wir haben keine mehr, denn die jetzt regierenden Kaiser haben sie uns alle genommen." Eine Andere, Namens Irene, fragte der Richter: „Du hast so viele Schriftrollen und Bücher, Tafeln und kleinere Aufsätze und Blätter der gottlosen Christen bis auf den heutigen Tag bei dir behalten, und auch, da sie entdeckt worden, als solche anerkannt, obgleich du täglich geleugnet hast, daß ihr solche Schriften besäßet; wer hat dich dazu verleitet, diese Schriften bis auf diesen Tag zu verwahren?" Irene antwortete: „Der allmächtige Gott, der uns geboten, ihn bis in den Tod zu lieben. Deswegen haben wir nicht gewagt, ihn zu verrathen, sondern sind entschlossen, uns lieber lebendig verbrennen zu lassen, oder was sonst uns begegnen kann, zu erdulden, als diese Schriften auszuliefern." Er fragt weiter: „Wer wußte es sonst, daß sie in dem Hause, welches du bewohnst, wären?" Sie antwortete: „Das hat der allmächtige Gott, der Alles weiß, gesehen, sonst Niemand. Denn wir hielten unsere Diener für gefährlicher, als unsere Feinde, und fürchteten, sie möchten uns angeben. Deshalb haben wir sie Niemand gezeigt." Auf die fernere Frage, ob sie diese Schriften in Jemandes Gegenwart gelesen hätten, antwortete sie: „Sie waren in unserem Hause, wir getrauten uns aber nicht, sie hervorzuholen. Das war eben unsere größte Noth, daß wir in ihnen nicht konnten Tag und Nacht lesen, wie wir von Anfang an bis auf das vorige Jahr, in welchem wir sie verborgen haben, zu thun gewohnt waren."

Unter den Märtyrern der heiligen Bücher, welche in der diokletianischen Verfolgung das Wort Gottes mit ihrem Blut bezeugt haben, nehmen besonders zwei Männer unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, welche in ihren angesehenen kirchlichen Stellungen das Märtyrerthum für die heilige Schrift in zwei Welttheilen repräsentiren: Felix, Bischof von Thibaris im prokonsularischen Afrika, und Philippus, Bischof von Heraklea in Thracien.

Felix wird als der Erste bezeichnet, welcher nach Erlassung jenes Edikts wegen Auslieferung und Verbrennung der Bibel glaubensfreudig die Fahne des Märtyrerthums erhob. Er war gerade

abwesend von seiner Gemeinde, als der Befehlshaber der Stadt, Magnilian, das Edikt auszuführen begann, ohne jedoch der beim Bischof deponirten Bücher habhaft werden zu können. Kaum zurückgekehrt, wurde er zur Herausgabe der Schriftrollen aufgefordert; aber er antwortete: „Nie werde ich an dem Worte des Herrn meines Gottes zum Verräther werden." „Wie, rief Magnilian, deinen Gott stellst du höher als unsere Götter?" Felix erwiederte: „Herrlich und furchtbar ist unser Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. Eure Götter sind Steine, von Menschenhänden zurecht gemacht. Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht. Ihnen gleich sind, die sie machen und auf sie vertrauen." — „Was soll diese nichtssagende Rede? nichts Höheres gilt hier, als des Kaisers Gebot, sprach Magnilian, gieb die Bücher heraus, damit sie, wie befohlen, verbrannt werden." Da antwortete Felix: „Lieber will ich meinen Leib verbrennen lassen, als das thun. Besser ist Gehorsam gegen Gott, den ewigen, unvergänglichen König, als gegen den Kaiser von dieser Welt, der Böses gebietet." Der nochmaligen drohenden Hinweisung auf des Kaisers Befehl begegnete er mit dem Bekenntniß: „Gottes Gebot gilt mehr denn Menschengebot." — Nach drei Tagen Bedenkzeit von Neuem vorgeladen und verhört, beharrte er bei seinem Protest und versicherte, daß er bei demselben auch vor dem Prokonsul bleiben werde.

Gefesselt wurde er nun nach Carthago zum Verhör vor dem Prokonsul gebracht. Man warf ihn nach einem vorläufigen Verhör durch den Legaten desselben, in welchem er die Auslieferung der heiligen Bücher von Neuem verweigerte und die Bezeichnung derselben als „nichtsnutziger" Bücher entrüstet zurückwies, in das tiefste Gefängniß. Hier betete er mit Inbrunst: „Herr Jesu Christe, mein Herr und mein Gott, verlaß mich nicht, denn um deinet- und deines Testamentes willen leide ich Solches. Erbarme dich mein, nimm meine Seele auf zu dir; laß das Sterbliche an mir dieser Welt anheimfallen, damit ich die Unsterblichkeit bei dir erlange; in dir habe ich das ewige Leben, und der Tod hat keine Macht über mich."

Sechszehn Tage lag er in der Tiefe des Kerkers; da erst wurde er bei Nacht vor den Prokonsul geführt, der nichts mit seinen Ermahnungen und Drohungen bei ihm ausrichtete und immer nur das Bekenntniß wieder von ihm zu hören bekam: „Ich bin ein Christ; ich bin ein Bischof; ich habe die heiligen Bücher; aber deß sei versichert und gewiß, daß du sie niemals von mir ausge-

liefert erhalten wirst." In noch schwerere Fesseln gelegt, wurde er jetzt dem kaiserlichen Militärbefehlshaber überwiesen und nach neuntägiger noch grausamerer Kerkerhaft auf ein Schiff geschleppt, auf dem er, mehrere Tage und Nächte ohne Wasser und Brod und in seinen Banden hülflos den Huftritten der darauf befindlichen Pferde ausgesetzt, zu den Kaisern, welche damals in Unteritalien sich befanden, transportirt werden sollte. Die Märtyrerfahrt des Felix ging an der sicilianischen Küste entlang, wo er von den christlichen Brüdern überall auf das Ehrenvollste furchtlos empfangen und begrüßt wurde. Das Ziel derselben war Venusia in Apulien. Auch hier wich er nicht und wankte er nicht. Man setzte seiner beharrlichen Weigerung, die heiligen Schriften auszuliefern, die Drohung der Todesstrafe entgegen. Er aber erwiederte standhaft: „Lieber will ich den Tod erleiden, als durch solchen Verrath an der heiligen Schrift freveln." Nach feierlicher Vorlesung des kaiserlichen Gebots wurde ihm das Urtheil gesprochen. Es lautete auf den Tod durch das Schwert. Da hob Felix seine Augen auf zum Himmel und rief: „Dank sei Dir, o Herr, daß du nahest zu meiner Erlösung." Als die Soldaten ihn zur Richtstätte hinausgeführt hatten und der Augenblick gekommen war, wo sein Haupt unter dem Streich des Schwertes fallen sollte, da betete er mit himmelwärts gewendetem Blick: „Mein Gott! ich danke dir; sechsundfünfzig Jahre habe ich in dieser Welt gepilgert; du hast mich unbefleckt von ihr bewahrt; ich habe dein Wort gehalten; ich habe den Glauben und die Wahrheit gepredigt. Herr Gott, du Vater unseres Herrn Jesu Christi, um deinet- und deines Wortes willen und in deiner Furcht leide ich dies, und beuge ich meinen Nacken, um mich dir zu opfern. Nimm meinen Geist auf aus dieser Welt des Todes, der du bist der lebendige Gott, der da lebet in Ewigkeit. Amen."

Der zweite Märtyrer, dessen wir hier gedenken, ist der Bischof Philippus von Heraklea in Thracien, ein durch Frömmigkeit, Weisheit und Treue hervorleuchtender Hirte seiner Gemeinde, die ihm mit innigster Liebe anhing. Um sein theures Leben sich zu erhalten, drang sie beim Ausbruch der Verfolgung mit Bitten in ihn, den Feinden aus dem Wege zu gehen und die Stadt zu verlassen. Aber der treue Hirt verließ seine Heerde nicht. „Solche Leiden, sprach er, muß man eher begehren als fliehn; es geschehe des Herrn Wille." Seiner Tröstungen und Ermahnungen bedurften ja auch die Seinen zur Befestigung im Glauben und in standhafter Geduld. „Sehet,

rief er prophetisch, die alternde Welt wankt ihrem Ende entgegen. Satans Wuth bricht los, denn es ist ihm eine kleine Weile die Macht gegeben, aber nicht zum Verderben der Knechte Christi, sondern zu ihrer Erprobung und Bewährung. Das Epiphanienfest mahnt uns an die Herrlichkeit. Drum lasset keine Drohungen der Gottlosen, keine Folterqualen euch schrecken; Christus schenkt seinen Streitern die Geduld zum Leiden und den Lohn ihrer Schmerzen. Alles Vorhaben seiner Feinde, das weiß ich, wird eitel und vergeblich sein."

Als auf Befehl des Statthalters die Kirche geschlossen und versiegelt werden sollte und die heiligen Geräthe in derselben schon mit Beschlag belegt waren, rief er den kaiserlichen Beamten zu: „Welch' eine Thorheit, zu wähnen, der allmächtige Gott wohne zwischen diesen Wänden und nicht vielmehr in den Herzen der Menschen." Dennoch beschloß er mit seinen Schülern, dem Presbyter Hermes und dem Diakonus Severus, die seine Leidensgenossen werden sollten, und mit der Gemeinde nicht von den Thüren der Kirche zu weichen und bis auf's Aeußerste diesen Platz treu zu behaupten. So fand sie der Statthalter Bassus vor den Thüren der Kirche versammelt.

Er ließ sie sämmtlich vorladen, und nachdem er den Philippus veranlaßt, sich als Lehrer und Vorsteher der Gemeinde zu bekennen, forderte er unter Androhung der Folter und Hinweisung auf den kaiserlichen Befehl, nach welchem die Christen zu den Opfern gezwungen oder, wenn sie sich weigerten, hingerichtet werden sollten, zunächst die Auslieferung aller goldenen und silbernen Geräthe und aller Schriften, in denen gelesen und gelehret werde. Da sprach Philippus: „Wenn unsere Qualen dich ergötzen, wir sind bereit, sie zu erdulden. Magst du grausam diesen schwachen Leib zerfleischen, über den du Macht hast; aber über unsere Seelen hast du keine Gewalt. Nimm sie alle hin, die Gefäße, welche du verlangst; nach ihnen verlangt unser Herz nicht; denn nicht mit kostbarem Metall verehren wir unsern Gott, sondern mit Ehrfurcht des Herzens. Wie könnte der äußere Schmuck der Kirche Christo mehr gefallen, als der Schmuck des Geistes? Aber die heiligen Schriften kannst du nicht empfangen, werde ich dir nicht geben." Als nun die Henker gerufen wurden, um ihn mit anhaltenden Martern zu quälen, trat Hermes vor den Statthalter mit dem prophetischen Bekenntniß: „Wenn du auch alle unsere Bücher uns

nimmst, du grausamer Richter, als ob so jegliche Spur von dieser Lehre der Wahrheit auf Erden vertilgt werden könnte: unsere Nachkommen werden eingedenk ihrer Väter und des Heils ihrer Seelen dafür sorgen, daß in noch weit größerer Menge die heiligen Schriften werden verbreitet, und die Ehre des Namens Christi noch viel mächtiger wird verkündigt werden." Die Antwort darauf waren grausame Geißelschläge. Er wurde genöthigt, die Polizeimänner in den Raum hineinzuführen, wo die heiligen Geräthe und Bücher lagen. Die kostbaren Gefäße mußte der Statthalter selbst durch einen ernsten Befehl vor den räuberischen Händen seiner Leute, die Einiges davon heimlich für sich bei Seite schaffen wollten, sicher stellen. Die Gefäße und Bücher wurden alle auf den Gerichtssaal gebracht, Philippus aber mit den Seinen auf den Markt geführt, dem Volke zum ergötzlichen Schauspiel, den übrigen Christen zum schreckenden Beispiel.

Während die Masse des Volks dorthin strömt, werden die heiligen Schriften von Soldaten auf einem andern Platze zum Verbrennen aufgehäuft, die betenden Christen aus ihren Versammlungsstätten hinausgetrieben und in der Hauptkirche alle Verzierungen, selbst die an dem Getäfel der Decke, heruntergerissen. Die Wuth des Pöbels steigert sich, der Tumult wird immer größer. Da schlagen plötzlich hohe Flammen gen Himmel auf, die einen Augenblick Alles in Schrecken versetzen. Es ist das Feuer, in welchem die große Zahl der heiligen Bücher verbrannt wird. Diesen Augenblick, wo alle Augen sich nach dem Feuer hinwenden, benutzt Philippus, um angesichts der hochauflodernden Flammen auf das Feuer des göttlichen Zorns und Gerichts, dessen Flammen die Gottlosen verzehren, den Gottesfürchtigen aber zur hellen Leuchte dienen, in ernsten, zur Buße rufenden Worten hinzuweisen und zur Anbetung des lebendigen Gottes zu ermahnen.

Da naht der Statthalter dem Forum, begleitet von einer großen Menge, die zum Theil Mitleid mit den Christen empfindet, zum größeren Theil aber in steigender Wuth verlangt, daß die Christen nun zum Opfern gezwungen werden sollen. Des Pöbels Geschrei begleitet die Ermahnungen des Bassus an den Bischof und die übrigen Christen: „Opfert den Göttern und bringet dem Kaiser die gebotene Verehrung." Philippus antwortet: „Gehorsam dem Kaiser zu zollen, sind wir gelehrt, aber nicht göttliche Verehrung. Wie sollten wir eure gemachten Götter verehren, ihr Unglückseligen, die

ihr den wahren Gott und die Gottheit Christi, welche kein Gedanke fassen und kein menschlicher Geist in ihrer Größe begreifen kann, nicht erkennet und in frevelnder Verwechselung das Himmlische auf das Irdische übertraget. Von der Erde ist das Alles, woraus ihr eure Götter von gewinnsüchtigen Händen bereiten lasset; es ist da, um mit den Füßen darauf zu treten, nicht, um es anzubeten; uns hat es der lebendige Gott geschaffen zum Besitz; euch aber liefert es eure Götter."

Mit diesem Bekenntniß weigerte sich auch Hermes standhaft, zu opfern. Als er gefragt wurde, ob er es thun würde, wenn der Bischof dazu sich zwingen ließe, antwortete er: „Auch dann werde ich nicht opfern; aber ich weiß, daß er nicht unterliegen wird. Wir haben gleichen Sinn und gleichen Muth." Und als Bassus ihm mit den Flammen des Scheiterhaufens drohte, rief er: „Du willst mich mit der leichten Flamme eines Feuers schrecken, die kaum entbrannt schon wieder erlischt und kennst nicht die Macht jenes ewigen Feuers, welches ohne Aufhören brennt und des Teufels Diener in langsamer Qual verzehrt." — „Wir eilen zum Leben!" entgegnete er auf die wiederholten Aufforderungen, und als der Statthalter, dies mißverstehend, ausrief: „Nun so opfert doch, wenn ihr das Leben suchet und ersparet euch die Schrecken des Kerkers und der Ketten und die Qualen der Folter," da erwiederte ihm Hermes: „Nie, nie wirst du uns dazu zwingen; deine Drohungen werden nur unsern Muth erhöhn und in unserer Treue und Standhaftigkeit uns befestigen." Unter den Mißhandlungen des wuthentflammten Pöbels, der den greisen Bischof wiederholt zu Boden stieß, wurden die treuen Bekenner in's Gefängniß abgeführt. Sie lobten und priesen Gott mit fröhlichen, von keinem Gefühl des Hasses erfüllten Herzen. Ihr Kerker wurde nicht leer von Christen, welche sich zu ihnen drängten, um sich von ihren geliebten Lehrern Trost, Belehrung und Stärkung zu holen. Der neue Statthalter, Justinus, hatte mit seinen Ermahnungen und Drohungen eben so wenig Erfolg. Der Bischof wurde gefesselt an den Beinen mitten durch die Stadt geschleift und aus vielen von den Steinen ihm gerissenen Wunden blutend und mit zerfleischten Gliedern wieder in den Kerker geworfen. Umsonst. Er blieb standhaft bei seiner Weigerung.

Nun trat auch der Diakonus Severus, durch dieses Beispiel seines Lehrers gestärkt, aus seiner Verborgenheit hervor, in der er den Nachforschungen der Beamten sich entzogen hatte, und machte

alle Ueberredungskünste, die Justinus bei ihm als einem vermeintlich Furchtsamen unter Hinweisung auf die Qualen seines Bischofs mit Erfolg anwenden zu können hoffte, durch das gute, freudige Bekenntniß zu Schanden: „Nie wirst du von uns erlangen, was du forderst. In diesem Christenglauben bin ich aufgewachsen, diese Wahrheit hat mein Lehrer mir von der frühesten Kindheit an in's Herz gepflanzt; nie werde ich von ihr wanken und weichen. Als ihren Bekenner zerfleische mich, wie du willst. Wie schreckliche Qualen du uns auch bereiten magst; Christus, für den wir sie leiden, wird sie uns mildern."

Nach siebenmonatlichem Schmachten in einem von Schmutz und Unflat starrenden Kerker wurde Philippus mit seinen Leidensgenossen unter Trauern und Klagen seiner nun verwaisten Gemeinde nach Adrianopel abgeführt. Die Martern wurden hier verschärft. Man entkleidete ihn bis auf die Haut; je standhafter er sich zeigte, desto mehr reizte er die Wuth seiner Peiniger, welche seine Glieder mit Geißelhieben zerfleischten, daß die Sehnen und Muskeln seines schwachen Leibes sich blos legten. So oft er mit seinen Genossen nach solchen Mißhandlungen in den Kerker zurückkehrte, erscholl aus diesem die Lobpreisung des Namens Christi, daß er ihnen durch seinen Beistand von Neuem den Sieg verliehn habe. Die von grausamer Peinigung begleiteten Verhöre erhöhten ihren Muth und ihre Freudigkeit im Bekennen des Namens des Herrn. Auf den wiederholten Vorwurf frevelmüthiger Verachtung des kaiserlichen Gebots entgegnete Philippus mit fester Ruhe: „Nicht Frevelmuth, sondern die Furcht und Liebe Gottes, des Richters der Lebendigen und der Todten, erfüllt mich. Gehorsam dem Gebot der Schrift: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, habe ich untadelhaft bisher gehorcht. Jetzt aber bleibt mir nichts übrig als die Lockungen der Welt zu verachten und das Himmlische höher zu achten als das Irdische. Drum noch einmal: Ich bekenne mich als einen Jünger Christi und verweigere es, euren Göttern zu opfern." — Die begeisterten Worte des Bekenntnisses, welche Hermes diesen Worten seines Lehrers hinzufügte, drangen so mächtig auf den Statthalter ein, daß dieser im Zorn ausrief: „Wie? Du redest so zu mir, als könntest du mich zum Christen machen?" Und Hermes antwortete: „Wie wünschte ich, daß nicht blos du, sondern auch alle Umstehenden hier Christen würden."

Die Mittel gewinnender Rede und zwingender grausamer

Gewalt waren jetzt erschöpft. Philippus und Hermes wurden als trotzige Verächter des kaiserlichen Gebots verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Als Severus das in seinem Kerker hörte, flehte er zu Gott, daß es ihm vergönnt sein möchte, mit ihnen vereint den auch ihm gewissen Märtyrertod zu erleiden. „Du Vater unseres Herrn Jesu Christi, rief er, der du mir das Zeichen des Kreuzes Christi gegeben, achte mich des Leidens, welches meine Brüder erdulden sollen, nicht für unwürdig, sondern laß mich Antheil haben an ihrer Krone; und wie ich im Kerker mit ihnen verbunden war, so laß mich, mit ihnen verbunden, eingehn zu deiner Herrlichkeit." Seine Bitte ward ihm gewährt. — Philippus mußte, da er wegen seiner wunden Füße nicht gehn konnte, zum Scheiterhaufen getragen werden, während Hermes auf seinen von Schmerz zerrissenen Füßen sich kaum neben ihm der Richtstätte entgegenschleppen konnte. „So eilen wir jetzt zum Herrn, geliebter Lehrer, rief er jenem zu, was kümmern uns die Schmerzen der Füße, die wir bald nicht mehr brauchen werden." In wenigen Augenblicken waren die Füße der Märtyrer bis an die Knie in die Erde eingegraben, ihre Hände auf dem Rücken an die Pfähle gebunden und die Flammen um sie her entzündet, aus welchen ihr Lobgesang, mit dem sie den Namen Christi priesen, sich hören ließ, bis der Rauch und das Feuer ihre Stimmen erstickte.

David Erdmann in Königsberg, jetzt in Breslau †.

---

89. Gordius, Hauptmann in Cäsarea.

3. Januar.

Jene drei an den Herrn Jesum Christum gläubig gewordenen Hauptleute, von denen uns das neue Testament Matth. 8. Matth. 27 und Apostelgesch. 10 erzählt, hatten zu der Zeit, als das Christenthum sich unter den grausamsten Verfolgungen immer weiter ausbreitete, nicht wenige Nachfolger ihres Glaubens im römischen Heere. Die heldenmüthigen Märtyrer aus dem Militärstande, deren Gedächtniß die alte Kirche feiert, gehören den höheren wie den niederen Stufen desselben an. Die Zahl der Christen im Kriegerstande nahm besonders während der Friedenszeit der Kirche, die nach dem Anerkennungsedikt des Kaisers Gallienus 259 folgte, in überraschender Weise zu, da man sie wegen ihres Bekenntnisses

zu Christo nicht mehr verfolgte und auch nicht mehr die Theilnahme an den mit dem christlichen Glauben unvereinbaren heidnischen Ceremonien von ihnen forderte. Wie viel Bekenner des Christenthums in den Reihen der römischen Soldaten standen, ersieht man daraus, daß gegen Ende des dritten Jahrhunderts unter dem Kaiser Diokletian die letzte allgemeine große Christenverfolgung im römischen Reich damit begann, daß der Cäsar Galerius einen kaiserlichen Befehl an das Heer erwirkte, nach welchem bei militärischen Feiern zu Ehren der Kaiser auch die christlichen Soldaten an den heidnischen Opfern und Ceremonien Theil nehmen sollten. Die Weigerung der treuen Bekenner galt als militärischer und deshalb um so härter zu bestrafender Ungehorsam gegen den Kaiser. Viele von höherem und niederem Range gaben den Kriegerdienst auf, um nicht Christum verleugnen zu müssen, und thaten, wie jener glaubensmuthige Hauptmann Marcellus, der seines militärischen Schmuckes mit den Worten sich entkleidete: „Wenn das der Soldatenstand mit sich bringt, daß man den Göttern und Kaisern opfern soll, so werfe ich den Hauptmannsstab, den Gürtel hin und entsage den Fahnen und verlasse den Dienst.“ Manche mußten, wie der eben Genannte, um solches öffentlichen Bekenntnisses willen den Märtyrertod erdulden.

Unter den christlichen Soldaten, welche nach dem Ausbruch der allgemeinen Christenverfolgung am Anfang des vierten Jahrhunderts, in den Reihen der Glaubenshelden erscheinen, ist Einer der Gefeiertsten der Hauptmann Gordius von Cäsarea in Cappadocien. Er erlitt den Märtyrertod im Jahre 303. Wie den Märtyrern der heiligen Bücher in der diokletianischen Verfolgung der zweite, so ist ihm, dem Repräsentanten der Glaubenshelden des Kriegerstandes, in dieser Verfolgung, der dritte Tag des Jahres geweiht. Wie hochgefeiert sein Name in Cäsarea gewesen sei, bezeugt die Rede des Bischofs Basilius von dieser Stadt über sein Martyrium. „Wie ein in reichen Früchten prangender Baum, sagt er, das Lob seiner Güte dem Boden, aus dem er sein Dasein hat, wieder zu Theil werden lasse, also sei auch dieser Blutzeuge eine Zierde für seine Heimath, ein Ruhm für seine Vaterstadt, aus deren Schooße er hervorgegangen und zur höchsten Glorie emporgestiegen sei.“

Als Soldat war er in seinem hohen Range durch tapferen Muth und leibliche Stärke ausgezeichnet und stand bei seinen Kampf-

genossen aller Grade in hohen Ehren. Aber die Ehre ein Jünger Christi zu sein galt ihm mehr, als alle militärische Standesehre. In Folge der kaiserlichen Edikte gegen die Christen kam das schrecklichste Elend auch über die Hauptstadt Cappadociens. In ihren Straßen wurden die strengen Befehle des Kaisers ausgerufen und die Götterbilder aufgestellt, welchen die Christen opfern sollten. Diejenigen, welche sich deß weigerten, wurden grausam gefoltert. Die Kerker waren mit gefangenen Christen überfüllt. Die Häuser und die Kirchen der Christen wurden zerstört, ihr Hab und Gut ihnen geraubt. Viele wurden grausam zu Tode gemartert, Viele flohen in die Höhlen und Schluchten der Berge oder gingen in das Elend der Wüsteneien. Auch Gordius achtete Ehre, Reichthum, Verwandtschaft und Freundschaft für nichts gegen die Ehre ein Jünger Christi zu sein. Freiwillig legt er die Insignien seiner militärischen Würde ab und floh in die Schlupfwinkel der Wüste, um dort in einem kümmerlichen Leben voll Noth und Gefahr fern von dem Treiben der Welt seine Seele ganz Gott zu weihn und unter Gebet und ungestörter Betrachtung der göttlichen Wahrheit Erleuchtung von Oben durch den Geist Gottes zu empfangen.

Entbrannt von dem Feuer der Liebe Gottes konnte er dem Drange des Geistes nicht widerstehen, an dem zur Ehre des Kriegsgottes gefeierten Feste seinen Aufenthaltsort in der Wildniß zu verlassen, um der an diesem Tage beim glänzenden Schauspiel im Circus versammelten Menge Christum zu bezeugen. Schon sitzt die ganze Bevölkerung der Stadt dichtgeschaart um die Rennbahn, Heiden und Juden und auch Christen, welche der sündlichen Weltlust nachgingen, durcheinander; mit gespannter Erwartung sieht man dem Beginn des Schauspiels entgegen. Da erscheint plötzlich eine seltsame Gestalt, welche von dem Bergabhange zu dem Theater heruntereilt und vor der dichtgedrängten Zuschauermenge rasch vorüber schreitend auf einem erhöhten, Allen sichtbaren Platze stehen bleibt, von rauhem Ansehn, mit ungepflegtem Haupthaar und lang herabwallendem Bart, ein armseliges Gewand um die dürren Glieder, mit einem Ranzen umgürtet und auf einen Stab gestützt, und doch bei alledem umflossen von dem Licht einer gewissen Anmuth, welches aus dem unsichtbaren Grunde seiner Seele hervorleuchtete. Aller Augen richteten sich dorthin; man erkannte in ihm Gordius. Mit lauter Stimme rief er in die Versammlung hinein: „Ich bin gefunden von denen, die mich nicht gesucht haben und erschienen

denen, die nicht nach mir gefragt haben". Da ertönt das Signal zum Beginn des Schauspiels. Aber die Pfeifen und Trompeten werden von dem Lärm der Menge übertönt, die jetzt nur Augen und Ohren für Gordius hat; Heiden und Christen schreien durcheinander, jene seinen Tod fordernd, diese ihn freudig begrüßend. Da gebietet der Herold Ruhe; die Instrumente schweigen; nur auf Gordius sind aller Augen gerichtet; nur ihn will man hören, der ohne Furcht sich als einen Christen bezeugt.

Dem Statthalter, vor welchen er sogleich geführt wurde, antwortete er auf seine ausforschenden Fragen: „Meine Rückkehr bezeugt öffentlich, daß ich eure Edikte nicht fürchte; Jesus Christus ist meine Hoffnung und mein Schutz." Wuthentbrannt über diese Worte bedroht ihn der Statthalter mit den Schrecken aller nur möglichen Folterqualen und bedauert, daß solch' ein verdammter Bösewicht nur einmal sterben könne. Gordius erwiedert: „Wahrlich, ich sehe es als einen Verlust an, daß ich nicht verschiedene Tode für meinen Herrn Christus erleiden kann." Die ausgesuchtesten Peinigungen auf der Folter vermögen seinen Glaubensmuth nicht zu erschüttern; mitten unter den Qualen hebt er freudig die Augen zum Himmel und stimmt die Psalmenworte an: „Der Herr ist mein Helfer; ich fürchte mich nicht; was können mir Menschen thun? Ich fürchte nichts Böses; denn du, Herr, bist bei mir." Als seine Peiniger mit ihrer erfolglosen blutigen Arbeit ein wenig innehalten, ruft er ihnen zu: „Was zögert ihr? Was steht ihr müßig? Zerreißet meinen Leib, foltert meine Glieder; quälet mich zu Tode, wie ihr wollt. Wollet mir nicht vorenthalten meine selige Hoffnung; denn je höher ihr meine Qualen steigert, desto größeren Lohn bereitet ihr mir. Dieses Uebereinkommen findet Statt zwischen uns und dem Herrn: für die Striemen und Beulen, die unsern Leib bedecken, werden wir in der Auferstehung mit glänzenden Kleidern angethan, für Schmach und Schande erlangen wir Palmen und Kronen, für Kerker und Bande das Paradies; dafür daß wir mit Verbrechern verdammt werden, werden wir mit den Engeln selig sein im ewigen Leben; neue Drohungen sind mir ein göttlicher Same, von dem ich Unsterblichkeit und ewige Freuden erndten werde." — Umsonst versuchte der Statthalter, als die Grausamkeit der Folter nichts fruchtete, durch freundliches Zureden und schmeichelnde Lockungen den Glauben des Gordius wankend zu machen; umsonst stellte er ihm einen höheren militärischen Rang,

kaiserliche Gunst, hohe Ehren und Reichthümer in Aussicht. Er sah alle seine listigen Anschläge vereitelt.

Das Todesurtheil sollte jetzt gesprochen werden. Die Menge strömte vom Theater vor das Tribunal; aus der Stadt stürzte das Volk herbei, dieses neue Schauspiel zu sehn. Die zahlreichen Verwandten und Freunde drängten sich durch die dichten Massen zu Gordius hin, um ihn zum letzten Mal zu umarmen und zu küssen; unter heißen Thränen bestürmten sie ihn mit Bitten, s in jugendfrisches Leben nicht dem Tode Preis zu geben. Er aber rief ihnen zu: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über die Feinde Gottes, welche so ohne Unterlaß gegen die Christen wüthen; weinet über sie, die für uns das Feuer bereiten, aber für sich selbst damit die Flammen der Hölle anzünden. Höret auf zu weinen und mein Herz zu betrüben; denn ich bin bereit nicht blos einmal um des Namens des Herrn willen zu sterben, sondern, wenn's möglich wäre, tausendmal." Da nahten ihm Andere mit trügerischem Rath und sprachen: „Was schadet es, wenn du deinen Christus mit dem Munde verleugnest, wenn du ihn nur im Herzen festhältst; Gott sieht ja nicht auf die Worte, sondern auf die Gesinnung; so wirst du des Richters Zorn besänftigen, und Gott wird dir darum nicht weniger gnädig sein." Er aber erwiederte: „Daß die Zunge, die ich durch des Herrn Güte habe, ihren Schöpfer verleugnen sollte, dazu kann nichts mich zwingen; denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht und so man mit dem Munde bekennt, wird man selig. Hat etwa der Kriegerstand keinen Theil am Heil der Erlösung? Giebt's etwa keinen gläubigen Hauptmann? Ich gedenke jenes ersten Hauptmanns, welcher bei dem Kreuz des Heilandes stand und durch die Wunder, die da geschahn, seine göttliche Herrlichkeit erkannte und sich nicht scheute den wüthenden Juden gegenüber seinen Namen offen zu bekennen, indem er sprach: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen." Bei diesen Worten mit dem Zeichen des Kreuzes sich segnend wurde er zur Hinrichtung abgeführt. Ohne Furcht und Schrecken in seinen Mienen, ohne die Blässe der Todesangst auf seinem Angesicht schritt er mit Freudigkeit und tapferem Muth dem Tode entgegen. Es war, als ob er nicht den Händen der Henker, sondern der Engel seine Seele übergäbe, damit sie von ihnen aus dem Tode gen Himmel getragen würde. David Erdmann in Königsberg, jetzt in Breslau †.

90. Sebastianus, Hauptmann in Rom.

20. Januar.

Unter den Ersten, welche in Rom der diokletianischen Verfolgung zum Opfer fielen, war derjenige, dessen Todestag die alten Urkunden mit dem des Fabianus [1]), nur etwa vierzig Jahre später, zusammenfallen lassen. Er hieß Sebastianus. Das Glaubwürdigste, was sich über seine Geschichte auffinden läßt, ist etwa Folgendes.

Ein Mann aus Narbonne in Frankreich hatte eine Mailänderin zur Frau. Als er starb, zog die Wittwe mit ihrem Söhnlein in die Heimath. Hier wuchs der junge Sebastianus kräftig auf. Er wurde ein Kriegsmann. Wie und wann er aber dem besten Feldherrn mit der Kreuzesfahne sich zugesagt habe, ob in den Jahren der Reife mit männlichem Beschluß, oder schon in der Kindheit durch mütterliche Zucht und Vermahnung zum Herrn, das ist uns verborgen. Genug, daß wir wissen, wie er seinen christlichen Lauf vollendete. Zu einer Zeit, in welcher die Verfolgung noch nicht allgemein oder wenigstens Mailand nicht von ihr betroffen war, ging Sebastianus nach Rom und trat in kaiserliche Dienste. Hier zeichnete er sich durch Besonnenheit und Treue so aus, daß er zum Hauptmann einer Schaar aus der kaiserlichen Leibwache ernannt wurde. Die Soldaten liebten ihn wie einen Vater. Der Waffenrock barg sein Christenthum. Jedoch nicht aus Liebe zur Welt hielt er dasselbe heimlich, sondern, wie der Erfolg bewies, nur um den gefangenen Christen seinen Glaubenstrost und hülfreichen Zuspruch nicht durch voreiliges Märtyrerthum zu entziehen. Das Licht konnte aber nicht lange unter dem Scheffel bleiben. Zwei Brüder, Marcus und Marcellianus, waren als Christen gefangen im Hause des obersten Schreibers, und sollten enthauptet werden. Ihr alter Vater Tranquillinus erbat von dem Richter eine Frist, um sie durch Bitten zu gewinnen. Nun stürmten alle ihre Angehörigen auf sie ein. Die Eltern, die Frauen, die Kinder und Freunde suchten ihre Herzen durch die zärtlichsten Vorstellungen zu bewegen, daß sie von ihrer Weigerung des Götzenopfers ablassen, und sich nicht unerbittlich der Liebe der Ihrigen rauben möchten. Schon fingen die Brüder an zu wanken. Da trat aus den Anwesenden Sebastianus hervor,

[1]) S. oben S. 621 ff.

und rief den Gefangenen zu: „Muth, ihr tapfern Kämpfer Christi! Ihr habt ja die Palme des siegreichen Bekenntnisses schon ergriffen; wollt ihr sie wieder fahren lassen? Der Feind liegt schon besiegt; wenn ihr ihm den Fuß vom Nacken nehmt, wird er nur grimmiger. Jene Weinenden selbst würden sich mit Euch freuen, wenn sie vom ewigen Leben ohne Leid und Tod wüßten, was ihr wißt. Sie würden sogar mit euch eilen. Was ist es doch um das treulose gegenwärtige Leben, welches alle seine Liebhaber hintergeht, ja sie in Lüste und Laster verstrickt? Es giebt dem Trunkenen seinen Rausch und lockt den Unkeuschen in den Schiffbruch seiner Scham. Es treibt den Dieb zum Raube und erfüllt den Zornigen mit Wuth. Es nimmt dem Weisen die Klugheit und dem Richter die Gerechtigkeit und den Sitten die Zucht. Um seinetwillen unterdrückt der Mächtige den Armen, plagt der Bösewicht den Unschuldigen und erwürgt der Räuber den Wandersmann. Nachdem aber dies unselige Leben im Fleisch die Fleischlichen in seine Dienstbarkeit gezwungen hat, übergiebt es sie seinem Sohne, dem ewigen Tode. Mit solch' einem Leben", so fuhr Sebastianus zu den Freunden der Bekenner gewendet fort, „wollt ihr eure Geliebten um das ewige betrügen? Was ihr ihnen in den Sinn geben wollt, ist nicht Freiheit sondern Untergang." Dann schilderte Sebastianus den entzückenden Frieden der ewigen Seligkeit und die Qual der ewigen Strafen; im Vergleich mit diesen sei das kurze Leiden des Märtyrerthums wie nichts zu achten. „Unsre Thränen lasset Freude werden. Wie können wir denn diejenigen als Sterbende beweinen, welche mit Christo ewig herrschen werden? Siehe, dies ist der Tag, an welchem der Feind überwunden wird, indem er zu überwinden sich dünken läßt. Unsere Augen werden aufgethan, und wir können mit dem Propheten singen: Er hat eine Grube gegraben und ausgeführet, und ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat" (Ps. 7, 16). So sprach Sebastianus, mit dem Soldatenmantel bekleidet und umgürtet mit seinem Gürtel. Aber die Umstehenden meinten, sein Antlitz von himmlischem Glanz umleuchtet zu sehen. Die Brüder waren gestärkt, die Verwandten erschüttert. Das muthige inbrünstige Zeugniß von Christi Wahrheit hatte sie besiegt. Sie ergaben sich dem Herrn. Auch Zoë, die Frau des obersten Schreibers, und endlich dieser selbst, wurden gewonnen. Der Kriegsmann hatte Frieden gesäet, und Gott das Gedeihen gegeben.

Später kamen die Angeklagten mit den Ihrigen in die Ge-

walt des obersten Befehlshabers der Stadt, Namens Chromatius. Als der greise Tranquillinus vor diesen gebracht und von ihm gefragt wurde, ob er nicht wisse, welche Martern die Kaiser drohten? antwortete er: „Wenn man von wüthenden Hunden umgeben ist, und von ihnen angefallen und gebissen wird, kann man alsdann wohl aus seiner Seele verlieren, daß man ein vernünftiger Mensch ist, jene aber Hunde, unvernünftig und rasend? So können die Kaiser zwar gegen uns toben und uns zu Tode bringen, doch nie aus unseren Herzen die Ueberzeugung reißen, mit welcher wir an Jesum Christum unsern Schöpfer und Heiland glauben und uns dessen freuen."

Auch Chromatius wurde gläubig. In seinem Hause versammelten sich fortan die Christen. Sein Ansehen deckte sie eine Zeit lang. Doch um so gefährlicher wurde bald der Eifer des Verdachts. Nach Niederlegung seines Amtes zog er sich auf sein Landgut in Campanien zurück, und nahm viele Christen mit sich, deren Glaube noch zu jung und unreif war, um den drohenden Schrecknissen Trotz zu bieten. Zwischen Sebastianus und dem Presbyter Polykarpus erhob sich ein christlicher Wettstreit, wer von beiden in der Stadt bleiben und der Siegespalme entgegen gehen dürfe. Der Bischof Cajus entschied, die Gemeinde solle nicht beider beraubt werden, sondern nur Sebastianus mit ihm bleiben, der Andere aber unter den Ausgewanderten sein Amt üben. Nun hatte Gott dem Häuflein der Zurückbleibenden wieder eine Zufluchtsstätte für ihre Versammlungen bereitet. Einer von den kaiserlichen Kämmerlingen Namens Castulus, der auf dem Palatinischen Hügel mitten am kaiserlichen Hofe wohnte, war ein entschiedener Christ. Amt und Wohnung ließ keinen Argwohn aufkommen. Er nahm die Brüder bei sich auf, und verbarg ihren Gottesdienst in den obersten Kammern des Palastes. Dorthin kamen von Zeit zu Zeit einzelne Männer und Frauen aus der Stadt, welche das Heil suchten. Den bewährtesten unter den Gläubigen wurden vom Bischofe die erledigten Aemter ertheilt. Von Sebastianus wird berichtet, daß schon er den nach einigen Jahrhunderten öfter wiederkehrenden Titel „Vertheidiger der Kirche" empfangen habe.

Jedoch endlich ergriff die Flamme der feindlichen Wuth auch diese Hütte Gottes bei den Menschenkindern. Einer nach dem andern von den standhaften Jüngern des Herrn wurde getödtet. Der Tiberfluß, das Meer, oder verschüttete Sandgruben nahmen die

Leichen auf, welche der Haß vor der Liebe verbergen wollte. Sebastianus durch seine weltliche Stellung lange gesichert, wurde endlich vom Richter bei dem Kaiser verklagt. Diokletian forderte ihn vor sich, und sprach zu ihm: „Ich habe dich immer unter den Ersten meines Gefolges geehrt; und nun hast du so lange schon heimlich gegen mein Wohl die Götter beleidigt?" Sebastianus aber antwortete: „Für dein Wohl, o Kaiser, habe ich immer Christum angerufen, und für den guten Bestand des Römischen Reiches immer den angebetet, der im Himmel ist. Denn ich erwägete, daß von Steinen Hülfe erbitten, etwas ganz Unsinniges und Nichtiges ist." Da wurde der Kaiser zornig, und beschloß, den kühnen Mann recht zum Hohne seines bisher ehrenvollen Standes sterben zu lassen. Er befahl, man solle Sebastianus auf ein offenes Feld führen, ihn anbinden und wie nach einer Zielscheibe mit Pfeilen nach ihm schießen. Zahllose Geschosse durchbohrten ihn, und starrten aus den blutenden Gliedern hervor. Ob keinem von denen, welche ihren Bogen auf den einst geachteten Führer spannten, die Hände zitterten?

Sebastianus Leichnam wurde mit Haken in die große Kloake geschleppt, welche seit Jahrhunderten den schlammigen Unrath Roms unter den Füßen des täglichen Getümmels dem Flusse zuschwemmte. Bei Nacht kam eine Christin, Lucina, mit ihren Dienern, hob ihn auf und brachte ihn in die Katakomben. Dort wird in einer kleinen Kapelle unter dem Boden der Kirche, die seinen Namen trägt, noch jetzt sein Gedächtniß gefeiert. Er hat einen guten Kampf gekämpft. Seinen rüstigen Muth stellen die Maler in jugendlichen Formen dar. Nur ein altes Mosaikbild in einer Kirche am Aventinischen Hügel zeigt den bärtigen Mann. Die Christenheit hat sein Leben theils vergessen, theils durch Fabeln entstellen lassen. Es ist mit Christo verborgen in Gott.

K. Heintz in Rom †.

---

91. Agnes in Rom.

21. Januar.

Die heilige Agnes, durch ihren Namen schon als die „unbefleckte" und „jungfräuliche" gepriesen, prangt unter den Blumen des Märtyrergartens Gottes als die weiße Lilie, und

gewährt durch den grellen Gegensatz ihrer zarten Jugend und des blutigen Looses, das ihr, der dreizehnjährigen schon, während der Diocletianischen[1]) Verfolgung beschieden war, vor Andern einen eben so erhebenden als rührenden Anblick. Römerin von Geburt, einem edlen Geschlecht entsprossen, hatte sie aus den Verkündigungen der verachteten Nazarener nicht so bald den Herrn Jesum, und in Ihm den Sohn des lebendigen Gottes und einigen Heiland der Welt erkannt, als sie auch mit jener ungetheilten, feurigen Liebe sich Ihm hingab, die nichts mehr weiß noch wissen mag, als Ihn, und alle Herzen Ihm glaubt erobern zu müssen. Wirklich gelang es ihr, ihrer Gespielinnen und Gefreundeten Viele mit dem Odem ihrer heiligen Begeisterung erwärmend anzuhauchen und Christo zuzuführen. Was Wunder, daß darob des Satans Neid entbrannte? — Schien doch durch die Zartheit des Gefäßes, welches das Himmelslicht umschloß, dem letztern ein nur um so siegreicherer und ungehemmterer Durchbruch in die Nacht des Heidenthums ermöglicht. Wie fein jedoch der Arge seine Netze spinnen und wie scharf er seine Pfeile schleifen mochte, der Takt der Unschuld erweis't sich immer feiner, und undurchdringlich ist der Schild des Glaubens.

Es währte nicht lange, als auch Agnes die Wahrheit des apostolischen Wortes erfuhr, daß „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, Verfolgung leiden müssen." — Der Vorgesetzte der Stadt, Symphronius nennt ihn die Ueberlieferung, dem der stille aber mächtige Einfluß der jungen Bekennerin mehr und mehr ernste Besorgnisse für die Religion des Staates einzuflößen begann, stellte ihr endlich, nachdem alle Ueberredungskünste an der Klarheit ihres Geistes, wie an der Festigkeit ihres Glaubens gescheitert waren, unter feierlicher Geltendmachung seiner ganzen Amtsgewalt die Wahl, entweder durch ein den Göttern, und, falls sie es vorziehe, immerhin nur der jungfräulichen Minerva, dargebrachtes Opfer dem Christenthum förmlich zu entsagen, oder sich auf das Loos einer öffentlichen Preisgebung gefaßt zu halten.

Mit dem Gleichmuth einer Seele, die in den Händen Dessen sich geborgen weiß, der den Seinen verheißen hat, daß er sie behüten wolle „wie einen Augapfel im Auge," entgegnete Agnes: „Kenntest du den Herrn, dem ich diene, du muthetest Solches mir nicht zu. Ich verkünde dir, daß mein Herr weder bis zum Rückfall

[1]) Nach einer andern Combination in der Valerianischen Verfolgung.

zu deinen Götzen mich verlassen, noch zugeben wird, daß man meines Kranzes mich beraube!" —

„So weihe ich dich denn der öffentlichen Entehrung" herrschte der Präfekt, und ertheilte Befehl, daß man die Störrige an der Ecke einer volkreichen Straße ausstelle. Also geschah's. — Da stand sie denn wie ein stilles Opferlamm, aber getrost in Gott. Und siehe, die Menge wogte still und ehrfurchtsvoll wie an einer Heiligen an ihr vorüber, und Niemand fühlte sich auch nur versucht, einen verletzenden Blick ihr zuzuwerfen. Zuletzt erfrechte sich ein loser Bube, mit frevelm Ansinnen der Jungfräulichen sich zu nähern; aber nicht allein wich er vor dem Glanze der Unschuld, der wie ein himmlisches Lichtgewand die Holdselige umfloß, beschämt und verwirrt zurück, sondern wurde auch in demselben Augenblicke wie von einem ungesehenen Blitz getroffen, und stürzte geblendet und halbentseelt zu Boden. Die Ueberlieferung meldet, daß er in Folge der Fürbitte der Agnes Leben und Augenlicht wieder erhalten habe. —

Diese Thatsachen indeß vermochten die Erbitterung der Feinde so wenig zu beschwichtigen, daß sie vielmehr nur neues Oel in dieselbe gossen. „Hinweg mit der Zauberin!" schrie die tobende Rotte um so ergrimmter, je mächtiger sich das Gefühl, besiegt zu sein, in ihnen geltend machte, und der Präfekt verurtheilte die Schuldlose als eine „Verächterin der Götter" und „Verführerin des Volks" zum Tode durch das Schwert. —

Der Henker naht. Freudig, als ging's zu einem Ehrenthrone, wandelt sie zum Blutgerüste. — Der Dichter Prudentius, den wir aus seinem Lobgesange auf den heiligen Laurentius schon kennen, besang in seinem Buche „von den Siegeskränzen" auch das Märtyrerthum der heiligen Agnes, und legt dieser in dem Momente, da der Mordstahl sich wider sie entblößte, folgende Worte in den Mund:

„Vor einem Werber, rauher Mann, wie Du,
Der mit dem Schwerte schreitet auf mich zu,
Der statt mit Salbenduft und Schmeichelwort
Mit finstrer Drohung mir sich naht zum Mord, —
Vor einem Solchen kommt kein Graun mich an,
Ja freudig will ich selber ihm mich nah'n."

Der Dichter fährt dann fort:

„Sie spricht's, und während drauf zum Herrn sie fleht
In stillem, heißem, innigem Gebet,
Hält sie das Haupt gesenkt, damit es gleich
Empfange den ersehnten Todesstreich."

Der schauerliche Streich erfolgte, und „Christus," — so sagt der heilige Ambrosius in seiner der Verherrlichung der heiligen Agnes gewidmeten Gedächtnißrede, — „weihete sich die Jungfrau, schön geschmückt mit dem Rosenrothe ihres eigenen Blutes, in der zweenfachen Würde einer Bekennerin und einer geistlichen Braut."

Prudentius singt von ihrem Tode also:

„Was sie gewünscht, erfüllt des Schergen Hand:
Es fällt der Streich, — Heil ihr! — sie überwand.
Schnell kam der Tod dem Todesschmerz zuvor.
Es ringt der Geist sich los und schwebt empor.
Sie sieht, wie Gottes Engel ihr sich nah'n
Und sie geleiten hoch auf lichter Bahn.
Sie schaut erstaunt den Erdkreis unter sich
Von Dunkel eingehüllt, — sein Glanz erblich!
Sie lächelt über allen Tand der Welt,
Und Alles, was der Sonne Strahl erhellt;
Was in der Dinge dunklem Lauf entsteht,
Und in der Zeiten raschem Flug vergeht:
Tyrannen, Königreiche, Glanz und Pracht,
Und Ehre, die den Thoren eitel macht;
Gold, Silber, was der Menge Gier erweckt,
Und oft das Herz mit Sünd' und Schuld befleckt;
Der Prachtgebäude stolze Herrlichkeit,
Der Prunkgewänder eitle Nichtigkeit;
Gefahren, Sorge, Wünsche, Haß und Zorn,
Der Freude Rose mit des Schmerzes Dorn,
Des blassen Neides Fackel, deren Rauch
Die Hoffnung trübt, den Ruhm der Menschen auch;
Und, was der Uebel schrecklichstes: die Nacht
Des Heidenthums und seine finstre Macht.
Dies Alles sieht sie tief im Nebelmeer
Vergeh'n, und siegreich schreitet sie einher.
Ihr Fuß tritt auf des alten Drachen Haupt,
Der Alles, was der Erde Tand bestaubt,
Vergiftet und zuletzt mit jähem Riß
Hinabstürzt in das Reich der Finsterniß.
Er liegt gebändigt vor ihr wie ein Lamm,
Und senkt des feuerspei'nden Hauptes Kamm,
Und hebt, besiegt, den Nacken nicht mehr auf.
Indessen schwebt sie höher noch hinauf:
Da schmückt der Herr mit einem Doppelkranz
Der jungfräulichen Martyrstirne Glanz:
Der eine beut ihr sechzigfachen Lohn
Für all' das Leid, dem sie nunmehr entfloh'n,

Und hundertfachen beut der andre dar
Im Reich des Lichts, in der Gerechten Schaar!"

Die Eltern der Agnes, durch sie dem Herrn zugeführt, wachten nachmals öfter ganze Nächte durch in wehmüthiger Erinnerungsfeier bei dem Hügel der Verklärten, und wurden daselbst einst, — so berichtet die kirchliche Sage, — eines lieblichen Gesichts gewürdigt. Eine Jungfrauenschaar in golddurchwirkten Lichtgewändern schwebte vor ihnen nieder, und unter den leuchtenden Gestalten erschien auch Agnes, ein weißes Lamm zu ihrer Seite. Als die überraschten Eltern zurückbeben wollten, redete Agnes mit holdem Ton sie also an: „Betrauert mich nicht länger als eine Todte; ihr seht ja, daß ich lebe. Freuet euch mit mir, und wünschet mir Glück, daß ich mit diesen Allen die Wohnungen des Lichts ererbte, und nun ewig Dem im Himmel vereinigt bin, den ich auf Erden von ganzem Herzen liebte." — Sie sprach's, und verschwand. Von da an ward es kirchlicher Brauch, die h. Agnes mit einem Lamm zur Seite abzubilden.

In der Mitte des vierten Jahrhunderts schmückte ein römischer Bischof das Grab der h. Agnes auf dem nach ihr genannten Gottesacker mit einer Marmorplatte. In der Nähe des Letztern wurde nicht lange nachher die Kirche St. Agnese erbaut, welche im Jahre 626 von Grund auf erneuert wurde, in dieser zweiten Gestalt aber bis heute erhalten blieb. Es werden in ihr am Feste der h. Agnes, den 21. Januar, die Lämmer geweiht, die den Nonnen irgend eines Klosters zur Auferziehung übergeben, und aus deren Wolle dann die Pallien oder Amtsgewänder gewoben werden, welche die römisch-katholischen Patriarchen und Erzbischöfe von dem Papste erhalten.

Der der Agnes geweihten Kirchen und Klöster ist eine große Zahl. Unter den letzteren erwähnen wir nur dasjenige des Agnesberges bei Zwoll, dessen Geschichte Thomas von Kempen mit um so größerer Liebe beschrieben hat, mit je höherer Begeisterung er selbst die jungfräuliche Patronin vor vielen andern Heiligen verehrte und feierte.

Die h. Agnes veranschaulicht und besiegelt mit ihrem Vorbilde die Wahrheit des Herrnwortes an den Apostel: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig;" und steht im Heiligen-Chore der Kirche als Zeugin da für die Alles überwindende Macht des Glaubens auch im schwächsten Gefäße. Aus diesem Gesichts-

punkt hat die Kirche von Alters her sie angeschaut und den Erlös'ten zum Trost- und Musterbilde aufgestellt. „Ihr Männer," ruft der ehrwürdige Altvater Ambrosius aus, „bewundert die Agnes; ihr Kinder verzagt nicht mehr, nachdem ihr sie gesehen; staunet sie an, ihr Vermählten; ihr Unvermählten eifert ihrem Vorbilde nach." — „Sehet einen Glauben hier," fährt er fort, „über die Jahre, eine Tugend über die Natur hinaus. Sie, die noch nicht weiß, was Sterben sei, ist schon bereit zum Sterben. Sie, die das Leben kaum gekostet, giebt es dahin, als hätte sie es schon erschöpft." — „In einem Opfer habt ihr hier ein zweenfaches Märtyrerthum: das der Jungfräulichkeit und das des Glaubens. Wer ist des Lobes werther, als wer von Allen gelobt werden kann und muß?" — So der heilige Ambrosius. Wir stimmen in seine Worte ein. Die heilige Agnes prangt als ein Stern lieblichsten Glanzes am Himmel nicht blos der römischen, sondern der allgemeinen christlichen Kirche.

F. W. Krummacher in Berlin, später in Potsdam †.

---

92. Vincentius, Diaconus in Saragossa.

22. Januar.

Es war am 22. Januar des Jahres 304 nach Christo, als zu Saragossa in Spanien ein Jüngling in der Märtyrerkrone zu der Wolke jener Zeugen, deren die Welt nicht werth war, sich emporschwang, welchem der Name schon, den er bei seiner Taufe erhielt, die glorreiche Zukunft seines Lebensganges vorbedeutete. Vincentius, d. i. verdollmetscht der Sieghafte, hieß der jugendliche Held, dessen Glaubensthaten Augustinus schon mit gerührter und erhobener Seele vor versammelter Christengemeine verlesen hörte. Derselbe Kirchenvater meldet, es sei bereits zu seinen Zeiten der Name des Vincentius so weit in aller Welt gefeiert worden, als irgend ein Knie vor Christo sich gebeugt. Ja, angesehene Kirchen und Kapellen wurden an vielen Orten zum Gedächtniß des jungen Märtyrers mit dessen Namen geschmückt, und gepriesene Dichter, an ihrer Spitze der christliche Sängerkönig Aurelius Prudentius, sangen in begeisterten Hymnen sein Lob. Der Letztere beginnt sein Lied mit folgender Anrede an den Verklärten:

Blick' segnend, sel'ger Märtyrer,
Auf deinen Siegestag herab,
Der einst den Preis des Blutes dir,
Den ew'gen Ehrenkranz dir gab!

Dich führte jauchzend dieser Tag,
Als du den Pein'ger und die Pein
Besiegt, aus Nacht und Finsterniß
Zu Christo in den Himmel ein.

Nun strahlst du mit den Engeln dort
Im Lichtgewande hoch und hehr,
Das, muth'ger Zeuge, du gefärbt
In deines Blutes Purpurmeer.

Sprößling eines edlen Geschlechts, — sein Vater, der Sohn eines angesehenen Consuls, hieß Euticius, seine Mutter, eine Arragonierin, Enola, wurde Vincentius von Kindheit auf den Wissenschaften geweiht, und hatte durch eine freundliche Fügung Gottes, der sich ihn zu einem auserwählten Rüstzeug für sein Reich ersehen hatte, das große Glück, schon frühe der bildenden Pflege des trefflichen Bischofs seiner Vaterstadt, des Valerius, überwiesen zu werden. Dieser erkannte bald die ausgezeichnete Begabung, wie die aufrichtige und tiefe Frömmigkeit des auch schon durch die Liebenswürdigkeit seiner äußern Erscheinung sich Jedermann empfehlenden jungen Mannes; und nachdem er ihn zuerst zu seinem Diacon, dann gar zu seinem Archidiaconus erhöhet hatte, übertrug er, weil ihm, dem Bischof selbst, die Gabe der Rede minder zu Gebote stand, seinem jugendlichen Lieblinge und Gehülfen vorzugsweise den Dienst am Worte, und regte dadurch ihn an, um so eifriger die Gabe, die ihm Gott verliehen, in sich zu wecken und auszubilden, und der heiligen Betrachtung obzuliegen.

Zur damaligen Zeit stand der Stadt Saragossa und ihrem Gebiete als Bevollmächtigter des Kaisers Diocletian und seines Mitregenten Maximian, und als diensteifriger Vertreter der widerchristlichen Gesinnungen dieser beiden Gewalthaber, ein Consul vor, der sichs zur Aufgabe seines Ehrgeizes gestellt, mindestens so weit die Grenzen seines Verwaltungsbezirkes reichten, das Christenthum mit Stumpf und Stiel auszurotten, und das Heidenthum wieder zur Alleinherrschaft zu erheben. Dacianus hieß dieser Wütherich, der schon durch seine ganze äußere Erscheinung in Gestalt, Haltung, Stimme, Blick und Gebährde ein würdiges Werkzeug des alten Ur- und Erzfeindes der Christenheit in sich verrathend, kein Mittel

der Tücke und Grausamkeit verschmähte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So weit seine eiserne Hand reichte, ließ er die Bischöfe, Presbyter und andere Diener der Kirche Christi greifen, und pflegte sie erst dann vor seinen Richterstuhl zu laden, wenn er dieselben theils auf beschwerlichen im Geleite roher Zuchtknechte und unter erdrückenden Lasten zurückgelegten Wegen, theils durch Hunger, Kerkerhaft, Kettengerassel und wohl auch durch Folter ermüdet und entmuthigt glaubte. Daß der Grimm dieses Menschen vornehmlich gegen den Valerius und dessen jungen Gehülfen entbrannte, wird Niemanden Wunder nehmen. Ragten doch diese Beiden an Bekenntnißfreudigkeit vor allen Anderen weithinstrahlend hervor. Im Aufschaun zum Anfänger und Vollender des Glaubens ihres Sieges gewiß, daß, je bitterer der Kelch gewesen sei, den sie in frommer Hingebung geleert, um so überschwänglicher der ewige Sabbath sie erlaben werde. Im Verzuge des Kampfes und der Martern sahen sie nur eine Verkürzung ihrer Glorie und Seligkeit.

In der Person Dacians trat auch gegen sie die Hölle in die Schranken; und so entspann sich der denkwürdigsten Kämpfe einer, die je in der Welt durchstritten sind: ein Kampf, der insonderheit dem Vincentius die erwünschte Gelegenheit bot, seines Großes verheißenden Ehrennamens sich würdig zu erzeigen, und der durch Gottes wunderbare Lenkung zu einem augenfälligen Symbol und Vorbilde des großen weltgeschichtlichen Kampfes des Christusreiches mit dem Reiche der Finsterniß überhaupt, und dessen endlichen Ausganges sich gestalten mußte. Nachdem der grausame Richter seiner Gewohnheit gemäß auch jene beiden Heiligen nach Valencia hatte schleppen, und sie dort, um ihren Muth zu brechen, einer Menge der ausgesuchtesten Peinigungen überweisen lassen, ließ er sie endlich, aus Besorgniß, daß sie, bevor er die ihnen zugedachten bittersten Kelche reichen könnte, ihren Leiden erliegen möchten, vor sich führen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er sie, die er dem Tode schon nahe geglaubt, in einer Kraft und Lebensfrische vor sich erscheinen sah, als wären sie statt aus der Nacht des Kerkers und der Folterklausen, aus einem wunderthätigen Bade emporgestiegen. Hoffend, durch Worte erheuchelten Wohlmeinens das erzielen zu können, was durch Härte nicht erreicht worden war, wendet er sich zuerst an den Bischof, sprechend: „Was beginnest du, Valerius? Unter dem Deckmantel der Religion wagst du gegen deine Fürsten und Gebieter dich aufzulehnen! Weißt du nicht, daß du

durch Verachtung kaiserlicher Decrete das Leben verwirkst? Die Beherrscher des Weltkreises wollen aber nicht, daß die Würde der alten von den Vätern überkommenen Religion durch neue nie erhörte Lehren verdunkelt werde, sondern befehlen euch, daß ihr widerruft, und zur Bezeugung eurer Umkehr den Göttern opfert. Gieb meiner Mahnung Gehör, und folge deiner Herren Geheiß, und gehe als Bischof mit deinem Beispiel vorleuchtend deinen Untergebenen voran!" — Dann, zu dem jungen Archidiaconus sich wendend, fuhr er fort: „Und auch du, Vincens, hervorragend wie durch den Adel deiner Geburt, so durch die Blüthe deiner anmuthsvollen Jugend, schone deiner, und neige zu deinem Heil meinem Rathe dein Ohr! Entscheidet euch Beide in einer offnen unumwundenen Erklärung, ob ihr gehorchend zu hohen Ehren erhoben werden, oder halsstarrig widerstrebend in namenlosen Qualen enden wollt!"

So Dacian. Der Bischof, ein Mann von bewundrungswürdiger Einfachheit und Unschuld, und gelehrt zugleich, wie wenige, aber, wie schon bemerkt, wie weiland Moses „von schwerer Zunge", schwieg zu des Richters Rede; ein Schweigen, welches sich unzweideutig als das Verstummen eines Opferlammes kund gab, das bereit sei, um Christi willen zur Schlachtbank zu gehen. Den Vincentius dagegen drängte es, dem Heiden Rede und Antwort zu stehen, und nachdem er sich hiezu von seinem geistlichen Vater, dem ehrwürdigen Valerius die Erlaubniß erbeten, sprach er, den Blick des Glaubens fest auf die Krone gerichtet, die er in der Rüstung seines himmlischen Königes sich zu erstreiten hoffte, nach Prudentius:

Dir seien deine Götter hold,
Du magst verehren Holz und Stein,
Du Todter magst der Todten hier,
Der Götzen Hoherpriester sein.

Wir beten nur, o Dacian,
Den Vater an, den Quell des Lichts,
Und Jesum Christum, seinen Sohn:
Denn eure Götter, sie sind nichts! —

Dacian, schäumend vor Grimm, schreit: „Hinweg mit dem widerspenstigen Bischof! Als Verächter der kaiserlichen Erlasse wandre er ins Exil! Dieser jugendliche Rebell aber mit der frechen Stirn sei schwereren Gerichten aufgespart!" Er rufts, und fährt dann, bei Prudentius, zu dem Jüngling fort:

— — — — — — — — .

Unglücklicher, was wagst du da?
Du trittst dem Recht der Götter, und
Der Fürsten frevelhaft zu nah!

Dem heil'gen Recht, vor dem sich beugt
Das ganze menschliche Geschlecht!
Bedenkst du nicht, du junger Thor,
Daß nur der Tod den Frevel rächt?

Denn wisse, fest beschlossen ist's:
Wofern du dem Altare nicht
Mit Kränzen und mit Weihrauch nahst,
So übt der Tod sein streng Gericht! —

Hierauf Vincentius:

— — — — — — — —

Wohlan, so brauche deine Macht!
Ich werde nun und nimmer thun,
Was dein Gebot mir zugedacht!

Vernimm, was unser Mund bekennt:
Der Vater ist und Christus Gott,
Deß Zeugen sind und Knechte wir,
Und diesen Glauben tilgt kein Spott;

Ihn tilgt nicht Folter, Qual und Pein,
Nicht Kerkernacht und Eisengluth;
Ja auch der Tod nicht, denn auch ihn
Begrüßt ein Christ mit heiterm Muth.

Wohl wissen eure Götter auch,
Und fühlen's tief, daß Christus lebt,
Und daß sein Reich in Eile naht,
Vor dem das Reich der Hölle bebt.

Sie, welche Christi Ruf und Macht
Verscheuchte aus der Herzen Grund;
Die Götter, die Dämonen sind,
Bekennen ihn mit lautem Mund! —

Dies kühne Wort ertrug der Heide nicht. „Streckt," herrscht er, „den Lästerer auf die Folterbank, und schraubt ihm, soweit es ohne Gefahr für sein Leben geschehen mag, die Glieder auseinander. Zum Ruhme will er sich rechnen, was wir an Strafen ihm auferlegen. Wohlan, überliefert ihn den Henkern, daß sie seinen Muth erproben".

Der schauerliche Befehl ward pünktlich vollzogen, die Folter wird in Bewegung gesetzt, dem Jüngling Glied um Glied verrenkt,

und dann mit eisernen Klauen das Fleisch ihm von den Rippen gerissen, daß sein Blut in Strömen dahin fließt. Doch

Der Streiter Gottes lächelt drob,
Und schilt der Schergen blut'ge Hand,
Daß nicht noch tiefern Weg ins Fleisch
Ihr Folterstahl, der scharfe, fand.

Schon waren sie vom Foltern müd',
Doch um so froher ward der Held,
Deß leuchtendem, verklärtem Blick
Sich Christus tröstend dargestellt.

„Wie?" ruft Dacian, „noch lächeln kann dieser Bube? — Ja, er unterfängt sich gar, die Quäler zu neuen Foltern herauszufordern? — Wohlan, sie sollen ihm werden! — Rastet, bis sein Blut sich kühlte, und seine Wunden zu vernarben begannen; und dann aufs neue an's Werk! — Wir wollen sehen, wer zuletzt als Sieger auf dem Platze stehen wird!" —

Prudentius erzählt:

Gesagt, gethan! — Von neuem dringt
Der Stahl in's Fleisch ihm tief hinein,
Und lös't die schon versiegte Fluth
Des Blutes mit erneuter Pein.

Und tückisch spricht mit Schlangenbiß
Der Prätor nun: „Wenn denn dein Wahn
So blind, daß du den Herrschersitz
Der Götter nicht willst rühren an;

So thue wenigstens mir kund:
Wo hast du jene Bücher, die
So bösen Samen ausgestreut?
Des Feuers Gluth verzehre sie!"

Dies hört der Märtyrer und spricht:
„Dich selber trifft die Gluth dereinst,
Mit welcher du die Schriften jetzt,
Die heil'gen, zu verbrennen meinst.

Denn rächen wird das Flammenschwert
Die hehren Blätter, wenn sein Blitz
Die Zunge trifft, die sie so frech
Zu lästern wagt mit schnödem Witz."

Bei diesen Worten des jungen Helden steigert sich der Grimm Dacians aufs äußerste. Bald ist er leichenblaß, bald glühend roth vor Zorn. Die Augen rollen wie Feuerkugeln in seinem Haupte hin und her, und schäumend, zitternd, scheltend und drohend, er-

theilt er jetzt zur letzten und grausamsten Marter den Befehl. — „Zur Feuerfolter mit ihm!“ schreit der Wütherich. — „Heil mir, dem Glücklichen!“ entgegnet Vincentius. „Je mehr der Schrecken, desto größer die Seligkeit!“ —

Lassen wir nun wieder den Dichter reden:

Zu diesem blut'gen Opfer eilt
Der Märtyrer in schnellem Lauf;
Er kommt den Pein'gern selbst zuvor,
So richtet ihn sein Glaube auf.

Des Eisenbettes Rahmen sind
Mit scharfen Zähnen eingefaßt,
Und Kohlen nähren stets die Gluth,
Und gönnen nicht der Flamme Rast.

Doch steigt er frohen Muths hinauf,
Der Gottesmann, als ob er schon,
Die Krone tragend im Triumph,
Bestiege seinen Ehrenthron.

Das Salz den Kohlen aufgestreut,
Es sprüht und funkelt in die Höh,
Und heftet sich an seinen Leib,
Durchdringend ihn mit tiefstem Weh.

Er aber steht und regt sich nicht,
Als kenne nimmer er den Schmerz,
Und hebt — denn Fesseln trägt die Hand —
Den Blick nur betend himmelwärts.“

Dacian fragt die zurückkehrenden Söldner, was Vincentius jetzt sage und mache. Diese, todtmüde und tief erschüttert, entgegnen, er habe mit heiterm Blick alle Marter ertragen, und entschloßner und freudiger noch, als zu Anfang, Christum bekannt. Da ruft der Consul mit den Gebährden eines Verzweifelnden: „Wehe! wir sind überwunden!“ — „Doch Eins,“ fährt er fort, „bleibt noch übrig. Will die leibliche Qual allein erfolglos bleiben, so leide zugleich sein nicht zu bändigender Geist! Sucht irgendwo einen finstern Ort, der ihn gänzlich vom Tage trenne. Undurchdringliche Nacht bedecke ihn daselbst. Streut ihm das Lager aus spitzigen Scherben, auf denen jede Wendung ihm frische Pein bereite. In dieser Klause verriegelt ihn, nachdem ihr seine Füße in einen Stock gelegt. Kein Mensch komme in seine Nähe, kein ermunterndes Wort dringe zu ihm hinab! Ihr aber belauscht von Zeit zu Zeit

den Elenden, und traget Sorge, daß, sobald er ermattet und zu erliegen beginnt, mir's gemeldet werde!" —

Dieser entsetzliche Befehl wird pünktlich ausgerichtet. Kaum aber, daß man den jungen Dulder in die neue Martergrube hinabgesenkt, da durchbricht urplötzlich ein himmlisches Licht die grausige Nacht; Kerzen, heller denn die Sonne, flammen in wunderbarem Glanze um ihn auf; der Holzblock lös't sich gesprengt von seinen Füßen, und das Scherbenlager verwandelt sich in einen duftigen Blumenteppich. In Psalm und Lobgesang zu seinem Gott jauchzt der selig überraschte Kämpfer auf, und Engelstimmen rufen ihm zu: „Vincentius, unüberwindlicher, Er, für dessen Namen du so treu gestritten, hält die Krone für dich im Himmel schon bereit. Halte aus! bald wirst du unsern seligen Chören beigesellt, und dann preisest du ihn, dessen Gnade dich zum Sieger machte, mit neuen Liedern!" — Welchen Antheil die heilige Dichtung an dieser Darstellung der wunderbaren Tröstungen und Hülfserfahrungen, die dem Vincentius in seiner Kerkernacht zu Theil geworden, auch immer haben mag, ihr Kern ist Wahrheit. Die Wächter, wie sie durch eine heimlich belassene Spalte das Wunder mit anschaun, und den Märtyrer Hymnen singend in seiner Grube auf- und niedergehen sehen, werden von diesem Schauspiel dergestalt überwältigt, daß sie, tief überzeugt von der Göttlichkeit des Evangeliums bald nachher dem Heidenthum entsagen und selbst Christen werden. Aus der Nachbarschaft strömt die Menge der Gläubigen hinzu, und Vincentius begrüßt sie mit den Worten: „Freuet euch! Den ihr in Qualen wimmernd glaubtet, der lobet den Herrn! Seine Bande sind gelös't, seine Kräfte wuchsen. Gehet hin, und verkündet allen Herolden Christi, daß Er in seinen treuen Knechten immer Sieger bleibt!" —

Als die Kunde von diesen Vorgängen zu Dacianus gelangt, schlägt derselbe bestürzt die Hände zusammen, und bricht in den Ruf der Verzweiflung aus: „Wir sind besiegt!" — Dann nach einer Pause fährt er fort: „Bettet seinem Leibe auf sanftern Polstern, und verpfleget ihn. Ich will seine Glorie nicht dadurch noch erhöhen, daß ich ihn unter Qualen sterben lasse. Er erhole sich, und dann gebe man ihn neuen Martern preis!" — So der Heidenrichter. „Aber beschließet einen Rath," spricht der Herr, „und werde nichts daraus!" — Während Dacian auf neue Foltern sinnt, denkt Christus an die Krönung seines Knechts. Der Mär-

tyrer, von den frommen Händen der Heiligen auf ein weiches Polster ausgestreckt, gab bald in einem köstlichen Tode seinen Geist auf, und ging in die triumphirende Kirche. Die umstehenden Brüder bedeckten seinen Leib mit ihren Küssen, tauchten ihre Tüchlein in sein Blut, und hafteten in andächtiger Beschauung an den Wunden seines zerrissenen Körpers.

Als dem Dacian die Nachricht von dem Vorgegangenen überbracht wird, spricht er blaß und zitternd vor Verdruß und Mißmuth: „Konnte ich den Lebendigen nicht bewältigen, so kühle sich meine Rache an dem Todten. Werft ihn unbegraben auf's Feld, daß die Thiere ihn zerfleischen!" — So geschiehts. Aber selbst die raubgierigen Bestien wandeln, wie durch eine geheime Ehrfurcht gebunden, an seinem Leichnam, ohne ihn zu berühren, still vorbei, und die Adler und Geier schlagen ihre Flügel über ihn weg. — Da geräth Dacian vollends außer sich, und bricht in die Worte der Verzweiflung aus: „Wie, auch der Todte noch spottet meiner, und je heftiger ich ihn verfolge, desto mehr nur muß ich seine Verherrlichung fördern? — Wohlan! will die Erde seiner schonen, so verschlinge ihn das Meer! Verhüllt ihn in das Sterbekleid eines Vatermörders, und versenkt ihn, nachdem ihr ihn mit Steinen beladen, in den Ocean, wo er am tiefsten ist! Da mögen die Seeungethüme ihn fressen, und die Wogen sein Gedächtniß auf ewig begraben!" —

Die Henker vollziehen auch dies, und stechen mit der heiligen Leiche in See. Und wie die Spitzen der Berge schon fern erbleichen und das Ufer ihren Blicken entwichen ist, schleudern sie ihren Todten in die brausende Meerestiefe hinab, und lenken dann zu Dacian zurück, froh, demselben endlich einmal, wie sie meinen, die Siegesbotschaft überbringen zu können. — Aber auch diese Hoffnung erweis't sich als eine eitle. Der versenkte Leichnam, den sie schon von den Seeungeheuern verschlungen wähnen, kommt ihnen, von den Wogen dem Ufer zugetragen, zuvor, wird, auch noch im Tode seinen Namen Vincentius behauptend, durch wunderbare göttliche Fügung von Glaubensbrüdern am einsamen Strand entdeckt, zuerst heimlich in einer kleinen Basilika begraben, später aber, als die Zahl der Christen gewachsen war und die Verfolgungen aufgehört hatten, mit feierlichem Gepränge unter dem Altare der Kirche zu Valencia beigesetzt. Hier ruhen seine Gebeine noch und mancher fromme Pilger tritt bis zur Stunde mit heiliger Ehrfurcht an sein

Grab, und preiset Gott, dessen Kraft in der Schwachheit armer Menschenkinder so mächtig sei. —

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

---

93. Crispina in Thebeste.

5. December.

Die Geschichte der diocletianischen Christenverfolgung ist reich an leuchtenden Beispielen eines bewunderungswürdigen Glaubensmuths. Der Sinn aber, welcher das eigene Leben nicht lieb hatte, sondern es willig und freudig für Christum dahin gab, um es in ihm erst recht zu gewinnen, fand sich nicht nur bei solchen, welche nichts als ihr nacktes, vielleicht noch dazu elendes und armseliges irdisches Dasein zu verlieren hatten, sondern auch bei solchen, deren Leben mit allen Gütern und Reizen geschmückt war, welche es einem noch irgendwie mit Weltliebe behafteten und nicht ganz und völlig auf das Ewige und Himmlische gerichteten Gemüth wohl hätten über alles werth und theuer machen und dasselbe ganz gefangen nehmen können.

Zu der letzteren Klasse gehört Crispina, aus Thagara in Numidien gebürtig, zur Zeit Augustins in ganz Afrika hochberühmt, und von diesem großen Kirchenlehrer in zweien seiner Predigten, die uns aufbewahrt sind, und die er an dem Gedächtnißtage der Heiligen gehalten hat, gefeiert. Ueber ihre Persönlichkeit und äußeren Lebensumstände läßt sich aus den Andeutungen, welche Augustin in jenen Predigten giebt, und sonstigen Nachrichten nur weniges entnehmen. Nach denselben war sie Christin von Geburt und verheirathet, zur Zeit ihres Märtyrerthums aber, wie es scheint, Witwe. Wenigstens ist von einem Gatten nirgends die Rede. Sie war von vornehmer Abkunft, sehr angesehen und außerordentlich reich. Die ihrem Geschlechte natürliche Zartheit war bei ihr zu der Verfeinerung und körperlichen Verweichlichung gesteigert, wie sie das Eigenthum höherer Stände zu sein pflegt. Dabei Mutter von mehreren Kindern, welche sie innig liebten, stand sie in der Fülle irdischer Glückseligkeit. Da erschien jenes diocletianische Edict, daß alle Christen gezwungen werden sollten, den heidnischen Göttern zu opfern (s. oben S. 652): welches in ganz Afrika zur Ausführung kam, und dessen Folgen nun auch Crispina ereilten.

Sie hätte sich durch Verläugnung ihres christlichen Glaubens ja denselben entziehen können. Ihre Söhne beschworen sie darum unter heißen Thränen, sie appellirten an ihre Mutterliebe und stellten ihr vor, daß sie ja alles menschliche Gefühl verläugnen und sich als eine grausame Mutter erweisen würde, wenn sie ihren Bitten nicht willfahren und also das einzige Mittel ergreifen würde, um sich ihren Kindern zu erhalten. Alles umsonst. Nicht der Hinblick auf ihr irdisches Glück, nicht ihre auf eine furchtbar harte Probe gestellte Mutterliebe vermochte sie, nur einen Augenblick zu schwanken und ihrem Heiland untreu zu werden. Wohl vielleicht mit tief verwundetem Herzen, aber mit entschiedenem und festem Glaubensmuth riß sie sich von dem Schauplatz ihres Glücks, aus den Armen ihrer Kinder los, um einem nicht zweifelhaften Tod entgegen zu gehen, und bewies so einen Heldenmuth, welchen man dem zarten schwächlichen Weibe kaum hätte zutrauen sollen. Mit Freudigkeit ließ sie sich gefangen nehmen, und sie bewahrte diese Freudigkeit durch alle Stufen ihres Martyriums hindurch, bei dem Erscheinen vor dem Richter, als sie in's Gefängniß geworfen, als sie gefesselt wieder herausgeführt, als sie auf die Anklagebank gebracht, als sie verhört, als sie verurtheilt wurde.

Doch hören wir sie selbst, wie sie ihr Bekenntniß ausspricht in dem Verhör, welches der damalige Proconsul von Afrika Anulinus zu Thebeste in Numidien mit ihr angestellt hat. Wir kennen dasselbe aus einem Protokoll darüber, welches der gelehrte Mabillon in dem Kloster des heil. Theoderich bei Rheims handschriftlich aufgefunden und bekannt gemacht hat, und welches alle Kennzeichen der Echtheit an sich trägt.

Die erste Frage, welche Anulinus an Crispina richtete, war: ob ihr die Vorschrift des von den Imperatoren gegebenen Verbotes schon bekannt sei. Sie antwortete, daß sie nicht wisse, welches Gebot er meine. Auf die Erklärung, daß geboten sei, allen heidnischen Göttern für das Wohl der Imperatoren Opfer darzubringen, erwiderte sie: „weder habe ich jemals geopfert, noch opfere ich jetzt als nur dem einen Gott und unserm Herrn Jesu Christo, welcher in die Welt geboren ist und gelitten hat." Als Anulinus ihr zuredete, ihren Aberglauben aufzugeben und sich zur Verehrung der heidnischen Götter zu bekehren, sie würde sonst die Strenge der Gesetze erfahren müssen, erwiderte sie standhaft, was ihr auch widerfahren würde, alles wolle sie gern für ihren Glauben er-

dulden. Sie blieb dabei, daß sie täglich Verehrung zolle, aber nur ihrem Herrn, außer welchem sie keinen andern kenne, und daß sie das Gebot halte, aber das Gebot ihres Herrn, Jesu Christi. — Als ihr darauf mit dem Tode gedroht wurde, wenn sie nicht den Befehlen ihrer Herren, der Imperatoren, nachkäme, welchen sie unterthan und zum Gehorsam verpflichtet sei, antwortete sie lebhaft: „niemals wird man mich dazu bringen, Dämonen zu opfern: sondern ich opfere dem Herrn, welcher Himmel und Erde gemacht hat, und das Meer und alles was darinnen ist." Auf die erneute Aufforderung, die Strenge des Gesetzes nicht gegen sich herauszufordern, antwortete sie: „was du drohst, fürchte ich nicht, das ist von keiner Bedeutung. Aber wenn ich Gott, welcher in dem Himmel ist, verachtete, so würde ich einen schweren Frevel begehen; und Er würde mich verdammen an jenem zukünftigen Tage." Anulinus meinte, sie würde nicht freveln, wenn sie den kaiserlichen Geboten Gehorsam leistete. Sie aber versetzte: „Was willst du? ich soll gegen Gott freveln, um es nicht gegen die Imperatoren zu thun? das sei ferne. Gott ist groß und allmächtig, der das Meer und das grüne Kraut und das feste Land gemacht hat; die Menschen aber, von ihm geschaffen, was können diese mir thun?" Sie setzte noch hinzu: „Ich kenne nur den einen Gott; eure Götter sind Steine und Gebilde von Menschenhand." Das nahm Anulinus für eine Lästerung und befahl, zum Schimpf ihr das Haupt kahl zu scheeren. Dann fragte er sie: „Willst du länger leben oder zur Strafe sterben, wie auch deine übrigen Gefährtinnen Maxima, Donatilla und Secunda?" — worauf sie entschieden antwortete: „wenn ich zu sterben, das heißt meine Seele dem Untergang und dem ewigen Feuer zu überliefern Willens wäre, so dürfte ich ja nur meinen Willen in den Dienst deiner Dämonen stellen." Eine abermalige Drohung, daß er sie werde enthaupten lassen, schreckte sie so wenig, daß sie vielmehr versicherte: „ich werde meinem Gott danken, wenn mir dieses zu Theil werden sollte." Da fragte Anulinus zum letzten Male, ob sie auf diesem ihrem thörichten Sinn beharre, und Crispina antwortete: „Mein Gott, der da ist und der da war, hat mich geboren werden lassen; er hat mir das Heil vermittelst des Wassers der heiligen Taufe verliehen. Er ist mit mir, daß meine Seele nicht, wie du es von mir forderst, einen schweren Frevel begehe."

Mit solcher Klarheit und Würde, ebenso fern von Schwärmerei

wie von Gereiztheit und Trotz, legte Crispina ihr Bekenntniß des christlichen Glaubens ab.

Anulinus sprach: „was bedarf es weiter Zeugniß wider die gottlose Crispina?" — ließ das Protokoll verlesen, und fällte dann das Urtheil, daß sie durch das Schwert hingerichtet werden sollte. Sie aber rief aus: „Ich preise Christum, ich benedeie dem Herrn, welcher mich gewürdigt hat, mich auf diese Weise aus deiner Hand zu befreien." So starb sie am 5. December des Jahres 304 oder 303.

Etwa zehn Jahre später, um das Jahr 313, erließ der Kaiser Constantin, welcher mittlerweile selbst den christlichen Glauben angenommen hatte, verschiedene Edicte, um den Christen allerlei Vortheile zuzuwenden, ihre Güter ihnen zurück zu erstatten, ihre Geistlichen von staatlichen Leistungen zu befreien u. dgl. Zu derselben Zeit war Anulinus zum zweiten Male Proconsul von Afrika. Er vollzog diese den Christen so günstigen Edicte mit derselben Treue und Hingebung an seinen kaiserlichen Herrn, mit welcher er früher unter Diocletian die Christin Crispina „als eine Gottlose" zum Tode verurtheilt hatte.

C. Frommann in Berlin, jetzt in Petersburg.

94. Quirinus, Bischof von Sissek.

4. Juni.

Zur Zeit der allgemeinen Christenverfolgung unter dem Kaiser Diocletianus wurde, wohl im Jahre 304, der Bischof Quirinus von Siscia in Pannonien (jetzt Sissek in Kroatien, wo die Kulpa in die Save fließt) auf Befehl des Statthalters Maximus ergriffen. Ungeachtet aller über ihn verhängten Martern hielt er unerschütterlich fest an seinem Glauben; er freute sich darüber, daß er von Gott gewürdigt worden, durch das Opfer der Leiden wahrhaft ein Priester zu sein, und sehnte sich nach größerer Pein um des Namens Christi willen, damit diejenigen, deren Hirt er in diesem Leben gewesen, ihm in das ewige Leben auf einem solchen Wege folgen möchten. Nach Hieronymus' Bericht wurde Quirinus mit einem Mühlstein am Halse dort von einer Brücke in die Fluthen des Flusses geworfen, eine Zeitlang von ihnen getragen, die Seinen am Ufer mahnend sich durch seinen Tod nicht abschrecken zu lassen,

bis er auf sein Gebet endlich untersank. Dieselben Züge giebt Prudentius in seinem herrlichen Hymnus auf diesen Martyrer; nur verlegt er das Ereigniß unter Galerius. Wie Hieronymus erzählen auch die vorhandenen gleichfalls uralten Leidensakten des Quirinus; doch lassen diese den Gefangenen von Siscia aus dem zweiten Pannonien nach Sabaria (Steinamanger) an den Statthalter des ersten Pannoniens Amantius ausgeliefert werden, um hier — nach den Martyrologien am 4. Juni — in der vorüberströmenden Güns den Tod auf jene Art zu dulden. Immerhin bleibt es fraglich, ob eine solche Auslieferung wirklich stattgefunden; wenigstens lag ein Grund dazu insofern nicht vor, als auch der Statthalter der zweiten Provinz, welcher den Proceß des Quirinus begonnen, zur Vollziehung der Todesstrafe berechtigt war. Die Gebeine Quirin's, der als Martyrer in der abendländischen Kirche immer hochgepriesen wurde, sollen zur Zeit der Völkerwanderung nach Rom gebracht worden sein. Ein nachmals von Rom nach Tegernsee versetzter Martyrer Quirinus ist nicht mit dem pannonischen identisch. Joh. Karl Th. Otto in Wien.

---

95. Florianus in Lorch.

4. Mai.

In der römischen Provinz Noricum war das — eben so von Osten wie auch von Italien (über Aquileja) hierhergelangte — Christenthum damals ziemlich verbreitet; seine Bekenner hatten in den Tagen der Diocletian'schen Verfolgung schwer zu leiden. Davon zeugt die Geschichte des Florianus. Dieser war ein Officier im römischen Heere. Als er vernahm, daß der Statthalter Aquilinus, welcher den Christen dem kaiserlichen Befehle gemäß auf's Eifrigste nachspürte, zu Laureacum (Lorch in Oberösterreich, bei Enns am gleichnamigen Flusse) vierzig Christen um ihres Glaubens willen in den Kerker geworfen habe und durch mancherlei Martern zum Abfall vom Christenthum zu bringen suche, eilte er aus seinem Standort — welcher dieser gewesen, wird in den ältesten Akten nicht berichtet — dahin, um sie durch sein Beispiel zu stärken. Er stellte sich dem Statthalter als Christen vor. Dieser suchte ihn erst durch freundliche Worte, dann durch die Folter zur Theilnahme am Rauchopfer zu bewegen. Florianus, ein ächter Streiter Christi,

blieb standhaft in seinem Bekenntnisse. Dafür wurde er, vermuthlich im Jahr 304, nach den Martyrologien am 4. Mai, mit einem schweren Stein am Halse von der dortigen Brücke in die Enns gestürzt. Einen jungen Soldaten, der sich bei dieser That besonders eifrig zeigte, traf sofort Blindheit als Strafe. Der vom Strom ausgespülte Leichnam ward von einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln beschützt, bis eine Matrone in Folge einer Vision ihn begrub: angeblich an dem Orte, wo jetzt das stattliche Augustiner-Chorherrnstift St. Florian (in der Nähe des gleichnamigen Marktfleckens) liegt. Nachmals (zur Zeit der Völkerstürme an der Donau) sollen Florian's Gebeine nach Rom und im Jahr 1183 auf Ansuchen des polnischen Großfürsten Kasimir II. nach Krakau gekommen sein. Seitdem gilt Florianus als ritterlicher Schutzpatron Polens. Er wird auch als Helfer gegen Feuersgefahr angerufen. Abgebildet erscheint er gewöhnlich als Kriegsmann und ein Gefäß Wasser über Flammen ausgießend. Bis Schwaben und weiterhin finden sich ihm geweihte Stätten. Joh. Carl Th. Otto in Wien.

---

96. Victorinus, Bischof von Pettau.

2. November.

Wie die vorher erwähnten Martyrer Florianus und Quirinus starb in der Diocletian'schen Verfolgung, wahrscheinlich im Jahr 304, nach den alten Martyrologien am 2. November, auch **Victorinus**, Bischof von **Petovio** im südlichen Noricum an der Grenze Pannoniens (jetzt Pettau an der Drau in Steiermark) den Tod für Christus und bezeugte dadurch, daß er seinen Glauben unter allen Gütern für das köstlichste achtete. Die näheren Umstände und die Art des Martyrertodes, welchen er — wahrscheinlich zu Pettau selbst — erlitten, sind in Dunkel gehüllt. Vielleicht wurde an ihm gleichfalls die Strafe des Ertränkens (in der Drau) vollzogen, welche, wie wir aus den Passionen Florian's und Quirin's sehen, in jenen Gegenden nicht ungewöhnlich gewesen zu sein scheint.

Victorinus war eine hervorragende Persönlichkeit, berühmt in der alten Kirche. Doch wie so mancher ausgezeichnete Mann des christlichen Alterthums, von seinem Zeitalter bewundert, ward er von der Nachwelt fast vergessen. Das Wenige, was wir über ihn wissen, hat vornehmlich Hieronymus überliefert, einige Jahrzehnte

nach Victorin's Tode zu Stridon in Niederpannonien (an der Grenze gegen die südliche Steiermark) geboren. Dieser gelehrteste unter den lateinischen Kirchenvätern redet von Victorinus, dem „Martyrer gesegneten Andenkens" (sanctae memoriae martyr), stets mit unbedingter Anerkennung, die er ihm zollt wegen seiner Verdienste um die Kirche und ihre Wissenschaft.

Von Geburt war Victorinus ein Grieche, aus Griechenland oder einem griechischen Grenzlande stammend. Auch nach seiner Uebersiedelung in's Abendland hat er seine Abstammung nicht verläugnet, dafern er die lateinische — durch Noricum und Pannonien allgemein verbreitete — Sprache sich niemals so vollkommen aneignete, als er der griechischen kundig war. Ob aus ansehnlicher Familie entsprungen oder nicht, jedenfalls hat er literarische Bildung empfangen. Er wählte den Beruf als (griechischer) Rhetor. Später trat er aus dem Leben der Heidenwelt zum Christenthum über; es eröffnete sich ihm ein neues Leben. Damals herrschte im Orient auf theologischem Gebiet Origenes, der Vater einer zahlreichen Jüngerschaft, das Vorbild der angesehensten Theologen der griechischen Kirche; mit einem Säemann hat man ihn verglichen, der geistigen Samen ausgestreut in die verschiedenen Gebiete der Theologie und nach allen Gegenden hin. Fünfzig Jahre waren seit seinem Tode verflossen, als Victorinus die Martyrerkrone errang. Auch dieser, obwohl nicht ein unmittelbarer Schüler des Origenes, erfuhr dessen Einwirkung auf sich, so zwar, daß er, wie mancher große Kirchenvater, der Origenes als seinen Lehrer in der Theologie verehrte, die eigenthümlichen Meinungen desselben, welche die herkömmliche Lehrweise der Kirche zurückwies, sich nicht aneignete: weshalb Hieronymus (in einem Schreiben an Pammachius und Oceanus über die Irrthümer des Origenes) nicht ansteht seine eigene Rechtgläubigkeit mit der unseres Victorinus in Parallele zu stellen. Origenes hatte tiefe Ehrfurcht vor der heiligen Schrift und legte sie allegorisch aus. Er lehrte: wie der Mensch (nach der platonischen Dreitheilung) aus Leib, Seele und Geist besteht, so verhält es sich mit der heiligen Schrift, die zum Heile der Menschen gegeben; die Gläubigen auf den verschiedensten Stufen sollen Unterricht daraus schöpfen. Zwar hat der buchstäbliche Sinn (der Leib) seine Geltung, und auch er erbaut die Menge der einfältigen Gläubigen. Jedoch darf man bei ihm nicht stehen bleiben. Der moralische Sinn (die Seele) führt das im buchstäblichen Sinne Vorliegende

auf das sittliche Verhalten der Menschen über, z. B. 1 Korinth. 9, 9 f. Dem Vollkommenen aber schließt sich ein tieferer Sinn auf; er dringt durch die äußern Verhältnisse hindurch zu den Ideen, welche in der Hülle des Buchstabens vorliegen, zu dem Uebersinnlichen, als dessen Abbildung das Irdische erscheint. Das ist der mystische Sinn (der Geist), und auf ihn führt die allegorische Auslegung. Hieronymus bezeugt ausdrücklich, Victorinus habe sich Origenes gerade in der Auslegung der heiligen Schrift [1]) zum Vorbild genommen. Und hauptsächlich auf diesem exegetischen Gebiete war er, unter fleißiger Benutzung des Origenes, schriftstellerisch thätig. Er schrieb nach Hieronymus' Angabe (zehn) Commentare, deren einige noch Cassiodorus (gest. 563) erwähnt: zu den drei ersten Büchern Mosis, zu den Propheten Jesaias, Ezechiel, Habakuk, zum Prediger Salomo's, zum Hohenlied, zum Evangelium Matthäi, zur Offenbarung Johannis. Man kann ihn den Vater der Schriftauslegung in der lateinischen Kirche nennen; denn in letzterer waren bis dahin eigene Commentare, in lateinischer Sprache, nicht hervorgetreten.

Wir wissen auf Grund einer Andeutung Cassiodor's, der unsern Victorin nicht etwa mit einem Andern desselbigen Namens verwechselt, daß er nach Aufgabe des Rhetoramts, sowie nachmals Hilarius und Ambrosius, ohne erst ein geistliches Amt als Diaconus oder Presbyter verwaltet zu haben, sofort aus dem Laienstande zur bischöflichen Würde gelangte. Wie man aus der chronologischen Stellung bei Hieronymus schließen darf, die ihm unter den übrigen Häuptern der Kirche zugetheilt wird, zwischen Anatolius von Alexandria (gest. um 280) und Pamphilus von Cäsarea (gest. 309), ist er in diese Würde etwa zwei Jahrzehnte vor dem Ausgang des dritten Jahrhunderts berufen worden. Uebrigens beweist seine Erscheinung in Pettau die enge Verbindung der christlichen Gemeinden Noricums und Pannoniens mit dem griechischen Osten. Daß er in seiner Stellung sehr thätig gewesen für die christliche Sache, indem er dieselbe durch Wort und Schrift nicht nur weiter zu verbreiten, sondern auch in den Gemüthern ihrer Anhänger fester zu begründen suchte, läßt sich nicht läugnen. Hieronymus nennt ihn eine Säule der Kirche (ecclesiae columna). — Derselbe rühmt seinen milden Sinn, der Niemand wehe that.

[1]) Victorinus folgte der alexandrinischen Uebersetzung des A. T.; vergl. Pitra im Spicileg. Solesm. T. I. p. 255.

Was die schriftstellerischen Erzeugnisse Victorin's betrifft, so sind sie in lateinischer Sprache abgefaßt, als der Sprache des Landes, in welchem er lebte. Wie Hieronymus versichert, waren sie reich an tiefen Gedanken, aber nicht ausgezeichnet in der Diction, so daß Victorinus mit dem Apostel habe sagen können: „Bin ich auch unkundig in der Rede, so bin ich's doch nicht in der Erkenntniß" (2 Korinth. 11, 6). Er war eben als geborener Grieche der lateinischen Sprache minder mächtig und konnte deshalb in ihr nicht immer den entsprechenden Ausdruck für seine Gedanken finden. Ueberdies stellte die lateinische Sprache damals, wie wir auch an Tertullianus bemerken, dessen Muttersprache sie gewesen, den neuen Ideen noch manche Schranke entgegen. Außer den erwähnten Commentaren verfaßte Victorinus noch eine Polemik gegen alle Ketzereien und, wie derselbe Gewährsmann beifügt, „viele andere Schriften." Sie sind sämmtlich untergegangen, mit Ausnahme des Commentars über die Offenbarung Johannis. Wohl haben zwei gelehrte Engländer, Cave gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts und neuerdings Routh, aus einer alten Handschrift unter Victorin's Namen eine Abhandlung geringen Umfangs „über die Schöpfung der Welt" (De fabrica mundi) in einem sehr verderbten Texte veröffentlicht und dieselbe für ein Bruchstück aus dem Commentar über das erste Buch Mosis gehalten. Allein, von Anderem abgesehen, einmal wird unser Victorinus (es gab mehrere Schriftsteller dieses Namens im christlichen Alterthum) in jener Handschrift nicht bestimmt als Verfasser genannt, und dann steht der Anfang jener Abhandlung entschieden der Annahme entgegen, daß sie ein Fragment von dorther sei. An der Aechtheit des (scholienartigen) Commentars über die Offenbarung Johannis [1]) haben wir nicht zu zweifeln; doch enthält er manche, zum Theil klar in die Augen springende Einschiebsel aus späterer Zeit. Derselbe ist auch darum merkwürdig, weil er über diese neutestamentliche Schrift als der erste erscheint, von dem wir überhaupt in der Kirche hören. Ein besonderes, schon früher (griechisch) abgefaßtes Werk des Hippolytus über die Offenbarung ist verloren gegangen; es hatte auch nicht die Form eines Commentars.

Origenes, der selber einen Commentar über die Offenbarung

---

[1]) Er ist zum erstenmal von dem Benedictiner Millanius (Bonon. 1558) und zuletzt im vorigen Jahrhundert von dem Oratorianer Gallandi in seiner Bibliothek der Kirchenväter (Bd. IV) herausgegeben.

Johannis nicht geschrieben, bestritt auf's Entschiedenste den Chiliasmus, d. i. die Erwartung der Wiederkehr Christi zur Aufrichtung eines tausendjährigen Reichs; er bestritt ihn, selbst in der edlern Gestalt, als reinen Buchstabenglauben, ohne deshalb jene Schrift des Neuen Testaments, aus der man ihn zu rechtfertigen suchte (20, 4 ff.), für unapostolisch zu halten. Immer wieder wies er insbesondere für die Auslegung der prophetischen Bücher und ausdrücklich der Offenbarung Johannis darauf hin, daß Alles, was nach dem Buchstaben derselben fleischlich laute, nur geistig verstanden werden könne, widrigenfalls man in ihre Mysterien, ihren wesentlichen Inhalt, nicht eindringe. Auch im vorliegenden Commentar ist Victorinus seinem Vorbilde gefolgt: er hat die Offenbarung nicht chiliastisch ausgelegt. So bemerkt er zu 20, 6, daß die Zahl 1000 nach ihrer Auflösung in 10 mal 100 einen mystischen Sinn habe, indem die Zahl 10 den Dekalog (die zehn Gebote) und die Zahl 100 die Virginität (virginitatis corona, die Reinheit in Glauben und Sitte) bedeute. Wer gewissenhaft nach jenem handele und unversehrt diese bewahre, der sei wahrhaftig ein Priester Christi und herrsche mit ihm in der geistigen Erfüllung jener Zahl. Das ist eine durchaus antichiliastische Auslegung, wie man sie von einem Exegeten aus Origenes' Schule nicht anders erwartet. Das Antichiliastische tritt besonders in den Bemerkungen zu Offenb. 20, 3 u. 5 hervor, sowie am Schlusse des Commentars, wo Victorinus ausdrücklich erklärt: „man dürfe nicht auf die hören, welche wie Cerinth behaupten, das tausendjährige Reich sei ein irdisches." Demnach ist es schwer zu begreifen, wie Hieronymus ihn zu den Chiliasten rechnen konnte. Vielleicht hat er die Erörterungen Victorin's, auf welche er sich zum Beweise seiner Behauptung beruft, ohne die betreffenden Stellen selbst anzuführen, zu flüchtig angesehen, wie dies dem Vielgeschäftigen zuweilen geschah, und nicht gründlich erwogen. So klingt es allerdings auch in unserm Commentar chiliastisch, — und derartige Stellen hat Hieronymus wahrscheinlich im Auge, — wenn Victorinus zu Offenb. 1, 15 die Worte Psalm 131, 7: „Wir wollen anbeten an dem Orte, wo seine Füße standen" in der Art auslegt: „Weil da, wo die Füße der Apostel zuerst standen und die Kirche gründeten, d. h. in Judäa, alle Heiligen sich vereinigen und den Herrn anbeten werden." Aber es ist — um die Worte eines Theologen zu gebrauchen, der das umfassendste und gründlichste Einleitungswerk zur Offenbarung des

Johannes geschrieben, — nicht nothwendig chiliastisch, sondern läßt sich recht gut so fassen, daß wie Rom der Ort der antichristlichen Macht ist, so Judäa als derjenige Ort gedacht wird, wo die gläubige Christenheit sich — nicht zur Aufrichtung eines irdischen Reiches, sondern zum Beginn des die Welt verwandelnden ewigen Reiches Christi versammelt.

Die deutsche Kirche soll sich Victorin's, des von ihr fast gänzlich vergessenen, immerdar erinnern als des ersten hervorragenden Glaubens- und Blutzeugen in Deutschland.

Joh. Carl Th. Otto in Wien.

---

97. Theodosia in Cäsarea.

2. April.

Schon sah das römische Reich seine Götter vor dem Einen Menschensohn erbleichen, der am Kreuz die Welt überwunden hatte, als es noch einmal versuchte, den christlichen Glauben mit Gewalt zu vertilgen und alle Christen zum Götzenopfer zu zwingen. In Cäsarea, wo der Erstling aus den Heiden, der Hauptmann Cornelius, einst getauft worden, wo durch Origenes eine Pflanzschule christlichen Lebens und christlicher Erkenntniß sich erhoben hatte, war jetzt ein Hauptfeind der Christen, Urbanus, Landpfleger und suchte durch ausgesuchte Martern die Standhaftigkeit der Gläubigen zu überwinden, wurde aber öfter durch ihre Treue gegen den Herrn überwunden, und dies erbitterte ihn noch mehr. An einem Sonntag, am Feste der Auferstehung Christi, standen einige Bekenner vor dem Richterstuhl des Landpflegers, ohne in ihrer Treue zu wanken, obwohl im Angesicht des nahen martervollen Todes. Theodosia, aus Tyrus gebürtig, eine kaum achtzehnjährige Jungfrau, naht sich den Gebundenen freundlich, um sie zu grüßen und vielleicht auch sie zu bitten, daß sie nach ihrem Heimgange vor dem Herrn ihrer gedenken möchten. Da fassen sie die Diener, als hätten sie die Schuldlose bei einem Verbrechen ertappt, und schleifen sie zum Landpfleger. Dieser geräth vor Wuth fast außer sich und läßt ihr mit schauerlichen Martern die Brüste und Rippen bis auf die Knochen zerfleischen. Kaum kann sie noch athmen, aber ihr Angesicht bleibt heiter und holdselig, und so wird sie auf Befehl des Wüthrich in die brausenden Meereswogen geworfen. Die übrigen

Bekenner verdammt er zur Abführung in die Bergwerke. Dies geschah am 2. April im fünften Jahre jener letzten Verfolgung um 308 nach der Geburt des Herrn.

Bald darauf wurde Urbanus wegen vieler Vergehen von dem Kaiser Maximinus, für dessen Haß gegen die Christen er sich zum willigen Werkzeuge dargeboten hatte, bestraft. Maximinus selbst aber erlag im Jahre 313 den Waffen Constantins. Theodosia lebt heute noch fort in dem Andenken der Gläubigen: jeder wiederkehrende 2. April erinnert an sie als Jungfrau und Blutzeugin. Ihr Name bedeutet Gottesgabe.

H. F. Schmieder in Wittenberg.

---

98. Pamphilus, Presbyter in Cäsarea.

18. Juni.

Einsam und verödet liegen jetzt im Schutt die Ueberreste der Paläste, welche einst die herrliche Hafenstadt Cäsarea zierten, die Herodes der Große zu Ehren des Kaiser Augustus am mittelländischen Meere, etwa anderthalb Tagereisen von Jerusalem, hatte erbauen lassen. Dort hatte einst Petrus den Erstling der Heiden, den römischen Hauptmann Cornelius, mit seinen gleichgesinnten Freunden zu Christo bekehrt: dort hatte Paulus zwei Jahre im Gefängniß gesessen. Sehr früh war dort ein Bischofssitz gegründet worden, welchen um das Jahr 315 der berühmte Kirchengeschichtschreiber Eusebius einnahm und bis zu seinem Tode (340 n. Ch. G.) inne hatte. Diese Stadt war es auch, wo eine lange Reihe von Jahren hindurch der Presbyter Pamphilus lebte und wirkte und endlich in der letzten Christenverfolgung der römischen Kaiser Galerius und Maximinus sein Blut als Zeuge des christlichen Glaubens vergoß (310 n. Ch. G.). Eusebius liebte ihn als seinen väterlichen Freund und nannte sich nach ihm, wie man sich sonst wohl nach dem leiblichen Vater zu nennen pflegt, zur Unterscheidung von Andern seines Namens Eusebius Pamphili. Ein späterer Kirchenschriftsteller Nicephorus Callistius (im 14. Jahrh.) berichtet aus unbekannter Quelle, er sei ein Schwestersohn des Pamphilus gewesen: aus seinen eigenen Berichten wissen wir nur, daß er durch Bande der Liebe und Verehrung an Pamphilus geknüpft war. Eusebius hat auch sein Leben in drei Büchern beschrieben: aber

diese Schrift ist leider verloren gegangen und so müssen wir uns mit den spärlichen Nachrichten behelfen, welche beiläufig des ehrwürdigen Mannes erwähnen.

Pamphilus mochte um die Mitte des dritten Jahrhunderts geboren sein, wo nach längerer erschlaffender Ruhe die Verfolgungen der Kaiser Decius und Valerianus die Inbrunst des christlichen Glaubens und die Zucht der Kirche neu erweckt hatten. In Cäsarea lernte er gewiß schon als Jüngling den Namen des Origenes verehren, des feurigen Bekenners Christi, des Begründers der christlichen Wissenschaft, der daselbst lange sich aufgehalten und sein unsterbliches Werk, die vergleichende Zusammenstellung der griechischen Uebersetzungen des alten Testamentes, mit eisernem Fleiße vollendet hatte. So entzündete sich auch in Pamphilus frühzeitig ein glühender Eifer, Christo und der Kirche zu dienen und die Hülfsmittel der wissenschaftlichen Bildung zur Erziehung der Jugend und der Geistlichen zu verwenden. Als er Presbyter geworden, opferte er sich ganz für diesen Zweck auf. Eusebius faßt in seiner Schrift über die Blutzeugen Palästina's das Bild seines Lebens in folgenden Zügen kurz zusammen: „Er war ein Mann, der in seinem ganzen Leben durch jegliche Tugend sich auszeichnete: er entsagte den irdischen Gütern und Genüssen, theilte reichlich von seinem Vermögen den Armen mit, suchte nichts in dieser Welt, lebte in strengen Uebungen und Entsagungen. Vorzüglich aber that er sich unter allen Zeitgenossen durch die innigste Liebe zu der heiligen Schrift und durch den beharrlichsten Eifer in allen seinen Unternehmungen hervor, so wie durch die liebevollsten Bemühungen, seinen Angehörigen und Allen, die sich ihm näherten, zu dienen und nützlich zu werden." Er gründete bei der Kirche zu Cäsarea eine Büchersammlung, die zur Beförderung wissenschaftlicher Studien noch im vierten Jahrhundert viel beitrug: er besorgte zahlreiche Abschriften der heiligen Schrift, welche er an Bibelleser, Männer und Frauen, bereitwillig auslieh, wohl auch verschenkte: er legte eine förmliche Schule für Schriftauslegung und christliche Lehre an, in welcher wahrscheinlich auch Eusebius unter seiner väterlichen Leitung gestanden hat.

Pamphilus verstand den Geist des Origenes durch die Liebe, mit welcher er seine ganze Person auffaßte, und wurde nicht durch einzelne ungenaue Ausdrücke, gewagte Behauptungen und falsche Ansichten irre, die sich in seinen Schriften entdecken ließen. Aber

nicht alle seine Zeitgenossen urtheilten so billig und es mochte wohl auch nöthig sein, daß die Meinungen des großen frommen Kirchenlehrers einer Sichtung unterworfen wurden, wie dieses von verschiedenen Seiten, besonders durch Methodius, Bischof von Tyrus, der im J. 311 als Märtyrer der letzten Christenverfolgung des römischen Reichs unterlag, geschehen ist. Nun erhob sich aber ein so leidenschaftlicher Sturm gegen die Schriften des Origenes, daß man Jeden verdächtigte, der sie nur las, und viel lieber die heidnischen Dichter und Philosophen als ein Werk dieses frommen Schriftgelehrten in den Händen eines christlichen Bruders duldete. Dieser Angriff fiel in die Zeit, da die Verfolgung in Palästina und Aegypten schon viele Opfer forderte, und christliche Bekenner, die schaarenweise in die Bergwerke zur Strafarbeit wandern mußten, nahmen die ungünstigsten Vorurtheile gegen Origenes mit in die Verbannung, oft ohne eine Zeile von ihm gelesen zu haben. Das that dem Pamphilus besonders leid und, als er selbst schon von dem wüthenden Christenfeinde, dem römischen Landpfleger in Cäsarea, Firmilianus, ins Gefängniß geworfen war, beschäftigte er sich noch mit einer Vertheidigungsschrift für Origenes, die er den zur Bergwerksarbeit in Palästina verurtheilten christlichen Bekennern widmete. Er konnte das Werk nicht vollenden: über dem fünften Buche ereilte ihn die Stunde des Märtyrertodes: aber sein Freund und Jünger Eusebius fügte das sechste und letzte Buch noch hinzu. Nur Bruchstücke davon haben sich bis auf uns erhalten.

Die Verfolgung, in welcher Pamphilus als Zeuge Christi getödtet ward, begann auf des Kaiser Diocletian Befehl im Frühjahr 303 in Nikomedien und wurde nach Abdankung dieses Herrschers durch Galerius, den er schon früher zum Mitregenten erhoben hatte, noch verschärft. Schon im Jahre 308 war Pamphilus mit Valens, einem ehrwürdigen greisen Diakonus aus Jerusalem, das damals Aelia Capitolina hieß, und mit einem glaubensfeurigen Jüngling aus Jamnia, Namens Paulus, ins Gefängniß geworfen worden. Diese Drei lagen bereits zwei Jahre im Kerker, als ein vielleicht unzeitiger Eifer einiger ägyptischen Christen im Frühjahre 310 ihre Hinrichtung veranlaßte. Fünf Aegyptier hatten die Bekenner, die in den cilicischen Bergwerken arbeiten mußten, besucht, um ihnen Trost in ihrem Elende zu bringen. Auf dem Rückweg wurden sie an dem Thore von Cäsarea befragt, wer sie wären, und bekannten freimüthig sich als Christen. Die Wache führt sie vor

Firmilianus und nach einer kecken Antwort werden sie in den Kerker geworfen. Am folgenden Tage — es war der 16. Februar des Jahres 310 — müssen sie nebst Pamphilus und dessen Mitgefangenen vor Gericht erscheinen, nachdem sie vorher mit verschiedenen Marterwerkzeugen gequält sind. Der Landpfleger fragt, wie sie heißen. Der Kühnste unter ihnen nennt statt ihrer heidnischen Familiennamen fünf Prophetennamen, Elias, Jeremias, Jesaias, Samuel und Daniel. Und wo sie her seien: „Von Jerusalem:" antwortet derselbe. Was für eine Stadt dieß wäre? „Die Stadt der wahren Gottesverehrer." Wo sie läge? „Im Morgenlande, wo die Sonne aufgeht." Der Landpfleger suchte nun mit vielen Fragen und wiederholten Peinigungen das Geständniß zu erzwingen, wo diese Stadt zu finden sei: denn er meinte, es sei vielleicht eine feindliche Stadt an den östlichen Gränzen des römischen Gebiets. Das irdische Jerusalem in Palästina kannte er nur unter dem Namen Aelia (Capitolina), den es seit Kaiser Hadrian in der römischen Staats-Geographie führte, und konnte deshalb an dasselbe nicht denken. Da er nichts weiter herauspressen kann, verurtheilt er die fünf Aegyptier zum Tode. Nun beginnt er das Verhör mit Pamphilus und dessen beiden Genossen, und da sie standhaft ihrem früheren Geständnisse treu bleiben, spricht er auch über sie das Todesurtheil. Ehe dasselbe noch vollzogen wurde, erhob sich aus der umstehenden Menge die Stimme eines Jünglings, der da ausrief, die Leichname dürften wenigstens nicht unbegraben liegen bleiben, sondern müßten ehrlich bestattet werden. Der Jüngling war Porphyrius, ein Diener und Hausgenosse des Pamphilus, der seinem Herrn und dem christlichen Glauben von ganzer Seele ergeben war. Der Landpfleger läßt ihn sogleich ergreifen und fragt ihn, ob er ein Christ sei: da er dieß bekennt, gebietet er ihm zu opfern und, wie er dieß als Abgötterei verweigert, wird er furchtbar zermartert. Er bleibt fest und duldet Alles schweigend und heitern Angesichts. Hierauf wird er zum Feuertode verurtheilt: sogleich wird ein Scheiterhaufen errichtet, und an einen Pfahl gebunden wird er den Flammen übergeben. Als die Flamme ihn erfaßte, rief er: Herr Jesu, erbarme dich meiner! und weiter hörte man keinen Laut von ihm. Pamphilus war nicht selbst Augenzeuge von diesem standhaften Leiden seines Dieners. Aber ein gewisser Seleucus, der früher Soldat gewesen, ein schöner Mann von hoher Gestalt, eilte zu ihm, um ihm Alles zu berichten,

und begrüßte Einen der Märtyrer mit einem Kuß. Er hatte früher schon als Soldat um des Glaubens willen harte Strafen erlitten, später sich ganz den Uebungen der Frömmigkeit ergeben, und war ein Pfleger der Wittwen und Waisen geworden. So wie der Landpfleger seine Liebe zu den verurtheilten Christen bemerkte, ließ er ihn vor sich führen und verurtheilte auch ihn zum Tode. Und so führte die Theilnahme an den Märtyrern noch mehrere Christen herbei, die auf gleiche Weise Leidensgenossen dieser frommen Männer wurden. Ein Kranz von Märtyrern umgab den ehrwürdigen Pamphilus, als er sein gesegnetes Leben in Christo durch die Treue bis in den Tod krönte. Das sterbende Heidenthum befleckte sich noch in seinen letzten Zuckungen mit Strömen unschuldig vergossenen Blutes. Niemand soll sagen, daß das Heidenthum nur durch seine eigene Schwäche, nicht durch die Kraft des siegreichen Bekenntnisses Christi gefallen sei: es hätte noch lange gleich einem Schwindsüchtigen sein Dasein fristen und die Völker im geistlichen Tode erhalten können, wenn nicht der Geist Christi in seinen Gläubigen zum Heile der Welt den Untergang des Götzendienstes im römischen Reiche beschleunigt hätte. Pamphilus aber gehörte durch seinen Glauben, seine Lehre, seinen Wandel und seinen Tod zu den Männern, welche in der letzten Zeit des Kampfes mit dem heidnischen Rom als Streiter Gottes die Welt überwanden.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

99. Euphemia in Chalcedon.

16. September.

Von der Lebensgeschichte dieser Glaubenszeugin meldet uns die alte Kirche nichts außer ihrer Leidens- und Todesgeschichte, und auch das zunächst nur in der Sprache der Farben. Wie hoch aber ihr Name gefeiert war, das bezeugen im Morgenlande und Abendlande die ihrem Gedächtniß geweihten Kirchen und Klöster. Nach ihr war eine Kirche in Rom benannt, in welcher einst Bischof Gregor der Große die Wittwen der Gemeinde zum Bußgebet wegen Abwendung einer verheerenden Seuche sich versammeln ließ, um von dort unter Seufzen und Thränen zu der großen allgemeinen Gebetsversammlung zu ziehen, welche er in der der Jungfrau Maria

geweihten Kirche veranstaltet hatte. Das Andenken der Märtyrin Euphemia wurde in Ravenna gefeiert; zu Brixia, jetzt Brescia, am Fuße der Alpen in Oberitalien, war ihr ein Kloster geweiht. Besonders stand sie hoch in Ehren zu Constantinopel, wo vier Basiliken ihren Namen trugen. Aber der Ausgangs- und Mittelpunkt ihrer Gedächtnißfeier war die Euphemienkirche bei Chalcedon, gegenüber von Constantinopel, auf dem jenseitigen Ufer des Bosporus, ein prächtiger Bau auf der Höhe eines vom Meere sanft ansteigenden Berges, und weithin sichtbar. In dieser Kirche wurde unter dem Kaiser Marcian im J. 451 die stürmisch bewegte vierte allgemeine Synode, das Chalcedonische Concil, gehalten, wo unter dem entscheidenden Einfluß eines Briefes des römischen Bischofs, Leo's des Großen, der erbitterte Streit über die beiden Naturen in Christo wenigstens äußerlich dadurch beigelegt wurde, daß man als Lehrsatz feststellte: ein und derselbe Christus, Sohn, Herr, Eingeborner, werde erkannt in zwei Naturen, die ohne Vermischung und Verwandlung, aber auch ohne Scheidung und Trennung miteinander verbunden seien. Die Lage dieser Kirche war von seltener Anmuth und Schönheit. Allmälig zu ihr emporsteigend befand man sich vor ihrem Eingange plötzlich auf einer Höhe, die dem Auge weithin eine herrliche Aussicht gewährte. Mit einem Blick überschaute man hier die in die Ebene hinein sich erstreckenden grünen Auen, die üppig wogenden Kornfelder, die fruchtbaren mit allerlei Arten von Bäumen geschmückten Gärten, dahinter als Einfassung dieses mannigfaltigen Bildes eine bewaldete Hügelreihe in sanften Hebungen und Senkungen, in noch weiterer Ferne das Meer bald in heiterer majestätischer Ruhe, bald in wilder schäumender Brandung, und jenseits mit all' seiner Pracht und Herrlichkeit Constantinopel, die stolze Kaiserstadt. Auf dieser Höhe sollte einst Euphemia den Märtyrertod erlitten haben; hier, nicht weit vom Meeresgestade, war zu ihrem Gedächtniß die prächtige Basilika gebaut, zu welcher von ringsumher das christliche Volk an ihrem Todestage zusammenströmte, um ihr Gedächtniß zu feiern. Durch den weiten von Säulenhallen eingefaßten und unbedeckten Vorhof trat man in den zu beiden Seiten von gleichen Säulen getragenen Längenbau, der nach Osten in einem Rundbau mit Kuppeldach endete, der auf kunstvoll geformten Säulen ruhte und mit einem Söller versehen war, auf dem man der Märtyrer- und Abendmahlsfeier beiwohnen konnte. Hier ruhten nach der Ueberlieferung an einer abgeschlossenen Stätte

die Gebeine der Märtyrin in einem von Silber kunstvoll gearbeiteten Sarkophage;

> Denn Euphemiens Blut, der dem Herrn sich opfernden Jungfrau,
> Weihete hier den geheiligten Ort auf Chalcedons Gestade,

so singt ein Sänger der alten Kirche. Doch wir verweilen nicht an dieser Stätte, die schon im fünften und sechsten Jahrhundert der Schauplatz des mannigfaltigsten Aberglaubens wurde, der die Fabeln von dem wunderlieblichen, das Grab der Märtyrin umschwebenden Dufte, von ihrem immer frischen und fließenden und durch keine Austheilung und Versendung zu erschöpfenden Blute, von den göttlichen Offenbarungen durch Träume und von den je nach der Würdigkeit der Bischöfe häufiger oder seltener an ihrem Grabe geschehenden Wundern erzeugte. Wir wenden uns von diesen Bildern des Aberglaubens ab, und blicken auf das Gemälde, welches in einer der Hallen an einer Wand nahe bei der Grabstätte in mehreren Abtheilungen das Leiden und Sterben dieser Blutzeugin einfach und schlicht, in kunstloser Farbenmischung, und doch in ergreifender Schönheit darstellte.

Zuerst wird die Gerichtsscene dargestellt. Auf dem hohen Richterstuhl sitzt der Richter, den Blick voll Zorn und Drohung auf die Jungfrau heftend. Ringsum stehen in großer Zahl Beamte, Gerichtsdiener, Soldaten und Sekretäre, Schreibtafeln und Griffel in den Händen. Der Eine von diesen hat die Hand von seiner Tafel erhoben und blickt, sein Gesicht ganz niederneigend, mit gespannter Aufmerksamkeit auf die vor Gericht stehende Jungfrau hin, als wollte er ihr gebieten, lauter zu sprechen, damit er nichts überhöre und nicht Falsches aufschreibe. Die Jungfrau aber, auf deren lieblichem Angesicht die Schönheit ihrer tugendgeschmückten Seele sich spiegelt, steht da in dunkelfarbenem Kleide, umhüllt von dem Philosophenmantel, den die gläubig gewordenen philosophisch gebildeten Heiden auch als Christen nicht selten beibehielten zum Zeichen, daß sie statt der Weisheit dieser Welt die göttliche Weisheit erwählt hätten und deren Zeugen und Lehrer zu sein sich berufen fühlten. Zwei Soldaten führen sie hin vor den Vorsitzenden des Gerichts, der Eine sie vorwärts ziehend, der Andere von hinten sie drängend. Jungfräuliche Schüchternheit und Standhaftigkeit mischen sich in ihrer Erscheinung miteinander. Leise vorüber geneigt schlägt sie ihre Augen nieder, vor den Blicken der Männer erröthend; dennoch aber steht sie fest und unerschrocken da, und sieht

ohne Furcht und Zagen ihrem Leidenskampf entgegen. In den Zügen ihres Gesichts sind die widerstreitenden Gefühle und Stimmungen ihres Inneren ausgeprägt, nebst weiblicher Schaam männliche Tapferkeit.

Weiter wird uns vor Augen gestellt, wie die halbnackten Henkersknechte ihre Marterarbeit mit ihr beginnen. Der Eine ergreift ihr Haupt und beugt es hintenüber, um einem Andern die Entstellung ihres Angesichts desto bequemer zu machen; dieser tritt herzu und schlägt ihr die Zähne aus; die Marterwerkzeuge, Hammer und Spitzeisen, sind mit Tropfen Bluts befleckt, welches ihr aus dem Munde strömt. — Weiter führt uns das Gemälde in einen Kerker, in welchem wir die Jungfrau ganz allein erblicken, bekleidet mit einem schwarzen Kleide. Betend streckt sie beide Hände zum Himmel aus und ruft Gott um Beistand in ihren Leiden an. Und während sie betet, erscheint über ihrem Haupte das Zeichen des Kreuzes, die Botschaft des Todesleidens, welches sie nun bald um des Gekreuzigten willen erdulden sollte. — Auf dem letzten Theil des Bildes erblicken wir einen Scheiterhaufen, die Flammen schlagen hoch empor, in der Mitte steht die Jungfrau, ihre Arme ausbreitend gen Himmel, in ihrem Antlitz keine Traurigkeit, sondern vielmehr selige Freude über den Heimgang zum ewigen Leben.[1])

D. Erdmann in Königsberg, jetzt in Breslau.

---

[1]) Von diesem Gemälde vergl: Piper Die Kirche der Euphemia in Chalcedon und die Darstellung ihres Märtyrerthums, im Evang. Kalender für 1868. S. 54 ff.

100. Die Sieben Schläfer.

27. Juni.

Man könnte es dem „evangelischen Kalender“ zum Vorwurf machen wollen, daß er auch den „Sieben Schläfern“, die mindestens mit ihrem Wundererlebniß ganz dem Reiche der Dichtung angehören, einen Tag des Jahres (den 27. Juni) geheiligt bleiben lasse. Aber auch in den Träumen der Kirche ist nicht selten ein tiefer Sinn; und als bedeutsam allegorischen Gestalten gebührt auch jenen Sieben der Einlaß zu der Kirchenpforte, über welcher die Inschrift steht: „Alles ist euer!“

Seit zwölf Jahrhunderten durchtönt die Sage von den sieben ephesinischen Wunderjünglingen bald in frommer Erzählung, bald in begeistertem Liede die weite Welt. Das christliche Morgen- und Abendland ist voll von ihr; und nicht das christliche allein; die heidnischen Araber sogar wissen frühe schon um sie, und Mohamed, der falsche Prophet, verwob sie sogar, in seinem Sinne umgedichtet, in seinen Alcoran. Wer sind die „Sieben Schläfer?“ — Lauschen wir der Legende, wie wir sie namentlich aus dem Munde des alten, berühmten kirchlichen Geschichtschreibers Gregorius von Tours vernehmen, dessen reiches Leben in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt.

Um's Jahr 250 unserer Zeitrechnung war's, als der Kaiser Decius, der unmenschlichste Christenverfolger unter den römischen Imperatoren, auf einer Rundreise durch sein weites Reich auch nach Ephesus in Kleinasien kam, wo das Evangelium schon längst eine Stätte gefunden hatte; der größere Theil der Bevölkerung aber noch, obwol wider besseres Wissen und Gewissen, dem Heidenthume anhing. Kaum angelangt, veranstaltete der Kaiser zu Ehren des Zeus, des Apollo, und der Artemis oder Diana, der bekannten Schutzgöttin der Stadt, ein glänzendes Opferfest, und ließ unter Androhung seines kaiserlichen Zorns und der fürchterlichsten Züchtigungen für die Widerstrebenden den Befehl ergehn, daß ein

Jeder ohne Unterschied des Standes, des Alters und der religiösen Meinung mitfeiernd an diesem Feste sich betheilige. Unter den Christen, die von vorne herein entschlossen waren, lieber das Aeußerste zu dulden, als ihren Heiland zu verleugnen und mit den Greueln des Götzendienstes sich zu beflecken, waren auch sieben Jünglinge, aus edlen Geschlechtern stammend. Die Legende nennt ihre in's Lateinische übertragene Namen. Sie hießen: Maximinian, Malchus, Martiminian, Dionysius, Joannes, Serapio und Constantin. Nachdem Decius Kunde von ihnen erhalten, befiehlt er, daß man sie vor ihn führe. Sie erscheinen, ruhig, klar, auf Alles gefaßt. „Geht," herrscht der Kaiser sie an, „und holt auch ihr euch Weihrauch, den höchsten Mächten zu opfern!" — „Die höchste Macht," erwidern sie, „thront dort oben im Himmel, und ist der lebendige und allmächtige Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Ihn, den Vater, Sohn und heiligen Geist, beten wir an, und niemals wieder die stummen Götzen, welche ein Nichts sind!" — Mit grimmem Blick mißt der Kaiser die jungen, muthigen Bekenner. Dann wandelt er Stimme und Gebehrde, ob er etwa durch Güte sie seinem Willen geneigter mache. Denn man muß wissen, daß das Absehn dieses Tyrannen von Anfang an weniger auf die Vertilgung der Christen, als auf die Ausräutung des Christenthumes selbst gerichtet war; weßhalb seine Waffen nicht Beil und Scheiterhaufen, sondern zuerst Schmeichelwort und Ueberredungskunst, und dann erst mit teuflischer Berechnung erdachte Foltern waren, Foltern, von denen mit Sicherheit zu erwarten stand, daß sie den Gemarterten einen öffentlichen und lauten Widerruf abpressen würden. Als nun die Sieben auch der huldvollsten Herablassung des Imperators sich nicht fügten, befahl dieser, sie mit den schwersten Ketten zu belasten. Sobald er jedoch wahrzunehmen meinte, daß das Märtyrerthum nur Oel in der Flamme ihres Bekennermuthes war, ließ er ihnen die Eisen wieder abnehmen, und erklärte ihnen unter Hindeutung auf entsetzliche Folgen, die eine fortgesetzte Halsstarrigkeit für sie mit sich führen würde, daß er ihnen bis zu seiner Wiederkehr nach Ephesus eine Bedenkzeit zu gewähren die Gnade haben wolle.

Getrosten Muthes gingen die Sieben von dem Angesichte des Imperators weg, geächtet durch des Kaisers Zorn bei der heidnischen Menge, und doch auch heimlich von derselben bewundert. Aber wohin nun? Zu bedenken hatten sie nichts, da ihr Entschluß,

unter keinerlei Bedingung zur Verleugnung ihres Glaubens sich bewegen zu lassen, felsenfest gewurzelt stand. So kamen sie denn überein, so lange Gott ihnen den Weg dazu offen lasse, dem Wütherich auszuweichen, und wandten sich zu dem Ende einem unfern Ephesus sich erhebenden Gebirge zu. Hier entdeckten sie eine sich tief in einen Felsen hinein erstreckende, und bei ihrem Eingange von dunkelm Baumdickicht umschattete Höhle. In diese traten sie ein, um darin, so lange es dem Herrn gefalle, sich zu bergen. Einer aus der jungen Schaar, Malchus, vielleicht der in Ephesus am wenigsten gekannte, übernahm die Sorge für die Beischaffung der täglichen Nahrung; und so lebten sie selbander, selig in dem Bewußtsein, daß auch „die Haare auf ihrem Haupte gezählet" seien, und, weil „Gott für sie sei, Niemand wider sie sein" könne.

Der Tag der Rückkehr des kaiserlichen Herrn kam herbei. Die Herzen vieler Christen kam Furcht und Zittern an. Diejenigen unsrer Sieben waren allen guten Muthes voll. Eine der ersten Fragen, die nach seiner Ankunft aus des gestrengen Gebieters Munde kamen, erkundigte sich nach den „trutzigen Knaben." „Entwichen sind sie!" lautete die Antwort. Doch war ihre Entweichung nicht unbemerkt geschehn. Käufliche Laurer waren ihnen nachgeschlichen, und jetzt nicht wenig froh, durch Verrath ihres Aufenthalts der Gnade des großmächtigen Despoten sich empfehlen zu können. Decius, in seiner Vermuthung bestärkt, daß die widerspenstigen Jünglinge sich weder durch Milde noch durch Strenge jemals zur Verleugnung ihres Glaubens würden bewegen lassen, ward über die nunmehr zu ergreifende Maßregel schnell mit sich eins. „Vermauert mir," rief er zornentbrannt aus, „diese rebellischen Buben in ihrem Felsengrabe, und laßt sie in der Finsterniß desselben, wie sie es verdienen, Hungers sterben!" — Gesagt, gethan! Die Schergen eilen im Geleite einer Schaar von Reisigen hinaus, und schreiten unverweilt zu Werke.

Ein Mann, noch Heide, aber schon vom Evangelium angefaßt, und nicht ferne mehr vom Reiche Gottes, vernimmt, was eben sich ereignet, und empfindet tiefes Mitleid mit den jungen Märtyrern. Gerne unternähme er für sie etwas; aber was soll er für sie thun? Sie mit Nahrung zu versorgen erscheint unmöglich, und wäre für ihn mit der größten Gefahr verknüpft. So will er denn wenigstens Sorge tragen, daß wenn in späteren Zeiten einst die Höhle sich wieder öffnen sollte, die Nachwelt wisse, vor wessen

Gebeinen sie hier stehe, und denselben dann nachträglich den Kranz der Ehre weihe, die eine blinde und grausame Mitwelt den Knaben versagte. Er nimmt eine Pergamentrolle, und nachdem er in dieselbe zuerst die Namen der jugendlichen Blutzeugen und dann eine kurze Nachricht von dem tapferen Bekenntniß verzeichnet hat, womit sie Angesichts des Kaisers und seiner Großen ihren Gott verherrlichten, verschließt er diese Urkunde in ein eisernes Kästlein, schiebt dasselbe, während die Maurer zu dem furchtbaren Verschlusse mit Herbeiwälzung der Felsblöcke und Mischung des Mörtels beschäftigt sind, unvermerkt über die Schwelle der Höhle, und zieht dann stille und bewegten Herzens sich zurück. —

Dem Kaiser wird bald die erwünschte Botschaft überbracht, das grausame Werk da draußen sei vollendet; und manches höhnische „Gute Nacht!" umgellt wie Gruß der Hölle den schauerlichen Felsenkerker.

Ihr „Gute Nacht!" rufen ihnen aber auch im Geiste der betenden Bruderstimmen nicht wenige; und der Gott Davids in der Höhle Adullam, und der Gott Daniels in der Löwengrube wird der Brüder liebewarmes Wünschen ja zu Herzen nehmen. —

Unsern Sieben leuchtet kein Strahl des Tages mehr; aber beherzt sprechen sie mit Micha: „Wenn ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht!" Brod und Wasser mangeln ihnen gänzlich; und von wannen soll das eine wie das andere ihnen werden? Aber sie gedenken an Salomo's Psalmwort: „Seinen Freunden giebt Er's schlafend;" und sind getrost. Sie preisen Gott, daß Er sie gewürdigt, um Seines Namens willen diese Trübsal zu erleiden. Dann legen sie sich in gutem Frieden nieder, und — **schlummern ein.** Sanft schlummern sie, als ruhten sie auf seidnen Kissen. Sie schlummern harmlos, als hielten Engel bei ihrem harten Lager Wacht, und wehrten von ihnen alle schweren Träume ab. — Wir lassen sie schlummern, und schreiben über ihren Häuptern an den dunkeln Fels das Davidswort: „Wie theuer, o Gott, ist deine Güte, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel trauen dürfen!"

Zeiten rauschen vorüber wie im Flug; „Geschlechter gehen daher, wie ein Schemen." — Um 187 Jahre versetzen wir uns im Geiste vorwärts. Decius, der Tyrann, vermoderte längst in seinem Grabe. Die Welt hat eine andre Gestalt gewonnen. — Wir

befinden uns wieder in Ephesus. Was ereignet sich hier? — Ein wohlhabender Landwirth beabsichtigt für seine Heerden eine feste Hürde zu erbauen; und wie er sich auf seinem weiten Erbe nach dem dazu erforderlichen Materiale umsieht, entdeckt er eine zum Verschluß einer Felsengrotte aus wohlbehauenen Quadern aufgeführte Mauer. Der Mörtel, der die Steinblöcke zusammenhält, ist durch die Länge der Zeit verwittert und mürbe geworden, und so legt sich denn der Gedanke nahe, die Steine aus ihrem Gefüge zu lösen, und zu dem beplanten Neubau zu verwenden. Hacken und Brecheisen werden in Bewegung gesetzt, und binnen Kurzem sieht der kluge Haushalter seinen Zweck erreicht. Seine Vermuthung, daß die riesige Steinwand eine Grotte schließe, bewahrheitet sich; natürlich kommt ihm aber keine Ahnung, welche Grotte. Es war — die Höhle der längst verschollenen, längst von der Welt vergessenen Sieben Schläfer. Sie stand geöffnet und mit dem ersten Strahl des Tages drang in sie hinein — (hier beginnt nun die Legende zum Bilde, zur Allegorie sich zu gestalten,) — der Wächterruf des allmächtigen Gottes. Die Schlummernden wachen auf, freuen sich mit süßer Verwundrung, daß das holde Licht der Sonne ihnen wieder in's Antlitz strahlt, und preisen mit gerührtem Herzen Gott den Herrn, daß er einer so baldigen Befreiung sie zu würdigen gedenke; denn es dünkt ihnen, daß zwischen diesem Rettungsmomente und demjenigen ihrer Einkerkerung nur eine gewöhnliche Nacht vergangen sei. Nachdem sie gemeinschaftlich ihr Dankgebet verrichtet, erinnert sich Malchus wieder seines Berufs, und macht sich auf nach Ephesus, um für die Brüder und sich das tägliche Brot zu holen. Aber schon auf dem Wege zur Stadt wird ihm gar eigen zu Sinne, als ob er sich in einer fremden Gegend befinde. Es ist dies nicht mehr derselbe Steg, den er so oft gewandelt. Nicht ist es mehr dieselbe Umgebung, die er so manchmal durchzogen hat. Er meint, er müsse, in Gedanken vertieft, sich verirrt und eine falsche Richtung eingeschlagen haben. Doch führt sein Pfad ihn wirklich zur Stadt. Da liegt sie vor ihm. Wie groß aber ist seine Verwunderung, als er auf dem Thore derselben von ferne schon ein hochragendes Kreuz erstrahlen sieht: dieses Zeichen, das er bisher nur in stillen Waldeseinsamkeiten oder in entlegenen Grotten und Ställen zu erblicken gewohnt gewesen war. Er tritt zum Thore hinein; aber darf er jetzt noch seinen Augen trauen? Alles hat ein andres Ansehn, denn zuvor.

Die Häuser gewähren einen helleren und freundlicheren Anblick; die Bildsäulen der Götter sind von den öffentlichen Plätzen verschwunden; statt der heidnischen Tempel sieht er hin und wieder stolze Kuppeln mit schimmernden Kreuzen geschmückt gen Himmel ragen; und wie er das Forum betritt, hört er gar die Leute bei Gott dem Allmächtigen, ja bei dem Namen Christi schwören, statt bei der Artemis und beim Apollo. — „Umgaukelt meine Seele ein holder Traum?" fragt er sich selbst, und muß sich nach fremder Hülfe umsehn, um über die Frage, ob er wache oder träume, in's Klare zu kommen. Er spricht einen Mann auf der Straße an: „Freund, nenne mir doch den Namen dieser Stadt!" — „Die Stadt heißt Ephesus!" lautet die Antwort. — „Ephesus?" denkt unser Malchus. — „Ist dies wirklich dasselbe Ephesus, aus welchem vor wenigen Tagen erst der kaiserliche Zornblick uns verbannte?" — — Er taumelt. Alles ist ihm, am meisten aber er sich selbst, ein Räthsel. — Er gedenkt des Zwecks, der ihn zur Stadt geführt, tritt bei einem Bäcker ein, und fordert Brot. Nachdem er es empfangen, bietet er als Zahlung eine Silbermünze. Der Bäcker nimmt dieselbe, wendet sie in der Hand herum, beschaut sie von allen Seiten, und ruft dann verwundert aus: „Dies ist ja ein uraltes Geldstück! Trägt's doch noch das Bild und die Ueberschrift des Kaisers Decius! Von wannen ward dir das?" — „Wo befindet sich der Kaiser Decius?" entgegnet Malchus. „Hat er die Stadt wiederum verlassen? und wann verließ er sie?" — Der Bäcker und die Umherstehenden, die sich mittlerweile um ihn gesammelt, sehen den sonderbaren Fragesteller mit bedenklichen Mienen an, und zweifeln, daß er seine Sinne bei einander habe. Dann macht Einer die Bemerkung, der Fremdling möge wohl irgendwo einen vergrabenen Schatz gefunden haben; und als auch Andre dasselbe äußern, und den Malchus mit der Aufforderung bestürmen, den Ort, wo er den Schatz entdeckt, ihnen zeigen zu wollen; Malchus aber ein um das andre Mal jene seltsame Vermuthung als eine unbegründete abweist, und immer auf's neue die Fragen wiederholt: „wo denn der Kaiser Decius sei? was es bedeute, daß überall das Kreuzeszeichen rage? ob sich die Stadt, und wie nur so schnell zum Christenthume bekehret habe?" da fassen die Leute den raschen Entschluß, den räthselhaften Sonderling dem Bischofe zuzuführen, und diesem die weitere Untersuchung des befremdenden Handels zu überlassen.

Der Bischof der Stadt, ein ernster und ehrwürdiger Mann, fragt den Vorgeführten freundlich, wer und von wannen er sei? Und Malchus eröffnet ihm, er sei einer jener sieben Jünglinge, die vor Kurzem der Kaiser Decius um ihres Glaubens willen in der Felsenhöhle des benachbarten Gebirges habe vermauern lassen, denen aber der Herr ihr Gott gar bald wieder Raum und Freiheit gegeben habe. — „Der Kaiser Decius?“ entgegnet höchlich befremdet das Kirchenhaupt. „Fast 200 Jahre sind es her, daß Decius das römische Reich beherrschte. Viele Kaiser folgten ihm auf den Thron. Jetzt regiert der Kaiser Theodosius von Gottes Gnaden. Das Heidenthum ist längst gestürzt, das Kreuz hat im Weltkreise den Sieg davongetragen. — — Aber sage an, wo sind deine sechs Genossen? Zeige die Höhle, in der ihr verkerkert wart!“ — — Der Bischof sprach's, und Malchus führte ihn und in seinem Gefolge eine große Schaar von Christen zu der Felsengrotte und zu seinen Brüdern. Nachdem sie dort angelangt sind, findet, zumal da auch das eiserne Kästlein entdeckt, geöffnet, und die Urkunde, die es umschloß, verlesen wird, das wundersame Geheimniß seine vollständige Entsiegelung. Die Sieben haben durch ein Wunder nicht weniger, als fast zwei Jahrhunderte hindurch geschlummert, und sind nun auf Gottes Wächterruf in einer mittlerweile neu gewordenen Welt erwacht. — Der Bischof säumt nicht, diese unerhörte Begebenheit sofort dem Kaiser Theodosius nach Constantinopel zu berichten. Theodosius eilte persönlich nach Ephesus herüber, um, mächtiglich, wie Alle, durch diese Geschichte im Glauben gestärkt, die Jünglinge zu segnen, und mit ihnen Gott zu preisen. Aber nur für Letzteres ist ihm Raum gelassen. — Die Sieben hatten sich, einer inneren Offenbarung gehorsam, gleich, nachdem Malchus mit der sie freudig begrüßenden Christenschaar zu ihnen zurückgekehrt war, in ihrer Felsengrotte wieder niedergelegt, und in einer und derselben Stunde hatte der Herr ihre Seelen zu sich in den Himmel erhoben. Der Kaiser beabsichtigte nun, den Leichnamen der edlen Märtyrer ein goldenes Grab zu bauen; aber in einem Gesichte bei der Nacht, in welchem sie selbst ihm erschienen, ward ihm dies untersagt, und ihm nur gestattet, den Grundstein zu einer Kirche über ihrer Felsengruft zu legen.

Dies die Legende. Bedarf sie einer Deutung? Ich meine, die Deutung liege Jedem nahe.

Die in der Liebe Christi von der Welt sich sondern und unbefleckt erhalten, hält Gott als einen kostbaren, heimlichen Schatz in Ehren, und bedeckt und behütet sie, „wie seinen Augapfel.“ Ihr Leben ist „verborgen mit Christo in Gott.“ „Wenn aber Christus, ihr Leben, sich offenbaren wird, werden auch sie mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit.“

Die Gläubigen gehören einem Reiche an, das in einem ununterbrochenen Siegesgange begriffen ist. Es ringt sich durch alle Gegensätze, Widersprüche und Hindernisse durch. Die Kinder dieses Reiches mögen nur, gleich den sänftlich schlummernden Sieben, sorglos sich gedulden und zuwarten. Schnell ist ein trübes Zeitalter mit seinen Schatten und Wirrnissen untergegangen; und ein lichteres, das die Räthsel des Vergangenen alle löst, stieg herauf wie ein Phönix aus seiner Asche.

Für Gott giebt es keine Zeit. „Tausend Jahre sind vor Ihm wie der Tag, der gestern gewesen ist, und wie eine Nachtwäche.“ So weit dies dem menschlichen Bewußtsein nahe treten kann, geschah es demjenigen der Sieben und geschieht's dem unsern durch sie. Eine fast 200jährige süße Ruhe dünkte ihnen gleich der Ruhe einer einzigen Nacht. Während dieser für sie im Fluge dahin geschwundenen Zeit wuchs eine neue Welt um sie herauf. Der „Hüter Israels“ freilich „schläft und schlummert nicht“; aber Er übersieht seliglich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in einem Blick, und vor Ihm, für den es ängstigende Krisen nicht giebt, sind schon alle Dissonanzen gelöst, und alle Keime beim Ziele ihrer Entwicklung angelangt.

Wir wähnen, fern sei noch die verheißene Zukunft des Herrn und seines Reichs, und gewahren nicht, daß die Verheißung täglich und unaufhaltsam ihrer schließlichen Verwirklichung entgegeneilt. Wir erleben dem Wesen nach einst Aehnliches, wie die Sieben. Wenn auch uns einst die neue Welt in ihrer Vollendung umstrahlt, wird uns sein, als läge nur eine kurze Zeitspanne zwischen diesem seligen Momente und den Tagen, da wir noch seufzten: „Ach Herr, wie lange!“ So spricht der Geist des Herrn im 126. Psalm: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden“ (d. h. wir werden glauben, nur geträumt zu haben; so schnell wird die Verheißung da, und Alles, was wir Bitteres je erfuhren, vergessen sein). — „Dann wird unser Mund voll Lachens, und unsre

Zunge voll Rühmens werden. Und man wird sagen unter den Völkern: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Ja, der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir fröhlich!"

Fr. Wilh. Krummacher in Potsdam †.

---

101. Christophorus.

26. Juli.

Christophorus! — Wem begegnete nicht schon in einer Portalnische oder der Vorhalle eines gothischen Doms sein bedeutsames Bildniß? Eine riesige Mannesgestalt, ein holdes, geheimnißvolles Knäblein mit der Weltkugel in der Rechten auf der Schulter tragend, und unter dieser süßen Last, man weiß nicht ob mehr geistig oder leiblich niedergebeugt, dem Zusammensinken nahe, an einem mächtigen Stabe einen reißenden Strom durchschreitend. Die Kirche glaubte den Andächtigen auf der Schwelle des Gotteshauses ein sinnigeres und erwecklicheres Wahrzeichen nicht vorhalten zu können, als das Bild jenes Heiligen, dem darum Thürhüterstellung angewiesen ward. Christophorus ist eine allegorische, keine geschichtliche Person. Aber wie die Geschichte oft zum Gedicht, so ward hier das Gedicht zu einer ewigen Geschichte. — Die Legende ist folgende. —

Christophorus, ein Syrer von Geburt, fand an Größe der Gestalt und körperlicher Stärke weit und breit in seinem Lande seines Gleichen nicht. Von Allen gefürchtet, und nur wenig geliebt, schritt er wie ein Wesen anderer Art gleichsam über die Häupter der übrigen Menschenwelt dahin. Aber wie sehr diese Stellung auch für eine Weile ihm behagte, so fühlte er sich in ihr doch später wie auf den einsamen kalten Gipfel eines bis in die Wolken ragenden Schneegebirges verbannt. Das menschliche Herz will lieben, wie es Liebe sucht; und wie lockend dem Menschen es auch erscheint, der Erste und Größeste zu sein; hat er dies Ziel erreicht, so währt es nicht lange, und er selbst sucht wieder den Größeren, an den er, der bisher allein Bewunderte, bewundernd sich hingebe. — So ging's, nachdem er von aller ihm bewiesenen Unterthänigkeit übersättigt war, unserm Christophorus. „Wer," sprach er, „zeigt mir auf Erden einen Mann, der größer und stärker sei, denn ich, auf

daß ich hingehe, und ihm diene?“ — Und da man ihm als solch' einen mächtigeren einen fernen König nannte, machte er sich ungesäumt zu demselben auf, und bot ihm, nachdem er ihm wirklich die Palme der größeren Stärke hatte zugestehen müssen, seine Dienste an. Der König nahm ihn freundlich unter seine Trabanten auf, und Christophorus, damals noch Reprobus genannt, fühlte sich eine Weile in seiner Nähe wohl. Eines Tages aber geschah es, daß ein Harfner vor dem Könige spielte und sang, und der König, der ein Christ war, als der Spielmann in seinem Liede den Namen des Teufels nannte, mit der Hand ein Kreuz schlug, und mit diesem Zeichen sich segnete. Dies fiel dem heidnischen Fremdling auf; und als der König ihm auf seine Frage, was dieses Zeichen bedeuten solle, erwiederte: „Wenn man den Teufel vor mir nennet, so gesegne ich mich mit diesem Zeichen, daß er nicht Gewalt über mich gewinne; so fleucht er von mir,“ sprach Christophorus: „So giebt es also noch einen Mächtigeren auf Erden denn du bist. Wohlan, entlaß mich aus deinen Diensten. Mir geziemt's, nur dem Größesten und Gewaltigsten in der Welt zu dienen!“ — Er sprach's, und zog noch zu derselbigen Stunde ab, um den mächtigeren König, Satanas genannt, aufzusuchen.

Nachdem er ihm hin und wieder nachgefragt, heißt es endlich zu ihm: „Dort kommt er her in der Wüste!“ Und an der Spitze einer dunkeln Reuterschaar sprengte er heran, der böse Feind, und ritt auf Christophorus los, und fragte: „Wen suchest du?“ Und als Christophorus zusammenschauernd spricht: „Den Herrn der Welt, daß ich ihm hörig sei und frohne,“ entgegnet jener: „Ich bin's! Sei mein Vasall! Es soll dich nicht gereuen!“ — Und der Syrer wird des Bösen Knecht. —

Sie fahren selbander, und Christophorus sieht der Wunderdinge viele von seines gnädigen Herren Hand. — Da führt sie einsmals ihre Straße bei einer Stelle vorüber, an der ein Kreuz sich erhebt. — Mit halbem Auge nur hat der Feind dasselbe erblickt, als er auch schon das scheuende Roß herumlenkt, und auf weitem Umwege, die ganze Schaar hinterdrein, in vollem Galopp an dem unheimlichen Zeichen vorbeisprengt. Deß wundert Christophorus sich nicht wenig, und fragt, als sich Reuter und Roß ein wenig ausgeschnauft, seinen Gebieter, warum er plötzlich so krummen Weg geritten sei? — Dieser that nun so, als hörte er die Frage nicht; denn er hätte die Ursach' gern verschwiegen. Als aber der

Fremdling, seiner Knechte stattlichster und treuster, die Gewissensfrage wiederholte, und für den Fall versagter Antwort ihm seine Unterthänigkeit kündigte, gestand ihm der Feind in Vertrauen: „Es stand da das Zeichen des Kreuzes am Weg. Daran ward Christus erhangen. Dies Zeichen fürchte ich gar sehr, und muß allezeit fliehen!“ — „Ah,“ entgegnet Christophor, „so existirt also noch ein Mächtigerer, denn du! Ich bitte um Urlaub, auf daß ich Christum suche; denn ich finde nicht Ruhe und Genieß, bis ich dem Hehrsten diene!“

Gesagt, gethan. — Christophorus geht auf's neue auf einsame Pilgerfahrt, dem nachzufragen, der größer sei, denn der Teufel. Aber er klopft an manche Thür vergebens. Die Leute kennen den Größeren nicht. Endlich kehrt er bei einem frommen Einsiedler ein, und als der hört, er suche Christum, um sich zu Dienst zu begeben, ward seine Seele froh, und er erzählte dem fremden Wandersmann Vieles von dem Herrn Christo, wie so gar herrlich und mächtig Er sei, und wie reich er seinen Freunden lohne in Zeit und Ewigkeit. — Als er ihm aber sagte, er müsse, wenn er Ihm dienen wolle, viel fasten und beten, deuchte Christophoro dies zu gering, und sprach: „Sage mir, wie ich ihm mehr noch und besser diene!“ — Da erwiederte der Eremit: „Siehe, dort unten brauset ein wilder tiefer Strom, führt aber weder Brücke noch Steg hinüber. Willst Du nun deinem Herrn Christo gefallen, so trage, der du lang und stark bist, um Gotteswillen die Menschen durch dies Wasser hindurch!“ — „Das,“ sprach Christophorus, „will ich mit Gott gar gerne thun!“ — Und er ging hin, und baute sich am Ufer des Stromes ein Hüttlein; und wer nun kam, den trug er auf seiner Schulter hinüber, und half gar Manchem so mit Gottes Hülfe, und war unverdrossen mit Heben und Tragen Tag und Nacht. Nur dachte er mit großem Verlangen seines Herzens: „Wenn nur der Herr Christus, dem ich gehorsame, mir endlich einmal erscheinen wollte!“

Da geschah es denn eines Nachts, als Christophorus von der Arbeit des Tages sonderlich müde sänftlich eingeschlummert war, daß plötzlich eine zarte Stimme zu seinem Ohre drang: „Trag' mich hinüber!“ — Er wachte auf, sah aber Niemanden, und legte sich wieder nieder, und schlief auf's neue. Alsobald ertönte dieselbe Stimme. Christophorus sprang wieder hurtig auf; aber nachdem er sich abermals vergebens nach dem Rufenden umgesehen, meinte

er, ihm habe geträumt, und legte sich wieder nieder. Kaum wieder eingeschlafen hört er sich zum dritten Mal sanft aber deutlich beim Namen rufen, und als er jetzt auffährt, sieht er ein Knäblein vor sich stehen, das ihn mit wunderbar tiefem und holdem Blicke anschaut, und freundlich bittend zu ihm spricht: „Trage auch mich über den Strom hinüber!“ — „Herzlich gerne!“ dachte Christophorus, denn der Anblick des Knäbleins, das er nicht kannte, machte ordentlich das Herz ihm wallen. So hub er es denn auf seine riesigen Schultern, nahm seinen Cedernstab in die Hand, und nun ging es vorwärts. Kaum aber war er mit seiner lieblichen Bürde in das Wasser hineingetreten, als dieses plötzlich zu schwellen und zu brausen anhub, wie nie zuvor. Zugleich deuchte ihm, als ob das Knäblein von Schritt zu Schritt auf seinen Achseln schwerer würde. Ja, er hat die Mitte des Stromes noch nicht erreicht, als es ihm schon den Nacken tief darnieder beugt. Nur noch keuchend arbeitet er sich vorwärts. „Kindlein,“ denkt er, „wer bist du?“ doch schreitet er stumm an seinem Stabe durch die schäumenden Fluthen weiter. Da wird ihm endlich, als sollt' er gar unter dem Gewicht seiner holden Last zusammensinken. — Von einer geheimnißvollen Ehrfurcht durchschauert macht er einen Augenblick Halt, öffnet den Mund, und spricht: „Wunderbares Kind, wer bist du? Geschieht mir doch, als trüge ich an dir die ganze Welt auf meinen Schultern. Ich erliege schier unter dir. Offenbare wen ich an dir trage!“ — Da das Knäblein: „Wisse, daß du mehr trägst als die Welt. Du trägest den, der Himmel und Erde geschaffen hat!“ — Und als der Knabe dies gesagt, taucht er seinen Träger unter das Wasser, sprechend: „Ich bin Jesus Christus, dein König und dein Herr, welchem du dienest, und durch den du deine Dienste thust. Und nun siehe, ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes, der ich selber bin, und des heiligen Geistes. Und du sollst fortan Christophorus, d. i. Christusträger heißen!“ — Der Knabe sprachs, und Christophorus, selig wieder auftauchend aus dem Wasserbade, wollte ihm anbetend die Knie beugen; aber der Herrliche war entschwunden. Zum Zeichen, daß Er es gewesen, hatte Er noch dem Christophorus gesagt: „Stecke deinen dürren Stab in die Erde, und in einer Nacht wird er grünen und blühen. Und es geschah also. Aber ein untrüglicheres Zeichen, daß er mit Jesu in Gemeinschaft gekommen sei, hatte Christophorus fortan an seinem eigenen in einem neuen göttlichen Licht- und Liebesleben grünenden

und blühenden Herzen. Und so lange er lebte, hat er den Herrn Christum getragen in lebendigem Glauben; und Christus trug ihn mit unendlicher Liebe, und setzte ihn der Welt zu mannigfaltigem Segen.

Und zum Segen steht die symbolische Gestalt des Christophorus auch heute noch uns. Nicht allein, daß sie prophetisch daran gemahnt, wie Christus, dem die Macht über alles Fleisch gegeben ist, einst auch „die Starken zum Raube nehmen," und die Gewaltigsten unter den Gewaltigen seinem Zepter dienstbar machen werde; sie veranschaulicht uns zugleich den Glaubensweg, den Alle, die in die beseligende Gemeinschaft Christi eingehn, hinieden zu wandeln haben. Es ist der Weg, den Johannes der Täufer tiefsinnig und gedankenvoll mit dem Ausspruche bezeichnet: „Ich muß abnehmen; Er aber (Christus) muß wachsen!" — Je länger man mit dem Herrn verkehrt, desto mehr schärft sich das innre Auge für seine Größe. Der „Schönste der Menschenkinder," der zuerst unser Herz gewann, erwächst zum Abglanz der göttlichen Heiligkeit; der „göttliche Meister" zum „Gott, hochgelobet in Ewigkeit." Von Wonneschauern durchrieselt erschaut man Ihn, der sich als Bruder den Brüdern uns zugesellte, als Gebieter über alles auf dem Thron der Welten; man hat aber, so lange man lebt, an dieser Anschauung zu tragen, und würde erliegen unter ihrem Gewichte, wenn uns nicht das immer tiefer empfundene Herzensbedürfniß nach solchem gottmenschlichen Heilande zum stützenden Stabe würde. In der Gemeinschaft mit Ihm wird man immer gründlicher wie des eigenen Abstandes von dem Urbilde der Menschheit, das in Ihm Person ward, so der allseitigen und unbedingten Hülfsbedürftigkeit sich bewußt, der man unterworfen ist. Je mehr aber die Empfindung unsres persönlichen Unwerths und unsrer innern Armuth, Ohnmacht und Blöße sich in uns vollendet, um desto heller geht der Glanz Dessen vor uns auf, der da spricht: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." Er wird uns im Fortgange des Verkehrs mit Ihm stets größer, herrlicher und unentbehrlicher. Wir leben, doch nicht mehr wir, sondern Christus lebet in uns; und was wir noch leben im Fleisch, leben wir im Glauben des Sohnes Gottes, der, während unser Ich täglich stirbt, je länger je mehr unser Eins und Alles wird.

So wiederholt sich, wie Ahasverus, der „ewige Jude" in

allen Kindern des Unglaubens, Christophorus in allen wahren Gläubigen. Diese, nachdem sie Christum mit Freuden aufgenommen, werden auf dem Wege durch die Brandungen des Lebens mit jedem Schritte mehr gewahr, wie sehr sie bedürfen, daß Er sie hebe und trage, statt von ihnen getragen zu werden. Es schwindet ihre Kraft dahin; aber die seine wird dafür ihre Stärke. Er drückt ihnen wesentlich sein Bild in's gedemüthigte und des Pharisäerwahns entleerte Herz, und sie werden seine Träger, wie der Mond, der stillwandelnde in der Nacht, der Träger des Sonnenglanzes. —

Wer also ist Christophorus? — Du bist's, Israel Gottes aus Wasser und Geist geboren! Du fandest den rechten Herrn, überwindest, von Ihm überwunden, die Welt, trägst Ihn, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort, glaubend, liebend, bekennend durch das Meer der Zeit, und stirbst unter dem wachsenden Gewicht seiner Größe, um durch Ihn ewig zu leben.

Die ganze Menschheit wird einst Christophorus, und Christus „Alles in Allen“ sein. Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

---

102. Georg.

23. April.

In der Ehrenhalle kirchlicher Heiligen begegnen uns einzelne Persönlichkeiten, von denen schwer zu sagen ist, ob sie mehr dem Reiche der Geschichte, oder dem der Dichtung angehören. Unter diesen ist auch der ritterliche Held, dessen Name nicht genannt werden mag, ohne fast zauberisch auf unsre Phantasie zu wirken, und eine viele Jahrhunderte durchreichende Bilderreihe edelster Romantik vor uns aufzurollen. Der Ritter St. Georg ist's, er, in welchem die Poesie des Christenthums gleichsam Gestalt gewann, ja, die dichterischen Anschauungen mehrer zum Theil weit auseinander liegender christlicher Zeitalter sich widerspiegeln. In leisen Uebergängen von einer Wandlung zur andern repräsentirt St. Georg zunächst das mit dem Eintritt des Christenthums in die heidnische Welt verbundene todesfreudige Heldenthum. Dann erscheint er, geschmückt mit der Ueberwinderkrone, als das stolze Wahrzeichen der zum Triumph hindurchgedrungenen römischen Staatskirche. Im Mittelalter begeistert er als die Blume der Ritterlichkeit die

Gläubigen zu muthiger Waffenthat und feuriger Sangeslust. Endlich, zu reinerer Lichtgestalt vergeistigt, schwebt er auch uns noch bis zur Stunde als Siegesherold, wenn wir an die Reformation gedenken, wenn an die Mission, als ermuthigendes Hoffnungsbild vor der Seele.

Georg ward, so meldet die kirchliche Sage, gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts in Cappadocien von christlichen Eltern geboren. Sein Vater, ein bewährter Kriegsmann, starb ihm früh, und hinterließ ihm als Erbtheil neben seiner hohen männlichen Gestalt und dem Beispiel eines tapfren Muthes, seinen christlichen Glauben, und einen in dem Sohne schon frühe sich regenden mächtigen Thatendrang. Ein aufblühender Jüngling noch, hatte Georg auch schon den Tod seiner zärtlich geliebten Mutter zu beklagen; und da er nun das letzte Band, das an den heimathlichen Heerd ihn knüpfte, gelöst, und die Bahn vor sich geöffnet sah, in welche schon seine Kindes-Phantasie so gerne sich hineingeträumt, säumte er nicht länger, umschwebt von den Erinnerungen an die Thaten seines heldenmüthigen Vaters, wie dieser das Schwert zu nehmen, und, glühenden Verlangens voll, für jede gute und gerechte Sache Blut und Leben einzusetzen, in das Kriegsheer Diocletians, des römischen Kaisers, einzutreten. Ueberall der Vorderste im Streit, zeichnete er sich bald durch Unerschrockenheit und jede andre kriegerische Tugend vor seinen Waffengefährten aus, und stieg mit ungewöhnlich schnellen Schritten die soldatischen Rang- und Ehrenstufen hinan.

Unter seinen Heldenthaten leuchtet mit besonderem Glanze sein Kampf mit dem Drachen hervor. Ein furchtbares Ungethüm, in einer Lagune Lybiens hausend, setzte, wie die Legende berichtet, seit lange schon die weite Umgegend in Angst und Schrecken, indem es nur durch Kinderopfer sich abhalten ließ, Alles um sich her zu verderben. Unzählige solcher armer Opferlämmer waren ihm schon zum Raube, und das Land dadurch fast kinderleer geworden. Da faßte des Landes König den hochherzigen Entschluß, das höllische Ungeheuer dadurch, so hoffte er, für immer zu versöhnen, daß er ihm sein über Alles geliebtes einziges Töchterlein zur Beute weihte. Der Vorsatz ward zur That. Unendlich bekümmert geleitet er das theure Kind, seines Lebens Stolz und Freude, dem schauerlichen Pfuhle zu. Schon rauscht, während das versammelte Volk von erne bleich und bebend dem erschütternden Schauspiel zusieht, der

schuppengepanzerte Lindwurm aus der schwarzen Tiefe auf. Schon klimmt er, Bestürzung und Schauer um sich her verbreitend, zum Ufer des dunklen Sees hinan. Schon sperrt er, in wilder Gier nach der kostbaren Beute lechzend, den unersättlichen Todesrachen auf. Nur ein Moment noch, und das Mädlein ist verloren. Was ereignet sich da? Zur guten Stunde sprengt auf hohem Roß in blanker Waffenrüstung ein edler Kriegsmann heran, zieht aus der Scheide sein scharfgeschliffnes, sieggewohntes Schwert, wirft sich, fest im Bügel, dem schäumenden und wild sich bäumenden Unthier entgegen, und indem er demselben unter den lauten Zujauchzungen der staunenden Menge mit dem ersten Streiche das horngekrönte Haupt zerspaltet, durchbohrt er ihm mit einem zweiten das grausame, giftgeschwollne Herz. In Todeskrämpfen zuckt die Bestie in ihrem Blut. Das holde Königskind fliegt gerettet seinem hochbeglückten Vater in die Arme. Diesen aber drängt's, vor Allem dem edlen Retter seinen begeisterten Dank zu zollen. Aber schon ist er auf und davon, der hochherzige Held, und dem Könige wie dem Volke bleibt nur übrig, dem wahren und lebendigen Gott, dem Gott der Christen, die Ehre zu geben, welcher ihnen in Gestalt eines Menschen seinen Engel Michael gesendet habe.

Der edle Kämpe, der diese Retterthat geübt, war St. Georg. Ob der Legende irgend ein geschichtliches Ereigniß zum Grunde liege, oder ob sie ganz dem Reiche der Dichtung angehöre, bleibt dahingestellt, obwohl das Erstere für das Wahrscheinlichere zu erachten ist. Daß die Sage schon frühe im Munde des christlichen Volkes lebte, ist nicht weniger gewiß, als daß die That, die sie meldet, unserm Helden seinen eigenthümlichen Stempel aufgeprägt hat. In den Tagen Constantins des Großen, der persönlich für unsren Heros schwärmte, und die Verehrung desselben in aller Weise zu fördern suchte, erblickte die Christenheit in Georg das Sinnbild des Riesenkampfes der vom Himmel herab geoffenbarten Wahrheit mit dem Fürsten der Finsterniß, welcher nach der Anschauung der Gläubigen im Cultus der falschen Götter sein Wesen hatte. Eine spätere Zeit sah in Georg die constantinische Kirche veranschaulicht, die triumphirende und zur Herrschaft über die Abgrundsmächte hindurchgedrungene. Froh seines Sieges erschien er hier der Phantasie in stolzer Ruhe auf hohem Roß, und das Ungethüm schwamm erwürgt in seinem Blute unter des Rosses Hufen. Das Mittelalter trug dem Bilde neue Farben, neue Züge auf.

Der morgenländische Drachentödter verklärte sich zum abendländischen Paladin, und der Retter des lybischen Königskindes zum Anwalt und Beschützer wehrloser Unschuld überhaupt. Vor der schwunghaften Phantasie der Kreuzfahrerschaaren namentlich vollendete sich das Bild Georgs zum Ideale aufopfernder Begeisterung für die heilige Sache des Christenthums, unverrückten Haltens auf Manneswort und Mannesehre, edler Hingebung, Verehrung und Schirmherrschaft für das schwächere Geschlecht der Frauen, und eines großmüthigen, den Dank verschmähenden, und keinen andren Lohn, als den die ruhmwürdige That in sich selber trägt, begehrenden Heldenthums. So ward Georg zum Repräsentanten aller Rittertugenden, die letzteren im Sinne der Chevalerie und Romantik aufgefaßt; und vorzugsweise ist es diese symbolische Erscheinung, in welcher er für alle Zeiten im feiernden Bewußtsein der Christenheit und in der Anschauung ihrer Künstler sich gefestigt und bleibende Gestalt gewonnen hat.

Es ist wahr, die Kirche feiert den Georg auch als einen ihrer Blutzeugen. Die Legende erzählt uns nämlich von seinem Martyrium Folgendes. Nachdem ihn die kaiserliche Gnade sowohl seiner männlichen Schönheit als seiner Tapferkeit wegen zum Heerestribun, und bald darauf gar zum Comes erhoben hatte, und Georg eben in Rom sich befand, wurde ihm Kunde von einem grausamen Befehle, den Diocletian wider die Christen erlassen hatte. Sofort weihte er sich feierlich dem Tode. Er vertheilte seine ganze Habe unter die Armen, schenkte seinen Sclaven die Freiheit, und trat dann eines Tages mit einem lauten und freudigen Bekenntniß der Gottheit Jesu Christi in die Versammlung des römischen Senates ein. Der Kaiser, durch diese Kundgebung seines Lieblings in nicht geringe Bestürzung versetzt, ertheilte seinem Freunde und Consul Magnentius den Auftrag, dem Georg Rede und Antwort zu stehen, und ihn seines beklagenswerthen Wahnes zu überführen. In Folge solchen Befehls entspann sich zwischen Magnentius und Georg dieses Gespräch: Der Consul: „Was giebt dir den Muth, Georg, das Ohr dieser hohen Versammlung mit einem Bekenntniß zu beleidigen, wie wir es eben von dir vernommen haben?“ — Georg: „Die Wahrheit!“ — Der Consul: „Was ist Wahrheit?“ — Georg: „Die Wahrheit ist Jesus Christus, den ihr verfolgt!“ — Der Consul: „Also auch du ein Christ?“ — Georg: „Mein höchster

Ruhm ist's, Christi Knecht zu sein!" — Der Kaiser, persönlich einfallend: „Bleibe der unsre, tapfrer Held, und opfere den Göttern!" — Georg: „Ich hoffe, ehe du mich abtrünnig erfinden wirst, huldigst du mit mir dem wahren und lebendigen Gott!" — Nach dieser Verhandlung zum Tode verurtheilt, folgte Georg mit lobpreisendem Munde den Schergen, denen er übergeben wurde, in den Kerker, und bestieg bald darauf, — es war am 23. April, — festen Trittes das Schaffot, um zur Besiegelung seines Glaubens sein Haupt auf den Henkerblock zu legen. Das glänzende Beispiel seines todesmuthigen Hingangs, überzeugte Viele der umstehenden Zeugen von der Wahrheit des Evangeliums, und unter den durch sein Vorbild für Christum Gewonnenen befand sich als schönste Trophäe auch die Kaiserin Alexandra.

So die kirchliche Sage. Der Bildersaal des christlichen Bewußtseins zeigt uns aber in seinem Vordergrunde nicht den Blutzeugen St. Georg, sondern St. Georg den Ritter. Sein siegreicher Kampf mit dem Drachen verlieh ihm sein vorwiegendes Gepräge. Wie er als Held schon frühe in der begeisterten Verehrung der Armenier, Georgier und Genuesen lebte, so gab er in dieser Eigenschaft auch der Meerenge der Dardanellen, dem Hellesponte, den Namen „Arm St. Georgs". Die seinem Andenken geweihten Kirchen und Kapellen, unter denen die berühmtesten die von Papst Gregor dem Großen zu Rom restaurirte „St. Giorgio in velabro", und eine andre aus dem elften Jahrhundert stammende in der Normandie, zeigen über ihren Pforten, oder, wie die letztgenannte, an ihren Capitälen, ihren Schutzheiligen nicht etwa blutend auf dem römischen Richtplatz, sondern geharnischt im Kampf mit dem Lindwurm, und gewöhnlich zu Roß, das gezückte Schwert in der Rechten. In diesem kriegerischen Bilde schwebt er, namentlich unter Richard Löwenherz, auch den Kreuzrittern vor der Seele, zum Schlachtenmuthe sie entflammend, ja, ihrem Vermeinen nach, sogar persönlich sie zum Siege führend. Georg der Ritter war's und nicht der Märtyrer, dessen Gedächtnißtag im Jahre 1222 durch das Nationalconcil zu Oxford für ganz England zum allgemeinen jährlich wiederkehrenden Feiertage erhoben, und unter dessen Weihe und Schutz 108 Jahre später durch Eduard III. der Hosenbandorden gestiftet wurde. Daß Georg nach der Anschauung der Kirche vor allem Andern das christliche Ritterthum vertrete, erhellt endlich vollends aus dem Umstande, daß er neben Mauri-

tius und Sebastian als der dritte der Haupt-Patrone des Wehrstandes genannt und verehrt wird.

Und so möge denn Georg in seinem Ritterbilde auch der Erinnerung der evangelischen Kirche gegenwärtig bleiben! Ist die Georgssage nicht durchgehends Wirklichkeit, so ist sie doch Wahrheit, und schöne, tiefe Wahrheit. Schwerlich dürfte ein anmuthenderes und sinnigeres Symbol geheiligter und verklärter Ritterlichkeit ersonnen werden können, als dasjenige ist, zu welchem sich im Lauf der Zeiten die hehre Gestalt unsres Drachenüberwinders allmälig herausgebildet hat. Sei derselben denn in dieser sinnbildlichen Bedeutung auch in der Bilderhalle unsrer Phantasie eine bleibende Stelle eingeräumt, sintemal auch wir nach apostolischem Ausspruch „nicht blos mit Fleisch und Blut", sondern auch noch mit anderen und schauerlicheren Gewalten zu kämpfen haben. Sonderlich aber schwebe das St. Georgsbild als Berufsspiegel dem Stande vor Augen, der die Insignien des ritterlichen Kämpen trägt, und welcher vorzugsweise seiner Genossenschaft sich zu rühmen pflegt; ich meine: dem Adel- und Kriegerstande, und feuere dessen Angehörige an, allüberall im Kriege wie im Frieden als Kämpfer wider jede Macht der Finsterniß und als Hüter und Beschirmer wehrloser Unschuld eine „gute Ritterschaft" zu üben!

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

---

103. Katharina.

25. November.

In der Einsamkeit der Wüste Sinai liegt am Fuße des Gesetzgebungsberges ein von griechischen Mönchen bewohntes Kloster, welches vor vielen anderen Kultusstätten des christlichen Alterthums sowohl unser gemüthliches, als neuerdings auch unser wissenschaftliches Interesse in Anspruch nimmt. Seit 15 Jahrhunderten bereits vernimmt die bis in die Region der Wolken sich erhebende Gebirgswelt, die dasselbe umgiebt, mit feierlichem Schweigen die Klänge seiner Glocken, denen nur das Echo der rings umher starrenden Felsengruppen Antwort giebt, während sie an die in Wahn verstrickten Herzen der heimathlos schweifenden Söhne Ismaels wirkungslos vorübertönen. Die Kaiserin Helena, Konstantins des Großen fromme Mutter, war es welche, gleichsam als beab-

sichtige sie, dem Johannisspruch: „Das Gesetz ist durch Moses gegeben, aber Gnade und Wahrheit sind durch Christus geworden,“ eine monumentale Darstellung zu leihen, im Jahr 325 nach Christi Geburt die Kirche erbaute, an welche dann die Klostergebäude sich anlehnten. Der Kaiser Justinian erweiterte später die heilige Stätte, und schmückte sie mit Gemälden und geweihten Gefäßen reich und ansehnlich aus. Die hohe Gründerin derselben hatte sie dem Angedenken an die Verklärung Christi geweiht. Seit dem 8. Jahrhundert jedoch sind Kirche und Stift nur unter dem Namen des „Katharinenklosters“ bekannt, und bewahren das Gedächtniß einer Christin, über welche Geschichtliches zwar nur wenig auf uns gekommen ist, die aber als Ideal fleckenlosester und durch den göttlichen Geist zur höchsten Stufe geheiligter und verklärter Bildung emporgehobener Jungfräulichkeit in dem Chore der abendländischen wie der morgenländischen Kirchenheiligen eine hervorragende Stelle einnimmt.

Nach der Legende wurde Katharina im vorletzten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts unter glänzenden Verhältnissen, ja aus fürstlichem Geschlecht, und eben so reich mit Gaben des Geistes, wie mit körperlichen Vorzügen ausgestattet, zu Alexandrien in Egypten geboren und gelobte sich schon in frühster Jugend mit der ganzen Inbrunst ihrer feurigen Seele dem Heilande Christus als ihrem einigen und ewigen Bräutigam an. Mit demselben Eifer aber, mit dem sie der Heiligung nachjagte, lag sie auch der allseitigen wissenschaftlichen Ausbildung ihres Geistes ob. Ihre lautere Herzensdemuth aber umwob den blendenden Glanz ihrer hohen Begabung mildernd wie mit einem zarten Schleier, und verursachte, daß in den Kreisen, in denen sie sich bewegte, die Liebe, die sich ihr zuneigte, der Bewunderung, die sie sich erzwang, das Gleichgewicht hielt.

Freilich schien das Licht ihres gottgeweihten Lebens immer noch zu rein und zu helle in die sie umgebende heidnische Finsterniß hinein, als daß sich nicht die Kinder der letzteren auf die Dauer durch sie beengt und gerichtet gefühlt haben sollten. Die ihnen abgedrungene Bewunderung schlug in Haß wider sie um. Der Kaiser Maximinus, ein Wüstling, und schon darum ein abgeschworener Feind der Christen, begehrte bei seiner Anwesenheit in Alexandrien die Vielgenannte zu sehen. Sie wurde ihm vorgeführt; und gleich bei ihrer ersten Erscheinung entbrannte er in wilder Leidenschaft

für sie und warb um ihre Hand, indem er ihr die glänzendsten Aussichten nicht allein auf Reichthum und Glanz, sondern selbst auf Thron und Diadem eröffnete, wenn sie sich entschließen wollte, die Seine zu werden. Sie aber wies den Kaiser mit edlem Stolz und der bestimmten Erklärung ab, daß sie nicht mehr sich selbst, sondern auf ewig Dem angehöre, der sie am Kreuze mit seinem Blute sich erkauft habe. Der Kaiser, wahrnehmend, daß ihm in dieser zarten Jungfrau eine Macht entgegen trete, die Allem, was seiner Majestät an Drohworten, wie an Verheißungen und Schmeichelreden zur Verfügung stand, unerschütterlichen Trotz biete, gab der alten Wuth gegen die Christen, die für einen Augenblick hinter andere Flammen zurückgetreten war, in seiner Seele wieder freien Raum, und säumte nicht, über die Widerspenstige das Todesurtheil auszusprechen. Bevor er jedoch die Vollstreckung desselben befahl, berief er — so meldet die Sage — eine Anzahl berühmter Philosophen und Redner nach Alexandrien, daß sie für die beleidigten Götter der Väter in den Riß träten, in öffentlichen Disputationen den Glauben der Abtrünnigen zur Lüge stempelten, und so für immer den Einfluß vernichteten, den die Jungfrau bereits auf ihre Umgebung gewonnen hatte, und in höherem Maaße noch zu gewinnen drohte. Doch sah sich der Tyrann durch das Ergebniß dieser Verhandlungen auf das Bitterste getäuscht. Katharina erwies sich nach allen Seiten hin ihren Gegnern weit überlegen, schlug denselben mit ebenso edler Anmuth als bewunderungswürdiger Gewandtheit und Schärfe des Geistes ein um das andere mal die Waffen ihrer Sophistik aus der Hand, überführte sie sogar durch Aussprüche ihrer eigenen heidnischen Weisen und Dichter, wie eines Homer, Orpheus, Plato, Sophokles und Anderer, ihres Irrthums und machte sie zuletzt nicht allein verstummen, sondern nöthigte ihnen selbst das Geständniß ab, daß sie, die Christin, als Siegerin den Kampfplatz verlasse, und legte in ihnen den Grund zu ihrer später erfolgenden eigenen Bekehrung.

Dieser Ausgang steigerte die Erbitterung Maximins aufs äußerste. Der Untergang der Jungfrau war jetzt nur noch eine Frage der Zeit und der für sie zu ersehenden Todesart. Ein Günstling des Kaisers empfahl zu ihrer Hinrichtung eine von ihm selbst erfundene Maschine, die aus mehreren mit spitzigen Stacheln bewaffneten Rädern bestand, und freilich der raffinirten Bosheit ihres grausamen Erfinders alle Ehre machte. Der Kaiser ge-

nehmigte dieses Folterinstrument, welches man auf bildlichen Darstellungen der Märtyrerin häufig als Emblem zu ihrer Seite gestellt erblickt. Was aber ereignete sich? Als man das arme Schlachtopfer über das Marterwerkzeug ausgestreckt und mit Stricken an dasselbe festgebunden hatte, und eben die zerfleischenden Räder in Bewegung zu setzen begann, rissen — laut der Legende — urplötzlich durch ein göttliches Wunder alle Bande, und die Jungfrau stand unversehrt vor der zur freudigsten Verwunderung hingerissenen Zuschauermenge da. Maximin, der natürlich besorgen mußte, daß diese wunderbare Errettung der Jungfrau zu Gunsten ihres Glaubens nur noch viel stärker und nachhaltiger auf das Volk einwirken werde, als es schon ihr Wort und ihr heiliger Wandel gethan, befahl jetzt ihre sofortige Enthauptung. Freudig neigte Katharina — es war am 25. November des Jahres 307 — ihr jungfräuliches Haupt dem Henkerbeile, gleich als neigte sie es nur, um eine Krone der Ehre zu empfahen, und pries mit lauter Stimme Gott den Herrn, daß er sie würdig erachtet habe, ihr Blut mit demjenigen zu vermischen, welches der Saame seiner Kirche geworden sei. —

Katharinas Leichnam wurde an einem entlegenen aber ihren Glaubensgenossen nicht unbekannt gebliebenen Orte in die Erde verscharrt. Nach Verlauf von vier Jahrhunderten aber wurden ihre sterblichen Ueberreste von den egyptischen Christen, welche damals von den Anhängern des falschen Propheten schwer bedrückt wurden, wieder ausgegraben, und in die arabische Wüste nach dem Berge Sinai mit hinübergeführt. Die Legende läßt sie von Engeln Gottes dahin getragen sein. Das Kloster jenes heiligen Berges, von da an nach ihrem Namen benannt, birgt heute noch ihre Gebeine als die kostbarste seiner Reliquien, und bietet sie den Pilgern, die dasselbe besuchen, zum Kusse dar. Außerdem wird das Gedächtniß der heiligen Katharina in den Kalendarien der allgemeinen Christenheit bewahrt, und in zahlreichen bildlichen Darstellungen des Mittelalters gefeiert.

Wie die Gottesmagd seitdem dem kirchlichen Bewußtsein als Musterbild jungfräulicher Reinheit und Unschuld vorschwebt — die Griechen pflegen sie „Aekatharina" d. i. die allezeit Reine zu nennen, so wird sie auch um ihrer hervorragenden Gelehrsamkeit willen und als ein persönliches Meisterwerk des heiligen Geistes, der, wo ihm Raum gegeben wird, zu einer Stufe einheitlicher Ausbildung und Verklärung fördert, wie sie so vollkommen keine

menschliche Kunst noch Wissenschaft zu erzielen vermag, nicht allein bewundert, sondern sogar als Patronin aller geistigen und wissenschaftlichen Virtuosität verehrt. Die philosophische Facultät zu Paris erkor sich die heilige Katharina zu ihrer Schutzheiligen, und begeht jährlich in feierlichster Weise ihr Gedächtnißfest. Und als hätte eine höhere Hand sie in dieser Würde bestätigen wollen, geschah es, daß in dem ihrem Angedenken geweihten Kloster am Sinai der wichtigste wissenschaftliche Fund unseres Jahrhunderts gethan ward; denn hier entdeckte ein deutscher Gelehrter den Codex sinaiticus, eine Bibelhandschrift, welche sich als die älteste unter denen, die wir besitzen, erweisen dürfte.

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

---

104. Nikolaus.

6. December.

Wer kennt nicht den Heiligen der Kinderwelt, Nikolaus. Und — so möchte ich auch wieder fragen, — wer kennt ihn? Ihm ist's begegnet, im Laufe der Zeiten sich in eine mythologische Figur verwandelt zu sehn. In weiten Kreisen der Christenheit, der protestantischen sowohl, wie der katholischen, tritt er alljährlich am 10. November, seinem und zugleich des Doktor Luther's Geburtstage, als Reiter in langem grauem Bart auf schneeweißem aber sanftem und frommem Rosse seine Rundreise an, hält, so oft der Abend sich niedersenkt, bald hie bald da vor den Häusern still, und fragt die Eltern drinnen, ob ihre Kinder auch fromm und artig seien. Und wie horchen diese mit großen Augen auf, wenn die Mutter dann zu ihnen hereintritt, und ihnen erzählt, der Nikolaus sei eben vor der Thür gewesen mit einer mächtigen Ruthe in der Hand, aber auch mit einem großen Sack voller Kuchen und allerlei Spielwerks an der Seite, und habe sich sehr angelegentlich nach dem Betragen der Knaben und kleinen Mägdlein erkundigt. Wenn dieselben zu loben seien, so werde er, habe er gesagt, in der Nacht zum sechsten December wiederkommen, und denselben viel Schönes bescheeren; aber an den Unartigen werde er vorübergehn, oder gar, wenn sie nicht ernstlich entschlossen wären, sich zu bessern, empfindlich sie strafen. Wie beeifern sich fortan die Kleinen, dem Vater und der Mutter nach den Augen zu sehn, und durch Ge-

horsam und stilles sanftes Wesen sie zu erfreuen; und mit welcher Ungeduld und Spannung zählen sie die Tage bis zu dem verhängnißvollen, um welchen jetzt alle ihre Gedanken und Wünsche sich bewegen. Der fünfte December bricht an. Da ist ihnen ordentlich feierlich zu Muthe. Es steigert sich diese Stimmung, je weiter der Tag vorrückt, und nicht ohne einen Schauer bald eines geheimen Bangens, bald und zwar vorwiegend einer erwartungsvollen Freude legen sie sich, nachdem am Abende vielleicht schon manches Anzeichen des herannahenden Wundermannes sie erschreckte, zur Ruhe nieder. Kaum aber graut der junge Tag zu ihrem Kammerfensterlein herein, als sie auch schon wieder wach sind, und mit schüchterner Hand auf dem Stuhl oder Tischlein vor ihrem Bette umherzutasten wagen, ob sie beschenkt, oder leer ausgegangen seien. Und wirklich war der Nikolaus da, und bescheerte ihnen. Sie ahnen auch schon, was, und wie sehnen sie sich jetzt den vollen Tag herbei, daß der ihnen die Gaben alle ganz beleuchte!

Dies ist der Nikolaus der Sage und der Kinderphantasie; doch nicht der freilich mit manchem Legendarischen versetzten Geschichte. Dieser, ein Zeitgenosse des Kaisers Constantin des Großen, wurde als einziger Sohn eines begüterten und christgläubigen Elternpaars zu Patara, einer Seestadt in der kleinasiatischen Landschaft Lycien, geboren. Sein Vater hieß Epiphanes, seine Mutter Johanna. Von Beiden in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen gab der Knabe schon frühe dem Heilande rückhaltlos sein Herz, und sagte sich Ihm aufrichtig mit Allem, was er sei und habe, zu lebenslänglichem treuem Dienste zu. Um den Versuchungen der Welt auszuweichen, ging er, den damals herrschenden Anschauungen von vollkommener Heiligkeit gemäß, als aufblühender Jüngling schon in eine einsiedlerische Lebensweise ein, und zeichnete sich von Anfang an durch sein streng ascetisches Leben vor vielen seiner Sinnesgenossen aus. Nach dem Heimgange seiner Eltern war sein Entschluß gefaßt, sein ganzes reiches Erbe lediglich im Dienste der christlichen Bruderliebe und zur Ehre Gottes zu verwenden; und wer hat je ein dargebrachtes Gelübde treuer und gewissenhafter erfüllt, als er? Wo irgend Mangel oder Noth zu seiner Kunde kam, da war er auch, wenigstens so weit mit Gold und Silber zu retten war, stets zuerst mit seiner Hülfe zur Stelle. Diese aber schien immer unmittelbar vom Himmel

herab zu kommen; denn seine ganze Sorge ging dahin, Niemanden erfahren zu lassen, von wannen den Hülfsbedürftigen die Wohlthat zugeflossen sei. Seine Freude war erfüllt, wenn nur Gott gepriesen wurde. Er begnügte sich auch nicht damit, seine helfende Liebe da nur walten zu lassen, wo das Unglück schon hereingebrochen war; sondern war auch stets darauf bedacht, erst drohenden Nothständen rechtzeitig zuvorzukommen. Ja es bedurfte überhaupt nicht erst eines eingetretenen Unglücks, um ihn zum Geben und Wohlthun geneigt zu machen. Die Wahrnehmung irgend einer häuslichen Sorge oder heimlichen Familienverlegenheit reichte schon hin, ihm Herz und Hand zu öffnen. So sandte er einstmals einem unbemittelten Soldaten, um demselben eine Beschämung zu ersparen, eine reiche Ausstattung für seine drei verlobten Töchter zu, und that auch dies in einer Weise, daß den reichlich Beschenkten wieder nur übrig blieb, die Opfer ihres Dankes an den Stufen des Thrones Gottes niederzulegen. Der Ueberlieferung nach hatte er Abends insgeheim die Kriegsschuhe des bekümmerten Vaters mit dem Geldgeschenke füllen lassen, um ihm für den folgenden Morgen gleich nach dem Erwachen eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Aus diesem Vorgange hat man, — ob mit Grund, mag dahingestellt bleiben, — die in manchen Gegenden herrschende Sitte herleiten wollen, welcher gemäß die Kinder am „Nikolausabend“ kleine aus Zuckerteig geformte Schuhe oder Pantöffelchen auf ihr Tischchen setzen, um dem Nikolaus dadurch zu verstehn zu geben, daß auch sie von seiner Freigebigkeit bedacht zu werden hofften. Uebrigens diente der fromme Mann seinen Brüdern in gleichem Maße mit der geistlichen Gabe wie mit der leiblichen. Er war ein weiser Rathgeber der Bedrängten, ein mitleidiger Tröster der Traurigen, ein treuer und erleuchteter Führer und Seelenhirt der im Glaubensleben noch Unbefestigten; aber auch ein ernster Mahner und gewaltiger Bußprediger für die Verirrten und Verstockten. Zum Patron der Kinder wurde er erhoben, nicht allein, weil er selbst einst ein Muster kindlicher Frömmigkeit und Unschuld war; sondern mehr noch, weil er später seine größte Freude darin fand, mit der Jugend zu verkehren, sie zu unterrichten und die kindliche Einfalt und Naivetät zu belauschen, die oft weiser sei, als die Weisesten unter den Alten.

Es vermochte indeß auch die anspruchloseste Demuth und Bescheidenheit, in welche der Mann sich hüllte, nicht zu verhindern,

daß das hellleuchtende Licht seiner Tugenden über die engen Grenzen des Klosters hinaus in immer weitere Kreise seinen Schein verbreitete. Schon frühzeitig fand er bei Hoch und Niedrig die volle Anerkennung, ja Bewundrung, die ihm gebührte. Zu Myra, der Hauptstadt Lyciens, jenem Ankerplatze, bei welchem einst nach Apostelgesch. 27, 5 der gefangene Paulus auf seiner Reise nach Rom zu Lande ging, um mit seinen Begleitern ein andres von Alexandrien kommendes Schiff zu besteigen, war das Bisthum zur Erledigung gekommen. Als zu dessen Wiederbesetzung die benachbarten Kirchenhäupter sich dort versammelt hatten, ruhte das Auge Aller zunächst und vorzugsweise auf dem Bruder aus Patara, der damals bereits zum Abte seines Klosters aufgerückt war. Bei näherer Ueberlegung jedoch glaubte man einen andern älteren und kaum weniger angesehenen Mann, der schon ein Bischofsamt verwaltete, nicht übergehen zu dürfen. Was begab sich aber? Schon in der Morgenfrühe des Wahltages rief dieser plötzlich seine Amtsgenossen zusammen, und überraschte sie mit der Eröffnung, es sei in der Nacht eine Stimme zu ihm gedrungen, die er nur für eine Stimme von Oben halten könne, und habe ihm ganz vernehmlich denjenigen als den zu ernennenden Bischof bezeichnet, den man am Tage der Wahl zuerst zur Kirche würde wandeln sehen. Die ganze Versammlung erkannte hierin gleichfalls nichts Geringeres, als einen Wink und Befehl des allwaltenden Gottes. Mit der größten Spannung richtete man nun die spähenden Blicke auf den Kirchweg, und siehe, der erste, der schon bei Anbruch des Tages andächtig herangeschritten kam, war Nikolaus. Die Wahl konnte somit keiner Schwankung mehr unterliegen.

Als Bischof erwarb sich Nikolaus binnen Kurzem den Ruhm eines der treusten, wirksamsten und gesegnetsten Hirten, die je der Kirche Christi vorgestanden. Selbst eifriger Missionar, hatte er binnen kurzer Frist durch seinen heiligen Ernst und seine herzgewinnende Liebe was um ihn her noch vom Heidenthume übrig war überwunden und Christo unterthänig gemacht. In der diocletianischen Verfolgung mußte auch er seines unerschrockenen Bekenntnisses halber in den Kerker wandern; wurde aber durch den Kaiser Constantin wieder befreit und seinem jubelnden Sprengel zurückgegeben. Ob er, wie die Ueberlieferung wissen will, der Kirchenversammlung zu Nicäa, und zwar, wie sich von selbst ver-

steht, als Vertreter und Stütze der unverfälschten Wahrheit, beigewohnt habe, steht mindestens in Frage, da das geschichtliche Verzeichniß der Mitglieder jenes Concils seines Namens nicht ausdrücklich gedenkt. Dennoch wäre es immer möglich, da er zu seiner Zeit im Schatten einer gar großen Anzahl noch berühmterer Männer, als er selbst war, lebte, und von einem Annalisten leicht übersehn werden konnte. Ueber eine Pilgerfahrt, die er zur Verehrung des heil. Kreuzes nach Jerusalem unternommen haben soll, fehlt gleichfalls jede sichere Nachricht; und ebenso über die Wunder, die ihm zugeschrieben werden, und deren einem, der Bedräuung eines Meersturms, er seine Erhebung zum Schutzpatron der Seeleute verdankt.

Nikolaus beschloß seine gottgeweihte und thatenreiche Laufbahn im Jahre 342 in einem friedsamen seligen Heimgang. Schon bald nachher wurde im Morgenlande sein Gedächtniß als das eines hervorragenden „Heiligen" kirchlich gefeiert. In der Liturgie des Chrysostomus finden wir ihm bereits eine solenne Anrufung gewidmet. Der Kaiser Justinian erbaute ihm zu Ehren in Constantinopel eine Kirche, und viele Tempel wurden seitdem seinem Andenken geweiht und mit seinem Namen geschmückt. Im Jahre 1087 raubten neapolitanische Kaufleute die Reliquien des Kirchenfürsten aus seiner Cathedrale, und entführten sie in ihre Heimath nach der Stadt Barum in Apulien, wo die St. Stephanskirche noch heute ihres Besitzes sich rühmt. Als hier die Gebeine feierlich beigesetzt wurden, entquoll denselben, so erzählt die Legende, ein duftiges Oel als Symbol der geistlichen Balsamströme des Trostes und des Friedens, die einst in so reichem Maße aus der Wirksamkeit dieses frommen Mannes sich ergossen hatten. Von da an verbreitete sich der Ruhm des Bischofs von Myra immer weiter auch im Abendlande. Die Kirche Rußlands hält nächst den Aposteln kaum einen andern Heiligen so hoch, wie den Nikolaus. Viele Gotteshäuser sind dort nach ihm benannt, und die russischen Taufbücher weisen keinen Namen so häufig auf, wie den seinigen.

Die Gestalt jedoch, in welcher Nikolaus bis zur Stunde das geläutertere und erleuchtetere christliche Bewußtsein durchschreitet, ist eine andre, als diejenige, in der er der träumenden Phantasie der Kinderwelt, und selbst auch dem Legendenglauben vorschwebt. Für die evangelische Anschauung hat er sich allmälig zu einem persönlichen Symbol der stillwirksamen, mitleidigen und selbstver-

leugnungsvollen Bruderliebe verklärt, der Liebe, die bei allen ihren Bethätigungen einzig die Ehre Gottes sucht, niemals die eigne, und ihre Linke nicht wissen lässet, was die Rechte thut. In dieser Eigenschaft einer Verkörperung und Verpersönlichung der großen Idee der wahren vom Himmel stammenden Charitas mag Nikolaus auch unser Heiliger sein und bleiben, und der Cultus, den wir ihm widmen, bestehe in der Nacheiferung, die wir seinem Vorbilde angedeihen lassen!

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

Fünfter Abschnitt. Das Zeitalter Constantins des Großen.

1. Der Friede der Kirchen und das erste allgemeine Concil.

105. Constantinus und Helena.

21. Mai.

Wenn man für die Entwickelung der Kirche, ihre äußern und innern Schicksale, die Hauptepochen aufsucht, wo beide zusammen eine neue Richtung nehmen; so trifft man bis zur Reformation auf keine folgenreichere, als auf die Regierungszeit Kaiser Constantins des Großen. Daher die Kirchengeschichtschreiber fast ohne Ausnahme (auch wenn sie bis dahin nur zwei Perioden zählen) hier einen Einschnitt machen: sei es mehr zu Anfang, um das J. 313, wenn man die äußere Lage der Kirche, oder um das J. 325, wenn man ihre innere Gestalt und die Lehrbildung in's Auge faßt. Zwar ist was unter ihm geschehen, lange nicht sein Werk: die Jahrhunderte hatten daran gearbeitet, um es zur Reife zu bringen. Aber das ist seine Bedeutung: zuerst daß er für das was bevorstand und nach der bisherigen Entwickelung geschehen mußte, zum Organ gedient hat, also für die Kirche im Großen eine providentielle Stellung einnimmt. Und das nicht allein: denn eine solche haben auch weltgeschichtliche Personen als Gefäße des Zornes und Geißeln Gottes eingenommen, denen dafür nicht gedankt wird. Aber das ist ferner seine Bedeutung, daß er bewußt und frei zum Organ sich dargeboten hat. Und wenn dieselbe auch eingeschränkt wird durch Irrthümer und Schwächen, die nicht ohne große Folgen geblieben; so bleibt ihm doch das Verdienst, daß er zur entscheidenden Zeit in einer entscheidenden Stellung der Kirche des griechisch-römischen Reichs den Weg geebnet und dadurch auf ihren Fortgang durchgreifenden Einfluß geübt hat. Das ist der Grund auch im Kalender sein Gedächtniß zu ehren.[1])

Diese seine Wirksamkeit genauer zu verfolgen und zu würdigen

---

[1]) Vergl. Evang. Kalender für 1870, S. 79f.

sind wir dadurch in den Stand gesetzt, daß sein Leben ein Zeitgenosse aus nächster Nähe verfaßt hat, der kein geringerer ist, als der Vater der Kirchengeschichte, Eusebius. Freilich bezweckt er nicht eine vollständige Geschichte: die Kriegszüge und die Staatsleitung läßt er ausgesprochener Maßen bei Seite. Und was er giebt, das Kirchliche und Persönliche, leidet grade durch die Nähe, welche nicht günstig ist, den richtigen Maßstab anzulegen; überdies schreibt er als Bewunderer des Kaisers, zuweilen im überschwenglichen Stil. Das ruft von selbst den Widerspruch hervor: er ist auch schon im Alterthum vertreten in zusammenhängender Erzählung aus dem heidnischen Lager, durch Zosimus, der, zwar einige Jahrhunderte später, aber gestützt auf den Eunapius, möglichst nachtheilig von ihm schreibt. Man wird also beide Theile hören, unparteiisch, ohne für den Feind des Kaisers und des Christenthums ein Vorurtheil zu hegen. Vielmehr gereicht es dem Eusebius, der an sich glaubwürdig ist, zum Vortheil, daß er eine Reihe von Actenstücken mittheilt.

Dieser Constantinus, Sohn des Constantius Chlorus, ist am 28. Febr. um das J. 274 n. Chr. zu Naissus in Mösien geboren. Seine Mutter Helena war eine Frau aus niederm Stande, deren Gedächtniß nur an Ereignisse sich knüpft, welche in die spätere Zeit der Regierung ihres Sohnes treffen. Sein Vater erhielt im J. 292, als die beiden Auguste Diocletian und Maximian sich zwei Cäsaren, ihn und den Galerius, zuordneten, Gallien mit den Nebenländern, und trat, als jene ihre Würde niederlegten im J. 305, als einer der Auguste ein. In seiner Regierung zeichnete er sich vor den Mitherrschern durch Schonung von Person und Eigenthum der Unterthanen aus, so daß er selbst vor ihnen sich darüber zu verantworten hatte. Denn da er keinen Schatz aufhäufte, warf K. Diocletian durch Abgeordnete ihm seine Sorglosigkeit und seine Armuth vor. Er aber berief die reichsten Leute aus den Provinzen und erlangte durch freiwillige Gaben die Füllung eines Schatzes, welchen er dann jenen Abgeordneten zeigen ließ mit der Erklärung: das habe er zwar jetzt erst bei sich angehäuft, es sei aber längst für ihn bei den Besitzern als treuen Hütern aufbewahrt. Und diese erhielten nach Abreise derselben ihre Güter zurück. Andererseits nahm er an der Verfolgung von Seiten der heidnischen Kaiser keinen Theil und ließ die unter seiner Herrschaft stehenden Christen unverletzt und ungekränkt. Wenn Eusebius hinzusetzt: er habe auch die Kirchengebäude nicht zerstört; so beschränkt sich dies durch das

Zeugniß des Lactantius, welches aber die Hauptsache bestätigt: er habe, um nicht den Schein zu erregen, daß er von den Vorschriften der Kaiser abweiche, die Zerstörung von Kirchen, das heißt der Wände, die wiederhergestellt werden konnten, zugelassen, den wahren Tempel Gottes aber, der in den Menschen ist, unverletzt erhalten. Das bezeugt auch sein Sohn Constantinus als Kaiser in dem zweiten Edict an die morgenländischen Provinzen, worin er zugleich über die religiöse Stellung des Constantius eine Andeutung giebt: während die übrigen Kaiser, sagt er, der Wildheit sich befleißigten, verrichtete allein sein Vater Werke der Milde und rief mit außerordentlicher Frömmigkeit bei allen seinen Handlungen Gott den Vater an. Das ist zwar noch nicht im christlichen Sinn zu nehmen; jedoch sein Gegensatz gegen den Götzendienst erhellt aus der Wahl seiner Vertrauten, nachdem er durch List sie auf die Probe gestellt. Er stellte ihnen die Wahl in seinem Dienst zu bleiben, wenn sie den Götzen opfern wollten; wo nicht, von seinem Hofe ausgeschlossen zu werden. Als sie hierauf sich getheilt hatten und eines jeden Gesinnung offenbar geworden war, entfernte er jene aus dem Palast, da sie, als Verräther Gottes, noch weniger dem Könige Treue bewahren würden; die andern aber machte er zu seinen Leibwächtern und Würdenträgern und erklärte: solche müsse er als seine nächsten Freunde achten. — Diese Gesinnung also ist ein väterliches Erbtheil, das schon einen Erklärungsgrund enthält für den Weg, den nachmals der Sohn einschlug.

Andere Eindrücke empfing der junge Constantin von den tyrannischen Kaisern, denen er als Geißel für die Treue des Vaters diente. Da war er auch Zeuge der Verfolgung, sah die Grausamkeit der Heiden und die Standhaftigkeit der Märtyrer. Er selbst hat darüber in jenem Edict sich erklärt, wobei er eine besondere Veranlassung anzeigt (wie solche später unter K. Julian von dem Orakel des Apollo in der Vorstadt von Antiochien herkam), die er selbst erlebte: „Apollo soll damals aus einer finstern Höhle verkündet haben: die Gerechten auf Erden seien ihm ein Hinderniß zu wahrsagen; deshalb würden falsche Orakel vom Dreifuß gegeben. Da erforschte Diocletian bei seinen Trabanten, wer denn die Gerechten wären; worauf einer der Opferpriester die Christen nannte. Sogleich schrieb jener blutige Edicte wie mit der Spitze des Schwertes, und befahl den Richtern ihren Scharfsinn anzuspannen um schrecklichere Strafen zu erfinden. Da war zu sehen,

mit welcher Freiheit jene Gottseligen täglich nicht geringe Schmach ausstanden. Welches Feuer, welche Martern sind nicht jedem Körper, jedem Alter ohne Unterschied angethan? . . Noch rühmen sich dessen die Barbaren, welche die damals von uns Fliehenden aufnahmen und in der menschenfreundlichsten Gefangenschaft hielten, sintemal sie ihnen nicht allein Rettung, sondern auch ungestörte Religionsübung gewährten. Und noch trägt das römische Volk dieses Brandmal, welches die damals aus dem Reich vertriebenen und zu den Barbaren fliehenden Christen ihm aufgedrückt haben". Uebrigens war das Leben Constantins dort mehrfach bedroht. Er erlangte Kriegsehre in manchen Kämpfen; wurde aber in ihnen wie im Kampf mit wilden Thieren von Galerius absichtlich Gefahren ausgesetzt. Erst auf wiederholtes Andringen des Constantius erhielt er die Erlaubniß zur Abreise, die er jedoch heimlich und unter besondern Vorsichtsmaßregeln ausführte. Er traf in Boulogne ein, als sein Vater im Begriff war zu einem Feldzuge nach England überzusetzen. Doch ereilte diesen der Tod am 25. Juli 306 zu York, nachdem er jenen seinen ältesten Sohn zum Erben eingesetzt hatte, der auch an demselben Tage von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde. — Constantius ist der einzige unter den damaligen Kaisern, der dem Reiche eine Dynastie gab, die freilich mit Julian dem Abtrünnigen, dem Neffen und Schwiegersohn Constantins des Großen, erlosch.

Nach Gallien zurückgekehrt, wo er bis zum J. 312 verblieb, kämpfte dieser sofort siegreich gegen die Franken, die in Abwesenheit seines Vaters den Frieden gebrochen hatten, gegen die Brukterer und andere deutsche Stämme, und ließ zum Schrecken der Feinde die gefangenen beiden Könige der Franken so wie die gefangenen Brukterer den wilden Thieren vorwerfen. Im J. 307 erhielt er durch Maximianus, der selbst den Purpur wieder angenommen hatte, die Augustuswürde und dessen Tochter Fausta zur Gemahlin. Das war der Anfang arger Wirren: und es ging in seinem Hause blutig zu. Jener herrschsüchtige und ränkesüchtige Fürst wollte ihn zu seinen Zwecken gebrauchen. Und als er ihn nicht fügsam fand und anderswo seine Anschläge mißglückten, — er hatte den Purpur wieder abgelegt und strebte dann aufs neue nach der Gewalt, suchte er den eigenen Schwiegersohn zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen. Dazu wurde dessen Abwesenheit auf einem Kriegszuge gegen die Franken benutzt. Aber Constantin rasch zurückkehrend,

nahm ihn in Marseille gefangen; jedoch verzieh er ihm und ließ ihn an seinem Hofe leben. Aber Maximianus sann auf Meuchelmord, selbst mit Hülfe seiner Tochter Fausta, die den Anschlag ihrem Gemahl entdeckte: der ergriff ihn auf frischer That und ließ ihm nun die Wahl der Todesart; worauf Maximianus sich erhängte im J. 310.

Unterdessen klärten sich im übrigen römischen Reich die Verhältnisse, wo die Zahl der Machthaber zu- und abnahm, bis dahin daß die Entscheidungskämpfe zwischen Constantinus und seinen Mitherrschern eintraten. Im J. 305, als Galerius und Constantius die Augustuswürde erhielten, wurden auf Veranlassung des erstern Maximinus, sein Neffe, und Severus zu Cäsaren erhoben; und dieselben nach dem Tode des Constantius zu Augusten, während Constantinus die Cäsarwürde erhielt. Maxentius, der Sohn des Maximianus und Schwiegersohn des Galerius, der bei allem dem übergangen worden, warf in Rom sich selbst zum Augustus auf im J. 306. Gegen ihn schickte Galerius den Severus ab, der ihn in Rom belagerte, aber von seinen Soldaten verlassen nach Ravenna sich zurückzog, dort gefangen genommen und getödtet wurde (307). An seine Stelle trat, auf Veranlassung des Galerius, Licinius. — Damals beherrschten also das römische Reich Galerius, Maximinus, Maxentius, Constantinus und Licinius: von denen Galerius im J. 311, Maximinus im J. 313 durch den Tod ausschieden. Zu den beiden andern stand Constantinus im Verhältniß der Schwägerschaft: denn die Schwester des Maxentius, Fausta, hatte er zur Gemahlin; und seine Schwester Constantia wurde die Gemahlin des Licinius im J. 313, dem er sie zwei Jahre zuvor verlobt hatte. Mit ihnen kämpfte er nach einander um die Herrschaft: woraus er als Sieger, zuletzt als Alleinherrscher hervorging. Und diese Kriege und Siege erfolgten unter dem christlichen Zeichen.

Es kann nicht für zufällig gelten, daß es so kam, noch allein aus persönlichen Triebfedern Constantins abgeleitet werden. Was geschah, war mehr als er bedenken und übersehen konnte; auch waren andere Mächte im Spiel, als die Berechnung des Ehrgeizes. Das Christenthum war zu einer weltgeschichtlichen Macht herangewachsen: es hatte von Anbeginn und zumal in den allgemeinen und furchtbaren Verfolgungen seit Mitte des dritten Jahrhunderts die Angriffe der Feinde zu Schanden gemacht mit einem Muth der Ueberzeugung und mit einer sittlichen Energie, dem das Heidenthum

nichts entfernt an die Seite zu stellen hatte. Selbst die Wuth der Verfolger erlahmte an solchem Widerstand; die Richtschwerter wurden stumpf und die Henker müde von ihrer Arbeit: „ihr Elenden“, sagte ein Richter zu den sich zudrängenden Bekennern, „wenn ihr sterben wollt, habt ihr Abhänge oder Schlingen.“ Es war der Widerspruch, den schon Tertullian (von dem eben dies gemeldet wird), gerügt hatte, daß, während man sonst Verbrecher, welche leugneten, zum Geständniß zu bringen suchte, man den Christen, was sie mit gutem Gewissen bekannten, zum Verbrechen machte und die Verleugnung erzwingen wollte. Dies gute Gewissen war stärker als das irrende Gewissen oder die Gewissenlosigkeit der Heiden, unterstützt von der ganzen Macht des Staats, wenn etwa ein Kaiser, wie noch Diocletian, die gesunkene Staatsreligion aufrecht erhalten wollte. Vollends die verworfenen Ausläufer des heidnischen Imperiums konnten den Sieg des Christenthums nicht aufhalten, als es reif war, an der Stelle moralisch und physisch zerrütteter Gewalten eine leitende Stellung einzunehmen. Mochte also Constantinus oder ein anderer kommen, die Entscheidung war nahe. Er aber machte die Sache zu seiner eigenen, und zwar als Herrscher im Kampf der Parteien, zunächst gegen Maxentius.

Von außen war diese Stellung ihm nicht aufgenöthigt; denn die religiöse Frage war durch Maxentius nicht gestellt: auch war derselbe nicht ein Feind der Christen, daß Constantin zu ihrem Beschützer sich hätte aufwerfen mögen; im Gegentheil, er hatte die Verfolgung eingestellt. Aber er war ein Feind des menschlichen Geschlechts, voll Mordlust und Wollust, der kein Alter und Geschlecht schonte, alle, hoch und niedrig, in Sklaverei hielt und durch magische Künste zu neuen Verbrechen hingetrieben wurde. So durfte Constantinus, wenn er ihn bekriegte, als Befreier des Volks und Staats auftreten; Maxentius hingegen mochte den Tod seines Vaters Maximianus an jenem rächen wollen. Daß aber Constantinus, von ihm bedroht, die christliche Fahne ergriff, erklärt sich aus innern Gründen: vor allem aus dem Vorgang seines Vaters, so wie aus dem Eindruck, den er schon in der Jugend von den verfolgten Christen und ihrer Standhaftigkeit empfangen. Insbesondere jene Probe, welche Constantius mit der Treue derselben gegen Gott gemacht hatte, durfte für ihn in's Gewicht fallen, wenn er der Treue seines Heeres sich versichern wollte. Denn grade dem Maxentius gegenüber war K. Severus durch den Abfall seiner Soldaten zu

Grunde gegangen; und schon rüstete sich jener das gleiche Mittel der Bestechung gegen Constantinus anzuwenden. Er selbst beruft sich auf die Erfolge seines Vaters, die er von seiner Gottesverehrung ableitete, in einer Ueberlegung, der aber unbewußte Triebfedern vorangehn. Als er nehmlich gegenüber den magischen Künsten des Tyrannen nach einem höhern Beistand sich umsah und überlegte, welchen Gott er zum Beschützer wählen solle, kam ihm in den Sinn, daß die meisten der vorigen Herrscher, welche den Göttern gedient und auf sie ihre Hoffnung gesetzt hatten, ein klägliches Ende genommen; sein Vater allein, der ihren Irrthum verwarf und den höchsten Gott in seinem ganzen Leben verehrte, ihn als Retter und Behüter des Staats und Urheber alles Guten erfunden habe: er glaubte also, allein den Gott seines Vaters verehren zu müssen. Freilich, wie er selbst hinzufügt, soll auf sein Gebet, daß der Gott sich ihm offenbare, ein wunderbares Zeichen ihm geworden, Nachmittags als die Sonne sich neigte, ein Lichtkreuz über derselben ihm und dem ganzen Heere erschienen sein mit der Inschrift: hierin siege. Und da er zweifelnd über die Bedeutung nachsann und die Nacht hereinbrach, erschien ihm im Traum der Christus Gottes mit dem am Himmel gesehenen Zeichen und befahl ihm es nachmachen zu lassen zur Schutzwehr in der Schlacht. Dies berichtet Eusebius, dem der Kaiser selbst, aber erst nach vielen Jahren, betheuernd es erzählt hatte; in seiner Kirchengeschichte weiß er noch nichts davon. Von andern Seiten, zum Theil unabhängig von ihm, wird die Traumerscheinung bestätigt, mit der Weisung, das himmlische Zeichen auf den Schilden der Soldaten anzubringen. Man wird also die letztere als bezeugt ansehn; die Erscheinung des Lichtkreuzes am Himmel aber dahingestellt sein lassen, sei es daß Constantin nach so langer Zeit überhaupt darin geirrt hat oder daß wirklich ein solches natürlicher Weise, wie es zuweilen vorgekommen, gesehn ist, wodurch dann erst die Gedanken des Kaisers diese Richtung genommen (nicht daß umgekehrt auf das Gebet des Kaisers das, wenn auch natürliche Zeichen erschienen sei, — eine Verknüpfung, die immerhin für wunderbar gelten würde). Aber ein Wunder am hellen Tage ist keineswegs hier anzunehmen. Jedoch auch nicht, daß das Schicksal des römischen Reichs und der Kirche an einem Traum gehangen habe, der doch nur ein Widerschein zu sein braucht von den Eindrücken des wachen Lebens und die Summe derselben in einem Bilde und einem Entschluß zusam-

menfaßt. Jenes Zeichen, durch Zusammenziehung der Buchstaben XP gebildet, war schon im heidnischen Alterthum in Gebrauch, aber auch als Monogramm des Namens Christi sicher nicht neu. Gewiß ist, daß Constantin es zum Kriegszeichen machte, an einer Fahne und auf den Waffen; und daß er in diesem Zeichen über Maxentius gesiegt hat. In der Schlacht an der milvischen Brücke fand dieser seinen Tod in den Wellen am 27. Oct. 312.

Den Charakter dieser Epoche lassen zwei Monumente Constantins deutlich erkennen. Das eine seine in Rom errichtete Statue, der er befahl das Kreuz in die Hand zu geben mit der Inschrift: „Durch dieses heilbringende Zeichen habe ich eure Stadt von dem tyrannischen Joch errettet und befreit u. s. w.“ Das andere noch vorhandene ist zu Rom der ihm zu Ehren errichtete Triumphbogen mit der Inschrift: „Dem Kaiser Constantinus, weil er auf Antrieb der Gottheit durch Größe des Geistes sammt seinem Heer an dem Tyrannen und seinem ganzen Anhang mit gerechten Waffen den Staat gerächt hat, gewidmet von dem römischen Senat und Volk.“ Also in der Freude über den Sturz des Tyrannen und Ableitung desselben von einer höhern Macht ist man auf beiden Seiten einig; aber Constantin persönlich hält sich an das Zeichen Christi, — die Römer sprechen nur von der Gottheit, ein übrigens auch jenem geläufiger Ausdruck, der aber beiden Theilen sowohl Christen als Heiden genügen konnte, welche letztern im Senat sicher die große Mehrheit bildeten.

Diese Religionslage bescheinigen die öffentlichen Documente, zumal die berühmten Edicte über die Freiheit der Culte. Das erste von Constantinus und Licinius mit erlassen, aber von Galerius ausgegangen, übernimmt noch die Rechtfertigung der Verfolgung aus der Absicht, die Gesetze und die öffentliche Religion der Römer aufrecht zu erhalten so wie die Christen zu ihren ursprünglichen Satzungen zurückzuführen. Da aber viele dadurch gefährdet und verstört worden und die Folge gewesen, daß die Christen weder die heidnischen Götter noch ihren eigenen Gott verehrten; so sollten sie aus kaiserlicher Milde wieder Christen sein, ihre Zusammenkünfte halten und zu ihrem Gott für das allgemeine und ihr eigenes Wohlergehn beten. — Erst das zweite Edict, von Constantin und Licinius erlassen, spricht den Grundsatz der Religionsfreiheit aus: wonach jeder und insbesondere die Christen ihren Glauben behalten sollen. Da aber noch manche Bedingungen beigefügt waren,

welche Mißtrauen erregten und die freie Ausübung hinderten; so erfolgte aus Mailand im J. 313 durch die genannten Kaiser, welche im Interesse des öffentlichen Wohles vor allem den Gottesdienst ordnen wollten, als drittes Edict das neue Grundgesetz, wodurch die Christen und alle andern die Freiheit erhielten, der Religion, die jeder wolle, zu folgen: „damit alles Göttliche, was in dem himmlischen Sitz ist, uns und allen unsern Unterthanen gnädig und gewogen sein könne." Das klingt noch durchaus nicht christlich; sondern bezeichnet einen Standpunkt des Staats über, vielmehr inmitten der verschiedenen Religionen, die einen gleichen Anspruch machen dürfen; obwohl im Einzelnen vorzüglich die Christen mit Rückgabe ihrer gottesdienstlichen Oerter und Gemeindebesitzungen bedacht werden, weil sie bisher die Verfolgten und sie allein beschädigt waren.

Bald aber erhielt das Christenthum das Uebergewicht: und die nächsten Kriege sind wahre Religionskriege. Im Orient hatte Maximinus den Religionsedicten der beiden andern Kaiser nur scheinbar sich gefügt, in der That aber die Verfolgung wieder angefacht. Dann von Ehrgeiz und Habsucht gestachelt, überzog er den Licinius mit Krieg, im Vertrauen auf seine Götter, ermuntert durch Orakelsprüche. Dem Licinius aber, heißt es, habe ein Engel ein siegbringendes Gebet gelehrt. Letzterer siegte, Maximinus entkam auf schimpflicher Flucht kaum den Händen der Feinde und starb an einer furchtbaren Krankheit, nachdem er den Christen volle Religionsfreiheit zugestanden und die Rückgabe ihrer Besitzungen angeordnet hatte. — So standen noch Constantin und Licinius neben einander, letzterer über den Orient, Thracien und Illyricum herrschend. Aber schon im J. 314 brach Zwietracht unter ihnen aus, deren Schuld verschiedentlich, den Uebergriffen des einen oder den Intriguen des andern, beigemessen wird. In der Schlacht bei Kibalis am 8. Oct. erlitt Licinius eine vollständige Niederlage; ein zweiter Sieg Constantins bei Adrianopel war minder entscheidend: doch gewann er im Frieden ganz Illyricum. Ein solcher Kampf konnte nur eine größere Entfremdung zurücklassen. Auch scheint Licinius von Constantin sich mehr und mehr abgewendet und deshalb eine neue Verfolgung der Christen ins Werk gesetzt zu haben. Denn, wie Eusebius sagt, er hielt alle Freunde Constantins für seine Feinde, und glaubte nicht, daß für ihn Gebete von den Christen verrichtet würden, die nur für Constantinus alles thäten. Und

er mochte in dem Argwohn nicht Unrecht haben, daß die Hoffnung und das Vertrauen der Christen auf Constantinus stand. Constantin entsprach derselben: er beschloß gern denen beizustehn, die von dem Tyrannen gequält würden. Freilich war dies zugleich sein persönlicher Vortheil, wenn er die Erweiterung der Herrschaft dafür ansah; und es mag das Verlangen nach Alleinherrschaft sich eingemischt haben. Die Rüstungen und ein feindliches Betreten des Gebiets seines Gegners deuteten auf Krieg. Er wurde geführt mit dem Bewußtsein einer letzten Entscheidung. Constantin hatte sich mit Geistlichen, Licinius mit Wahrsagern und Opferpriestern umgeben, die ihm Sieg verhießen. Letzterer nach Verrichtung eines Opfers in einem heiligen Hain hielt eine Rede, worin er sich und die Seinen als Verehrer der väterlichen Götter und Constantin als deren Feind und Gottesleugner hinstellte, der mit dem schmählichen Zeichen eines fremden Gottes sein eigenes Heer beschimpfe. „Diese Stunde," sagte er, „wird den Irrenden überführen und zwischen den Göttern, die bei uns und die bei dem andern Theil verehrt werden, entscheiden." Constantin aber ließ das Kreuzeszeichen, dem er 50 auserlesene Leute zur Bedeckung gab, dem Heer vorantragen und suchte unter Fasten und im Gebet in einem Zelt fern vom Lager, worin das Kreuz errichtet war, den Beistand Gottes. Er siegte in der Schlacht bei Adrianopel am 3. Juli und bei Chalcedon am 9. Sept. 323; Licinius verlor den Thron und bald darauf das Leben. Ein Edict an die morgenländischen Provinzen gewährte nun auch diesen die freie Religionsübung, das heißt den dortigen Christen, denen allein sie gefehlt hatte, und setzte vor allem die Personen, die verbannt oder verdammt waren, in den vorigen Stand so wie die Kirchen in ihre Besitzungen ein. Es geht aber weiter und erklärt sich, ganz anders als jenes Edict von Mailand, entschieden für das Christenthum: „als das gemeine Wesen," sagt der Kaiser, „in Gefahr war, wie durch eine pestartige Krankheit zu Grunde zu gehn; da habe die Gottheit seinen Dienst zur Ausführung ihres Rathschlusses ersehen, und durch eine höhere Kraft habe er die Mächte des Unheils vertrieben, damit sowohl das menschliche Geschlecht zum Dienst des ehrwürdigsten Gesetzes unter seiner Führung zurückgerufen als auch der seligste Glaube unter dem höheren Führer ausgebreitet werde." — Solche Grundsätze, als Staatsgesetz verkündet, inaugurirten in der That ein neues Weltalter: die Umwandlung in dem kurzen Zeitraum dieser

Edicte war größer, als in den Jahrhunderten seit Stiftung des Christenthums auch nur erwartet werden mochte. Es wurden aber zwei Stufen der Entwickelung in dieser Zeit erreicht und eine dritte stand unmittelbar bevor.

Zuerst die mehrgenannte Freiheit der Culte und damit auch des christlichen. Mit lebhaften Farben hat Eusebius die Umwandlung geschildert sowie die Stimmung, welche sie begleitete. Dreimal, nach der Niederlage der letzten Feinde und Verfolger, kommt er darauf zurück. Zuerst nach dem Siege über den Maxentius, wie er den Einzug Constantins in Rom beschreibt: „alle, Senat und Volk, empfingen ihn mit Zuruf und unermeßlicher Freude; wie von einer bittern und tyrannischen Herrschaft aufathmend, glaubten sie zu einem neuen Leben wiedergeboren zu sein.“ Sodann nach der Besiegung des Maximinus durch Licinius, zu Anfang des letzten Buchs der Kirchengeschichte, welches dem Frieden der Kirchen gewidmet ist, geht sein sonst trockner Stil wie in einen Hymnus über. Endlich nach dem Fall des Licinius zeigt sich die Freude in dessen Provinzen, dem Schauplatz der letzten Verfolgung: „alle Furcht der Leiden, die zuvor jeden drückten, war weggenommen, und mit heiterm Antlitz sahen die vorher niedergeschlagen waren, einander an; man pries zuerst mit Reigen und Liedern den allwaltenden Gott, dann den siegreichen Kaiser und seine gottgeliebten Söhne mit unaufhaltsamen Stimmen.“ — Hiernach ist auch der Eindruck zu beurtheilen, den bald darauf die Feier des 20jährigen Regierungsfestes Constantins, als er eben einen großen Kirchenstreit geschlichtet zu haben glaubte und mit den Bischöfen speiste, auf die Theilnehmer gemacht hat: „Speerträger und Soldaten mit entblößten Schwertern bewachten im Kreise den Eingang zum Palast; mitten hindurch ohne Furcht gingen die Männer Gottes bis zu seinem Innersten u. s. w.; es schien ein Bild des Reiches Christi und ein Traum, nicht Wirklichkeit zu sein.“ Es liegt in der Beschreibung nicht das Weltliche und Höfische, was man dem Eusebius deshalb Schuld gegeben hat; sondern es ist der Eindruck von jener Umwälzung, daß die Staatsgewalt, statt das Blut der Christen in Strömen fließen zu lassen, ihnen nicht allein Frieden gab, sondern auch Schutz und Gunst. Denn schon seit dem Siege über Maxentius wurde die christliche Religion nicht blos geduldet, sondern der bisherigen Staatsreligion gesetzlich gleichgestellt, indem die Vorrechte der Tempel und Priester auf die Kirchen und Geist-

lichen übergingen und im Gebiet der religiösen Sitte die Sonntagsfeier bürgerliche Geltung erhielt.

Das zweite ist die Parteinahme der Staatsgewalt für das Christenthum und die Begünstigung des Uebertritts. Der Kaiser erklärte laut in Edicten und Reden, daß der Gott der Christen der allein wahre Gott sei. Und suchte durch Gründe zu werben, zumal den Hinweis auf den Untergang der Verfolger. In dem Edict an die morgenländischen Provinzen wünscht er Allen, zu dem Hause der göttlichen Wahrheit zu gelangen, jedoch „wenn sie nicht wollen, mögen sie die Tempel der Lüge behalten.“ Indessen ließ er auch schon andere Mittel wirken: wie zu Heliopolis in Phönicien, wo er, nach Aufhebung des Cultus der Venus, eine Kirche baute und nicht allein ermahnte, eilends zur Erkenntniß Gottes zu kommen, sondern auch durch reichliche Unterstützung der Armen zum Uebertritt lockte. Ja er sprach es als Grundsatz aus in der Abschiedsrede an die Bischöfe zu Nicäa: da nur Wenige Liebhaber der Wahrheit wären, aber Viele, sei es durch Unterhalt oder Verwendung oder freundliche Aufnahme oder Geschenke gewonnen würden; so sollten sie diesen Bedürfnissen sich anbequemen, um die heilsame Lehre auszubreiten. — Die Folge konnte nicht ausbleiben: schon damals wird Klage geführt über das heillose Treiben derer, welche um äußerer Vortheile willen den Schein des Christenthums annahmen.

Aber drittens die kaum gewonnene Religionsfreiheit hatte nicht Bestand, sondern wurde zu Gunsten des Christenthums beschränkt: und es begann bereits die Verfolgung der Heiden, wenigstens der heidnischen Religion. Dahin darf nicht gerechnet werden die Zerstörung mancher Tempel auf kaiserlichen Befehl: denn theils betraf dies solche, welche Schauplätze grober Unsittlichkeit waren, wie der der Aphrodite zu Aphaka, des Aesculap zu Aegä, theils solche, welche die heiligen Stätten der Offenbarungsgeschichte verdeckten. Eine allgemeine Zerstörung der Tempel trat noch nicht ein. Aber es erging ein allgemeines Verbot zu opfern und Götzenbilder zu errichten, welches auch durch ein Gesetz vom J. 341 vorausgesetzt wird.

Dieser gewaltige Umschwung der Dinge mußte von selbst auf die innere Gestalt der Kirche zurückwirken. Aber Constantin griff auch persönlich ein, am rechten und am unrechten Ort. Vor allem sorgte er für die Ausstattung des Cultus: zahlreiche Kirchen wurden von ihm erbaut, wobei er selbst auf die Einzelheiten der

Architectur einging. Wir haben noch den Brief, den er an den Bischof von Jerusalem wegen der Kirche des heil. Grabes erlassen. In Rom erbaute er die Kirchen über den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus; zu Constantinopel die älteste Sophienkirche, die Apostelkirche zu seinem Begräbniß und andere, wofür er bei Eusebius 50 Abschriften heiliger Bücher bestellte. Durch solche Bauten wurde auch den zeichnenden Künsten, insbesondere der Malerei, eine neue Bahn eröffnet. Sie rechnen eine Epoche von seiner Regierung, auch in der Hinsicht, daß in den Kunstvorstellungen, neben der bisher überwiegenden symbolischen Richtung, die historische sich ausbreitet. Beide Arten sind durch berühmte Bildwerke dieser Zeit vertreten: in der von ihm gegründeten Hauptstadt Constantinopel ließ er an dem Springbrunnen auf dem Markt die ehernen Standbilder Daniels in der Löwengrube und des guten Hirten aufstellen; zu Rom in der von ihm erbauten Peterskirche war das Bild des verherrlichten Erlösers zu sehen mit der Inschrift: „Du bist's, der im Triumph die Welt zu den Sternen erhoben: drum hat Constantinus, der Sieger, dies Haus dir geweihet."

Nicht minder tritt für die Lehre und Lehrthätigkeit ein Wendepunkt ein, mittelbar schon dadurch, daß, als die Spannung gegen das Heidenthum nachließ, auch das Bedürfniß der Vertheidigung zurücktrat und die innern Fragen an die Reihe kamen, die nun zu lebhaften Streitigkeiten führten. Aber Constantin hat diese auch selbst in die Hand genommen und dabei eine folgenreiche Thätigkeit geübt. Es war zu Alexandrien Streit ausgebrochen zwischen dem Bischof Alexander und dem Presbyter Arius über die Gottheit Christi. Constantin hörte davon, betrübte sich darüber und suchte ihn zu schlichten. Er schickte einen Abgeordneten nach Alexandrien und schrieb selbst an beide Parteien, denen er ihre Zwietracht und ihren Vorwitz in Aufwerfung und Beantwortung spitzfindiger Fragen verwies. Es sind allerdings Briefe eines Laien, die in der theologischen Frage sich Blößen geben, doch enthalten sie manches Beherzigenswerthe. Indeß die Streitfrage, die aus großen Gegensätzen herangereift war, konnte so nicht erstickt werden. Und als sie sich ausbreitete und den ganzen Orient in Mitleidenschaft zog, berief der Kaiser die Bischöfe aus dem ganzen Reich, um den Frieden wiederherzustellen. Das ist das erste allgemeine Concil zu Nicäa vom J. 325, Epoche machend für Verfassung und Lehre der Kirche, da es einen Abschluß und zugleich einen neuen Anfang

bezeichnet. Es war dadurch beiden Parteien Gelegenheit gegeben, sich zu verantworten und durch Gründe zu überzeugen. Constantin konnte als Kaiser nicht sachgemäßer handeln: zumal er damit einen Weg verfolgte, der längst betreten war durch die Einrichtung von Provinzialsynoden. Und deren Fortbildung hatte eben damals noch eine höhere Bedeutung. Nachdem die Länder um das Mittelmeer das Christenthum angenommen, die Kirchen so lange durch persönlichen und synodalen Austausch lebendigen Verkehr unterhalten und nun Frieden erlangt hatten, war die Zeit gekommen, daß ihre Gemeinschaft und Einheit auch äußerlich sich darstellte. Die Form dafür war die Versammlung eines ökumenischen Concils. Und wie viel Trübendes auch fortan sich eingemischt hat, so war doch die Einrichtung, gegenüber einer monarchisch-episcopalen Regierung (die freilich durch die Zusammensetzung der Synoden gestärkt wurde), der Entwickelung ursprünglicher Gemeindeverfassung und Abordnung zu Rath und That gemäß. Der Kaiser allein aber konnte sie zu Stande bringen, nicht blos als die einzige Autorität, die Reichssynode zu berufen, sondern auch weil nur der Staat die Mittel bieten konnte, die Zusammenkunft auszuführen. — Er ging freilich weiter, begnügte sich nicht mit der Berufung, sondern nahm selbst an den Verhandlungen leitenden Antheil, ja hat die Hauptbestimmung vorgeschlagen (natürlich unter theologischem Beirath): und schließlich durch seine Autorität die Beschlüsse des Concils gedeckt. Das war (wenn auch jene Bestimmung keineswegs verfehlt ist) ein böser Vorgang, der sofort sich dadurch rächte, daß der Kaiser von diesem Streit nicht wieder loskam und nach verschiedenen Seiten schwankte, je nachdem die Führer der Parteien und sonstige Einflüsse sich bei ihm geltend machten.

Uebrigens war ihm gegen seine ursprüngliche Ansicht ein solches Eingreifen in die innern kirchlichen Angelegenheiten (er selbst wollte nur ein ἐπίσκοπος τῶν ἔξω sein) von den kirchlichen Parteien selbst aufgedrängt. Gleich zu Anfang seiner Regierung ward er damit befaßt. Es kamen die Donatisten aus Africa, welche die Ordination des Cäcilianus nicht anerkannten, weil verrichtet durch einen Bischof, der in der Verfolgung verleugnet haben sollte: worüber eine Spaltung ausbrach, die von einer Thatfrage zu einer grundsätzlichen überging und über ein Jahrhundert gedauert hat. Constantin hatte auf ihr Verlangen zweimal durch Bischöfe aus Italien und in Gallien die Sache untersuchen lassen. Aber die Donatisten

appellirten von der letzten Entscheidung (zu Arles 314) an den Kaiser. Er war darüber unwillig, da in Kirchensachen, wo die Bischöfe nach dem Unterricht Christi urtheilten, keine weltliche Berufung statt haben sollte: „o Tollkühnheit, rief er aus, sie haben, wie in heidnischen Streitsachen, Berufung eingelegt". Doch hörte er beide Parteien (in Mailand, im J. 316), sprach den Angeklagten frei und erließ dann strenge Gesetze gegen die widerspenstigen Donatisten. — Ebenso waren es später im arianischen Streite, nachdem er sich einmal eingelassen, die Parteien, welche die kaiserliche Autorität anriefen, die er dann nachdrücklich geltend machte. Auf die Klagen gegen Athanasius berief er die Synode nach Tyrus (i. J. 335), ermahnte die Bischöfe, mit Eifer den Streit beizulegen; an ihm solle es nicht fehlen. Würde aber jemand ungehorsam ausbleiben; so werde er einen Abgeordneten schicken, ihn zu verbannen und zu lehren, daß es sich nicht gebühre, den Beschlüssen des Herrschers, die für die Wahrheit gegeben seien, entgegenzutreten. Sie möchten weder nach Haß noch nach Gunst, sondern nach der kirchlichen und apostolischen Regel die Schäden zu heilen suchen. Es ging jedoch nach Haß, und Athanasius wurde verurtheilt. Auch er appellirte an den Kaiser, der aber, durch eine falsche Beschuldigung eingenommen und erzürnt, ihn nach Trier verbannte.

Der leitende Grundsatz in allen diesen kirchlichen Verhandlungen war dem Constantin die Erhaltung und Herstellung des Friedens, dessen Störung er für das größte Unglück und das größte Vergehen hielt. Das erklärte er der Synode zu Tyrus in dieser mehr persönlichen Streitsache, ausgehend von der Bemerkung: die allgemeine Kirche müsse ohne Spaltung und die Diener Christi ohne Schimpf sein; die Herstellung der Eintracht aber sei der höchste seiner Wünsche. Eben so sprach er zu Anfang des arianischen Streits und nach dem Siege über Licinius (in dem Brief an Alexander und Arius) sich aus, nicht allein in der dogmatischen, sondern auch in der religiösen Frage, wobei er den politischen Hintergrund ersehen läßt. „Die beiden Triebfedern seiner Handlungen, sagt er mit hoher Betheuerung, seien gewesen, die Vorstellung aller Völker von der Gottheit zu einer einheitlichen Gestalt zu bringen; sowie den Körper der Welt, der wie an schwerer Krankheit litt, wiederherzustellen. Das eine habe er im Geist erwogen, das andere durch Kriegsgewalt auszurichten gesucht, — wissend, daß, wenn es gelänge, unter allen Verehrern Gottes Eintracht her-

zustellen, auch die Staatsgeschäfte eine den frommen Wünschen aller entsprechende Umwandlung erfahren würden". — Aber der eigentliche Inhalt seiner Religion, wodurch dies auf Einheit und Eintracht gerichtete Streben erfüllt wird? Durch zahlreiche Kundgebungen von ihm zieht sich hindurch ein lebendiges Gefühl von der höchsten Gottheit, einer allwaltenden Vorsehung, die Kraft des Gebets. Einen Inbegriff dessen, wie es auch seine heidnischen Soldaten sich aneignen sollten, giebt die Gebetsformel, die er zu sonntäglichem Gebrauch ihnen ertheilte: „Dich allein erkennen wir als Gott, dich als König, dich rufen wir als Helfer an; durch dich haben wir gesiegt, durch dich die Feinde überwunden. Dir bringen wir Dank für das verliehene Gute, von dir hoffen wir das zukünftige. Zu dir flehen wir alle: du wollest unsern Kaiser Constantinus und seine gottgeliebten Söhne in langem Leben gesund und siegreich uns erhalten." Für die Thatsachen der Offenbarung giebt er seinen Eifer kund in Erlassen über die heiligen Stätten und deren Ausschmückung: zu Mamre, wo er daran erinnert, daß hier Gott dem Abraham erschienen sei und ihm Verheißung gegeben habe; und zu Jerusalem, wo er sein Erstaunen äußert, wie nach Beseitigung des Götzenbildes über dem Grabe Christi die Grabeshöhle selbst, das Denkmal des allerheiligsten Leidens, so lange verborgen, wunderbar an's Licht gekommen sei; und seine Absicht, daselbst eine Kirche zu errichten, die alle andern an Schönheit übertreffe. Seine gewöhnliche Bezeichnung der christlichen Religion ist der „Dienst des heiligen Gesetzes", den er bis auf Abraham zurückführt. Und diesem Begriff entspricht insbesondere die Erklärung von derselben, die er dem Sapores, König von Persien, giebt, indem er zu der Verehrung des höchsten und heiligen Gottes sich bekennt: „Gott fordert aber von dem Menschen allein einen reinen Sinn und eine unbefleckte Seele, und danach wägt er die tugendhaften und frommen Handlungen . . . Die Uebermüthigen vernichtet er, die Demüthigen und Dulder belohnt er. So schätzt er auch eine gerechte Regierung hoch und kräftigt sie durch seinen Beistand."

Es fragt sich, wie mit diesen Worten seine Thaten stimmen. Zweierlei erregt Bedenken. Zuerst in der sittlichen Sphäre eine Reihe von Blutthaten in seiner Regierung und in seinem Hause: vornehmlich an Licinius, dem er, nach dem Bericht des Zosimus, als er sich gefangen gab auf Fürbitten seiner Gemahlin, der Schwester

Constantins, eidlich das Leben zugesichert, nach einem Jahre das Leben genommen hat; wogegen Eusebius sagt, er habe den Feind Gottes mit seinen Genossen nach Kriegsrecht entscheidend der verdienten Strafe übergeben. Das andere ist, daß er seinen Sohn Crispus auf Anstiften seiner Gemahlin, der Stiefmutter desselben, die ihn verdächtigt hatte, hinrichten (i. J. 326), und dann auch die letztere umbringen ließ, als seine Unschuld offenbar geworden. Auch dieses meldet Zosimus, mit dem Vorgeben: die Reue hierüber, da er im Heidenthum für so große Verbrechen keine Sühne gefunden, habe ihn den Christen in die Arme geführt. Das ist falsch; im übrigen ist von der Verschuldung nichts abzumindern. Was aber den Tod des Licinius betrifft, so mag zur Erklärung, nicht Beschönigung die grausame Sitte des Zeitalters, noch mehr die Stimmung unter den Christen in Betracht kommen. In einem Fall, wo nichts weniger als Vorliebe mitspricht, als Licinius die Helfershelfer des Maximinus hinrichten ließ, sagt Eusebius: die (göttliche) Rache habe sie gefordert, die nicht vergaß, was von ihnen wider die Christen verübt worden; worauf er noch erwähnt, daß auch die Kinder und Verwandten des Maximinus dieselbe Strafe getroffen habe. Constantin selbst aber spricht wiederholt mit Genugthuung davon, daß der allgemeine Feind weggeräumt sei. — Ein anderer Vorwurf wird gegen ihn als Herrscher erhoben, er habe durch Erpressungen seine Unterthanen gedrückt: das sagt gleichfalls Zosimus; Eusebius im Gegentheil stellt in dieser Beziehung ihn den heidnischen Herrschern entgegen, rühmt seine Großmuth und Freigebigkeit und erwähnt insbesondere, daß er von der jährlichen Steuer auf Aecker den vierten Theil erlassen, auch auf erhobene Beschwerde eine neue Ausmessung der Ländereien angeordnet habe. — Doch giebt derselbe, indem er die Menschenfreundlichkeit des Constantinus preiset, selbst dem Tadel Raum, daß er schlechten und unersättlichen Menschen, welche Christenthum und Anhänglichkeit zu ihm erheuchelten, vertraute und sie gewähren ließ.

Zweitens erscheinen, ungeachtet seiner eifrigen Bekämpfung des Heidenthums in Wort und That, manche Spuren desselben in seiner Handlungsweise. Es sind ihm und seinem Hause Tempel geweiht, nicht allein nach dem Siege über den Maxentius, sondern auch noch über den Licinius: namentlich zu Rom der Tempel, den, wie es scheint, Maxentius seinem Sohne Romulus zu Ehren errichtet hatte, dessen Widmung an den Constantinus die einstige (erst

unlängst bekannt gewordene) Inschrift beweiset: dieser Tempel besteht noch als Vorhalle der Kirche S. Cosma e Damiano. Auch ist von ihm zu Spello auf Bitten der umbrischen Städte durch ein inschriftlich erhaltenes Edict (nach dem J. 333) die Errichtung eines Tempels seines Geschlechts gestattet; letzteres jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Tempel nicht durch den Trug (heidnischen) Aberglaubens befleckt werde. Es war also nicht sowohl eine religiöse, als eine bürgerliche Stiftung, worauf auch die Spiele hindeuten, die jährlich dort gehalten werden sollten. Damit stimmt es, daß er verbot, sein Gemälde in Götzentempeln aufzustellen. — Aber bei Anlegung und Einweihung Constantinopels, welches doch eine rein christliche Stadt sein sollte, zeigen sich sonderbare Mischungen. An dem Augusteum daselbst errichtete Constantinus zwei Hallen, in denen er das Bild der Rhea vom Berge Dindymus und der Tyche (Fortuna) der Stadt aufstellte: jedoch die Rhea ohne die Löwen und so daß ihre Hände zum Gebet gefaltet waren. Und bei der Einweihung der Stadt wurde ein feierlicher Umgang gehalten mit dem Sonnenwagen, jedoch ohne den Sonnengott, statt dessen der Kaiser seine Statue hineinsetzen ließ mit einer Tyche auf der rechten Hand, die er mit einem Kreuz am Kopfe hatte versehen lassen. Dies mag sich daraus erklären, daß damals allgemein die Christen, auch die Kirchenlehrer, die heidnischen Götter nicht für nichtig, sondern für dämonische Existenzen ansahen, welche man also auf die Weise versuchte der christlichen Stadt und dem Staat huldreich und dienstbar zu machen, — gewissermaßen eine Umkehrung des Grundgedankens in dem Edict von Mailand, welches die Christen zuließ, um auch die Huld des Christengottes dem Staat zu gewinnen (S. 741).

Im übrigen möge aus der Geschichte seiner Regierung nur diese Gründung einer zweiten Hauptstadt (eingeweiht im J. 330) hervorgehoben werden, welche für das römische Reich und das ganze Abendland, auch für die Kirche, Folgen gehabt hat, die er nicht ahnen konnte und die noch heute nicht erloschen sind.

Constantin hatte die Taufe verschoben, wie es in seiner Zeit oft geschah, und empfing sie erst als er die Nähe des Todes fühlte, in Nicomedien. Er starb am Pfingsttage, den 22. Mai 337. Zeit seines Lebens hatte er einen Körper ohne Leiden und ohne Fehler, schön anzusehn und stark alles was ihm oblag mit Kraft zu vollbringen. — Zu Rom steht seine Bildsäule, welche in seinen Thermen

gefunden ist, in der Vorhalle der lateranischen Basilica. In Constantinopel ist wenigstens noch die Porphyr-Säule erhalten (die verbrannte), die einst seine Bildsäule trug.

Seine Mutter Helena hat keineswegs ihr ganzes Leben (wie Eusebius sagt) im Glücke zugebracht. In mittlern Jahren wurde sie von ihrem Gemahl verstoßen, als Maximianus Herculius seine Stieftochter Theodora ihm verheirathete (im J. 292). Und nicht lange vor ihrem Tode traf sie der Schmerz, ihren Enkel Crispus so grausam zu verlieren (im J. 326). Sonst hat die Pietät ihres Sohnes Constantin, durch den sie auch zum Christenthum bekehrt worden ist, ihr zur Seite gestanden. Freigebig konnte sie Mildthätigkeit üben auf Reisen durch den Orient. Auch durfte sie dem Zuge ihres Herzens folgen, die heiligen Stätten zu schmücken: zu Bethlehem und auf dem Oelberg sind von ihr Kirchen gebaut. In der Erbauung der alten Peterskirche zu Rom ist ihr Name mit dem ihres Sohnes verknüpft, laut der Inschrift: „Constantin der Kaiser und Helena die Kaiserin: dieses Grab (des Petrus) umgiebt eine königliche Halle, schimmernd von gleichem Glanze." Was ihr Ansehn am meisten erhoben hat, die Auffindung des Kreuzes Christi, ist durch gleichzeitige Nachricht nicht beglaubigt, — im Gegentheil; und wo die Erzählung zuerst auftaucht, ist sie mit Fabeln versetzt. Sie starb im J. 328 und erhielt ein Grabmal bei Rom, dessen Ruinen den Namen Torre Pignattara führen. Ihr Sarcophag von Porphyr ist jetzt eine Zierde des vaticanischen Museums. F. Piper.

---

106. Das erste allgemeine Concil zu Nicäa.

19. Juni.

Eins der bedeutendsten und folgereichsten Ereignisse der alten Kirche war das Concil zu Nicäa in Bithynien im J. 325, so daß es, auch wenn man nicht grade mit dem Jahr eine neue Periode beginnt, doch entscheidenden Antheil hat, eine solche um diese Zeit anzusetzen. Denn seine Verhandlungen und Beschlüsse betreffen die Verfassung der Kirche, den Gottesdienst und die Glaubenslehre: und in der letztern eine grundlegende Bestimmung. Das ist allerdings eine große theologische Frage; sie selbst aber und die Art ihrer Behandlung ist zugleich die Angelegenheit jedes Gläubigen,

da das Glaubensbekenntniß, welches daraus hervorgegangen ist, zu den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit gehört.

Die nächste Veranlassung dieser Kirchenversammlung war ein Lehrstreit, der zu Alexandrien sich erhoben und große Theile der Kirche in Mitleidenschaft gezogen hatte: es war dem Kaiser Constantin daran gelegen den Streit zu schlichten, und dazu berief er die Versammlung. Also ein Gedanke der Kirchenpolitik leitete ihn; doch nahm er auch Antheil an der Sache, wiewohl er nur mangelhafte Kenntniß davon haben konnte: auch war er noch nicht einmal getauft. Die Bedeutung der Versammlung geht aber über das hinaus, was er selbst und auch seine theologischen Rathgeber sich dabei denken mochten. Und es zeigt sich, wie überhaupt in der Geschichte, zumal in ihren Epochen, selbst zu Anfang an den Aposteln, desgleichen in der Reformationszeit, daß etwas höheres vorgeht, als die Mitwirkenden bezwecken oder auch auf frischer That erkennen. Es wird erkennbar erst auf geschichtlichem Wege, wenn der größere Zusammenhang in's Auge gefaßt werden kann mit allem was vorangegangen und was gefolgt ist. Da wird einerseits das Gesetzmäßige der Entwickelung, eine innere Nothwendigkeit hervortreten, andrerseits die Freiheit, die aus göttlichem Rathschluß kommt: man wird auch ohne die Anmaßung, in das Verborgene desselben einzudringen, eine sichtliche Ueberzeugung gewinnen können, daß der Geist Gottes in der Kirche waltet, ungeachtet der Gebrechen und Irrungen der menschlichen Organe, durch welche die Ereignisse sich vollziehen.

Hiernach ist das Concil theils als Endpunkt theils als Ausgangspunkt einer großen Reihe zu betrachten: beides wiefern es das erste allgemeine ist. Jenes in zwiefacher Hinsicht. Nach dem Auftrag, den die Apostel erhalten in alle Welt zu gehn, waren schon durch sie und ihre Schüler in den drei Welttheilen, zumal den Hauptstädten, Kirchen entstanden. Diese breiteten sich aus, und es erhalten nach einander die verschiedenen Länder durch die Regsamkeit des kirchlichen Lebens und die Bedeutung der Lehrer und Vorsteher eine leitende Stellung: wie im zweiten Jahrhundert Kleinasien, demnächst Aegypten, im dritten Italien und das römische Nordafrica. Sie standen in Verbindung durch schriftlichen wie durch persönlichen Verkehr: noch mehr, nachdem die Provinzialkirchen sich verfaßt hatten und ihre Vorsteher regelmäßig oder aus besonderer Veranlassung zusammenkamen, um über kirchliche Angelegenheiten

zu berathen, geschah es, daß diese Provinzialkirchen bei hervortretenden Unterschieden in Lehre und Gebräuchen mit einander in Verhandlung traten, sowohl um dem Streben nach Einheit und Uebereinstimmung zu genügen als auch um das eigene Herkommen zu sichern. So waren schon im zweiten Jahrhundert über eine Cultusfrage Synoden in der ganzen Christenheit gehalten: schon mehr geschlossen verhandelten mit einander die großen kirchlichen Körper in Italien, Nordafrica und Kleinasien um die Mitte des dritten Jahrhunderts über Gebräuche und Disciplin der Kirche, wobei die letzteren ihre Selbständigkeit gegenüber römischen Ansprüchen nachdrücklich wahrten. Sodann kam in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Antiochien ein wichtiger Lehrstreit zur Entscheidung, wozu nicht allein die asiatischen Bischöfe in großer Zahl sich versammelten, sondern auch auswärtige berufen waren, namentlich Dionysius von Alexandrien, den nur Krankheit am Erscheinen hinderte. Zu Nicäa aber war es das erstemal, daß aus Morgenland und Abendland rings um das Mittelmeer kirchliche Personen zusammenkamen um der Kirche willen. Da ward offenbar, daß sie ausgebreitet sei über die bewohnte Erde (Oikumene, daher der Name ökumenisches Concil), daß ihre räumlich getrennten Glieder und Körperschaften Eins sein wollten: und es war ein Organ für diese Einheit, für die Angelegenheiten allgemeiner Christenheit gegeben. Das ist also das Ziel der vorangegangenen Prüfungszeit, wo grade unter der Gewalt und der Mißgunst der Heiden das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gewachsen und bethätigt war: zugleich eine Folge sowohl der neu gewonnenen Freiheit des Bekenntnisses als der beginnenden Abhängigkeit der Kirche vom Staat. — Es ist aber auch ein Ausgangspunkt: denn nun folgt bis in's siebente Jahrhundert eine Reihe solcher Concilien, alle im Orient, auf denen Hauptstücke des Dogma, vornehmlich nach dem Bedürfniß und durch Anregung der griechischen Kirche, in einer natürlichen Folge unter Gegensätzen und Streitigkeiten zu einer Feststellung, soweit die Kirchenautorität sie geben konnte, gelangten.

Dabei ist es von Bedeutung und es zeigt sich zuerst zu Nicäa, daß die großen dogmatischen Fragen, welchen diese Concilien oblagen, ganze Zeitalter erfüllen: nicht daß sie, plötzlich aufgeworfen, zu vorzeitiger Entscheidung drängten, sondern sie haben sowohl eine Vorgeschichte als auch nach der Entscheidung, zum Theil unter dem Einfluß der Gewalthaber, neue Kämpfe zu bestehen, bis aus theo-

logischer Arbeit und kirchlicher Ueberzeugung nicht allein für jene Zeit eine endgültige Lösung, sondern auch eine bleibende Grundlage des Dogma erreicht wird.

Zu Nicäa aber war es außer diesem Lehrpunkt noch eine allgemeine und zwar eine Cultusfrage, über die Zeit der Osterfeier, welche seit Jahrhunderten anhängig, zur Entscheidung kam; so wie eine besondere, die ägyptische Kirche betreffende Sache der Disciplin, da durch Bischof Meletius seit Anfang des Jahrhunderts eine Spaltung angerichtet war (es hielten sich damals zu seiner Partei 28 Bischöfe), welche das Concil durch Milde, obwohl vergeblich, aufzuheben suchte. Diese ganz locale Frage lassen wir bei Seite. — Von der Behandlung des Osterstreits ist nur die Entscheidung überliefert; über die Hauptsache, die dogmatische Verhandlung und die Entstehung des Glaubensbekenntnisses, zugleich über die äußere Geschichte der Versammlung haben wir nähere Kunde vornehmlich durch zwei ihrer bedeutendsten Mitglieder: Eusebius, Bischof von Cäsarea, der sowohl als Geschichtschreiber, aber im Leben Constantins (wodurch dessen Persönlichkeit stark in den Vordergrund tritt), als in einer Rechenschaft an seine Gemeinde, wobei es also vorzugsweise um seine Stellung zu der Sache sich handelt, Bericht erstattet hat; und Athanasius, nachmaligen Bischof von Alexandrien, der als Diaconus an dem Concil Theil nahm[1].

1. Die Glaubenssache. Schon früher, als der Streit zwischen Alexander, Bischof von Alexandrien, und dem Presbyter Arius ausgebrochen war, da jener lehrte, der Sohn habe mit dem Vater gleiches Wesen und gleiche Ewigkeit, dieser aber den Sohn für ein Geschöpf, wenn auch erhaben über alle andern ausgab, hatte der Kaiser durch Briefe an die Gegner Frieden zu stiften gesucht: damals erklärte er die Sache für geringfügig und solchen Streits nicht werth; er rügte die unvorsichtige Frage nebst der übereilten Antwort und die Unbedachtsamkeit, die Sache unter das Volk zu bringen; er fragte, ob es recht sei, daß um eitlen Wortstreits willen Brüder einander gegenüberstehen. Durch Eintracht, sagte er, möchten sie den Weg in den Orient ihm eröffnen, den sie durch Zwiespalt ihm verschlossen hätten. Denn er war eben im Begriff gewesen, von Nicomedien dorthin zu reisen, stand aber davon ab, damit er nicht genöthigt wäre, das mit Augen zu sehen, was er

[1]) Vergl. sein Lebensbild von Dr. Hagenbach im folgenden Bande.

nicht einmal hören möge. Das war im Anfang der politische Standpunkt. Als jedoch der Zwiespalt die ganze Kirche ergriff und er theologisch anders berathen war über die Bedeutung des Streitpunkts, da berief er das allgemeine Concil nach Nicäa.

Es kamen aus allen Kirchen in ganz Europa, Africa und Asien die Erstlinge unter den Dienern Gottes zusammen, wie Eusebius sagt, sie mit der Versammlung des ersten Pfingstfestes vergleichend: nehmlich aus Aegypten nebst Thebaïs, Kleinasien, der thracischen Halbinsel; aus Rom fehlte der Bischof seines Alters wegen, aber er war durch zwei Presbyteren vertreten; aus Spanien Hosius von Cordova. Auch von außerhalb des römischen Reichs nahmen einige Bischöfe Theil, ein persischer und ein gothischer. Ihre Zahl betrug über 250, nach genauerer Angabe 318, zugleich eine mystische Zahl: das sind die 318 Väter, die als Inbegriff und höchste Autorität der Kirche später oft in Verwünschungsformeln erscheinen. Von ihnen zeichneten einige durch weise Rede sich aus, andere durch strenges Leben und standhaftes Dulden, andere durch Bescheidenheit. Einige waren durch die Länge ihrer Jahre ehrwürdig, andere erschienen in der Blüthe ihrer Jugend. Eine besondere Zierde waren viele Bekenner, welche die Wundmale Christi an ihrem Leibe trugen: wie Paphnutius, der des rechten Auges beraubt war; manche glänzten durch apostolische Gnadengaben: wie Spiridion, als Prophet und Wunderthäter. Beiden ist ein besonderes Gedächtniß im evangelischen Kalender gewidmet [1]).

Das Concil begann am 20. Mai; der 19. Juni, der hier vorangesetzt ist, scheint der Tag zu sein, an welchem das Glaubensbekenntniß angenommen worden. Die feierliche Eröffnung erfolgte in dem großen Saal des kaiserlichen Palastes: auf beiden Seiten waren Sessel in Reihen hingestellt, wo die Eingeladenen Platz nahmen; dann erschienen drei Personen aus der Umgebung des Kaisers und andere seiner Freunde; endlich er selbst und nahm inmitten der Bischöfe einen goldenen Sitz ein. Eusebius von Cäsarea redete ihn an mit Danksagung gegen Gott. Dann sprach der Kaiser: es sei das Ziel seiner Wünsche gewesen, sie versammelt zu sehen . . . Als er die Siege über die Feinde mit dem Beistand des Höchsten gewonnen, habe er geglaubt, es sei nichts übrig als

[1]) Siehe die beiden folgenden Lebensbilder von Dr. Schmieder.

Gott zu danken und mit den Befreiten sich zu freuen. Als er aber ihren Zwiespalt wider alles Verhoffen erfahren, habe er die Nachricht nicht gering geachtet. Und in dem Wunsch, daß auch dem durch seinen Dienst geholfen werden möge, habe er alle unverweilt zusammenberufen und er freue sich ihrer Gegenwart; aber erst dann, erachte er, werde es ihm nach Wunsch ergehen, wenn er alle im Geiste geeinigt sehe. Hierauf begannen die Verhandlungen, an denen der Kaiser eingreifend Theil nahm.

Schon vor der Eröffnung und förmlichen Zusammenkunft hatten solche stattgefunden: da auch Laien, mit dialectischer Gabe ausgerüstet, zugegen waren, um ihre Partei zu verstärken, und diese in einem Vorspiel des Kampfes ihre Kunst übten, wodurch viele angezogen wurden. Da trat einer der Bekenner, auch ein Laie, von lauterer Gesinnung ihnen mit den Worten entgegen: „Christus und die Apostel haben uns nicht eine dialectische Kunst überliefert, noch eitle Täuschung, sondern schlichte Wahrheit, die durch Glauben und gute Werke bewahrt wird.“ Als er das gesagt, stimmten alle Anwesenden ihm bewundernd zu.

In der Sache aber erscheinen vier Parteien, zwei mehr oder weniger arianische und zwei mehr oder weniger rechtgläubige.

Zuerst Arius selbst, der oft in diese Versammlungen berufen wurde und ohne Umschweife seine Lehre vortrug von der Erschaffung und dem Anders-sein des Sohnes, und daß es eine Zeit gab, da er nicht war. Es wurde darüber viel verhandelt; die Mehrzahl aber verwarf sein gottloses Unternehmen, wie Rufinus sich ausdrückt.

Zweitens unter den kleinasiatischen Bischöfen die, welche den Arius beschützten und innerlich ihm nahe standen; aber bereit waren zuerst im Ausdruck, dann auch in der Ueberzeugung sich zu fügen: an ihrer Spitze Eusebius von Nicomedien, dessen Mitschüler jener bei dem Presbyter Lucianus zu Antiochien gewesen war. Man darf nicht sagen, daß sie Täuschung und Sophistik getrieben; denn ihre frühere Parteinahme für Arius ließ über ihre Meinung keinen Zweifel. Und auch jetzt legten sie in diesem Sinne ein von Eusebius verfaßtes Glaubensbekenntniß vor, das aber mit Unwillen verworfen wurde. Hiernach konnte es sich vom Standpunkt der Parteien nur darum handeln, ob man zu einer Ausgleichung, d. h. einer allgemeinern Formel sich verstand, in der beide ihre Ansicht wiederfanden, oder die eine siegreich die ausschließende Lehrformel dictirte. Jenes hätte freilich den Zwiespalt nur verdeckt: und das

erstrebten die Eusebianer, als sie sahen, daß sie in der Minderheit waren. Als gegenüber der arianischen Lehre von der Erschaffung des Logos aus Nichts, der Ausdruck in Vorschlag kam, der Logos sei aus Gott; stimmten sie gern bei, denn aus Gott, sagten sie untereinander, ist ja alles, auch wir und alle Creatur, nach dem Apostel 1 Cor. 8, 6. 2 Cor. 5, 18. Doch die Bischöfe, die Zweideutigkeit bemerkend, schärften den Ausdruck und setzten in das Glaubensbekenntniß: der Sohn ist aus dem Wesen Gottes. Ebenso als jene für den Logos die Bezeichnung des Bildes oder der Kraft Gottes sich gern gefallen ließen, da auch die Creaturen in der Schrift so genannt werden; setzten die Bischöfe statt dessen: der Sohn ist gleiches Wesens mit dem Vater. — Zu dieser Bestimmung jedoch kam man auf mehreren Wegen: zunächst ist folgender Anlaß überliefert, der an einen andern Eusebius anknüpft.

Nehmlich die dritte Stufe nimmt Eusebius von Cäsarea ein, der zwar auch zu Gunsten des Arius (in einem Briefe an den Bischof Alexander) sich verwendet hatte, jedoch keineswegs dogmatisch auf dessen Seite stand, — wie in Zusammenhang mit seinen Erläuterungen das Glaubensbekenntniß beweiset, das er der Versammlung vorlegte und welches dem dort angenommenen Symbol zum Grunde liegt. Es hat die drei Artikel von Vater, Sohn und Geist, von deren persönlichem Bestehen schließlich bekannt wird: daß der Vater wahrhaftig Vater, der Sohn wahrhaftig Sohn, der heilige Geist wahrhaftig heiliger Geist sei, nach dem Ausspruch des Herrn Matth. 28, 19. Der zweite aber lautet also: „Wir glauben an Einen Herrn Jesum Christum, der das Wort Gottes ist, Gott von Gott, Licht von Licht, Leben von Leben, der eingeborne Sohn, der Erstgeborne vor aller Creatur, der vor allen Zeiten vom Vater gezeuget worden, durch welchen auch alle Dinge gemacht sind: der wegen unsrer Seligkeit Mensch geworden ist und unter den Menschen gewandelt und gelitten hat und am dritten Tage auferstanden und zu seinem Vater aufgefahren ist und wiederkommen wird in Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Niemand widersprach dieser Formel; der Kaiser bezeugte zuerst sein Einverständniß und ermahnte alle ihr beizutreten, nur, daß Ein Wort hinzugefügt werde, das Wort gleiches Wesens (ὁμοούσιος). Demgemäß wurde von den Bischöfen ein Glaubensbekenntniß entworfen, welches die entsprechenden Bestimmungen enthielt: daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters erzeugt und

daß er mit dem Vater gleiches Wesens sei. Das ist also die vierte Partei, welche auf eine schärfere Formel bestand, nehmlich den ausschließenden Gegensatz gegen die arianische Lehre zur Glaubensregel erheben wollte: denn daß der Kaiser den Ausdruck vorschlug, hindert nicht in dessen Vertretern eine theologische Partei zu erkennen. Er wurde jedoch nicht ohne Prüfung in der Versammlung zugelassen, vielmehr der Sinn desselben, wie Eusebius meldet, durch Rede und Gegenrede genau erforscht. Nach diesem Austausch und Beseitigung von Mißverständnissen gab auch er seine Zustimmung um des Friedens willen. Auch die angehängte wider die arianische Lehre gerichtete Verdammungsformel nahm er an, „weil sie den Gebrauch unbiblischer Wörter abschneidet, um deren willen fast die ganze Zerrüttung und Verwirrung der Kirche entstanden ist.“

Die Grundbestimmung ist also die von dem gleichen Wesen des Sohnes mit dem Vater: ihre Annahme oder Ablehnung ist charakteristisch für die Parteien; die verschiedenen Nachrichten über ihre Aufstellung lassen auch ihren Ursprung erkennen und das Ueberraschende jenes kaiserlichen Vorschlags im rechten Licht erscheinen. Erstens war schon zwischen dem Bischof Alexander und Arius, wie vorhin bemerkt ist, dieser Gegensatz hervorgetreten, da letzterer behauptete, der Sohn sei anderes Wesens als der Vater. Sodann hatte Eusebius von Nicomedien brieflich geäußert: „sobald wir sagen, daß Christus der wahre Sohn Gottes und nicht erschaffen, sobald fangen wir an zu lehren, daß er mit dem Vater gleiches Wesens sei“; als das in der Versammlung kund wurde, faßte man grade das Wort auf, um die Arianer mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, — wie Ambrosius erzählt. Wenn ferner der Kaiser auf das Wort einen solchen Werth legte und dessen Aufnahme forderte, so wird man nicht annehmen, daß er aus eigenem Nachdenken darauf gekommen sei, nachdem er nicht lange zuvor die Streitsache für unerheblich erklärt hatte; sondern es ist ihm durch einen Theologen an die Hand gegeben, wahrscheinlich Hosius von Cordova. Denn diesen hatte er auch bei seinem ersten Eingreifen in den Streit, als er den Brief an Alexander und Arius richtete, nach Alexandrien gesendet, um denselben beizulegen. Der aber konnte das Wort aus dem Abendlande mitbringen, wohin es nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gekommen war in einem ähnlichen Streit, wo aber der Bischof von Alexandrien, Dionysius, der angefochtene Theil war. Gegen diesen wurde von einigen

ägyptischen Bischöfen zu Rom Klage erhoben, daß er den Sohn ein Geschöpf nenne und behaupte, er sei nicht gleiches Wesens mit dem Vater: er hatte die Gleichnisse gebraucht, der Vater verhalte sich zum Sohne wie ein Weingärtner zum Weinstock, oder ein Schiffsbaumeister zu einem Fahrzeug. Worauf der römische Bischof Dionysius unter anderm diejenigen rügte, welche den Sohn für etwas Erschaffenes, für entstanden hielten, der doch stets gewesen sei. Da lenkte der alexandrinische Dionysius ein, berief sich darauf, daß er jene Gleichnisse nur im Vorbeigehn berührt, dann bei andern angemessenern verweilt habe (s. unten S. 762) und verwahrte sich dagegen, daß von ihm das gleiche Wesen des Sohnes mit dem Vater geleugnet sei. Wenn er auch bekenne, das Wort in der heiligen Schrift nicht gefunden zu haben, so seien doch seine nachfolgenden Sätze mit diesem Begriff nicht im Widerspruch. — Hiernach mag Morgenland und Abendland an dem entscheidenden Ausdruck seinen Antheil haben.

Das Verhältniß der Parteien aber ist dies, daß, während Eusebius von Cäsarea darauf eingehen konnte, Eusebius von Nicomedien und Genossen nur äußerlich sich fügten. Arius aber und die Bischöfe Theonas und Secundus, ungeachtet der Verdammung der arianischen Partei durch das Concil, blieben standhaft und gingen in die Verbannung. Denn damit hatte der Kaiser alle bedroht, welche die Beschlüsse des Concils nicht unterschreiben würden.

2. Die Osterregel. Die zweite große Frage, die hier zur Entscheidung kam, betraf die Anordnung der Osterfeier, die an sich gleichgültig, bedeutend geworden war durch den weitreichenden Zwiespalt und das öffentliche Aergerniß, das selbst den Heiden gegeben wurde, wenn ein Theil in der Vorbereitung des Festes noch fastete, während der andere es schon feierte. Der Gegensatz, der zuerst bei Polycarp, Bischof von Smyrna, hervorgetreten war (in dessen Lebensbilde davon die Rede gewesen ist)[1], war anfänglich ein einfacher zwischen der Beobachtung des Frühlingsvollmondstages zum Gedächtniß des Todes Christi ohne Rücksicht auf den Wochentag nach jüdischer Festordnung, und der Feier des Auferstehungsfestes am Sonntage. Später kam noch die verschiedene Berechnung dieser Tage hinzu. Zu Nicäa aber wurde nach gemeinsamem Beschluß für gut befunden, daß alle aller Orten an Einem Tage Ostern

[1] S. oben S. 533.

feiern sollten: so meldete es Kaiser Constantin den Gemeinden. Er wies darauf hin, wie unziemlich in einer so wichtigen Sache die Verschiedenheit sei, und wie unwürdig, in dem heiligsten Feste der Gewohnheit der Juden zu folgen, welche überdies darin irrten, daß sie in Einem Jahre zweimal (nach und vor der Frühlingsnachtgleiche) Ostern feierten. Damit ist auch im Allgemeinen gesagt, was für ein Tag jener gemeinsame Feiertag sein solle, nehmlich gegenüber der jüdischen Festordnung ein Sonntag. Ueber dessen Anordnung erklärt er sich nicht; sie geht jedoch hervor aus dem Beschluß, daß die alexandrinische Kirche jährlich im Voraus das Osterfest berechnen und der römischen Kirche das Datum mittheilen solle. Damit war die Berechnung nach dem 19jährigen Cyclus und die sonstigen Bestimmungen der dortigen Osterregel anerkannt.

3. Die Canones. Außerdem hat dieses Concil eine Reihe von Beschlüssen gefaßt in Betreff der Kirchenverfassung, der kirchlichen Sitte und der Kirchenzucht, welche in zwanzig Canones niedergelegt sind. Ein Theil derselben ist durch besondere Zeitverhältnisse hervorgerufen: so ordnen mehrere Canones die Zulassung derer, die in der letzten Verfolgung abtrünnig geworden waren; andere die Zulassung aus häretischen Parteien: der Novatianer, welche die Kirchenzucht allzu straff nahmen, und der Samosatenianer, deren Glaube so schwach war, daß ihre Taufe für ungültig erklärt wurde. Zur kirchlichen Sitte gehört das Gebot, an Sonn- und Festtagen nicht auf den Knien, sondern stehend zu beten. Die meisten Canones beziehen sich auf den geistlichen Stand: die Bedingungen der Aufnahme in denselben, namentlich nicht alsbald nach der Taufe; die Gültigkeit der Einweihung zum Kirchenamt überhaupt und zum Priesterthum insbesondere; den Wandel und die Pflichten der Kleriker (unter den sittlichen das Gebot, nicht Zins zu nehmen); endlich die Bestimmung, daß kein Bischof, Priester oder Diaconus nach einer andern Stadt versetzt werden solle. Andere betreffen die hierarchische Gliederung: zu unterst die Diaconen, deren Uebergriffen begegnet wird; über den Bischöfen aber baut die Verfassung der Kirche sich weiter auf im Anschluß an die Eintheilung des Reichs in Provinzen und Diöcesen: das ist die Metropolitanverfassung mit dem Metropoliten und den Provinzialsynoden; und höher hinauf die Zusammenfassung mehrerer Kirchenprovinzen unter einem Oberhaupt, den nachmals sogenannten Patriarchen, als deren Sitze namhaft gemacht werden Alexandrien,

Antiochien und Rom, der andern nicht zu gedenken. Diese Ordnungen dienten hauptsächlich zur Befestigung des Herkommens; sie enthielten aber auch Keime der Entwickelung, worin die Kirche des Orients Jahrhunderte sich bewegt hat, bis die blühenden Sitze dem Joch des Muhammedanismus verfielen.

Diese Canones also haben ihre Zeit gehabt. Aber über den Untergang der morgenländischen und die Trennung der abendländischen Kirchen hinaus bestehen die erstgenannten Ordnungen, die Osterregel und die Glaubensregel, als ein Gemeingut der Christenheit. Wir verweilen schließlich bei der letzteren als der wichtigsten Urkunde des Concils: dem Urtext (nach Eusebius) nebst deutscher Uebersetzung sollen wenige Erläuterungen folgen.

Das Nicenische Glaubensbekenntniß.

Πιστεύομεν εἰς ἕνα θεὸν πατέρα παντοκράτορα, πάντων ὁρατῶν τε καὶ ἀοράτων ποιητήν.

Καὶ εἰς ἕνα κύριον Ἰησοῦν Χριστὸν τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ, γεννηθέντα ἐκ τοῦ πατρὸς μονογενῆ, τουτέστιν ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρός, θεὸν ἐκ θεοῦ, φῶς ἐκ φωτός, θεὸν ἀληθινὸν ἐκ θεοῦ ἀληθινοῦ, γεννηθέντα, οὐ ποιηθέντα, ὁμοούσιον τῷ πατρί, δι᾽ οὗ τὰ πάντα ἐγένετο, τά τε ἐν οὐρανῷ καὶ τὰ ἐν τῇ γῇ· τὸν δι᾽ ἡμᾶς τοὺς ἀνθρώπους καὶ διὰ τὴν ἡμετέραν σωτηρίαν κατελθόντα καὶ σαρκωθέντα, ἐνανθρωπήσαντα, παθόντα καὶ ἀναστάντα τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ, ἀνελθόντα εἰς οὐρανοὺς καὶ ἐρχόμενον κρῖναι ζῶντας καὶ νεκρούς.

Καὶ εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα.

Wir glauben an Einen Gott den allmächtigen Vater, den Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren und unsichtbaren.

Und an Einen Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, den Eingeborenen, der gezeugt ist vom Vater, das ist, aus dem Wesen des Vaters, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, gezeugt, nicht gemacht, Eines Wesens mit dem Vater, durch welchen alles gemacht worden was sowohl im Himmel als auf der Erde ist; der um uns Menschen und wegen unserer Seligkeit heruntergekommen und Fleisch geworden ist, Mensch geworden, gelitten hat und am dritten Tage auferstanden, aufgefahren ist gen Himmel und kommt zu richten die Lebendigen und die Todten.

Und an den heiligen Geist.

Τοὺς δὲ λέγοντας, ἦν ποτὲ ὅτε οὐκ ἦν, καὶ πρὶν γεννηθῆναι οὐκ ἦν, καὶ ὅτι ἐξ οὐκ ὄντων ἐγένετο, ἢ ἐξ ἑτέρας ὑποστάσεως ἢ οὐσίας φάσκοντας εἶναι, ἢ κτιστὸν ἢ τρεπτὸν ἢ ἀλλοιωτὸν τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ, ἀναθεματίζει ἡ καθολικὴ ἐκκλησία.

Diejenigen aber, welche sagen: es war eine Zeit da er nicht war, und ehe er gezeugt worden, war er nicht, und er ist aus nichts entstanden; oder vorgeben, daß der Sohn Gottes aus einer andern Substanz oder Wesen sei, oder erschaffen oder veränderlich oder wandelbar, den verflucht die katholische Kirche.

Hier erscheint in dem ersten Artikel eine Erweiterung des apostolischen Symbols, insbesondere nach Col. 1, 16.

In dem zweiten Artikel, der theils geschichtlich theils übergeschichtlich ist, ragen in letzterer Beziehung die beiden bildlichen Ausdrücke hervor: gezeugt aus dem Wesen des Vaters und Licht von Licht. Was den zweiten betrifft, so hatte Christus selbst schon das Licht der Welt sich genannt (Joh. 8, 12 und öfter); das Verhältniß zum Vater drückt der Brief an die Hebräer (1, 3) durch dasselbe aus, wenn er ihn den Glanz seiner Herrlichkeit nennt. Hiernach ist in der alten Kirche die Lichtsymbolik für die Person Christi in beiden Beziehungen sehr verbreitet. In letzterer nannte schon Clemens von Alexandrien den Sohn das urbildliche Licht des Lichtes[1]). Und Dionysius von Alexandrien erklärte in der erwähnten Vertheidigung: „der Sohn, der nicht von sich, sondern vom Vater das Sein hat, ist als Abglanz des ewigen Lichtes allerdings auch selbst ewig . . . Gott ist das ewige Licht, und wie der Vater, ist der Sohn ewig, der Licht von Licht (φῶς ἐκ φωτὸς) ist." Ferner hat Eusebius von Cäsarea den Ausdruck Licht von Licht in seinem Entwurf eines Glaubensbekenntnisses (s. S. 757): und von da ist er in das Nicenische Symbol gekommen. — Sodann das Gezeugtsein aus dem Wesen des Vaters gründet sich, was die Zeugung betrifft, auf Ps. 2, 7, welchen Spruch der Apostel Paulus auf Christus anwendet Apostelgesch. 13, 33. Der Zusatz „aus dem Wesen des Vaters" aber sollte Gleichstellung mit andern Menschen, denen, die gleichfalls Gottes Kinder sind, als ob auch er nur durch den Willen des Vaters in's Dasein gekommen sei, ausschließen. Eusebius, dessen Entwurf diese Bestimmung nicht

[1]) S. Evang. Kalender für 1868, S. 35.

enthielt, stimmte ihr zu, nachdem man erklärt hatte: es sei darunter verstanden, daß er vom Vater, doch nicht wie ein Theil des Vaters sei. Und ebenso wurde sein Bedenken gegen den Ausdruck gleiches Wesens gehoben. Es wurde festgestellt, sagt er, daß er nicht auf eine körperliche Art, noch so wie von sterblichen Creaturen zu verstehen sei: weder von einer Trennung noch Absonderung oder von einer Entfernung von dem Wesen und der Kraft des Vaters; sondern so daß der Sohn Gottes keine Aehnlichkeit mit den Creaturen, die gezeugt werden, habe, daß er allein dem Vater in allem ähnlich, und nicht aus einem andern Wesen, sondern aus dem des Vaters sei.

Der dritte Artikel ist kurz und etwas dürftig: die Frage von dem heiligen Geist und seinem Verhältniß zu den andern Personen der Gottheit lag noch nicht vor, die Ansichten waren noch getheilt und unklar. Sie reifte erst in den Streitverhandlungen des nächsten halben Jahrhunderts über den Nicenischen Glauben und auf Grund desselben, und kam zum Austrag auf dem zweiten allgemeinen Concil zu Constantinopel im J. 381, — wie in dem Lebensbilde seines Vorsitzenden, des Bischofs Meletius[1]) angezeigt werden wird.

So steht diese Formel, nachdem durch das apostolische Bekenntniß nur der allgemeine christliche Glaube, wie er den Täuflingen zusteht, gegenüber dem Heidenthum und Judenthum ausgeprägt war, an der Schwelle der eigentlichen Lehrbildung, eine Säule der Rechtgläubigkeit durch alle Zeiten. Das heißt, daß sie eine Schranke ist gegen Irrthümer, welche, sei es auf jüdische Art keine Unterscheidung in dem Wesen Gottes zulassen, oder auf heidnische Art eine Creatur zu göttlicher Würde erheben. Und ein Wegweiser zur Entwickelung der Gotteslehre. Aber nicht eine Zauberformel, um das Geheimniß der Dreieinigkeit auf die Erde herabzuziehen; auch nicht eine Stütze für den Dünkel der Theologen, die mehr wissen, als gemeine Christen, sondern für die Demuth der Gläubigen, welche eingedenk sind, daß jedes menschliche Wort armselig ist gegenüber der Erkenntniß des lebendigen Gottes. Nichts desto weniger sind diese Worte groß und gewaltig: die griechische Kirche hat das Bekenntniß zur Vorlesung an Festtagen verordnet; auch die preußische Landeskirche hat es in gottesdienstlichem

[1]) Von Dr. Erdmann, im folgenden Bande.

Gebrauch. Und es ist gewiß, daß diese einfachen und tiefen, klaren und gewichtigen Bestimmungen, welche ahnen lassen, daß sie eine große Geschichte haben, gesprochen an heiliger Stätte, wo man an die schlichtere und milde Form des apostolischen Glaubensbekenntnisses gewöhnt ist, auf empfängliche Gemüther eines erschütternden Eindrucks nicht verfehlen. F. Piper.

---

107. Paphnutius.

19. Juni.

Paphnutius war ein ägyptischer Bischof, der seine Treue im christlichen Bekenntniß während der diocletianischen Verfolgung bewährt hatte und im Jahre 325 auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung des römischen Reichs zu Nicäa mit berufen war, die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Von Jugend auf unter Mönchen auferzogen, hatte er die Lust der Welt nie gekostet, auch später nicht in der Ehe gelebt und stand in hohem Rufe wegen seiner Enthaltsamkeit und Sittenreinheit. Dieß ist aber nicht der Grund, weshalb seine Name hier ausgezeichnet wird: denn dieses Lob theilte er in seiner Zeit mit vielen Christen, auch mit solchen, die nicht Bischöfe waren und überhaupt nicht im Kirchendienste standen. Schon seit der Mitte des dritten Jahrhunderts war ja die Ertödtung des Fleisches und das Trachten nach voller Gewalt über die Triebe der Natur, das dem Christen ziemt, zu einem geehrten öffentlichen Geschäft geworden, das Einsiedler und Mönche schon damals oft übertrieben oder gar im Dienste einer eiteln Ruhmsucht übten. Paphnutius aber muß zu den reinen Seelen gehört haben, die wirklich nichts suchten als Gott zu gefallen, und in Demuth Leib und Seele unbefleckt zu erhalten. Denn daraus erklärt sich jene anspruchslose einfältige Weisheit, die ihn bewahrte, daß er sein Leben und sein Gewissen nicht zum Maaßstabe für alle Andern machen wollte, und daß er eifrig darüber wachte, daß nicht durch harte Gesetze das, was Gott erlaubt und dem Urtheil jedes Einzelnen frei gestellt hat, verboten würde. In einer entscheidenden Stunde ist er dadurch ein kräftiger Mahner für die ganze ehrwürdige Versammlung der nicenischen Bischöfe geworden. Er sprach ein gutes Wort zu rechter Zeit und hat dadurch wenigstens die morgenländische

Kirche vor dem Fortschreiten auf dem Wege einer grausamen Gesetzlichkeit behütet, welche später, ja bald nach ihm, im Abendland nicht nur bittere Streitigkeiten, sondern auch unselige Kämpfe und Niederlagen der Gewissen im Schooße des Clerus, der die Gewissen Anderer berathen sollte, hervor gerufen hat.

Es handelt sich um die Priesterehe. Wir müssen diesen bekannten Ausdruck gebrauchen, obgleich es unevangelisch ist, die Geistlichen als Priester, als Mittler zwischen Gott und den übrigen Christen anzusehn, als ob diese nicht auch ein priesterlich Geschlecht, ein heiliges Volk zu sein berufen wären, das keines andern Mittlers bedarf, als des Einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, Jesu Christi. Aber der Begriff des Priesterthums war damals schon seit wenigstens einem Jahrhundert an den Stand der Pfleger des Gottesdienstes gebunden. Die Presbytern oder Aeltesten, welche die Zucht aufrecht erhalten sollten, wurden als Priester, die Bischöfe oder Leiter der Gemeinden als Oberpriester, die Diakonen, welche die Kirchengüter für den Gottesdienst, für die Armen und Kranken zu sammeln, zu verwalten und zu vertheilen hatten, als Unterpriester angesehn. So fand es Paphnutius und daran konnte und wollte er nichts ändern.

Nun hätte man aber gern die Priester, die Bischöfe, Presbytern und Diakonen, zu einer ganz andern Art von Geschöpfen gemacht, als die übrigen Christen sind, zu einer Art von Engeln, die keiner irdischen Speise bedürfen, die auch nicht freien noch sich freien lassen. Die Mönche hatten viel dazu beigetragen, daß man nicht nur die böse Lust des Fleisches, sondern auch alles leibliche Bedürfniß und Verlangen für unrein hielt und darnach trachtete, daß die Heiligen leben sollten, als ob sie leiblos wären. Dieser Heiligkeit der Mönche, die als solche nur Laien waren, sollten die Priester nicht nachstehen. Das Essen und Trinken konnten sie nun allerdings nicht aufgeben, wenn sie nicht Hungers sterben wollten: doch galt es für wohlanständig, wenn sie nicht nur mäßig lebten, wie es von jedem Christen zu fordern ist, sondern im Fasten sich auch das Nöthige abbrachen: Bläße und Magerkeit, als Zeichen übertriebenen Fastens, erweckte schon ein gutes Vorurtheil für die Heiligkeit eines Priesters. Aber ehelich leben und Kinder zeugen galt bei denen, die im Sinne jener Zeit nach Heiligung trachteten, für eine Entheiligung des Priesterstandes, obwohl die Christen der apostolischen Zeit darin nichts Anstößiges gefunden hatten, wenn

ein Bischof zugleich Gatte und Familienvater war. Die nicenische Kirchenversammlung fiel in die Uebergangszeit, wo die Reste der alten einfältigen Sitten mit den neuen verschrobenen Ansichten von Heiligkeit kämpften und im Begriff waren zu unterliegen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die rechte Mitte des Gesunden, des Schicklichen und Christlichen in den Sachen der Ehe, wie für das Gewissen des Einzelnen, so für die Gesetzgebung nicht leicht zu finden ist, und daß namentlich ein Diener des Worts vorsichtlich wandeln muß, um beim Freien wie im Ehestande weder sein eigenes und seiner erwählten Gattin Gewissen zu verletzen noch auch Andern Aergerniß zu geben, und wir mögen keineswegs einer frechen Licenz das Wort reden, als wäre diese nichts anders als Wiedereinsetzung des Fleisches in unveräußerliche Rechte. Und wenn sich dieser Sinn auch mit den Feigenblättern der Kunst, der Begeisterung für das Schöne, der Liebe und Poesie schmückt, so taugt er doch nichts und täuscht nur die Leichtverführbaren. Keuschheit ist etwas Großes in und außer der Ehe, und christlicher Seelenfriede ohne Keuschheit ist unmöglich. Aber die ächte Keuschheit läßt sich nicht befehlen und unter der Maske gesetzlich gebotener Keuschheit hat sich bei dem ehelosen Priesterstande die ärgste Verwüstung der Unkeuschheit eingenistet. Gute Sitte wirkt mehr als überstrenge Gesetze: aber sie kann auch nicht das wirken, was durch Gnade und Gebet allein erneuert werden kann, — ein reines Herz.

Als die Bischöfe in Nicäa über die Priesterehe berietheh, hielt die kirchliche Gesetzgebung eben noch ein ziemlich richtiges Maaß: aber man stand auf dem Punkte, dasselbe zu überschreiten. Es gab viele verheirathete Bischöfe, Presbytern und Diakonen, die jedoch sämmtlich schon vor dem Eintritt in den geistlichen Stand verehelicht waren: sie hatten auch Kinder: aber man setzte gern voraus, daß sie nach Uebernahme des Priesterstandes dem ehelichen Umgang entsagten, und es galt ihnen für eine Unehre, wenn sie als Priester noch Kinder zeugten. Und schon im J. 305 hatte eine Lokalsynode zu Elvira in Spanien dem öffentlichen Vorurtheil so weit nachgegeben, daß sie mit Androhung der Absetzung allen Priestern jedes Standes geboten hatte, ihre Frauen nicht mehr zu berühren. Schon war die Stimmung der Bischöfe in Nicäa dafür gewonnen diesen Kanon zum allgemeinen Kirchengesetz zu erheben, da trat Paphnutius in ihrer Mitte auf und rief mit lauter Stimme, man solle doch ja nicht den Priestern ein schweres Joch auflegen,

auch die Ehe sei ein ehrbarer Stand und das Ehebett solle unbefleckt erhalten werden (Hebr. 13, 4): man solle sich doch hüten, durch zu große Strenge der Kirche einen neuen Schaden zuzufügen, denn nicht alle wären im Stande den Naturtrieb zu überwinden und vielleicht würde auch nicht bei einem Jeden die Keuschheit der Gattin gewahrt werden können, denn Keuschheit nannte er auch den ehelichen Umgang mit der rechtmäßigen Gattin: und es genüge schon, wenn nur der, welcher bereits in den Clerus aufgenommen wäre, nicht nachher noch zur Ehe schritte, gemäß der alten Ueberlieferung der Kirche; aber eben so wenig solle der, welcher einmal schon vorher als Laie sich verehelicht hätte, von seiner Gattin sich scheiden. Die ganze Kirchenversammlung gab den Worten des Paphnutius Beifall und deswegen hat man in den Beschlüssen der nicenischen Synode diese ganze Verhandlung mit Stillschweigen übergangen, um es dem freien Willen eines Jeden zu überlassen, ob er sich entschließen könnte, sich des ehelichen Umgangs zu enthalten.

Die griechische Kirche im Morgenland hat sich diese Freiheit nicht nehmen lassen, obgleich die Volksmeinung hier und da den verehelichten Geistlichen ungünstig war und nicht lange nach der nicenischen Synode eine Kirchenversammlung in Gangra in Paphlagonien sich veranlaßt sah, ein Anathema gegen diejenigen auszusprechen, die sich weigerten an dem heiligen Abendmahle theilzunehmen, wenn es von einem verheiratheten Priester verwaltet wurde. In späteren Zeiten konnte bei den Bischöfen wenigstens dieser Fall nicht mehr eintreten, weil es Sitte wurde den höheren Clerus nur aus den Mönchen zu nehmen, denen ihr Gelübde den Eintritt in die Ehe wehrte. In der abendländischen Kirche aber wurde es bald Kirchensatzung, daß die Priester unverehelicht sein sollten, wiewohl es Jahrhunderte lang dauerte, ehe das Gesetz ganz durchdringen konnte. Der Papst Siricius wagte zuerst im J. 385 die Schriftmäßigkeit des Eheverbots für die Priester in einem Schreiben an den spanischen Bischof Himerius zu behaupten. Daß ehelose Geistliche keine Frauen bei sich haben durften, außer älteren Personen ihrer Verwandtschaft, war eine weise Vorsicht, welche schon früh auch den Einsiedlern auferlegt wurde, aber dennoch dem Concubinat mit allen seinen bösen Folgen nicht wehren konnte, wie denn Luther in seinem Schreiben an die Geistlichkeit zu Augsburg während des Reichstags vom Jahre 1530, wo die evangelischen Fürsten ihr siegreiches Bekenntniß überreichten, mit Donnerstimme die Gewissen

wegen dieses gräulichen Mißbrauchs zu wecken suchte. Denn es ist freilich ein schneidender Widerspruch gegen Gott, die Ehe, welche Er verordnet hat, den Geistlichen zu verbieten, das Concubinat aber, das Gott verbietet, ungehindert beim Clerus im Schwange gehn zu lassen. Wenn im Allgemeinen die römische Kirche jetzt etwas wachsamer ist, so verdankt sie dieß der Scheu vor dem Wächteramte, das an ihrer Seite die evangelische Kirche ausübt. Aber die Qualen und Unruhen des Gewissens, welche das allgemeine Verbot der Priesterehe in Unzähligen hervorruft, die nicht die richtige Macht über den Naturtrieb gewinnen können, sind gewiß noch heute ein heimlicher Krebsschaden der römischen Kirche.

Selig sind die zu preisen, mögen sie nun ehelos oder ehelich leben, die wie Paphnutius von Jugend auf durch Gottes Gnade Leib und Seele rein und unbefleckt bewahrt haben. Diese Geistesstarken aber wissen auch gerade am Besten (was der dumpfe Lüstling, der dem Naturtrieb und der blinden Naturkraft als seinem Götzen sein Gewissen geopfert hat, sich verbirgt), daß in unserm Fleische das Gute nicht wohnet und daß durch kein Gesetz und keine Macht des Eigenwillens sich ihm das abtrotzen läßt, was es nicht leisten kann, sondern daß nur durch die Macht des reinen Sohnes Gottes, der sein Blut für unsere Sünden vergossen hat, unter viel Ringen, Arbeit und Gebet der Geist in uns wieder Herr seines Fleisches wird, und daß dieser köstliche Sieg nicht dem eigenen Verdienst zuzuschreiben, sondern als Gabe und Gnade dem Herrn zu danken ist, daß aber die Ehe, die von Gott zu heiligen Zwecken geordnet ist, in der Regel für Mann und Weib zugleich eine heilsame Hülfe und Arznei ist, welche die brausende Natur sänftigt und läutert, daß sie gezähmt sich williger dem Joche des Geistes unterwirft.

Ueberhaupt aber weist uns Paphnutius darauf hin, daß man bei jeglicher Art von Leitung und Erziehung die Freiheit, die Gott dem Menschen verliehen hat, schonen und ehren soll. Was Gott verboten hat, ist Sünde: aber der Mensch soll sich hüten, ohne Noth die Verbote durch Satzungen zu vermehren und auch das zur Sünde zu machen, was vor Gott nicht Sünde ist. Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Damit ist nicht gesagt, daß es immer recht sei, das Erlaubte zu thun, sondern Jeder muß in jedem einzelnen Falle selbst entscheiden, ob sein Gewissen und seine Vernunft ihn nicht dennoch bindet, wo das Gesetz ihn ungebunden

läßt. Je mehr dem Menschen erlaubt ist, desto mehr wird seinem eigenen Urtheil, seiner Einsicht und seinem guten Willen vertraut, daß er wisse, in wie weit er sich selbst beschränken müsse. Die Sphäre des Erlaubten erweitert die Sphäre der freien Selbstbestimmung, setzt aber eben darum die Mündigkeit des Geistes und die Reinheit und Wachsamkeit des Herzens voraus. Die Erweiterung dieser Sphäre dient dazu, den Menschen zur wahren Freiheit zu erziehen. Kindern, Thoren und Verbrechern muß man die Gränze des Erlaubten enger stecken: aber je mehr der Mensch Gott lieben, seine Gebote ihrem Geiste nach verstehen und sich selbst beherrschen lernt, desto mehr darf ihm erlaubt werden. Andrerseits verlangt auch die menschliche Schwäche eine zarte Schonung, daß man ihr durch Gebote und Verbote nicht zumuthe, was sie nicht vermag, und sie zur Verzweiflung treibe oder zur Heuchelei verführe. Den Schwachen soll man sich hüten durch unerträgliche Satzungen „einen Strick an den Hals zu werfen" (1 Corinth. 7, 35). Die Starken soll man ermahnen, indem man ihnen freie Entscheidung gestattet: „Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoß der Schwachen" (1 Corinth. 8, 9). Und es wird gut sein, wenn Jeder beim Verbieten und Erlauben, so wie bei der Benutzung oder Nichtbenutzung des Erlaubten sich des weisen Bischofs **Paphnutius** erinnert, um ihm nachzufolgen.

H. E. **Schmieder** in Wittenberg.

---

108. Spiridion.

12. December.

Zur Zeit des Kaiser Constantins des Großen und seiner Söhne, der Kaiser Constans und Constantius, lebte auf der gesegneten Insel Cypern, die Paulus auf seiner ersten Missionsreise mit Barnabas zuerst besucht hatte (Apostelgesch. 13, 4), **Spiridion**, ein frommer Mann, der auf der Ostküste der Insel ohnweit der Stadt Salamis bei einem Städtchen Trimitunt Schaftriften besaß, auf welchen er selbst seine Heerde weidete. Ein schlichter Mann ohne Weltbildung und Büchergelehrsamkeit, war er treu und festgegründet im Glauben, ein starker Beter und ein sonderlicher Herzenskündiger, dem man auch prophetische Gaben und Wunderkräfte zuschrieb. Er stammte noch aus der einfacheren Zeit der Christen

her, wo es viele Bischofssitze gab, deren Sprengel kleiner war, als manche Pfarreien bei uns, und wo man mehr auf Herz und Wandel der Bischöfe sah, als auf Gelehrsamkeit und Redekunst. In dieser Zeit, in welche die letzte Christenverfolgung unter Galerius († 311) und Maximin fiel, wurde Spiridion zum Bischof von Trimitunt erwählt und stand bei seiner Gemeinde in großem Ansehn, das sich nach und nach weiter verbreitete und seinem Namen eine Stelle unter den griechischen (am 12. Decbr.), so wie unter den römischen Kalenderheiligen (am 14. Decbr.) verschafft hat, und es bildete sich um seinen Namen wegen seiner originalen Frömmigkeit bald ein Kreis von Volkssagen, so daß man Geschichte und Sage kaum unterscheiden kann. Es wird am besten sein, wenn auch wir nicht versuchen, beides streng zu sondern, da auch die Sage dazu dient, den Mann und seine Wirkung auf Menschenherzen zu charakterisiren.

Gewiß ist, daß Spiridion unter den treuen Bekennern war, die Maximinus, der gern alle Christen, besonders alle Bischöfe, ausgerottet hätte, zu harter Arbeit in die Bergwerke schickte, nachdem er ihnen ein Auge hatte ausstechen und ein Kniegelenk lähmen lassen. Mit diesen Wundenmalen Christi erschien er, wie manche Andern, im J. 325 auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa in Bithynien, die der Kaiser Constantin in Person eröffnete. Man hat, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, vermuthet, daß er eben jener ungenannte ehrwürdige Bischof war, der dort durch eine merkwürdige Bewährung der Glaubenskraft unter Christen und Heiden so großes Aufsehen erregte. Ein heidnischer Philosoph verhöhnte mit schlauer Redekunst den christlichen Glauben und setzte die gelehrten Bischöfe in Verlegenheit, was sie ihm antworten sollten. Da trat der schlichte Alte gegen ihn auf und verlangte das Wort. Man gab es ihm aus Ehrfurcht gegen seine würdige Person, fürchtete aber, er möchte zum Gespött werden. Er aber hub ruhig und ernst an: „Philosoph, höre im Namen Jesu Christi! Ein Gott ist der Schöpfer Himmels und der Erden, alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Durch die Macht seines Wortes hat er Alles geschaffen und durch die Weihe seines heiligen Geistes gegründet. Dieses Wort nun, das wir Gottes Sohn nennen, hat sich des Irrthums der Menschen und ihres viehischen Lebens erbarmt, wurde aus einem Weibe geboren, ging mit den Menschen um und starb für sie. Er wird aber als Richter der Werke der Menschen wieder kommen.

So ist's und so glauben wir, ohne zu grübeln. Darum gieb dir nicht vergeblich Mühe, gegen das, was im Glauben feststeht, Widerlegungen zu suchen oder, wie dies geschehen oder nicht geschehen könne, zu fragen. Glaubst du aber, so antworte." Zu Aller Erstaunen antwortete der Philosoph betroffen: „Ich glaube": dankte dem Alten und rieth den Philosophen, die gedacht hatten, wie er, seinem Beispiele zu folgen: denn nicht ohne Gottes Hülfe, sondern durch eine unaussprechliche Einwirkung sei er bewogen worden, Christ zu werden.

Wenn der Alte nicht Spiridion selbst war, so war es sicher ein Mann seiner Art. Spiridion aber lebte in seiner Heimath als Bischof nicht anders, als er vorher gelebt hatte, und weidete neben seiner Gemeinde auch seine Schafheerde. Da kamen in einer Nacht Diebe, die Schafe stehlen wollten, wurden aber wie von unsichtbarer Hand in der Umzäunung verstrickt und am andern Morgen, als er seine Heerde austreiben wollte, in solchem Zustande von ihm betroffen. Sie gestanden ihm ihr sündliches Vorhaben ein. Durch sein Wort und Gebet löste er sie nun aus ihrer Umstrickung, wie er sie vorher durch die Gnade, in welcher er bei Gott stand, gebunden hatte. „Aber" — sagte er zuletzt freundlich — „damit sie doch nicht umsonst so lange hätten wachen müssen, wolle er ihnen einen Hammel schenken: indessen hätten sie besser gethan ihn darum zu bitten, als ihn stehlen zu wollen." Denn er ließ Niemanden gern betrübt von sich weggehen und suchte die Menschen durch Liebe zu bessern.

Er war verheirathet gewesen und hatte eine Tochter, Namens Irene (Frieda), die nach des Vaters Sinn und als Jungfrau in seinem Hause lebte und, während er auf der Kirchenversammlung in Nicäa war, verschied. Nach seiner Heimkehr kam Jemand zu ihm, klagte, er habe seiner verstorbenen Tochter einen Schatz anvertraut und verlangte das anvertraute Gut zurück. Spiridion erwiederte, er wisse nichts davon, suchte aber nach, doch ohne eine Spur zu finden. Da jammerte und heulte der Andere, und das ging dem guten Bischof zu Herzen. Er begab sich zum Grabe seiner Tochter, rief sie mit Namen und bat ihm zu verkündigen, wohin sie den Schatz geborgen habe. Da bezeichnete ihm die Stimme der Abgeschiedenen einen Ort, wo sie ihn vergraben. Man suchte nach und fand den Schatz, und er händigte ihn dem Eigenthümer ein.

Als diese Tochter noch lebte und ihm Haus hielt, kam einst

in der Fastenzeit, wo er ganze Tage ohne Speise lebte, ein Gast zum Besuch und er gebot seiner Tochter ihm die Füße zu waschen und Brot zu reichen. Sie erwiederte, es sei weder Brot noch Mehl im Hause, nur etwas Speck, dessen Genuß in der Fastenzeit nicht erlaubt war. Er aber befahl ihr denselben zuzubereiten und dem Gaste vorzusetzen, aß selbst davon und ermunterte jenen zuzulangen. Vorher hatte er den Herrn gebeten in diesem Fall der Noth ihm dies Brechen der kirchlichen Ordnung zu gestatten. Der Gast stutzte, weigerte sich zu essen und sagte, er sei ein Christ. „Eben darum" — versetzte der würdige Mann — „darfst du kein Bedenken haben: den Reinen ist Alles rein."

Er konnte aber auch recht streng sein, wenn er glaubte, die Ehrfurcht gegen Gottes Wort werde durch menschlichen Vorwitz verletzt. Dies erfuhr einmal der junge Bischof von Ladra (sonst Lutron genannt), ebenfalls einer Stadt in Cypern. Dieser, Triphyllius mit Namen, hatte in Berytus auf dem phönicischen Festland sich wissenschaftlich gebildet, Rechtswissenschaft und Redekunst studirt, dann aber sich als Christ der Zucht Spiridions unterworfen, die dieser mit geistlichem Ernst betrieb, besonders um den wissenschaftlichen Hochmuthsteufel ihm gründlich auszutreiben, und zwar mit so gutem Erfolg, daß derselbe als ein Heiliger angesehn und geehrt worden, auch in dem römischen Kalender am 13. Juni unter den Heiligen angeschrieben ist. Auf einer Synode der cyprischen Bischöfe war diesem Triphyllius die Predigt übertragen, und er ließ sich beikommen, in den biblischen Worten: „Nimm dein Bett und gehe heim!" statt des weniger feingriechischen Ausdrucks für Bett, der im Text stand, einen gewählteren zu setzen. Da erhob sich Spiridion eilend von seinem Sitze und rief ihm zu, ob er sich denn für besser halte als der Evangelist, daß er sich schäme den Ausdruck nachzusprechen, den jener gebraucht habe. Man verstand in Ehrfurcht den Grund seines Unwillens, und sein Wort wirkte, was es wirken sollte.

Seine Uneigennützigkeit zeigte sich auf alle Weise. Die bischöflichen Einkünfte theilte er in zwei Hälften, deren eine er den Armen gab, die andere an Dürftige auslieh. Dabei hatte er die Gewohnheit, diesen das Darlehn nicht einzuhändigen, sondern sie aus dem Geldkasten selbst nehmen zu lassen, was sie brauchten: ebenso ließ er sie das Geld, wenn sie es zurückbrachten, wieder in den Kasten legen, indem er ihnen volles Vertrauen schenkte. Dies wollte ein=

mal Einer mißbrauchen, that, als ob er das Geld in den Kasten legte, nahm es aber heimlich wieder mit. Spiridion schwieg. Nach einiger Zeit kommt derselbe Mensch noch einmal, um Geld zu leihen. Der Bischof sagt ihm, er solle sich das Nöthige aus dem Kasten holen. Jener geht hin, findet nichts, und sagt ihm, es sei nichts drinnen. „Ei“ — ruft der Bischof — das ist doch seltsam, daß du allein in dem Kasten nicht findest, was du brauchst. Du magst wohl ein ander Mal nicht wieder hineingelegt haben, was du herausgenommen. Sonst würdest du gewiß finden, so viel du bedarfst. Das versichere ich dir, und, wenn du schuldlos bist, so gehe nur wieder hin und hole dirs.“ Der Mensch fühlte sich überführt und bekannte seine Schuld.

So war Spiridion in aller Einfalt von Gott gelehrt: darum verstand er sich auf Erziehung und Seelsorge: denn er wußte, was im Menschen war. Sein Todesjahr ist nicht bekannt: er soll zur Zeit der Erndte, an deren Einbringung er selbst noch mitgearbeitet hatte, gestorben sein. Hätten wir doch viele Landpfarrer, wie Bischof Spiridion! wir könnte Alle von ihnen lernen.

G. E. Schmieder in Wittenberg.

---

109. Gregorius der Erleuchter.

18. November.

Die Armenier verehren in Gregorius dem Erleuchter ihren Apostel. Zwar war schon frühzeitig das Christenthum in Armenien eingeführt worden, und bekannt ist die Sage von dem Briefwechsel des Königs Abgar von Edessa mit Jesu, dem dann Thaddaeus, Einer der 70 Jünger Jesu, so wie später die Apostel Judas Thaddaeus und Bartholomaeus, nach Einigen auch Thomas gefolgt sein sollen; allein die heidnischen Könige zerstörten bald wieder durch ihren Fanatismus die mühsam errungenen Erfolge der Bekehrer des Volkes, so daß um die Mitte des zweiten Jahrhunderts wenigstens nachweislich keine einzige christliche Gemeinde in ganz Armenien zu finden war. So lebte das Volk bis zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der Finsterniß des Götzendienstes fort, bis Gregorius mit Hülfe des heldenmüthigen Königs Tiridates die heidnischen Altäre zertrümmerte, und das helle Licht des Christenthums durch das ganze Land verbreitete. Die wunderbaren Führungen desselben sind von seinem Zeitgenossen, Agathangelos, dem Geheimschreiber des Königs Tiridates, der Nachwelt aufbewahrt worden; jedoch hat sich dessen Bericht nicht mehr in der urspünglichen Reinheit erhalten, sondern ist im Laufe der Zeiten vielfach mit Zusätzen versehen worden, so daß Wahrheit und Dichtung, Geschichte und Sage nicht mehr von einander zu scheiden sind. Dieser, und nächst ihm Moses Chorenensis aus dem 5ten, Johannes, der Katholikos (d. i. oberster Patriarch) aus dem 9ten und 10ten, und Nerses Clajensis aus dem 12ten Jahrhundert nebst dem Heiligenkalender sind die Quellen, aus denen die Biographie dieses größesten Heiligen der armenischen Kirche, und mit ihr die Geschichte der Einführung des Christenthums in diesem Lande entlehnt sind [1]). Zum

[1]) Zusammengestellt finden sich diese Berichte schon in einer zu Venedig 1749 gedruckten armenisch geschriebenen Biographie Gregor's, welche wir mit Vergleichung der übrigen Nachrichten, so wie des großen armenischen Geschichtswerkes von Michael Tschamtschean in dem Folgenden zu Grunde legen werden.

richtigen Verständniß des Ganzen ist die Kenntniß der politischen Geschichte des Landes von großer Wichtigkeit. Um aber die damaligen Verhältnisse richtig zu erfassen, ist es nöthig, in frühere Zeiten zurückzugehen, und die Hauptdata derselben wenigstens kurz zu berühren.

Sechszig Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen, zu einer Zeit, da das mächtige Reich dieses Welteroberers in viele kleine Theile zersplittert war, beherrschte die Perser und Parther der tapfere Arschak (Arsaces) I., mit welchem die Dynastie der Arsaciden beginnt. In siegreichen Kämpfen eroberte er ganz Persien und die östlich daran gelegenen Länder, und hinterließ nach 31jähriger Regierung seinem Sohne Artasches das gewaltige Reich, welches 26 Jahre später Arschak (Arsaces) der Große ererbte. Dieser schenkte seinem Bruder Valarschak (Valarsaces) Armenien, und gab ihm damit zugleich die Vollmacht, sein Reich nach Norden und Westen, so weit es ihm belieben würde, auszudehnen. So waren die Könige der Perser und Armenier durch Familienbande innig verbunden.

Zur Zeit des römischen Kaisers Alexander Severus fiel ein persischer Satrap, Namens Artaschir, Sohn des Sassan, aus der Provinz Stachr, von dem Könige ab. Bald brachte er ohne große Mühe die Fürsten des Landes auf seine Seite, denen die parthische Herrschaft ein Gräuel war, zog gegen den König Artavan, Sohn des Valarsch, tödtete ihn im Zweikampf, und setzte sich selbst die persische Königskrone auf das Haupt. Als die Kunde von dieser Empörung dem armenischen Könige Chosrov hinterbracht wurde, zog er dem Artavan zu Hülfe, kam aber leider zu spät. Denn bei seinem Eindringen in Assyrien vernahm er schon die Nachricht von Artavan's Tode, und kehrte betrübt zurück. Doch bald trieb ihn der Durst nach Rache gegen die Mörder seines Vetters, wie der Stolz, als rechtmäßiger Erbe des armenischen Thrones dem frühern Knechte und jetzigen Usurpator der persischen Krone nicht im Rang nachstehen zu wollen, wie dies seit Tigran II. geschehen war, auf's Neue in das Feld. Zugleich ließ er seine parthischen Stammgenossen in Persien wiewohl vergebens auffordern, sich ihm anzuschließen. Viele Jahre lang kämpfte nun Chosrov fast fortwährend siegreich gegen Artaschir, bis dieser in der Verzweiflung demjenigen die zweite Stelle im Reich und die Provinz Balch verhieß, welcher den armenischen König auf irgend eine Weise um das Leben bringen

würde. Gelockt durch diese glänzende Aussicht versprach Anak, ein vornehmer Parther, die That zu vollführen. Er floh zum Scheine mit seiner ganzen Familie vor Artaschir, welcher ihm bis an die Gränzen von Adserbeidschan von seinen Truppen nachsetzen ließ. Chosrov schickte sogleich auf die Nachricht von der Flucht seines Stammgenossen eine Abtheilung seines Heeres ihm entgegen, um ihn vor den verfolgenden Persern zu retten. Auf die ehrenvollste Weise von den armenischen Truppen aufgenommen geleiteten ihn diese zu dem Hoflager des Königs. Unterwegs machten sie Nachtquartier an der Grabesstätte des Apostels Thaddaeus, und hier empfing der Legende zufolge Ogohê oder Rogohi, die Gattin Anak's, Gregor den Erleuchter, wodurch ihm die apostolischen Gaben zu Theil wurden. Der König Chosrov bezeugte die ungeheucheltste Freude bei der Ankunft seiner Stammgenossen, und wies ihnen ihren Wohnsitz in seiner Residenzstadt Valarschapat an, wo im folgenden Jahre 257 n. Chr. G. Gregor geboren wurde. Erst im zweiten Jahre, als Chosrov sich zu einem neuen Feldzug gegen Persien rüstete, fand Anak Gelegenheit, seine ruchlose That auszuführen. Im Frühling des Jahres 258 begab sich einst der König auf die Jagd, wohin ihn Anak und sein Bruder begleiteten. Während derselben zogen sie ihn unter dem Vorwande, daß sie ihm etwas zu vertrauen hätten, auf die Seite, hieben ihn, ohne daß er sich dessen versah, vom Pferde, und ergriffen schleunigst die Flucht. Bald wurde die That ruchbar, man eilte den Flüchtlingen nach, versperrte ihnen alle Ausgänge, Pässe und Brücken des Araxes, nach welchen die Verräther von allen Seiten umzingelt flohen, und trieb sie in die schäumenden Fluthen des von Schnee und Eismassen angeschwollenen Stromes, worin sie ertranken. Der tödtlich verwundete König gab noch vor seinem Verscheiden den Befehl, die ganze Familie Anak's mit sämmtlichen Verwandten, Männern, Frauen und Kindern bis zu den Säuglingen herab durch das Schwerdt zu tödten. Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen; aber durch göttliche Vorsehung wurden 2 kleine Kinder, Söhne Anak's, durch ihre beiderseitigen Ammen gerettet; der Eine, Namens Suren, nach Persien, zu einer Schwester seines Vaters, der Andere, welcher durch göttlichen Rathschluß bestimmt war, der Erleuchter und Apostel der Armenier zu werden, nach Caesarea in Kappadocien. Die nähern Data darüber finden sich bei Moses Chorenensis in dem Briefe des Bischofs Artithes, welchem Gregor selbst die Weihe ertheilt hat, und

in dem Briefe des Bischofs Zenob, eines Schülers von Gregor. Ein edler Perser, Namens Burdar, war mit Anak nach Armenien gekommen, von da aber weiter nach Caesarea in Kappadocien gegangen, wo er sich niederließ, und mit einer Christin, Namens Sophia, Schwester des Euthalios, eines angesehenen Bürgers der Stadt, verehelichte. Ein Jahr nach der Verheirathung beschloß er, nach seiner Heimath zurückzukehren, und machte sich mit seiner Frau auf den Weg. Euthalios reiste ihnen nach, erreichte sie in der Provinz Ararat, und überredete sie zur Umkehr nach Caesarea. Während Burdar in Valarschapat verweilte, ward Gregor geboren und Sophia zur Amme des Kindes auserſehen. Als das Unglück über Anak's Familie hereinbrach, riß Euthalios (nach Zenob „Burdar") eiligst das Kind aus den Armen seiner Mutter, und verbarg es zugleich mit der Amme, bis der Sturm vorüber war. Dann ging er mit Beiden in Begleitung seines Schwagers nach Caesarea zurück. Nach dem Heiligenkalender unter dem 18ten November ereignete sich auf ihrem Heimweg folgende wunderbare Begebenheit: Sie machten einst unter einem Baume Rast. Da kam ein Engel in Gestalt einer Taube, setzte sich auf den Zweigen desselben nieder, und rief mit lieblicher Stimme den Knaben bei dem Namen „Gregorius", d. i. „der Wachsame", wodurch seine später bewiesene Wachsamkeit angedeutet wurde, wie die Erscheinung der Taube das engelgleiche Leben, welches er bis zu seinem Tode führte, vorbildlich darstellte. Deßhalb ließ ihm Euthalios bei der Taufe diesen Namen „Gregor" geben. Die fromme Sophia widmete der Erziehung des Knaben die größeste Sorgfalt, die er seinerseits durch kindlichen Gehorsam, Bescheidenheit, Frömmigkeit und Fleiß reichlich belohnte; namentlich prägte er sich die christlichen Lehren tief ein. So wuchs er zur Freude seiner Adoptiveltern körperlich und geistig gleich trefflich ausgestattet zum Jüngling heran. Obgleich er ehelos zu bleiben wünschte, um sich ganz dem Dienste Gottes weihen zu können, so widerstrebte er doch aus Dankbarkeit und Gehorsam nicht dem Willen seiner Pflegemutter, welche ihm eine fromme Jungfrau, Maria, Tochter eines vornehmen Bürgers, Namens David, zur Gattin erkor. Er zeugte mit ihr 2 Söhne, Verthanes und Aristakes; aber schon 3 Jahre nach ihrer Verheirathung trennten sich beide Gatten mit gegenseitiger freundlicher Uebereinstimmung, um sich ganz der Sorge für ihr Seelenheil zu widmen. Maria nahm den jüngern Sohn Aristakes zu sich, und ging in ein Kloster, wo

sie bis zu ihrem Tode blieb. Als Aristakes in das Jünglingsalter trat, begab er sich zu einem Einsiedler, Namens Nikomachos, und widmete sich dem Mönchsstand. Verthanes, der ältere Bruder, wurde bei seiner Amme erzogen, verheirathete sich später und hatte 2 Söhne, Grigoris und Husik, welche Faustus von Byzanz für Zwillinge hielt.

Als Artaschir die Kunde von der Ermordung Chosrov's erhielt, stellte er ein großes Freudenfest an, und zog alsbald mit seinem Heer gegen Armenien. Die Großen des Reichs, welche dies vorausgesehen, ließen eiligst die in Phrygien stationirten armenischen Truppen zu ihrer Hülfe herbeikommen, und baten den Kaiser, dem sie die Trauerbotschaft mittheilten, um schleunigste Unterstützung gegen die Perser. Dieser aber hatte selbst mit innern Unruhen zu kämpfen, daher er ihnen keine weitere Hülfe gewähren konnte. Artaschir trieb bald die römischen Truppen aus dem Lande, nahm Armenien in Besitz, und tödtete die Glieder der Königsfamilie. Eine Tochter des Königs Chosrov, Namens Chosrowiducht wurde von Ota dem Amatunier, und ein Sohn desselben, Tiridates, von einem andern Großen, dem Mandakunier Artavasd, gerettet. Dieser entfloh mit ihm nach Caesarea in Kappadocien. Dort erzog er ihn, und brachte ihn später nach Rom, wo er unter den Söhnen des hohen Adels am kaiserlichen Hofe seine fernere Ausbildung erhielt. Von seiner frühesten Kindheit an hatte sich Tiridates unablässig geübt, seine Körperkräfte zu stählen; und, als er zum Jüngling heranreifte, übte er sich fortwährend im Reiten und Bändigen der Pferde, im Ringen, Kämpfen und dem Gebrauche der Waffen, so daß er, schon von Natur mit riesiger Körperkraft ausgerüstet, Unglaubliches darin leistete. Als Tiridates ungefähr 23 Jahre alt war, ging Gregor, nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieser der wirkliche Sohn des Königs Chosrov sei, von Caesarea nach Rom zu ihm im Jahre 280 n. Chr. G., und schloß sich ihm an, um durch treue, aufopfernde Dienste das an dessen Vater verübte Verbrechen seines Vaters zu sühnen. Tiridates gewann ihn lieb, und behielt ihn bei sich, ohne zu wissen, wer er sei. Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter und Erzieher, Licinius (nach Mos. Chor. Licianus), den er allein gegen den wüthenden Andrang der aufrührerischen Truppen beschützte (oder nach den Armeniern die Hülfe, welche er dem Kaiser gegen die Gothen leistete), verschafften dem Königssohne den Thron von Armenien. Diocletian sendete ihn

mit Truppen nach seinem Vaterlande, wo er von den Großen wie von dem Volke mit Jubel empfangen wurde, und die Perser bald aus allen Plätzen vertrieb. Dieß geschah im Jahre 286 n. Chr. G.

Als er sich im Besitz des ganzen Landes sah, brachte er der vermeintlichen Schutzgöttin von Armenien, Anahit genannt, Opfer dar, und stellte ein großes Gastmahl an. Bei der Freude des Mahles gab er Gregor, der zu allen Diensten bereit ihm stets zur Seite stand, den Befehl, abermals Kränze, frische Baumzweige und Blumenbouquets für ihn auf dem Altar dieses Götzenbildes niederzulegen. Hier fand er aber wider alles Erwarten den ersten Widerstand von Seiten seines ihm so treu ergebenen Dieners, welcher entgegnete, daß er einem Götzen keine Verehrung beweisen könne. Erzürnt darüber, ließ ihn Tiridates in das Gefängniß abführen. Den folgenden Morgen ließ er ihn vor sich kommen, und forderte ihn abermals auf, seinem Götzen zu opfern. Gregor zeigte ihm jedoch mit freimüthigen Worten die Nichtigkeit des Götzendienstes, und bekannte offen den Glauben an Christus, den Erlöser der Menschheit. Alle Ermahnungen und Drohungen scheiterten an dem Glaubensmuth Gregor's, und Tiridates, darüber erbittert, ersann nun die grausamsten Qualen, um ihn dadurch in seinem Glauben wankend zu machen, und langsam zu Tode zu martern. Aber nichts vermochte die Standhaftigkeit dieses treuen Zeugen zu erschüttern, und zur Verwunderung des Königs wie des ganzen Hofes überlebte Gregor alle diese furchtbaren Martern, deren jede geeignet und bestimmt war, seinen Tod herbeizuführen. Als Tiridates endlich erfuhr, daß Gregor der Sohn des Mörders seines Vaters sei, ließ er ihn an Händen und Füßen gebunden nach der Festung Artaschat bringen, und dort in eine tiefe Grube werfen, welche, von giftigen Schlangen bewohnt, früher zum Strafort für Verbrecher, die den Tod verwirkt hatten, bestimmt gewesen war.

Tiridates führte nun mehrere Jahre hindurch blutige Kriege mit den Persern, welche immer wieder in Armenien einfielen, um ihm den Besitz seines Reiches streitig zu machen. Nach glücklicher Beendigung dieser Feldzüge ließ er aller Orten den Götzenbildern mit großem Gepränge Opfer darbringen; und da er erfahren, daß noch hie und da heimlich Christen in Armenien waren, welche sich weigerten, den Götzen Verehrung zu bezeigen: so erließ er den strengsten Befehl, diese auszukundschaften, und gefesselt an den Hof zur Bestrafung zu bringen, wobei er den Verräthern das Vermögen

der Ausgelieferten zusicherte. So wüthete Tiridates mit unbarmherziger Strenge gegen alle Bekenner des christlichen Glaubens, und zuletzt auch gegen gottesfürchtige Nonnen, welche aus dem römischen Reiche geflohen waren, und in Armenien Schutz und eine Ruhestätte zu finden geglaubt hatten. Da erreichte ihn die göttliche Strafe gleich Nebucadnezar. Wenige Tage, nachdem er diese frommen Jungfrauen auf die grausamste Weise hatte morden lassen, wollte er auf die Jagd fahren; unterwegs aber wurde er wahnsinnig, fiel aus dem Wagen, und rannte in den Wald, wo er einem Eber gleich unter den wilden Thieren lebte, an seinem Fleische nagte, und von den Kräutern des Feldes sich nährte. Dasselbe Schicksal traf auch gleichzeitig viele Große und Vertraute des Königs. Nur die sanftmüthige Schwester des Königs, die jungfräuliche Choswiducht, welche keinen Theil genommen hatte an den Verfolgungen der Christen, blieb verschont. Ihr erschien in der Nacht der Engel des Herrn, welcher ihr gebot nach Artaschat zu senden, und den dort in der Grube befindlichen Gregor wieder herauszunehmen, da dieser allein im Stande sei, das Land von dieser von Gott gesandten Plage zu befreien. Als sie dieß den folgenden Morgen erzählte, wurde sie verlacht; denn 13 Jahre waren vergangen, seit man Gregor in die Grube geworfen; und man wußte nicht, daß eine fromme Wittwe ihm täglich Brod und Wasser hinuntergelassen hatte. Aber die Erscheinung wiederholte sich in den folgenden Nächten mit Drohungen, bis ihr Verlangen erfüllt wurde. Man schickte nach Artaschat, fand wirklich zu Aller Erstaunen Gregor noch am Leben, zog ihn aus der Grube, und geleitete ihn freudig nach Valarschapat, der Residenz. Die Großen des Reichs, und nächst ihnen auch Tiridates mit denen, welche die gleiche göttliche Strafe betroffen, kamen ihm entgegen. Gregor, als er sie sah, fiel auf seine Knie, und betete um Heilung dieser Unglücklichen zu Gott. Alsbald wurden sie gesund, und Gregor ermahnte sie zur Buße, und verkündigte ihnen das Evangelium. Dann erbaute Gregor mit Hülfe des Königs und der Großen die Rundmauern von Edschmiazin an der Stelle, wo ihm Jesus im Traume erschienen war, so wie die Kapelle für die heiligen Jungfrauen, welche den Märtyrertod durch Tiridates erlitten hatten; und reiste darauf mit dem Könige und großem Gefolge durch das ganze Land, um alle heidnischen Altäre und Götzenbilder zu zerstören, die Tempel in christliche Kirchen zu verwandeln, und das Christenthum aller Orten

zu predigen. Nachdem dieß geschehen war, kehrten sie nach Valarschapat zurück. Hier ermahnte Gregor den König, einen geistlichen Oberhirten zu ernennen, welcher ihn und die Seinigen taufe, Priester einsetze, und diese wie die Kirchen überwache. Tiridates berief seine Vasallen an den Hof, welche mit dem König einmüthig Gregor als den Würdigsten für dieses Amt erkannten. Dieser jedoch, sich dessen unwürdig erachtend, lehnte den Antrag ab, bis er im Traume die Weisung erhielt, sich demselben nicht zu widersetzen. Alsbald wurde er mit großem Gefolge und einem Schreiben des Königs an Leontius, Erzbischof von Cäsarea geschickt, welcher sogleich eine Versammlung seiner Bischöfe veranlaßte, und Gregor zum Erzbischof von Armenien weihte. Zugleich gab er ihm zwei fromme Mönche sammt ihren Schülern mit, um durch diese auch das Mönchswesen in Armenien zu verbreiten. Dieß geschah im Jahre 302 n. Chr. G. Auf der Rückreise wählte Gregor fromme und bewährte griechische und syrische Geistliche für sein Vaterland aus, zerstörte die dem Wege nahe liegenden noch übrigen heidnischen Altäre und Götzenbilder, taufte viele Bewohner, und legte den Grund zu Kirchen und Klöstern; auch schrieb er noch vor seiner Ankunft an Leontius nach Cäsarea, und bat ihn, treue und in der heiligen Schrift bewanderte Priester zu ihm zu senden; „denn, fügte er hinzu, die Erndte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig." Der König kam ihm mit seiner Gemahlin und Schwester nebst großem Gefolge bis an die Ufer des Euphrat entgegen. Dort predigte ihnen Gregor nochmals täglich das Evangelium, und bereitete sie zu der Taufe vor, welche er einen Monat später an derselben Stelle ihnen ertheilte. Nach dieser wurden noch von ihm und den ihn begleitenden Priestern unzählige Hohe und Niedere, Begleiter und Solche, welche aus allen Gegenden herzuströmten, getauft, so daß die Zahl sämmtlicher Täuflinge von Agathangelos auf 4 Millionen angegeben wird. Nach Valarschapat zurückgekehrt legte er zuerst den Grund zu dem Bau der Kirche von Edschmiazin, wovon er nur die Rundmauern früher angelegt hatte, und machte dann in Begleitung des Königs eine Rundreise durch das ganze Land, um überall das Evangelium zu verkündigen, heidnische Tempel in Kirchen umzuwandeln, neue Kirchen und Klöster zu erbauen, Bischöfe, Priester und Diakonen einzusetzen, und Schulen anzulegen, in welchen die Söhne der heidnischen Priester und andere Knaben theils in syrischer, theils in griechischer Sprache unterrichtet wurden; die Fähigsten

unter diesen ließ er unter seiner speciellen Aufsicht erziehen, und Einige davon erwählte er später zu Bischöfen. Agathangelos versichert, daß Gregor außer zahllosen Priestern allein 400 Bischöfe eingesetzt habe. Zugleich gab er bestimmte Gesetze über die Einkünfte der Kirchen, wie der Geistlichen.

Nachdem Gregor die Bekehrung von ganz Armenien bis auf einige Grenzörter, deren gemischte Bewohner noch lange insgeheim dem Götzendienst huldigten, vollendet hatte, zog er sich in die Einsamkeit zurück, um in Klöstern theils, theils in Einöden sich ganz einem beschaulichen Leben zu ergeben, und zeigte sich nur von Zeit zu Zeit wieder, die neuen Christen durch Ermahnung und Lehre im Glauben zu stärken. Dieß betrübte den König sehr, welcher auch durch seine dringenden Bitten ihn nicht zur bleibenden Rückkehr in die Welt bewegen konnte. Da erfuhr er zu seiner großen Freude, daß noch zwei Söhne Gregor's am Leben seien, und sandte sogleich Einige seiner Edeln ab, diese aufzusuchen, und wo möglich nach Valarschapat zu bringen. Nur mit Widerstreben folgten sie den Abgesandten des Tiridates, welcher mit ihnen zu dem in einer Höhle wohnenden Gregor ging, und diesen überredete, den jüngeren Sohn Aristakes, der allein dem geistlichen und insbesondere dem Mönchsstand sich gewidmet hatte, zu seinem Stellvertreter zu wählen. Gregor that dieß, nachdem er sich von dessen Würdigkeit überzeugt hatte, in Valarschapat, und machte dann mit ihm eine Rund- und Visitationsreise nach den verschiedenen Provinzen des Reiches. In demselben Jahre noch 318 n. Chr. G. ging Tiridates in Begleitung Gregor's und seines Sohnes Aristakes nach Rom, um den ihm befreundeten und dem Christenthum sehr geneigten, wenn nicht schon christlichen Kaiser Constantin persönlich seine Huldigung darzubringen. Sie wurden von dem Kaiser, wie von dem römischen Bischof Sylvester auf das Ehrenvollste empfangen, und kehrten nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt nach Armenien zurück. Hier hatte Tiridates drei Jahre lang blutige Kämpfe mit den von den Persern aufgereizten Völkern des Nordens, denen sich auch einige bestochene armenische Vasallen angeschlossen hatten, und mit dem König der Perser zu bestehen, welcher seine Abwesenheit benutzt hatte, um Armenien wieder zu erobern. Er ging jedoch aus allen diesen Kriegen siegreich hervor, und erweiterte sogar noch seine Grenzen. Kurz darauf lud der Kaiser den König Tiridates zu der Kirchenversammlung in Nicäa ein, was dieser jedoch aus Furcht

vor neuen Ueberfällen ablehnte. Auch Gregor verweigerte sein Erscheinen aus Bescheidenheit und Demuth, und Beide beschlossen, Aristakes dahin zu senden. Als dieser von dem Concil zurückgekommen, hielt Gregor in Valarschapat eine Synode der Bischöfe, und nahm mit ihnen feierlich die Beschlüsse von Nicäa an. Dieß war der letzte öffentliche Act Gregor's. Von nun an lebte er gänzlich in der Einsamkeit, wo er noch einige Reden niederschrieb, und um das Jahr 331 n. Chr. G. starb. Hirten, welche seinen Leichnam fanden, begruben ihn, ohne zu wissen, wer er sei, und erst lange Jahre nach seinem Tode fand ein frommer Einsiedler, so erzählt die Sage, durch göttliche Offenbarung die Grabesstätte dieses Glaubenshelden. Seine Gebeine wurden in der Kathedrale von Valarschapat zuerst, und dann in der von Dwin bestattet; später aber kamen einzelne Reliquien davon nach Konstantinopel und andere nach Italien. J. H. Petermann in Berlin.

---

110. Christiana.

15. December.

Das Land Iberien liegt wohlgeborgen zwischen zwei großen Meeren und zwei großen Gebirgsketten: in der Richtung von Osten nach Westen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, nach beiden Seiten von Bergen gedeckt: in der Richtung von Norden nach Süden zwischen den kaukasischen und armenischen Bergen. Die Nachbarschaft könnte an die heidnischen Sagen erinnern, welche schon die Knaben in der Schule zu lernen anfangen, ohne in den tieferen Sinn einzudringen, an die Sage vom Prometheus und seiner Strafe im Kaukasus, an die Fabeln von Kolchis und Phasis, von dem goldnen Vließe und der Argo, von Jason und Medea. Iberien ist später unter dem Namen Georgien bekannter geworden: und jetzt bildet es die russische Provinz Grusien. Der Landstrich ist von der Natur reichlich ausgestattet. Getreide, Wein und Oel gedeihen in Fülle und in vorzüglicher Güte. Und wer hätte nicht von der Schönheit der Menschen in Georgien am Kaukasus, den südlichen Nachbarn der Tscherkessen, etwas gehört? Der Hauptstrom hieß sonst Cyrus, jetzt Kur. Die Hauptstadt ist jetzt Tiflis: in den ältesten Zeiten war die Hauptstadt Mtskhetha (Mezchita) genannt, in uralter Zeit von Mtskhethos erbaut. Aber

welche Veränderungen sind seit zwei Jahrtausenden über das Land ergangen! und wie ist es jetzt beschaffen? Seit 1807 befinden sich die sämmtlichen Archive des Landes mit allen historischen und wissenschaftlichen Schätzen in Petersburg. Damit scheint die Geschichte des alten Landes Iberien für jetzt abgeschlossen zu sein.

In eben diesem Lande Iberien finden wir am Anfange des vierten christlichen Jahrhunderts mitten unter dem heidnischen Volke eine christliche Magd, von welcher uns noch aus demselben Jahrhundert durch einen Fürsten dieses Landes, Namens Bacurius, wohlverbürgte Kunde zugekommen ist, aber nicht ihr Name: darum heißt sie Christiane d. h. Christin. Sie war entweder durch Kriegsgefangenschaft in die Iberische Sklaverei gerathen, oder durch ein anderes widriges Ereigniß zur Flucht gezwungen und auf dieser der Dienstbarkeit in der Fremde verfallen. Ohne Zweifel stammte sie aus dem benachbarten Lande Armenien, in welches schon seit dem zweiten Jahrhunderte die Botschaft von Christo wenigstens einigen Eingang gefunden und endlich auch den König des Landes gewonnen hatte. Aber in Iberien war es noch finstre Nacht, als die Jungfrau daselbst ankam, wie ein Licht an einem dunkeln Ort. Zunächst war es der schlichte Wandel im einfältigen Glauben, mit welchem sie zeugte, treu, nüchtern, züchtig, wie sie war: sie fastete, sie betete, sie blieb oft in der Stille, entfernt von dem Treiben der Menschen: das mußte befremden, der Abstand gegen das heidnische Leben trat auch ohne Wort hervor. Man fragte bald: woher kommt das? Ihre Antwort war: Nicht aus mir selber! Und nun zeugte sie auch durch das Wort von Christo, dem wahrhaftigen Gotte, wie einst Petrus. (Matth. 16, 16.) Die Heiden verwunderten sich, denn es war ihnen ein Neues: aber das war auch alles, weiter reichte der erste Eindruck nicht.

Später geschah es, so berichtet die Sage, daß ein todtkrankes Kind nach der Sitte des Volkes von der Mutter überall herumgetragen wurde, ob etwa Jemand ein Heilmittel gegen die Krankheit hätte. Die Mutter geht von Haus zu Haus; aber all' ihre Mühe war vergeblich gewesen. In der Angst und Sorge geht sie nun auch zu der christlichen Magd. Diese nimmt das Kind und setzt es auf ihre Decke und betet darüber zum Herrn. Da wird das Kind gesund unter Anrufung des Namens Jesu Christi. So giebt sie es der Mutter zurück.

Das Gerücht von dieser Heilung geht von Mund zu Mund:

es gelangt bald auch zu den Ohren der Königin, welche an schwerer und schmerzlicher Krankheit hart darnieder lag. Die Königin schickt nach der Jungfrau, aber diese scheut sich, nach dem Schlosse zu kommen: es dünkt ihr zu anmaaßlich und vermessen, und für das weibliche Geschlecht insbesondere nicht schicklich; sie war sich auch wirklich keiner eigenen Wunderkraft bewußt und wollte nicht damit sich selbst groß machen. Da läßt sich die kranke Königin in die Hütte der Magd tragen; und hier geschieht der hohen Patientin auf Anrufung des Herrn Jesus, wie dem kranken Kinde geschehen war: sie geneset alsbald. Die Magd aber verkündet, daß nicht sie, sondern Gott in Christo, welcher das Gebet in Christi Namen erhöre, der Kranken Gesundheit und frisches Leben wieder geschenkt habe. So kehrt die Königin erfreut und verwundert in ihren Palast zurück: sie eilt zum Könige; sie preiset Christum als ihren Arzt und Helfer; sie bittet ihren Gemahl, zum Dienste des wahren Gottes sich zu bekennen, und das Volk dazu anzuleiten. Der König freut sich des Wunders um der Gattin willen, aber er zögert, etwas weiteres zu thun: die Königin erinnert ihr Anliegen mehr als einmal, aber der König verschiebt die Ausführung stets auf eine gelegenere Zeit.

Endlich geschieht es, daß ihn auf einer Jagd mitten am Tage urplötzlich ein dicker Nebel wie die finsterste Nacht befällt. Er wird von seinem Gefolge getrennt, er kann nicht rückwärts, nicht vorwärts. In der Angst ruft er nach seinen Göttern, aber umsonst. Die Finsterniß wird immer drückender: er weiß nicht aus, noch ein. Da erinnert er sich des Herrn, der Gebete erhören kann, er ruft zu dem Gotte der Sklavin. Er betet zu Christo: wenn er wirklich Gott sei, wie die Sklavin seiner Gattin bezeuget habe, so möge er ihn aus dieser Finsterniß befreien; er gelobt zugleich auf ein solches Zeichen seinen unsichtbaren Erretter schuldigermaaßen anzubeten. Da wird plötzlich aus der Nacht wieder lichtheller Tag, wie vorher aus hellem Tage plötzlich Nacht geworden war.

Der gerettete König eilt jetzt zu seiner Gattin zurück, um nun sein Gelübde und ihre Bitte zugleich zu erfüllen. Die Magd wird herbeigerufen: sie erzählt alles, was sie weiß, von der Offenbarung Gottes in Christo, sie erzählt, wie sie festiglich glaubt, von dem Heiland der Welt, in dem allein Heil ist. Sie giebt auch Unterricht, so gut sie kann, über christlichen Gottesdienst und christliche Gebetesweise.

Von der Botschaft ergriffen, predigen nun der König und die Königin selbst; durch ihn werden viele Männer gläubig, durch sie viele Frauen: so wird ausdrücklich berichtet.

Auf den Rath der Magd wird auch der Bau einer christlichen Kirche beschlossen; die fremde Jungfrau beschreibt die Form des Baues so gut sie kann. Das Werk wird mit Eifer begonnen. Bald ist die Kirche vollendet und zum Gottesdienste zugerichtet.

Jetzt fehlte es nur noch an geweihten Priestern und an einem Bischofe. Auf den Rath der Jungfrau wurde deshalb eine Gesandtschaft an den Kaiser Constantin abgeordnet. Der Kaiser gewährt die Bitte, denn er freute sich über diese Kunde viel mehr, als er sich über irgend einen Zuwachs fremder Reiche zur Römischen Weltherrschaft hätte freuen können.

Ein alter armenischer Schriftsteller nennt die Jungfrau, um sie nicht ohne Namen zu lassen, Nunia; und den König nennt er Miranus. Nach ihm ist die Jungfrau eine der heiligen Frauen gewesen, deren Konvent durch ein widriges Ereigniß aufgelöset und zur Flucht genöthigt war, auf welcher Nunia nach der Hauptstadt Mezchita verschlagen ward.

Von dem weiteren Leben der merkwürdigen Jungfrau schweigen übrigens die Nachrichten gänzlich. Ihre Person tritt hinter der großen Angelegenheit, um die es sich handelt, mehr als in anderen Erzählungen gleicher Art zurück. Wie der Name, so bleibt auch das fernere Schicksal und das Ende der fremden Magd fremd und im Dunkel; es wird auch wohl dunkel bleiben, bis am Ende Alles wird offenbar werden.

Zunächst halten wir historisch daran fest, daß es eine geringe Frau war, welche zuerst für Iberien das Amt der Mission verwaltet hat. So waren es auch Frauen, welche zuerst herzutraten und gläubig wurden, erst eine Mutter mit ihrem kranken Kinde, dann die Königin des Landes selbst. Unter einer Königin, Namens Thamar, gelangte das Land auch später am Ende des zwölften Jahrhunderts zu seiner weitesten Ausdehnung vom schwarzen bis zum kaspischen Meere, und in politischer wie in kirchlicher Beziehung zu seiner höchsten Blüthe. Den Grund dazu hatte Niemand anders gelegt, als eine geringe Magd: ihrem Gedächtnisse ist im Römischen Heiligen-Kalender der 15. December gewidmet, statt ihres Namens wurde sie als die Magd oder die Christin eingezeichnet. Der 15. December gilt mithin als ihr himmlischer Geburtstag: er er-

innert wie jeder Kalendertag an den Tod, der auch uns nahe bevorsteht zu einem neuen Leben. Aber er kann uns zugleich, so oft er wiederkehrt, als ein Missionsfest dienen: er mahnt namentlich an die Mission, die auch den Frauen zu ihrem Theile befohlen ist; er mahnt an die innere und äußere Mission zumal, denn Christiane war in der Lage, daß sie mit einer auch die andere übte. In der Erzählung selbst berühren sich, wie in allen historischen Anfängen, Geschichte und Sage oder schriftliche und mündliche Ueberlieferung treuherzig und einfältig mit gleicher Wahrheit. Der Inhalt der Geschichte mahnt zugleich an das wunderbare Verhältniß des Menschen zu Gott durch Christum, wie es im Gebete gegeben und durch das Wort Gottes offenbaret ist, wie es in der Gebetserhörung sich selbst offenbart. So erkennen wir auch an diesen Thatsachen, wie Gott denen, die ihn anrufen, über alles ihr Bitten und Verstehen giebt, welches geschieht, indem ihnen zu dem Erbetenen dasjenige mitgegeben wird, ohne welches das menschliche Herz bei Befriedigung aller einzelnen ausgesprochenen Wünsche dennoch im tiefsten Grunde unbefriedigt bleibt. Die um leibliche Gesundheit bitten, erhalten Heilung und Erquickung für die Bedürfnisse der Seele zur Genesung. Die in der Nacht um das helle Tageslicht bitten, empfangen zugleich einen hellen Schein in's Herz, der in das ewige Leben reicht. Und wie das mangelhafte Gebet, so wird auch der mangelhafte Glaube mittelst des Gebetes ergänzt; denn auch die werden erhört, und mehr als erhört, die noch nicht glauben, so sie nur einfältig bitten, und den guten Willen haben zu glauben, wenn ihnen ein Zeichen wird durch Erhörung. — So schlicht und einfach die Sage ist, so führt sie doch in die Tiefen des Wunders überhaupt, in welchem sich jene Welt mit dieser berührt, durch welches die niedere Welt erinnert wird an die obere und an die Wirklichkeit der obern Welt mittelst lautpredigender Zeichen. Zugleich eröffnet uns die Geschichte, wie sie uns überliefert ist, einen Einblick in die unterschiedenen Wege und Weisen, in welchen sich die Liebe Gottes zu den einzelnen Menschen herabläßt: sie lehrt uns, wie die suchende Gnade, bald aus Leicht- und Weltsinn abgewiesen, bald in gemächlicher Sicherheit überhört, endlich doch den Sieg behält, dem Ueberwundenen zum Segen. So sehen wir auch, wie Menschenwitz und Menschenkraft erst gebrochen und alle Höhen eigener Hülfe abgetragen werden müssen, ehe die Kraft Gottes in dem Schwachen mächtig werden kann.

So ist nicht minder historisch gewiß, daß mit dem Christenthum auch hier wie überall sittliche Hebung und wissenschaftliche Regsamkeit begann: es erwuchs nun auch allmählig eine nicht unergiebige Literatur, erst kirchliche, dann weltliche und poetische. Und es hat sich das Christenthum unter den Iberiern, seit jenen Anfängen in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, wenn auch unter manchen Wandelungen und Verirrungen, in orientalischer Weise erhalten bis auf diesen Tag.

C. F. Göschel in Berlin †.

111. Die vierzig Märtyrer in Sebaste unter Kaiser Licinius.

10. März.

In einem siegreichen Kampfe für eine edle Sache pflegt der Eifer und die Aufopferungsfähigkeit immer größer zu werden, je mehr er sich der Entscheidung naht: es entsteht eine edle Leidenschaft, alle Hindernisse zu besiegen, eine Gewißheit des Erfolgs, die vor keiner Gefahr, keiner Aufopferung zurückschrickt. Ein solches Bild bieten uns die letzten Kämpfe des Christenthums um seine Existenz, und das heißt hier um seinen Sieg im römischen Reiche, dar, welche der Erhebung desselben zur Staatsreligion vorangingen. Je stärker das Gefühl sich dabei aufdringen mußte, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei und daß wenn dasselbe den Sieg davon trage, diese sich völlig umgestalten und einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müsse, um so mächtiger flammte in denen, welche mit den Gütern und dem Verderben der Welt nur sich und das Ihre vertheidigten, eine wilde Leidenschaft auf, welcher nach der rücksichtslosen Energie des römischen Wesens kein Mittel ihre Zwecke zu erreichen, zu furchtbar und unmenschlich war, die sich insbesondre bemühte ihre Opfer auch sittlich zu beflecken, oder doch wenigstens dieselben durch den Schein sittlichen Falles der Verachtung preis zu geben. Da aber eben durch die Reinheit und Kraft des Christenthums die Schändlichkeit dieses Trachtens recht ans Licht trat, kannte die Wuth der so Besiegten und Beschämten keine Gränzen. Auch selbst der Abfall einer nicht unbeträchtlichen Anzahl schwacher und unlauterer Glieder der Kirche mußte zu ihrer Verherrlichung dienen, indem dabei ihre innre Kraft, ihre lautere Rücksichtslosigkeit gegen die Abtrünnigen und ihre mütterliche Liebe gegen die reuig Zurückkehrenden nur um so heller ins Licht traten, — während sie von unwürdigen Gliedern, welche ihr in Zeiten des Glücks zugewachsen waren, gereinigt ward, erwuchsen

ihr aus dem Blute jedes Märtyrers Hunderte neuer Bekenner. Nichts konnte ihr heilsamer sein, als dieser Wechsel von Begünstigungen und Verfolgungen, welcher die Zeit dieser letzten Kämpfe charakterisirt, und veranlaßte, daß sie bald mehr an Zahl ihrer Bekenner wuchs, bald innerlich sich kräftigte und reinigte. Der innre Sieg des Christenthums war das Ergebniß der von dem gewaltigen Diocletian verhängten furchtbaren Verfolgung; er selbst war mitten in derselben gestorben; ebenso wenige Jahre später sein Schwiegersohn Galerius (311), welcher auf dem Sterbebette in Reue und Angst vor dem Tode seine Edikte gegen die Christen widerrief. Unwillig und nur zur Hälfte fügte sich sein Neffe Maximinus im Morgenlande dieser Maaßregel erneuter Toleranz, während im Abendlande des Römischen Reichs erst durch Constantius Chlorus († 306), dann durch seinen Sohn Constantinus das Schicksal der Christen immer ein günstigeres gewesen war.

Es konnte nun so scheinen, als hätten die Verfolgungen ein Ende erreicht; aber jeder Sieg der christlichen Sache steigerte nur die Leidenschaft ihrer Gegner, die den Christen noch immer an Zahl weit überlegen waren; überdieß hegten Maximinus, Maxentius und Constantins Schwager Licinius in ihren Herzen Feindschaft gegen die christliche Kirche, wenn sie dieselbe auch nicht offen hervortreten ließen und ihren Groll für eine gelegenere Zeit aufsparten. Diese schien gekommen zu sein, als zwischen Maxentius und Constantin offner Kampf ausbrach, der aber bald mit der Besiegung des ersteren endigte, durch welche die Christen von den Bedrückungen, unter denen sie kurze Zeit schwer gelitten hatten, wieder in etwas befreit wurden. Constantin gab nun gemeinschaftlich mit dem Licinius als dem Augustus des Abendlandes ein Gesetz, das die Freiheit aller Religionsübungen sichern sollte (312); aber nur die Furcht vor gemeinsamen Feinden hatte sie verbunden. So wie sie als Sieger allein übrig geblieben waren, veruneinigten sie sich und Licinius fing jetzt zum Theil aus Haß gegen Constantin, zum Theil aber auch aus Widrigkeit gegen die christliche Religion selbst an die Christen wieder zu verfolgen. Der Gegensatz zwischen Heiden und Christen hatte indessen durch jenen Wechsel von freiem Aufathmen und Bedrückung der letzteren und der mächtigen Ausbreitung der Kirche Christi in demselben eine solche Spannung und Heftigkeit erlangt, daß diese Verfolgung, wo sie wüthete, das Charakteristische hat, daß sie mit einer besonderen raffinirten

Bosheit ausgeführt wurde, obwohl Licinius selbst seine Theilnahme daran und seine Billigung derselben beharrlich in Abrede stellte. Erst die völlige Besiegung des Licinius in der Schlacht bei Adrianopel machte derselben jedoch dauernd ein Ende (323).

Freilich kam bei diesen Verfolgungen sehr viel auf Vorliebe oder Haß der einzelnen Statthalter an. Von einer durch einen der letzteren erregten recht grausamen Verfolgung zu Sebaste in Armenien, berichtet uns Basilius der Große, der eben in jener Gegend recht heimisch war, in freilich rednerisch aufgeregter, aber doch glaubwürdiger Darstellung. Den Hergang der Verfolgung erzählt Basilius so: Unter der römischen Besatzung an jenem Orte waren vierzig Officiere, die aus verschiedenen Gegenden herstammend doch offen sich zur Stadt Gottes, dem himmlischen Jerusalem, als ihrer wahren Heimath bekannten — in hohen äußern Ehren stehende, meist jugendlich kräftige Männer und doch ausgezeichnet durch Sittenreinheit. Als nun (vielleicht ums Jahr 320) ein Verbot erlassen ward sich zu Christo zu bekennen, erwiesen sich so Manche schwach; jene vierzig aber hielten mit unbesiegbarer Standhaftigkeit an ihrem Bekenntniß fest, als ihnen der Statthalter erst einen kaiserlichen Brief vorwies, dann sie bedrohte. Er suchte sie zuerst durch freundliche Zurede umzustimmen: sie möchten doch nicht ihre Jugend hinopfern und sich in einen unzeitigen Tod stürzen, und noch dazu nicht einen Heldentod, sondern den Tod der Verbrecher. Da sie jedoch unerschütterlich fest blieben, drohte er ihnen mit Schlägen, verschiednen Todesarten, den unerträglichsten Strafen. Da sie erklären, ihrem himmlischen Könige treu bleiben zu wollen, nicht Rad, nicht Kreuz, nicht Flammen, nicht Martern aller Art zu scheuen; meint der zur Wuth gestachelte Barbar eine ganz neue Todesart für jene Bekenner ausdenken zu müssen. Er benutzt die Nachtkälte in jener Gegend zur Winterzeit und befiehlt sie, als gerade heftiger Nordwind weht, entkleidet unter freiem Himmel dem gewissen Tode auszusetzen, und zwar in der Stadt oder vielmehr in einem Sumpfe unmittelbar neben derselben. Das mußte ein furchtbar qualvoller Tod sein, da das Blut erst in den äußersten Theilen erstarrt, dann die Zähne klappern, die Adern, alle Glieder zusammengezogen werden, während der scharfe Frost wie in das innerste Mark eindringt. Die Wärme aus den Extremitäten vertrieben, die dadurch absterben, erregt im Innern wie einen Brand. So standen sie auf jenem hart gefrorenen Sumpfe

da mit dem Troste, der Herr sei auch entblößt, sei zu Tode gemartert wie sie, ja durch sie, da ihm von Soldaten Solches widerfahren: der Wintersturm sei herbe, das Paradies süß; was sei Eine Nacht gegen die Ewigkeit!? „Zu Vierzigen haben wir den Kampfplatz betreten, mögen wir alle vierzig gekrönt werden! Möge nicht Einer von uns fehlen!“ Das war ihr Gebet.

Der Statthalter hatte ihnen aber Flucht und Verleugnung leicht gemacht: es war ihnen nämlich versprochen worden, wenn sie entfliehen wollten, warte ihrer in der benachbarten Ringschule ein warmes Bad und andre Erquickung. Alle aber blieben standhaft, durch die himmlischen Mächte gestärkt, außer einem Einzigen. Dieser aber hatte keinen Gewinn von seiner Flucht; denn kaum hatte das warme Wasser seine erstarrten Glieder aufgethaut, so starb er. Als aber der bestellte Henker seinen Tod sah, ward er so mächtig dadurch ergriffen, daß er seine Kleider auch abwarf und sich selbst jenen Nackten zugesellte mit dem Rufe: ich bin ein Christ! — So ward wunderbar das Gebet der frommen Streiter Christi erhört, denen diese Begebenheit zu großem Troste über den Abfall ihres Kameraden gereichte, und wie sie im Anfange vierzig gewesen, gingen ihrer vierzig in den Tod, — Alle als Christen, da der Hinzugekommene zwar die Wassertaufe nicht empfangen hatte, aber mit der Bluttaufe Christo geweiht war.

Beim Tagesanbruch wurden sie, noch athmend, dem Feuer übergeben und ihre Asche in den Fluß gestreut, damit ihr Heldenkampf durch die ganze Natur hin verbreitet würde, da sie auf der Erde gerungen, in der Luft ausgeharrt, dem Feuer übergeben worden und das Wasser sie zuletzt aufnahm (Psalm 66, 11. 12).

Noch wird erzählt, daß die Mutter des Einen von jenen Märtyrern, da sie ihren Sohn, während die Andern schon von der Kälte halb todt waren, wegen der besondern Kraft und Ausdauer seines Körpers, noch athmend fand, und da die Henkersknechte ihn als einen der seinen Sinn noch ändern könne, zurücklassen wollten, ihn mit eigenen Händen ergriffen und auf den Wagen gelegt habe, auf welchem die übrigen mit einander zum Scheiterhaufen hingefahren wurden — eine ächte Märtyrersmutter! Denn sie vergoß keine unedle Thräne, sprach nichts Niedriges und des Augenblicks Unwürdiges, sondern: „O Sohn! vollende mit deinen Kameraden den guten Weg, daß du in dem Reigen nicht fehlest und dem Herrn

nicht geringer erscheinst, als sie!" Wahrlich ein edler Sproß aus einer edlen Wurzel!

Gewiß sind an vielen Orten (von Amasea wissen wir es) ähnliche Beispiele christlichen Zeugenmuthes vorgekommen, von denen uns keine Kunde geblieben, wie auch hier kein Name genannt ist; einst wird aber jeder derselben hell strahlen wie ein Stern in himmlischer Klarheit. Dann, wenn erfüllt werden wird die Verheißung der Offenbarung (7, 14—17): „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhl Gottes, und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel. Und der auf dem Stuhl sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern noch dursten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze. Denn das Lamm mitten im Stuhle wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen." Der Kirchengeschichtschreiber Sozomenus erzählt, er sei selbst bei der Feier der Wiederauffindung der Reliquien jener 40 Märtyrer gegenwärtig gewesen; sie wurden später hochgeehrt. L. Pelt in Kemnitz in Pommern †.

---

112. Juventin und Maximin,

Märtyrer unter Kaiser Julian dem Abtrünnigen.

29. Januar.[1])

Eines Tages saßen zu Antiochien zwei Kriegshauptleute des römischen Kaisers Julian — Juventin und Maximin waren ihre Namen — bei Tische zusammen und sprachen laut über die gegen die Bekenner des christlichen Glaubens geübten Verfolgungen und die Entweihung heiliger Orte und Gebräuche, deren einzelne Züge sie in ihrer Nähe beobachten konnten; sie drückten mit kriegerischem Freimuth ihren Abscheu über die barbarischen Maaßregeln aus und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie dem Anblicke dieser Entheiligung göttlicher Dinge den Tod vorzögen. Der Kaiser scheute es jederzeit sehr, die Christen zum Zeugentode für ihren Glauben zu drängen, weil ihm in seinem Innern die darin ver-

---

[1]) Die Namen sind vom 25. Jan., dem Tage Pauli Bekehr., verlegt.

borgene gewaltige Macht evangelischen Lebens erkennbar war; er wählte daher auch dieß Mal Vermittler, um wo möglich durch große Verheißungen sie zur Abschwörung der Wahrheit zu verführen, aber er vermochte nicht ihre Standhaftigkeit auch nur auf Augenblicke zu erschüttern. Da forderte er sie vor seinen Richterstuhl und verlangte, daß sie den Göttern opfern sollten; als sie sich aber auch dessen weigerten, ließ er sie auf eine gräßliche Weise geißeln, zog ihre Güter ein und befahl sie in dem Dunkel des Gefängnisses zu enthaupten, was am 25. Januar 363 an ihnen vollzogen ward. Er gebrauchte dafür den Vorwand, daß sie die dem Kaiser schuldige Ehrfurcht aus den Augen gesetzt hätten; durch die Verborgenheit der Ausführung glaubte er der Wirkung des Märtyrertodes vorzubeugen. — Nach des Kaisers Tode erhob sich auf ihrem Grabe ein prächtiges Denkmal; der Kirchenlehrer Chrysostomus aber spendet ihnen das Lob: Sie sind wie Säulen, welche die Kirche Gottes tragen, wie Thüren, welche sie schützen, wie Felsen, an denen sich die aufschäumenden Wogen brechen. Gleichwie Soldaten ihrem Kriegsherrn die in der Schlacht empfangenen Wunden zeigen, so erhalten auch diese Heiligen, indem sie demüthig die Leiden aufweisen, die sie für Jesum erduldet haben, Alles, warum sie bitten, von ihrem himmlischen Könige.

Aber dieß war nicht ein vereinzelter Vorgang aus der Regierungsgeschichte des Kaisers, sondern sie erscheinen vielmehr als Beispiele und Repräsentanten vieler, denn jener Jüngling Theodorus, der so standhaft die Folter erlitt, weil er beim Festgesange zur Begleitung der ausgegrabenen Gebeine des Bischofs Babylas sich betheiligt hatte und von welchem in dessen Leben (S. 617) Näheres erzählt ist; ferner Theodoretus, Bonosus und Maximilianus zu Antiochien, Kyrillos zu Heliopolis, Eusebius, Nestabius und Zeno zu Gaza, Eupsychios zu Cäsarea, der Presbyter Basilios zu Ankyra, Theodulos und Tatianus zu Mero und viele Andere mehr besiegelten durch ihr Leiden oder ihr Sterben die Wahrheit des christlichen Glaubens. Vor schlimmem Ausgange bewahrt wurde der Bischof Marcus von Arethusa am Libanon, der einst dem Kaiser in seiner Kindheit das Leben gerettet hatte. Dieser hatte sich durch Zerstörung heidnischer Tempel beim Volke verhaßt gemacht und mußte unter den Mißhandlungen desselben entsetzlich leiden. Aber er duldete ohne einen Seufzer, ja in freudiger Märtyrerglut, alle Qualen, welche der wüthende Haufe ihm anthat: er wurde in den

Straßen umhergeschleift, durch die Kloaken gezogen, mit Federmessern zerstochen und endlich hoch in einem Korbe mit Honig überschmiert der Sonne und den Insecten preisgegeben, bis Julian ihn „aus höheren Gründen“ davon befreite.

Dieß Alles waren mächtige und lehrreiche Zeugnisse aus dem Leben und Streben des Kaisers Julian des Abtrünnigen, dessen vollständiges Bild uns ein Verständniß eröffnen kann von jenem merkwürdigen Uebergange aus der heidnischen in die christliche Zeit, welcher nicht ohne die furchtbarsten Kämpfe und innerlichsten Zuckungen erfolgen konnte. Keiner aber hat so bewußt und so consequent das alte Heidenthum gegen das siegreich eindringende Christenthum festgehalten, die evangelische Wahrheit in aller ihrer Kraft mit solcher innerlichen Wuth gehaßt und bekämpft, und dennoch zuletzt mit verbissenem Ingrimm dem Sieger sich beugen müssen, wie Kaiser Julian. Seine kurze Regierungszeit ist das lebendigste Bild von der Ohnmacht eines dem Untergange rettungslos verfallenen, von einer neuen, höheren Macht besiegten geschichtlichen Zustandes.

Julian, der Sohn des Julius, eines Bruders Constantins des Großen, geboren 331 nach Chr., war von Natur mit den reichsten Gaben ausgestattet, aber unter schweren Erfahrungen, gedrückten Verhältnissen und verkehrten Einflüssen erzogen worden. Er war nach dem Urtheile seines Waffengenossen Ammianus Marcellinus, des uns erhaltenen römischen Geschichtsschreibers, jenen heroischen Geistern beizuzählen, die bei ursprünglicher Frische und Tapferkeit zu etwas Höherem bestimmt sind; auch aus ihm hätte zu anderer Zeit ein Achill oder Alexander werden können, nun aber brachte ihn Erziehung und Lebensführung dahin, eine Idee seines Kopfes ohne Wahrheit und Leben durchführen und dem fortströmenden Laufe der Geschichte, mit krampfhaften Zuckungen in die Speichen der rollenden Räder greifend, eine fruchtlose Bewegung entgegensetzen zu wollen; vielfach mißhandelt, in sich selbst zurückgedrängt wurde statt eines Helden ein Rhetor aus ihm. In seinem sechsten Jahre erlebte er den Aufstand der kaiserlichen Truppen und das Blutbad in seiner Familie, und behielt einen unauslöschlichen Eindruck davon. Seine Erzieher waren nicht geeignet, die bildsame Seele des Knaben mit den rechten Eindrücken zu erfüllen. Seine ersten Lehrer waren der Kämmerer Eutherius, freilich mehr Staatsmann und Höfling als Geistlicher, der ihn in das arianische Chri-

stenthum, und der Eunuch Mardonius, der ihn in die alten Classiker einführte. Aber bald wurde der religiöse Mechanismus die Form, womit der freie Schwung seines Geistes gehemmt werden sollte, selbst seine Spiele sollten Andachtsübungen sein oder wenigstens eine derartige Farbe an sich tragen. Zum Fasten, Wachen und Beten, zum Besuche auf den Gräbern der Märtyrer, zur Freigebigkeit an die Kirchen, zum Dienste des öffentlichen Vorlesens in denselben wurde er angehalten. Und dabei entfernte man ihn geflissentlich von Allem, was mit dem Heidenthume zusammenhing, weil seine Verbindung mit der heidnischen Parthei gefährlich werden konnte. So mußte er mit wachsender Abneigung gegen das erfüllt werden, wofür er gerade systematisch gewonnen werden sollte: hatte er doch seine theuersten Verwandten von Seiten derer verloren, die großen Eifer für das Christenthum zur Schau trugen! Nicht wenig trugen hierzu auch die Anfeindungen bei, die die christlichen Bekenntnisse gegen einander übten, und die Gewaltsamkeit, mit welcher die christlichen Kaiser den hellenischen Cultus zu unterdrücken strebten. Auch erhielt die Leidenschaft, wovon sein Inneres glühte und sein umherschweifendes, oft wild blickendes Auge so vielfach Zeuge war, keine behutsame Lenkung, um sie durch edle und hohe Gegenstände zu beschäftigen; so artete denn seine Anlage zu edlem Ehrgeiz in gemeine Gefallsucht, seine Festigkeit bei einmal gehegten Vorsätzen in rücksichtslosen Starrsinn aus. Die von Kindheit an heftig in ihm lodernde Liebe zum Besitz von Büchern wurde nicht in der rechten Weise und ohne Nebenabsichten befriedigt. Und als er endlich freier und selbständiger ward in der Wahl von Lehrern und Schriften, da schlug die Richtung, die man ihm künstlich aufzudringen gesucht hatte, nur noch um so mehr nach der entgegengesetzten Seite aus. Die Lehrer füllten seine Seele mit Bildern vergangener Herrlichkeit. Sie lasen den Homer und die übrigen großen Schriftsteller des Alterthums mit ihm, aber die allegorische Auslegung, die sie zum großen Theile dabei übten, flößte ihm mehr Begeisterung ein, als die Anderen ihm für die heilige Schrift beizubringen verstanden hatten; sie bewogen ihn auch, sich in die eleusinischen Mysterien einweihen zu lassen. Er mußte unter strenger Obhut christlicher Aufseher und Lehrer sechs Jahre lang (345 bis 351) auf der einsamen Burg Makella bei Cäsarea in Kappadocien leben, fast als Staatsgefangener mit seinem Bruder Gallus bewacht: dann kam er im März 351 zu wissenschaftlichen Studien nach Con-

stantinopel zurück, wo er einen heuchlerischen, nach jedem Winde gewandten Rhetor hörte. Und wenn auch Constantius, als er zum Kriege nach dem Abendlande zog, vielleicht abermals aus eifersüchtiger Furcht, ihn nach Nikomedien in Bithynien sandte, ihm aber untersagte, die Vorträge des heidnischen Sophisten Libanius zu hören, so reizte doch das Verbot nur um so mehr zur Lectüre seiner Schriften, und er kam hier recht eigentlich in Verbindung mit der heidnischen Parthei. Sein bereits verbildeter und nach dem Glänzenden haschender Geist wurde durch die mystisch-philosophische Betrachtungsweise mächtig angezogen. Seine heidnischen Lehrer sagten ihm: alle jene Herrlichkeit in Literatur und Kunst, Staat und Volksleben sei nur darum entschwunden, weil man die Religion der Väter verlassen habe. Bei der Richtung seines Sinnes auf das Aeußerliche konnte das, was vom Christenthum in ihm war, leicht in Heidenthum umschlagen und er in der Stille das schon werden, was seine Lehrer ihm als seinen Beruf vorspiegelten. Vollendet aber wurde diese seine innere Entwickelung, als die ihm feindselige Hofparthei bei der Ermordung seines ausschweifenden und verhaßten Bruders Gallus durch die Anschuldigung des Einverständnisses mit demselben ihn ins Gefängniß und in die Verbannung zu treiben wußte, in der er sich zuletzt Athen zum Aufenthalte wählen durfte. Und siehe, als er eben zum Cäsar erhoben (6. November 355), unmittelbar aus dem friedlichen Schatten der platonischen Akademie auf kaiserlichen Ruf zum Kriegsheere nach Gallien eilt, ruft bei seinem Einzuge in Vienna, während ihm Alles freudig entgegen jauchzt, eine blinde Alte bei Hörung seines Namens aus: Dieser ist's, der die Göttertempel herstellen wird.

Aeußerlich zwar bekannte er sich noch zum Christenthume, erschien in den christlichen Kirchen und machte den Gottesdienst in feierlicher Weise mit; er mußte auch den Verdacht des stets betrogenen Constantius auf das Aeußerste fürchten. Innerlich aber war er längst vom Christenthume abgefallen, und was etwa an diesem Bruche noch fehlte, — Priester, Hierophanten und Rhetoren vollendeten das Werk. Sobald er aber selbst die Regierung angetreten hatte (361), warf er die Maske ab, ließ die Tempel öffnen und zu Ehren der Götter die alten Opfer darbringen. In Athen, Eleusis und an anderen Orten ließ er die verfallenen oder zerstörten Tempel wieder herstellen. Während er alle Freiheiten des heidnischen Cultus wieder gestattete, entzog er den christlichen Städten

ihre Vorrechte, versagte den christlichen Klerikern ihre Ehren und Besoldungen und verbot den christlichen Rhetoren und Grammatikern, wenn sie nicht zu dem Göttercultus übergehen wollten, das Lehren der freien Künste. Die Würde eines römischen Oberpriesters (Pontifex Maximus) ließ er sich besonders angelegen sein, er erschöpfte sich in dem lächerlichen Wetteifer für zahlreiche Opfer, und suchte aus den neuplatonischen Ideen ein System mystischer Hierarchie zu entwickeln, das an die Spitze eines vollständig wieder hergestellten antiken Götterglaubens treten sollte.

Aber als eine gewaltige Macht stand ihm dennoch das Christenthum gegenüber; innerlich flößte es seinem verbitterten Gemüthe düstere Scheu und heilige Ehrfurcht ein. Er bewunderte in einem an den Erzpriester von Galatien geschriebenen Briefe an den Christen ihre Menschenliebe gegen die Fremden und Armen, ihre Fürsorge für die Todten und ihre „wenn auch gemachte" Heiligkeit des Lebens. Diese in seinen Augen werthvollen Seiten wünschte er ins Heidenthum zu verpflanzen. Das System der Wohlthätigkeit wollte er am eifrigsten angewendet wissen und ordnete dafür umfassende Maaßregeln an: Es ist schimpflich, sagte er, wenn von den Juden keiner bettelt, die götterfeindlichen Galiläer aber nicht nur die Ihrigen ernähren, sondern auch die Unsrigen, die wir hülflos lassen. Selbst die Sprache wollte er nachgeahmt, die Lehr- und Predigtweise sachgemäß herübergenommen und selbst einzelne Lehren aus der christlichen Kirche in den heidnischen Cultus verpflanzt wissen. Es erschien auf der Rednerbühne ein Priester, bekränzt und im Purpurmantel (denn auch die Pracht der Kleidung sollte Ehrfurcht gebieten), und trug mystische Auslegungen der alten Mythen vor. Dem Judenthume war er geneigter als dem Christenthume, nicht blos aus dem Bestreben, den Maaßregeln des früheren Regiments entgegen zu handeln, sondern auch, weil er darin einen sinnlichen Nationalcultus zu entdecken meinte, aus dem er eine Verwandtschaft zwischen dem Judenthume und Heidenthume nachweisen zu können glaubte. Nur war ihm auch hier, wie überall, der unduldsame und ausschließende Charakter verhaßt; er bewilligte darum auch allen Partheien der christlichen Kirche gleiche Freiheit, damit sie sich an einander innerlich aufreiben möchten, versprach ihre Streitigkeiten zu schlichten, um das Feuer derselben nur noch um so stärker anzufachen, und rief zum Beweise seiner Unpartheilichkeit alle unter der früheren Regierung

verbannten Bischöfe und Geistliche zurück. Grausamen und gewaltthätigen Maaßregeln gegen die Christen war er überhaupt, sowohl von Natur als aus Klugheit, abgeneigt; er sah die Christen als Verirrte, bisweilen als Kranke und Wahnsinnige an, die man auch wider Willen heilen müsse. Vor allen Dingen aber hütete er sich, durch Verfolgungen und Leiden, die über sie kämen, das Feuer ihrer anhänglichen Liebe zum Christenthume zu vergrößern. Lieber ging er versteckt und heimlich zu Werke und suchte durch scheinbar gewogene Maaßregeln demselben um so tiefer und nachhaltiger zu schaden. Auch war seine vorgebliche Duldsamkeit gegen alle Partheien nicht so unbeschränkt, daß er sich nicht für entschiedene Ausnahmen freie Hand behalten hätte. Das beweist sein Verfahren gegen den kraftvollen und glaubensmuthigen Bischof Athanasius. Als dieser in Folge der vom Kaiser gegebenen Erlaubniß schon seit acht Monaten wieder in die Verwaltung seines Amts eingetreten war, richtete Julian, um den Heiden, „dem gottesfürchtigen Volke,“ einen Dienst zu erweisen, während die aus Christen bestehende große Mehrzahl der Bevölkerung um ihren Bischof bat, plötzlich ein Schreiben an die Alexandriner voll schwerer Vorwürfe gegen den Athanasius und befahl unter schweren Drohungen, daß der Bischof die Stadt verlassen solle, denn „ein so schlauer, unruhiger Mann an der Spitze des Volks sei etwas Gefährliches.“ Der vielgeprüfte Bischof erwiderte seiner weinenden Gemeinde nichts anderes als die prophetischen Worte: „Seid getrost, es ist ein Wölkchen, das bald vorüberziehen wird.“

Das Beispiel des Kaisers, der unter dem Scheine der Milde sanft zu unterjochen wußte, wirkte in unheilvoller Art; die mancherlei Verlockungen zeigten sich in hohem Grade nachtheilig. Vor dem persischen Feldzuge hatte er schon durch Ueberredung und Geldspenden die Soldaten dahin zu bringen gesucht, daß sie den Göttern opferten; bei Bewilligung außerordentlicher Geschenke bewog er sie, Weihrauch auf einen neben seinem Throne errichteten Altar zu streuen. Sobald sie die tückische Absicht merkten, warfen sie ihm das Geld vor die Füße: nur ihre Hand habe geopfert, nicht ihre Seele, er aber möge sie jetzt hinrichten lassen. Aber auch ohne besondere Mittel fielen manche Gläubige wieder zu den heidnischen Altären ab, und es kam nicht selten und nicht ohne Schuld der Christen zu blutigen Kämpfen zwischen beiden Partheien. Wenn dann aber Untersuchungen gehalten wurden, ging

es nicht unpartheiisch her, ungeachtet der Kaiser verboten hatte, „die Galiläer" zu mißhandeln oder gar zu tödten. Als im J. 362 der Pöbel von Alexandria den Bischof Georgius nebst zwei Beamten auf eine frevelhafte Art gemißhandelt und zuletzt ermordet hatte, sprach zwar der Kaiser seinen vollen Abscheu aus und drohte bei Wiederholung ähnlicher Frevel mit der Todesstrafe. Als sie sich aber wirklich erneuerten, blieben sie völlig ungeahndet, und der Kaiser mußte selbst den Tadel seiner eigenen Beamten dafür hinnehmen. Ja, als einige Christen zur Nachtzeit in einen griechischen Tempel eingedrungen waren und im übertriebenen Eifer die Cultusbilder darin zerstört hatten, durfte der Archon ohne Scheu es wagen, weil sie den Frevel durch ein freiwilliges Opfer nicht sühnen wollten, sie lebendig verbrennen zu lassen.

Allmählich ging er in seinem unmittelbaren Eifer für die Herstellung des Heidenthums immer weiter. Er ließ seine Büsten mit heidnischen Götterbildern umgeben, um die Christen dadurch zu zwingen, daß sie entweder durch die Verehrung Götzendienst oder durch die Unterlassung Hochverrath treiben mußten. Er verbot den Christen, Schulen der Rhetorik und Grammatik zu halten und die alten Classiker auszulegen. Dagegen erlaubte er den christlichen Jünglingen gern, die Schulen der heidnischen Lehrer zu besuchen. Aber seine Maaßregeln hatten einen seiner Erwartung entgegengesetzten Erfolg. Fast alle Christen wollten lieber ihr Amt niederlegen als ihren Glauben verleugnen. Er nöthigte die Mönche und Kirchenbediente wieder zu Kriegsdiensten, und doch schloß er die Christen von allen Statthalterschaften und Befehlshaberstellen aus, angeblich weil den Christen der Gebrauch des Schwerts untersagt wäre. Mehrere Städte verloren wegen ihrer standhaften Treue im christlichen Bekenntnisse ihren Namen, ihre eigene Obrigkeit, ihr Bürgerrecht und die Selbständigkeit ihrer Rechtspflege. Kirchen wurden ihrer Gelder und Gefäße beraubt, weil ja „den Armen das Himmelreich" verheißen sei. Am verhaßtesten waren ihm diejenigen Bischöfe, welche selbst die griechische Literatur eifrig studirt hatten und diese nun für das Christenthum und gegen das Heidenthum gebrauchten, wie Basilius von Cäsarea und Gregor von Nazianz, mit denen er gleichzeitig in Athen wissenschaftliche Studien betrieben hatte. Wenn diese Bischöfe sich aber dann in ihrem leidenschaftlichen Unmuth so weit vergaßen, daß sie ihn öffentlich einen Abtrünnigen und Gottlosen nannten, rächte der Kaiser sich,

alle Würde und Ruhe vergessend, mit dem Ausdrucke gemeinen Spottes.

In manchen Zügen dieses Bildes ist schwer zu erkennen, ob er mehr die Seele oder das Werkzeug aller jener Bestrebungen war. Sein Eifer für das Heidenthum war so groß und so blind, daß er als ein durchaus ursprüngliches Feuer in ihm erscheint, und doch wußten die heidnischen Lehrer ihn mit geschickter Kunst in ihre Netze zu ziehen. So war es schon in seiner Vorbereitungszeit geschehen. Am meisten und rückhaltlosesten hatte er sich dem Maximus in Ephesus, der ihn durch seine Beredtsamkeit und Gaukelei zur Magik des Neuplatonismus führte, und dem Aedesius hingegeben, einem Greise, den sein langer weißer Bart, sein lebhafter Geist, das Feuer seiner Augen, die einschmeichelnde Lieblichkeit seiner beredten Stimme, so ehrwürdig machten, daß seine Reden für Orakelsprüche gehalten wurden. Andere hatten durch ihren mächtigen Einfluß ihn zu dem Entschlusse bewogen, sich in die eleusinischen Mysterien aufnehmen zu lassen. Nach langer Prüfung seiner Gesinnung und Einsicht wurde er in eine unterirdische Grotte geführt, wo man nach beendigten Gebeten ein fürchterliches Getöse hörte und viele feurige Erscheinungen sah. So ließ er sich denn einweihen in die Geheimnisse heidnischer Wissenschaft, und das zu einer Zeit, wo er stärker denn je öffentlich den Schein des Christenthums erheuchelte, sich eine Platte scheeren ließ und Mönch werden zu wollen vorgab. Als er aber erst offen mit seinen heidnischen Sympathieen hervorgetreten war, überbot er sich selbst im Eifer für den heidnischen Cultus. Kein Weg war zu steil und kein Wetter zu schlecht, das ihn an der thätigen Theilnahme an einem Opfer hätte behindern können; bei den heftigsten Regengüssen stand er am Altar unter freiem Himmel, während die Anderen unter dem Tempeldache Schutz suchten. Und eben so eifrig suchte er dem Christenthume in aller Weise zu schaden: er durchwachte lange Winternächte, um in eigenen Schriften die Gottheit Christi zu widerlegen, wenn er sich dabei auch nur der alten oft widerlegten Einwürfe bediente, und seine Schriften mehr von Witz und Scharfsinn als von tiefer Kenntniß und unbefangener Prüfung zeugten. Und es war natürlich, daß ein Mann von seinem ungebrochenen Selbstgefühl mehr ergriffen ward von dem phantastisch-speculativen Glanze des Neuplatonismus als von der Religion der Demuth und Selbstverleugnung.

Und was war der Erfolg dieses seines gewaltsamen und fanatischen Strebens, das unwiederbringlich Vergangene zurückzuführen? Nur jene bittere Verzweiflung, die ihn im Angesichte des Todes sprechen ließ: „So hast du am Ende doch gesiegt, Galiläer!" — Als er das pythische Orakel zu Delphi herstellen lassen will, muß er die Antwort vernehmen: der kunstvolle Wohnsitz sei in Staub versunken, der Gott habe keine Hütte mehr, keinen weissagenden Lorbeer, keine redende Quelle, denn erloschen sei das sprechende Wasser. Als er das jährliche Apollofest zum ersten Male wieder feiern lassen und selbst am Gottesdienste Theil nehmen will, siehe, da findet er weder Weihrauch noch Opferkuchen noch Opferthier, niemand bringt Oel für die Tempel-Lampe, niemand will das Geringste für den väterlichen Cultus hergeben, während, wie er selbst bitter hinzufügt, den Galiläern Alles dargebracht werde, um ihre Armen zu pflegen und zu nähren. Und die Erfolge selbst antworteten auf sein furchtbares Beginnen: sein eigenes Standbild, welches er an die Stelle eines alten Christusbildes setzen wollte, ward vom Blitze zerschmettert. Als er den Weissagungen zum Trotz den Tempel zu Jerusalem mit ungeheuren Kosten wieder aufbauen lassen wollte, drohten die aus dem Grunde aufsteigenden Feuer die Arbeiter zu verbrennen. Und als er seinen letzten Feldzug antritt, nach dessen Beendigung eine vollständige Herstellung des alten Cultus erfolgen sollte, fragt, zu früh seines Siegs gewiß, der Sophist Libanius einen christlichen Lehrer in Antiochien, was jetzt der Zimmermannssohn mache, und erhält zur Antwort: er arbeitet an einem Sarge, darin du deine Hoffnungen legen sollst.

So mußte denn sein Glaube an Vorbedeutungen und Ahnungen aller Art zu einem reinen Fatalismus werden, Visionen und Träume mußten seine aufgeregte Seele betäuben und irre leiten, er aber am Ende so dabei in seinem Gemüthe erstarren und verhärten, daß auch die drohendsten Schreckbilder ihn von dem einmal gefaßten Vorhaben nicht abbringen konnten. Es sollen selbst zahlreiche Menschenopfer gefallen sein, um aus deren Eingeweiden den Ausgang des bevorstehenden Perser-Krieges zu erforschen. Voll trüber Ahnungen zog er in denselben, gewarnt von seinen Freunden, aber überzeugt, daß kein Sterblicher seinem Geschicke entgehe, seinem Schwure getreu, das gesunkene römische Weltreich wieder aufzurichten. Während des Krieges erschien ihm in einsamer Nacht der Genius des Staats, das Füllhorn mit dem Haupte verhüllt,

düster durch die Vorhalle verschwindend. In der Schlacht aber traf ihn der Lanzenstoß eines unbekannten Reiters und er starb nach kaum zwanzigmonatlicher Herrschaft im 32sten Jahre seines Lebens. Das noch einmal durch seine Bemühungen wieder aufflackernde heidnische Alterthum fand in seinem Tode seinen heroischen Untergang: die Sterne der alten Welt waren erloschen.

Die christlichen Lehrer aber, an deren Spitze damals Gregor von Nazianz und Johannes Chrysostomus standen, erkannten aufs Neue und mit siegender Gewißheit, daß der Glaube allein unbezwingbar und kein äußerer Feind jemals der Kirche schädlich sei, daß sie unter den größten Verfolgungen am meisten gedeihe, daß ein erloschenes Leben durch gewaltsames Festhalten nur um so sicherer dem Tode entgegengeführt werde; daß aber die Christen die Mahnungen des göttlichen Strafgerichts darin nicht überhören dürften, sondern bei eingetretener Meeresstille des Sturmes gedenken, den Feinden ohne Haß und Bitterkeit begegnen und sie mit der Macht sanftmüthiger Liebe überwinden sollten.

Und erfüllet ward das Wort des Herrn beim Propheten Jesaias (2, 17 f.): daß sich bücken muß alle Höhe der Menschen, und demüthigen, was hohe Leute sind, und der Herr allein hoch sei zu der Zeit; und mit den Götzen wird es ganz aus sein.

Friedr. Lübker in Parchim, zuletzt in Flensburg †.

Kalendarium des ersten Bandes.

1. Das feste Kirchenjahr.

2. Das sonntägliche und bewegliche Kirchenjahr.

Offic’n der Verlagshandlung.